

**Die Inselprinzessin
oder
Die Doppelehe.**

**von
Emma Dorothy Eliza
Nevitte Southworth.**

Frankfurt am Main.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1859.

ERSTES KAPITEL. EINE GESTÖRTE HOCHZEIT.

Es war der erste Mai, der Hochzeitstag des Viscount Montessor auf Burg Montessor in Dorsetshire, und Estelle, der einzigen Tochter und Erbin des Sir Parke Morrelle von Hyde-Hall in Devonshire.

Ein herrlicher Morgen! Der wolkenlose blaue Himmel lächelte auf die grünen Berge und thauigen Thäler und dichten Wälder von Devon herab, und der Park um das Schloß war von Leben erfüllt und hallte von den fröhlichen Liedern der Vögel, und dem heiteren Lachen junger Männer und Mädchen wieder, die sich versammelt hatten, um ihren Maientag zu feiern und die Hochzeit der Tochter ihres Gutsherrn zu verherrlichen.

An beiden Enden der Ulmenallee, die sich von der Landstraße nach dem Hause hinzog, stand ein riesenhafter Triumphbogen von Blumen, und zahlreiche Wagen fuhren unter demselben hindurch, und diese enthielten nur die Brautjungfern und nächsten Freunde und Verwandten der Familie, denen ihre Stellung oder ihr Verhältniß das Recht gab, die Braut zur Kirche zu geleiten – denn es war noch eine viel zahlreichere Gesellschaft eingeladen worden, sie am Altare in der Kirche zu treffen. Die Dorfbewohner und Pächter, die unter dem Schatten der hohen alten Bäume versammelt waren, oder auf beiden Seiten der breiten Allee auf dem Rasen hin und her wandelten, beobachteten diese Equipagen, während sie vorbei rollten, und machten ihre Bemerkungen – wie gewöhnlich.

»Das ist der Wagen Sir William Welworth's – er ist der Onkel der Braut von mütterlicher Seite.«

»Wer weiß das nicht? – Still! O, meine Augen! Borge mir einen Sonnenschirm, Joe, sonst werde noch blind, wenn ich den Einspanner da ansehe! Wem gehört er? – Da Du doch einmal Jedermann kennst.«

»Das – das ist Lord Dazzleright's – der große Mann, der sich durch das Gesetz ein Vermögen erworben hat und in die Höhe gekommen ist – (aber doch nicht am Ende eines Stricks, wie es *Dir* eines Tages gehen wird, Bill, wenn Du Dich nicht von dem Wilde des Squire fern hältst) – sondern durch Studiren und Plaidiren und Benutzung seiner Talente, bis er zum Baron gemacht wurde – und die Leute sagen sogar, daß er noch auf den Woll-sack kommen werde,« antwortete der Wildhüter, als die glänzende Equipage des neuen Mitgliedes des Hauses der Pairs an ihnen vorüber schoß.

»Ja, aber was thut er hier?« fragte der Arbeiter Bill.

»Ei, weißt Du, er ist der Pathe der Braut und außerdem ein Junggeselle ohne Kinder, nämlich Söhne und Erben.«

»Da kommt Etwas wie eine Leichenbahre – o meine Sterne! wie feierlich! Wer kommt da zu einem Leichenbegängniß?«

»O, laß sehen – *das*! Ei, das ist der Wagen der alten Herzogin von Graveminster, der Großtante der Lady Morrelle. Sie wurde schon gestern im Schloß erwartet und muß durch irgend Etwas aufgehalten worden sein,« sagte Joe, als ein schwerer, düsterer, dunkelfarbiger Reisewagen polternd vorüber rollte.

»Welche Zeit ist es, Mr. Joe? Sie sind ein kluger Mann und können es uns sagen,« fragte ein junges Mädchen, das eine Gruppe von Altersgenossinnen verließ, und zu den beiden Männern kam.

»Welche Zeit, Liebe?« wiederholte der Wildhüter, und schaute mit zuversichtlicher Miene nach der Sonne hin- auf. »Nun, ich sollte meinen, es wär gerade drei Viertel auf Zehn!«

»O – Du meine Güte! und der Hochzeitszug wird nicht eher, als bis fast zwölf Uhr vorbeikommen! Da sollen wir nun noch zwei Stunden warten! Und ich möchte gar so gern bei der Maie sein.«

»Still, Herzchen, sieh! da kommt der Wagen Sr. Lord- schaft selbst, so gewiß Du das hübscheste Mädchen im Lande bist,« flüsterte der Wildhüter, als ein sehr einfa- cher, aber hübscher dunkelgrüner Reisewagen von ein paar muthigen Grauschimmeln gezogen die Allee nach dem Schlosse entlang rollte.

»Was für eine Lordschaft? Woran denken Sie, Mr. Jo- seph?« fragte das kleine Mädchen verdrießlich.

»Ei, *Seine* Lordschaft! Der *einzig*en Lordschaft, an die man jetzt denken darf, Liebe! Lord *Montressor's* Lord- schaft.«

»O, *das* ist unmöglich, Mr. Joseph! Wenn Sie auch Wildhüter sind, so sollen Sie doch jedenfalls mich nicht zum Besten haben. Lord Montressor! Gott behüte uns. Was soll *der* gerade um *diese* Stunde hier thun?«

»Vermuthlich zur Trauung kommen. Wenigstens ist er es.«

»Unsinn! Ich sage Ihnen, es kann nicht sein! Das würde ganz wider alle Regeln sein! Ich muß es es wohl wissen. Er muß alle seine Brautführer und *seine* Freunde und Verwandte in die Kirche bringen und *dort* auf Miß Morelle und ihre Freundinnen und – Verwandten warten! So gehört es sich.«

»Das weiß ich wohl!«

»Und das beweis't, daß es nicht Lord Montessor sein kann, der jetzt eben vorbei gefahren ist.«

»Aber ich weiß auch, daß er es doch ist! Kenne ich denn nicht die Grauschimmel und die carmoisinrothe Livrée Sr. Lordschaft, und seinen Wagen – einen liegenden Löwen und die Dame, die darauf sitzt? Jedenfalls ist er es, so gewiß wie Du das lieblichste Geschöpf von der Welt bist. Aber was fällt mir da ein – etwas ist nicht in der Ordnung? Es sieht aus, als ob irgend Etwas unregelmäßig wäre.«

»Unregelmäßig? Ich glaube es Ihnen! Wer hat jemals von etwas Derartigem gehört? Wenn es wirklich Lord Montessor ist!«

Es war Lord Montessor.

In der Frühe des nämlichen Morgens war ihm ein Billet von seiner Verlobten übergeben worden, worin sie ihn zu einer Zusammenkunft unter vier Augen nach dem Schlosse berief, ehe sie sich nach der Kirche begeben sollten. Se. Lordschaft gerieth in Erstaunen und wurde von unklarem Unbehagen erfüllt, leistete aber der Forderung ohne Zeitverlust Folge.

Und es war wirklich sein Wagen mit seinem Bedienten, der vorbei fuhr.

In dem abgelegenen ihrer reichmöblirten Zimmer im alten Schlosse saß die Braut auf einem weichgepolsterten Lehnstuhl im bräutlichen Schmuck.

Zu ihrer Rechten warf ein hoher Spiegel das Profil ihrer schönen Gestalt zurück.

Zu ihrer Linken wehte die Frühlingsluft durch die rosaseidenen Vorhänge des halb offenen Bogenfensters den Wohlgeruch duftiger Blumen, und die Klänge singender Vögel und unschuldiger Heiterkeit aus dem Park herein, und man erblickte dort den reinen blauen Himmel und das zarte grüne Laub des Frühlings.«

Sie war allein, da ihre Dienerinnen sich auf ihren Befehl entfernt hatten.

Estelle Morelle oder »*la belle Estelle*«, »die schöne Stella«, »der Stern der Nacht« – wie sie ihrer strahlenden, dunklen Schönheit wegen poetisch genannt wurde, stand jetzt in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre, und war lieblicher wie das Ideal irgend eines Dichters oder Künstlers. Ihre Gestalt war von Mittelgröße und sehr schlank, wenn auch graciös, voll; sie hatte einen zierlichen Kopf, von welchem üppige Massen kohlschwarzer, seidener Locken herabwogten, ein Gesicht von reiner, leicht gebräunter Farbe mit großen, traurigen, dunklen Augen, die für gewöhnlich von langen gesenkten Wimpern beschattet wurden, und ihre Lippen waren, wenn auch voll und gewölbt, doch fortwährend geschlossen, wie in stummer

Ergebung. Der vorherrschende Ausdruck ihres dunklen, strahlenden Gesichtes war eine tiefe Melancholie.

Die Verkündigung der bevorstehenden Heirath Miß Morelle's mit dem Viscount Montessor hatte in den vornehmen und feinen Kreisen eine tiefe Sensation hervorgebracht. Als unübertroffene Schönheit und einziges Kind und Erbin des ältesten, reichsten, stolzesten Barons im Westen von England hatte ihr Herz ebenso sehr einen Gegenstand des Strebens der Jungen und Feurigen, wie Ihre Hand und ihr Vermögen ein Ziel der Wünsche für die Habgierigen und Ehrgeizigen gebildet.

Estelle war in dem frühen Alter von sieben Jahren in eine der ausgezeichnetsten Erziehungsanstalten von Paris geschickt worden, die man damals wie noch jetzt für die allerbesten ihrer Art in der Welt hält, und man hatte sie dort bis zu ihrem sechszehnten Jahre verweilen lassen, wo die plötzliche unheilvolle Auflösung des Instituts und eine schwere Krankheit Ursache wurden, daß sie zurückkehrte. Diese Krankheit hatte auffallende Veränderungen in der Constitution und dem Temperament des jungen Mädchens hervorgebracht.

Estelle, früher das unbesorgteste, leichtherzigste, launenhafteste Kind, verließ ihr Krankenzimmer als ein nachdenkliches, stilles, melancholisches Wesen! Die lächelnden Lippen des Mädchens schlossen sich in ergebener Trauer, die blitzenden Augen verhüllten ihre Strahlen unter langen, dichten, jetzt selten erhobenen Wimpern, die silberne, elastische Stimme nahm einen tiefen

erschütternden Ton an, die ungehemmten, freudigen Bewegungen wurden abgemessen und gezwungen.

Sie trat nie in eine andere Schule, sondern vollendete ihre Erziehung zu Hause unter den besten Lehrern. Um das, was man für eine vorübergehende Melancholie hielt, zu verscheuchen, durchreisten ihre Eltern mit ihr Europa und hielten sich hierbei in allen größeren Städten auf, um ihr alles Interessante und Belehrende zu zeigen. Aber obgleich ihre Tochter ihre Aufmerksamkeit durch die lieblichste Dankbarkeit vergalt und ihnen mit der zar testen Gelehrigkeit gehorchte, zeigte sie doch kein Interesse an den flüchtigen Schauspielen, und obgleich überall ihre außerordentliche Schönheit und die Sanftmuth ihres Charakters ebenso wohl, wie ihr Vermögen und ihre Stellung Freunde und Bewunderer in hoher Zahl zu ihr führte, blieb Estelle doch in ihren abgeschlossenen Gedanken und Gefühlen allein. Sämmtliche ausgezeichnete Aerzte von Europa waren ihretwegen zu Rathe gezogen worden, und ihre Weisheit war zu der Entscheidung gekommen, daß diese Melancholie nicht die Wirkung einer schwankenden Gesundheit und noch weniger die eines geheimen Kammers, sondern vielmehr eine constitutionelle Phase sei, die vermuthlich mit der größeren Reife verschwinden würde.

Sie kehrten nach England zurück, stellten ihre Tochter bei Hofe vor, und lehrten ihr alle Genüsse des vornehmen Lebens kennen, aber ohne glückliche Wirkung auf den Geist Estelle's, die durch das Aufsehen, welches ihr Debut machte, durchaus nicht bewegt wurde. Ihre malerische

Schönheit war das Thema aller Zungen – ihr trauriger Blick bezaubernd – ihr tiefer Stimmton erschütternd, ihre Berührung magnetisch – Alle fühlten ihre Macht, aber doch blieb die, welche Alle bewegen konnte, unerschüttert. Diejenige, welche keine Eroberungen suchte, machte vielleicht aus diesem Grunde sehr viele. Ein Pair und zwei Gemeine legten ihr nacheinander ihr Vermögen zu Füßen, und wurden sämmtlich freundlich und fest abgewiesen.

Sie verbrachte ihre erste Saison in London, und am Schlusse derselben führten ihre Eltern nach dem Landsitze in Devonshire. Hier gab sie sich in ruhiger, anspruchsloser Weise Werken des Wohlthuns unter den Dorfbewohnern und der Pächterschaft hin. Und ihr Vater, der große Hoffnungen auf diese Beschäftigung setzte, ließ ihr volle Freiheit und freute sich, als er bemerkte, daß sie weniger gedankenvoll wie früher zu sein scheine.

Beim Beginn der Parlamentssitzung ging die Familie wieder nach London.

Und hier machte Estelle während ihrer zweiten Saison in der Stadt die Bekanntschaft Lord Montessor's, eines jungen Edelmannes, der erst vor kurzer Zeit zu seinem Titel und Vermögen gekommen, aber schon als Mann von der höchsten moralischen und geistigen Vortrefflichkeit, als ein redlicher, glücklicher Staatsmann und eine Person bekannt war, die im Fall eines Ministerwechsels höchst wahrscheinlich dazu berufen werden würde, in dem neuen Kabinet Sr. Majestät eine hohe Stelle einzunehmen. Abgesehen von dem Glanz des Ranges und

Reichthums und der Macht, war Charles Montessor ein herrliches Werk der Hand seines Schöpfers. Während er mehr wie die durchschnittliche Größe seiner Landsleute, breite Schultern, eine hohe Brust, einen edlen Kopf und ein Gesicht voll Klugheit und Güte hatte, verkündete sein Gesicht getreulich das warme Wohlwollen, den klaren Verstand und den reinen Geist des Mannes. Seine Gegenwart flößte Estelle bald ein Vertrauen ein, das sie für keinen Anderen, der sich ihr näherte, hatte fühlen können. Er trat ihr näher, wie es irgend einem Anderen gestattet worden war, überschritt den Zauberkreis ihrer Abgeschlossenheit und unterhielt sich mit ihr, wie es keinem Anderen zugestanden wurde. Die Welt sah ihnen zu und sagte: »Die schöne Stella hat endlich ihren Anbeter gefunden und ist besiegt.«

Als die Sache diesen Punkt erreicht hatte, verließ Sir Parke Morelle mit seiner Familie, da die Sitzungen des Parlaments ihr Ende erreicht hatten, London, und begab sich nach Hyde-Hall.

Lord Montessor bat um Erlaubniß, ihnen folgen zu dürfen, erhielt sie und machte in Zeit von weniger wie einem Monat Gebrauch davon.

So bot Lord Montessor, nachdem er die freudige Zustimmung ihrer Eltern erlangt hatte und sicher auf die Neigung ihrer Tochter rechnen zu können glaubte, der lieblichen Estelle Hand und Herz, und wurde zu seinem höchsten Erstaunen augenblicklich und fest zurückgewiesen! Während sie so seine Bewerbung zurückwies, weinte sie lange und bitterlich, bat ihn um Verzeihung,

daß das Glück, welches sie in seiner Gesellschaft gefunden und gezeigt, ihn dazu verleitet habe, diese Erklärung auszusprechen, und flehte ihn an, seinen Antrag nie zu wiederholen, sondern sie zu verlassen und zu vergessen. In dem Tone ihrer Weigerung lag Etwas, was seine frühere Ueberzeugung, daß sie – selbst indem sie ihn abwies – ihn doch liebe, bestätigte und bestärkte! Aber er wollte in seiner Ritterlichkeit aus diesem Wissen keinen Nutzen ziehen. Er ergriff ihre Hand und sagte mit ehrerbietiger Zärtlichkeit:

»Stella – ein Mann liebt in seinem ganzen Leben nur einmal ein Mädchen so, wie ich Sie liebe! Ich will nicht nach der Ursache der Zurückweisung fragen, zu welcher Sie jedenfalls ein Recht haben, ohne mir irgend einen Grund dafür zu nennen. Und nachdem ich diese Zurückweisung erfahren habe, darf ich Sie ehrenhafter Weise nicht durch eine Wiederholung meiner Bewerbung belästigen, aber so viel muß ich Ihnen bei der Trennung sagen, – daß ich, obgleich ich von hier fort gehe; nicht aus der Zahl ihrer Freunde scheide; ich werde nie ein anderes Mädchen lieben, und wenn Sie es daher im Laufe künftiger Wochen, oder Monate, oder Jahre, wie lange es auch dauern möge, für gut halten, die Entscheidung des heutigen Abends umzustößen, Stella, so flehe ich Sie an, zaudern Sie nicht, es mich wissen zu lassen! Schreiben Sie mir nur die zwei Worte: »Kommen Sie!« so kehre ich zurück, um Ihnen ein unverändertes Herz zu Füßen zu legen.«

Estelle weinte zu bitter, als daß sie hätte antworten können.

»Stella, wollen Sie versprechen, dies zu thun?«

»Lord Montessor! Bester und theuerster Freund! Binden Sie sich nicht an eine Person, die Ihnen nichts Dergleichen bieten Kann! Bemühen Sie sich, an das melancholische Mädchen, das Sie bemitleidet und geliebt haben, nur wie an einen Schatten zu denken, der auf einen Augenblick den Sonnenschein auf Ihrem Pfade getrübt hat, und dann auf immer verschwunden ist! – und vergessen Sie!«

»Stella! Ich habe mein Ehrenwort gegeben, diese Bewerbung nie zu wiederholen, wenn Sie das Urtheil, welches Sie darüber gefällt haben, nicht zu meinem Gunsten umstoßen, aber meine innige, unwandelbare Liebe zu Ihnen und meine unerschütterliche Hoffnung veranlassen mich, Sie, ehe ich Sie meide, anzuflehen, daß Sie im Fall einer günstigen Aenderung Ihrer Gefühle oder Absichten gegen mich, nicht zaudern, mir die Erlaubniß zur Rückkehr zu geben. Stella, wollen Sie mir dies versprechen?«

»Edelster Freund, den auf der Welt besitze! Wie gern würde ich es versprechen, aber ich darf es nicht, Montessor. Wenn ich dies thäte, so würden Sie sich für verpflichtet halten, die Veränderungen meiner Laune abzuwarten, und so könnte Ihnen um einer unglücklichen Liebe willen das Glück entgehen, welches Ihnen die Liebe eines edleren Mädchens vielleicht bieten würde.«

»Stella, wollen Sie die schönen traurigen Augen auf einen Augenblick zu den meinigen erheben, damit Sie

meine Seele durchschauen können, während ich spreche?«

Estelle erhob die dunklen Sterne zu den klaren, reinen, blauen Augen, die sich mit so viel Liebe und Offenheit auf die ihrigen richteten, und erkannte die tiefe, unwandelbare Aufrichtigkeit und Beständigkeit seiner Seele, als er sagte:

»Stella, in der Gegenwart des Gottes, der die Herzen durchschaut und mich sieht und hört, betheuere ich Ihnen, daß ich nie ein anderes Mädchen lieben werde, wie ich Sie liebe, und daher natürlicher Weise nie eine Andere heirathen kann, so daß ich eben so fest und auf ewig gebunden bin, gleichviel, ob Sie mir die geringste Hoffnung machen, oder nicht! Wollen Sie mir jetzt das Versprechen geben, Stella? Beachten Sie es wohl, ich wünsche nur von einer möglichen Veränderung in Ihren Gefühlen benachrichtigt zu werden.«

Das Licht einer unaussprechlichen Liebe und des Entzückens strahlte auf einen Augenblick von ihrem schönen, dunklen Gesichte, und ihre lächelnden Lippen trennten sich, um zu sprechen – als sie – wie wenn ihr Herz von einer plötzlichen, warnenden Erinnerung erfüllt worden wäre – einen durchdringenden Schrei ausstieß, noch tiefer erbleichte und dann sagte:

»Nein! nein! Mylord! Stella kann Ihnen selbst nicht so viel geben! Sie ist an Gaben für Sie ärmer, wie die Aermste! Sie kann nur beten, daß Sie sie vergessen und glücklich sein mögen.«

Er sah im höchsten Grade enttäuscht und beunruhigt aus. Aber er überwand seine Niedergeschlagenheit bald und sagte hoffnungsvoll:

»Nun, Stella, obgleich Sie mich ohne anscheinende Gründe zurückweisen und sich weigern, mir das geringfügigste Versprechen oder die leiseste Hoffnung zu geben, wiederhole ich es doch – sollten Sie in ferner Zukunft einst Ihre Ansicht ändern und mir nur die zwei Worte: »Kommen Sie!« schreiben, so werde ich mich beeilen, Ihnen ein unverändertes Herz zu Füßen zu legen. – Leben Sie wohl – Gott schütze Sie!« Dann ergriff er ihre Hand, drückte sie an die Lippen und verließ das Zimmer.

Wenige Minuten später fand Lady Morelle, die kam, um ihrer Tochter zu Dem, was sie für die einzig mögliche Folge des Gespräches hielt, Glück zu wünschen, Estelle ohnmächtig auf der Erde. Dann folgte eine lange, furchtbare Krankheit, die in eine Mattigkeit der Wiedergenesung überging, weiche sich unendlich weit hinauszog. Die Saison stand vor der Thüre, ehe Estelle wieder in Gesellschaft gehen konnte.

Sie reis'ten nach London und der Stern der Schönheit ging wieder für dessen Welt auf. Und obgleich sich die Wolke mit jedem Tage düsterer und schwerer auf ihr Leben herabsenkte – obgleich sie immer zurückhaltender und einsamer wurde, ward ihr doch ein noch größeres Maaß von Schmeicheleien und Bewerbungen, wie vorher, zu Theil.

So waren drei Jahre verflossen, als eines Morgens, während die Familie, die ihr Haus am Berkeley-Square

bewohnte, bei einem späten Frühstück saß, und Sir Parke damit beschäftigt war, aus der Times einen Bericht über die Strandung des französischen Schiffe »*Le Duc d'Anjou*« vorzulesen, das an der Küste von Algier Schiffbruch gelitten hatte, Estelle einen leisen Schrei ausstieß und ohnmächtig von ihrem Stuhle sank.

Auf diesen Anfall folgte nicht, wie auf den ersten, eine Krankheit; im Gegentheil, die Last schien von ihrem Haupte genommen zu sein, und selbst Diejenigen, welche ihr Gesicht im Schatten bewundert hatten, geriethen in Entzücken, als sie sahen, wie strahlend ihre Schönheit in dessen Sonnenschein war! Ihre Stimmung und ihre Gesundheit besserten sich mit jedem Tage, ja, Estelle setzte inmitten dieser strömenden Fluth des neuen Lebens ihre Freundinnen dadurch in das größte Erstaunen, daß sie sich plötzlich während der Glanzperiode der Londoner Saison auf den Landsitz ihres Vaters zurückzog, wo sie achtzehn Monate lang in strenger Zurückgezogenheit von der Welt lebte.

Nach Verlauf dieser Zeit saß Lord Montessor, der England nie verlassen, oder seine geliebte Stella aus den Augen verloren hatte, und in seinem Schlosse in Doraets-hire wohnte, eines Tages beim Frühstück, als die erste Post hereingebracht wurde. Unter einigen zwanzig Briefen wurde seine Aufmerksamkeit zuerst durch ein zierliches weißes Couvert auf sich gezogen, dessen Adresse von einer hübschen Hand geschrieben war. Er ergriff es zuerst und erbrach es – es enthielt nur die – zwei Worte: »*Kommen Sie!*«

Das Licht eines unbeschreiblichen Entzückens strahlte aus seinem Gesichte! O! Er hatte Jahre lang geduldig und hoffnungsvoll auf diese Worte gewartet, und jetzt waren sie endlich gekommen! Vor allen Dingen dankte er dem Himmel, dann schob er alle übrigen Briefe uneröffnet von sich, klingelte seinem Bedienten und befahl, seinen Koffer zu packen und die Pferde anzuspannen.

Nach Verlauf von zehn Minuten hatte er den Bahnhof erreicht, als der Zug eben abfahren wollte, und drei Stunden später stand er in Hyde-Hall vor Estelle, die so schön und glücklich aussah!

Er ließ sich mit dem alten ritterlichen Enthusiasmus der Hingebung auf das Knie nieder, führte ihre Hand an die Lippen und sagte:

»Ich habe vier Jahre lang auf ein Wort von Ihnen, Geliebte, gehofft und gewartet, und endlich haben Sie geschrieben: »Kommen Sie!« und ich liege Ihnen zu Füßen, und, wie ich gesagt habe, mit unverändertem Herzen.«

»Aber ich,« antwortete sie tief erröthend, indem sie beide Hände ausstreckte, um ihn aufzuheben, »ich, Mylord, habe kein unverändertes Herz mehr! Mehr wie vier Jahre lang habe ich Sie geliebt, wie es die Zunge eines Mädchens sagen kann – und nie mehr, wie in der Stunde, wo wir uns Lebewohl sagten, – wie ich glaubte, auf immer!«

»Ich weiß es, Geliebte! Ich wußte es damals! habe es *immer* gewußt! Ich habe nie daran gezweifelt! Konnte ich mich in dem theuren Herzen des Mädchens, das ich liebte, täuschen? Nein! Und das ist das Geheimniß meiner

Geduld!« antwortete er, indem er neben ihr auf dem Sopha Platz nahm.

»Und doch haben Sie nie gefragt und fragen selbst jetzt nicht, warum ich Sie ohne Erklärung und ohne Hoffnung von mir fortschickte, und warum Sie jetzt ohne den Schein eines Grundes wieder zurück rief!« sagte sie, und ein Schatten der alten Trauer fiel wieder auf ihr schönes Gesicht.

»Ihre Gründe, Theuerste, waren und sind Ihr Eigenthum. Erst, wenn Sie sich freiwillig dazu getrieben fühlen, sollen Sie mir dieselben mittheilen! Ich setze das vollste Vertrauen auf Sie, schöne Stella!«

»Vertrauen! O, mein Gott!« rief sie in leisem, tief ergreifendem Tone.

»Ei, was giebt es, Theuerste?«

Sie blickte schnell empor ein Lächeln anbetender Liebe strahlte wie Sonnenschein über ihr dunkles Gesicht und sie sagte:

»Nichts, Nichts, Mylord, außer, daß alle Ihre Gedanken und Gefühle so hoch über Ihrer armen Estelle stehen! Und doch würde sie es so fast wählen! denn wenn sie ein Engel sein könnte, so würde sie sich Sie als noch etwas weit Höheres wünschen – als einen Gott!«

»Liebliche Enthusiastin! Mäßigen Sie Ihr Verlangen, sonst werden Sie sich durch die Welt und ihre Bewohner enttäuscht sehen! Werden Sie nicht zur Götzendienerin; beten Sie nur Gott an, meine Stella!«

Dies war ihr Zusammentreffen.

Aber zuweilen zog während ihres Gespräches plötzlich ein Schatten, nie Die Wiederkehr eines peinlichen Gedankens, über ihr schönes Gesicht, und verschwand dann wieder, wie er gekommen war.

Sie feierten ihre Verlobung, und wenige Tage darauf wurde verkündet, daß die Trauung am ersten Mai stattfinden solle.

Aber die nächsten Freundinnen der Braut bemerkten, daß ihre Stimmung von dem Tage ihrer Verlobung an den seltsamsten Schwankungen ausgesetzt zu sein schien. Zuweilen bewegte sie sich, während ihr schönes dunkles Gesicht von einer tiefen, stillen, fast religiösen Freude erleuchtet wurde, so zu sagen auf beschwingten Füßen umher, und dann wieder saß sie in seliger Verzückung sinnend und ruhig da. Zuweilen versank sie in tiefe Düsterei und Besorgniß, die für Freunde eben so unerklärlich, wie beunruhigend waren, da sie fürchteten, daß sie wieder von der tiefen Melancholie befallen werden könne, die sie so lange beherrscht hatte, und welche sie als eine ernstliche constitutionelle Krankheit fürchteten. Aber sie hofften Alles von ihrer bevorstehenden Verbindung mit dem Manne ihrer Liebe. Lord Montessor beobachtete mit der tiefsten Theilnahme die wechselnde Stimmung seiner Verlobten, enthielt sich aber vermöge der Hoherzigkeit, die ihn auszeichnete, jeder Frage und erwartete ihre freiwilligen Enthüllungen.

Endlich kam der erste Mai, der Hochzeitstag, an welchem ich die Betreffenden dem Leser vorgestellt habe,

und die ganze vornehme Welt war, wie gesagt, im Schlosse oder in der Kirche versammelt, um die Feierlichkeit zu verherrlichen.

Und im Boudoir erwartete die Braut im hochzeitlichen Gewande und Schleier die Ankunft des Bräutigams, den sie zu einer Unterredung unter vier Augen zu sich berufen hatte, ehe sie sich nach der Kirche begaben. Sie brauchte nicht lange zu warten. Derjenige, welcher schnell auf ihre leisesten Andeutungen hörte, folgte augenblicklich ihrem Rufe.

Aber als sie seinen festen, elastischen Schritt nahen hörte, betete sie: »Nun sei mir gnädig, o mein Gott!« und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Er trat unangemeldet ein und sprach:

»Da bin ich auf Ihren Befehl, schöne Stella!«

Sie ließ die Hände fallen, zeigte ihm ein von Schmerz gebleichtes Gesicht und sagte in erschütterndem, tiefem, Leidenschaftlichem Tone:

»Sie sind auf meine Bitte hier, Mylord! Ich habe kein Recht zu befehlen.«

»Das wollen wir gut sein lassen! Was wünschen Sie, theuerste Stella?«

»Was ich *erbitte*, Mylord – ist zuerst Ihre Verzeihung.«

»Verzeihung! – Sprechen Sie, meine Stella.«

»Ja, mein theurer Lord! Sie sehen vor sich eine Reuige und Bittende, die vielleicht bald etwas weit Unglücklicheres sein wird!«

»Meine Stella! Was meinen Sie?«

»Kommen Sie an das Fenster, Lord Montessor,« sagte sie, indem sie aufstand und ihm vorausging; »sehen Sie hinaus,« fuhr sie fort und schlug die rosa Vorhänge zurück, so daß er den Park darunter mit der wogenden Menge sehen konnte – »worauf warten alle diese Leute, Mylord?«

»Worauf sie warten, meine Stella? – Auf Das, worauf ich gleichfalls, aber mit um wie viel größerer Ungeduld wartel!« antwortete er, und die tiefe Gluth der Liebe und des Entzückens verdrängte auf einen Augenblick die Besorgniß aus seinem Gesicht.

»Sie warten, um eine Braut vorüberziehen zu sehen, wo vielleicht nie eine Braut ziehen wird!« sagte sie in feierlichem Tone.

»Stella! Gütiger Himmel! Was sagen Sie?« rief er und sah sie mit dem größten Erstaunen an.

»Daß die Braut, welche sie erwarten, unwürdig ist, neben Lord Montessor vor dem heiligen Altare Gottes zu stehen!«

»Unwürdig, Stella, Sie?«

»Ganz unwürdig, Mylord!« antwortete sie, ließ die Arme herabfallen und senkte den Kopf mit dem Ausdruck des tiefsten Jammers. »Ich hätte dieses Geständniß schon lange ablegen sollen, Lord Montessor, aber ich habe Sie hintergangen – ich habe Sie hintergangen!«

»In welcher Hinsicht, Stella? Mein Gott, es kann nicht sein! Nein, es kann nicht sein, daß Sie mich nicht lieben, obgleich Sie mit mir verlobt sind!«

»Sie nicht lieben – o, Mylord!« murmelte sie in ergreifend zärtlichem Tone, der sein Herz mit der Ueberzeugung ihrer Wahrhaftigkeit erfüllte.

»Aber was meinen Sie denn, Theuerste, wenn Sie wirklich meine innige Liebe erwidern?«

»O! das thue ich, das thue ich, Montessor; gleichviel, was geschehe, gleichviel, – wohin Sie gehen, so nehmen Sie die Versicherung mit, daß ich Sie liebe, Mylord, Sie ewig lieben werde, wenn Sie mich auch nach Dem, was ich Ihnen sagen muß, zurückstoßen und hassen, und zu Ihren Freunden gehen und sagen – das Mädchen, welches ich heirathen wollte, ist nur ein getünchtes Grab, das ich erprobt habe und nun von mir werfe – und mich der Verachtung der Menschen überliefern, so sage so doch – und werde es immer sagen – ich liebe Sie, Lord Montessor! Ich liebe Sie, und das Bewußtsein, daß ich Ihrer Liebe unwürdig bin, ist die bitterste Beimischung für meine Strafe,« sagte sie im Tone tiefen Jammers, daß Lord Montessor ihre Aufregung kaum änger für unbegründet oder übertrieben halten konnte.

Er sank auf einen Stuhl, wo er still und weiß wie eine Bildsäule sitzen blieb, sie anblickte und auf ihre ferneren Mittheilungen wartete.

Sie hatte sich auf ihren Stuhl geworfen und das Gesicht in den Händen verborgen.

»Sprechen Sie, Stella,« sagte er endlich in freundlichem, ermuthigendem Tone.

Sie ließ die Hände von dem Gesichte herabsinken, dessen Lilien eine tiefe Gluth verdrängt hatte, und versuchte

zu gehorchen, aber die Worte schienen sie zu ersticken und sie blieb stumm.

»Sprechen Sie, theuerste Stella!« wiederholte er.

Sie schauderte und zuckte und murmelte:

»O tödten Sie mich! tödten Sie mich! Ja, ich glaube wirklich, das würde recht sein.«

»Meine geliebte Stella,« sagte er mit der in innigsten Zärtlichkeit, indem er sich erhob und zu ihr trat, »können Sie mir nicht Vertrauen schenken?«

»Ah! nur nicht mit liebevollen Worten! Tödten Sie mich nicht durch liebevolle Worte!« rief sie fast wahn-sinnig.

»Stella, seien Sie ruhig, Geliebte! Ihre bitteren Anklagen gegen sich selbst können Sie mir gegenüber noch nicht unwürdig erscheinen lassen. Nehmen Sie sich Zeit und geben Sie mir eine Erklärung.«

»Lord Montessor! es war meine tiefe Liebe – ach! das eigennützige, gefährliche Gefühl, das den heiligen Namen der Liebe nicht verdient, was mir die Lippen so lange verschlossen hat! Hundert Mal stand ich im Begriff, Ihnen das Geständniß abzulegen, das ich selbst meinen Eltern nie anvertraut habe, und die entsetzliche Furcht, daß ich dann Ihr Gesicht nie wieder sehen würde, hat mich ebenso oft wieder davon zurückgehalten.«

»Theuerste Stella, ich weiß nicht, was Sie mir enthüllen wollen, und da es nicht das Geständniß ist, daß Sie mich nicht lieben, so fürchte ich nicht, es zu hören. Ich kann Ihr reines, jungfräuliches Herz nicht verkennen, Stella, und gebe Ihnen mein Wort, daß diese Enthüllung,

gleichviel, welcher Art sie sei, keine Veränderung in unseren jetzigen Verhältnissen hervorbringen soll.«

»Was? o Himmel! was sagen Sie?« rief Stella; die ihm athemlos zuhörte.

»Ich sage, Geliebte, daß ich Sie in einer Stunde mit Ihrer Erlaubniß zum Altare führen und, gleichviel, was Sie mir inzwischen enthüllen – da es nicht das Geständniß ist, daß Sie mich nicht lieben – meine Absicht nicht ändern werde.«

»Wie, was, habe ich Sie nicht falsch verstanden, Mylord? Sie wollten mir nicht sagen –«

»Ich wollte Ihnen sagen, was ich jetzt wiederhole – daß Nichts, was Sie mir enthüllen können, unser jetziges Verhältniß ändern soll. Nun, theure Stella, wenn irgend ein geheimer Kummer Ihr Herz bedrückt, so legen Sie ihn vertrauensvoll in das meine nieder. Bauen Sie auf einen Mann, der in einer Stunde Ihr Gatte sein wird.«

»Gütiger Vater im Himmel! hörst Du ihn? – Hörst Du diesen Mann, den ich so lange hintergangen habe – und dem ich so vieles bittere Unrecht zugefügt haben würde? Montessor,« sagte sie im zärtlichsten Tone – »lassen Sie die Furcht und Demüthigung, die auf meiner Stirn geschrieben stehen; nicht ahnen, daß Ihnen eine schwere Sünde gebeichtet werden soll – Etwas, das unser jetziges Verhältniß ändern kann, oder muß, und es zu Ihrer Pflicht macht, hinunter zu gehen und unseren Freunden zu sagen: Dies Weib ist ganz verloren und unsere Heirath kann nicht stattfinden. Sie sind gewarnt, wollen Sie noch immer blind versprechen?«

»Nicht blind, theuerste Stella! Daß es in Ihrem früheren Leben ein großes Unrecht giebt, – daß Sie bisher davor zurückgeschauert sind, es mir anzuvertrauen, fange ich an zu erkennen, aber ich erkenne gleichfalls, daß Ihr Ehrgefühl Sie jetzt, trotz Ihrer Furcht und ohne Rücksicht auf jede möglichen Folgen, nöthigt, die Enthüllung zu machen! Stella, ich habe Sie sieben Jahre gekannt und nur Sie geliebt! ich bin nicht der Mann, der ein Mädchen verkennen sollte, und noch viel weniger Sie, die ich so lange kenne und liebe! Ich liebe Sie – achte Sie – vertraue Ihnen! Schenken Sie mir gleichfalls Vertrauen! Werfen Sie Ihren geheimen Kummer auf das treue Herz Ihres künftigen Gatten, Geliebte, denn er ist im Stande, Sie zu schützen und aufrecht zu erhalten,« sagte er. Dann ging er an das Bogenfenster und schloß die Läden, um den hellen Sonnenschein und das fröhliche Lachen zu dämpfen, und kam wieder zurück, setzte sich neben sie, streckte die Arme aus, um sie zu umschließen, und sagte: »Kommen Sie, Geliebte! lassen Sie Ihr müdes Haupt an meine Brust sinken und flüstern Sie mir zu, was Sie zu sagen haben.«

»Nein, nein, Lord Montessor, Ihre arme Stella sollte eher zu Ihren Füßen ihre Geschichte erzählen,« murmelte sie, indem sie vor ihm niedersank und das Gesicht auf seine Hände legte; aber er hob sie auf, schloß sie an sein Herz und hielt sie dort fest.

»Nun, sprechen Sie, theuerste Stella!«

»Ach! ach! Mylord; Sie glauben ein junges Mädchen an Ihre Brust zu schließen! – das bin ich nicht! – Was! Sie stoßen mich nicht von sich?«

Er schloß sie fester an sich und senkte schützend den Kopf über den ihrigen.

»Lord Montessor, hören Sie nicht. – hören Sie nicht, daß Sie nicht ein junges Mädchen an Ihre Brust schließen?«

»Also eine Wittwe, meine Stella?« sagte er erbleichend, beherrschte aber seine Stimme so, daß auch nicht die geringste Veränderung derselben ihr bekümmertes Herz verlegen konnte.

»Ja, eine Wittwe! Und Sie, o edler Mann, machen mir keine Vorwürfe?«

»Nein. Nun, erzählen Sie mir die ganze Geschichte, Liebe.«

»Lord Montessor, Sie wissen so viel von meinem Leben, daß ich nur wenig Worte brauche, Sie von alledem zu benachrichtigen, was Sie von dessen unglücklicher, geheimer Geschichte wissen müssen. Es ist Ihnen schon bekannt, daß ich in einem Alter von sieben Jahren nach Baris in das Pensionat der Madame L'Orient, ein Etablissement vom besten Rufe, geschickt wurde, wo ich bis zu meinem fünfzehnten Jahre blieb. Als ich eben das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte, wurde mir Victor L'Orient, der einzige Sohn meiner Lehrerin, von seiner Mutter vorgestellt.«

Hier brach die Stimme Estelle's zusammen, und sie hielt inne, als ob sie nicht im Stande sei, fortzufahren.

Ihr Gefährte wartete einige Zeit und sagte dann ermuthigend:

»Sprechen Sie offen, theure Stella.«

»Verlassen Sie sich darauf, Lord Montessor, daß ich es nicht versuchen werde, den Tadel von meinen Schultern auf Andere zu wälzen, aber nach so langer Zeit sehe ich dutlich ein, daß mir Victoir L'Orient von seiner Mutter mit bösen Absichten vorgestellt wurde – kurz, um das Herz der reichen englischen Erbin und ihre Hand zu gewinnen. Victoir war zehn Jahre älter, wie ich, schön, gebildet, gefällig – und – da die Wahrheit gesagt werden muß, – gewissenlos, obgleich ich von seiner moralischen Verdorbenheit nicht eher eine Ahnung hatte, als bis es zu spät war!«

Die Stimme Stella's versagte ihr wieder dend Dienst und sie verbarg das Gesicht in den Händen.

»Fassen Sie sich, Geliebte, und fahren Sie fort, damit dies sein Ende erreicht und Ihr Herz Erleichterung findet.«

»Madame de L'Orient nährte, ohne sich den Anschein zu geben, unsere Bekanntschaft, bis sie zur Freundschaft wurde – wenn man so sagen kann, daß zwischen dem Betrüger und der Betrogenen Freundschaft bestehen kann – wenigstens zur Intimität. Wenn ich jetzt zurückblicke, so kann ich den Zauber nicht begreifen, von dem ich umgarnt wurde! Genug, daß ich leider glaubte, Victoir zu lieben, und Schritt für Schritt dazu verleitet wurde, zuerst meine Gefühle gegen ihn einzugestehen – dann zu einer Verlobung mit dem Vorbehalt der Zustimmung

meiner Eltern, und schließlich ohne ihr Zuthun zu einer heimlichen Trauung!«

Stella schwieg und verbarg das Gesicht in den Händen. Lord Montessor legte die Hand auf ihren Kopf, und Beide schwiegen eine Zeit lang, worauf sie in leidenschaftlichem, ergreifendem Tone fortfuhr:

»O, wenn Sie mich verurtheilen, so bedenken Sie doch, wie jung, wie unerfahren ich war, unter welchem verderblichen Einflusse ich stand, in welchen schlaunen Händen ich mich befand, und wie schnell und bitter ich be-reute!«

»Ich verurtheile Sie nicht, Theure – ich warte nur, um Das Ende zu hören.«

»Ich bin überzeugt, daß Madame L'Orient, während sie Sorge trug, sich bei der ganzen Sache nicht bemerklich zu machen, doch als vollendete Intriguantin unsere Verbindung beförderte. Ach! ich begriff noch vor Ablauf vieler Monate ebenso wohl, wie schwer so gesündigt und wie bitter gegen mich gesündigt worden war! Ich blieb wie vor meiner Trauung in der Schule, da es der Wille meines Gatten und meiner Schwiegermutter, die nicht wünschte, daß der Ruf ihres Etablissements leiden solle, war, daß die Verbindung ein Geheimniß bleiben möge, bis ich das Pensionat verlassen haben und nach England und in das Haus meines Vaters zurückgekehrt sein würde. Mein Gatte, der in der Nähe der Schule wohnte, besuchte mich nach seinem Belieben eher, wie nach dem meinigen. O! ich erkannte allerdings sehr bald die Unwürdigkeit des Mannes, der mein kindliches Herz verlockt und meine

Hand erschlichen hatte! Sie würden einem Manne wohl kaum zutrauen, was Ihnen jetzt von ihm erzählen will – nicht etwa, daß ich den Todten mit Schande bedecken wollte, sondern vielmehr, weil ich wünsche, daß Sie, Lord Montessor, einsehen, wie bald und furchtbar ich meinen Fehler büßen mußte! Victoir war dem Trunke, dem Spiele und der Nachtschwärmerei und jeder Art Ausschweifung ergeben. Diese Laster erhielten ihn fortwährend in Geldmangel, und er bemächtigte sich nicht allein meines geringen Schmuckes, den er verkaufte, sondern schmähte mich auch, wenn ich ihm Nichts mehr geben konnte, und befahl mir, an meinen Vater um Geld zu schreiben.«

»O –!« stöhnte Montessor mit der Energie eines Mannes, der sich auf das Aeüßerste anstrengt, seine Gefühle zu beherrschen.

»Ich that, was er mir befahl! Ich verlangte rücksichtslos Geld von meinem Vater, der mir fortwährend bittere Vorwürfe über meine Verschwendung machte, ohne daß er meine Forderungen doch jedes Mal befriedigt hätte – und wenn er es nicht that,« fuhr Estelle fort, indem sie aufstand, sich vor ihn stellte, beide Hände ausstreckte und ihre schöne Gestalt betrachtete – »so hatte der zarte Körper Derjenigen, die Sie so zärtlich lieben – diese schlanke Gestalt, die damals selbst noch zarter war, wie jetzt, die Zeichen seiner Gewaltthätigkeit aufzuweisen.«

»O!« stöhnte Lord Montessor wieder, der die Selbstbeherrschung verlor, aufsprang und im Zimmer auf und ab

ging. Dann kehrte er zurück, ließ Estelle wieder niedersetzen, beugte sich zu ihr herab und fragte mit gedämpfter Stimme:

»Hat dieses Geschöpf einen natürlichen Tod gefunden?«

Stella schüttelte den Kopf und antwortete;

»Geduld, Geliebter! Gott hatte Nachsicht mit ihm, warum sollten wir es dann nicht gleichfalls? Was mich anbetrifft, so waren meine Leiden eine gerechte Vergeltung. Das unüberlegte Mädchen und die ungehorsame Tochter wurde angemessen gestraft. So jung ich auch war, fühlte ich dies doch und er gab mich daher mit Geduld darein – in Alles, Montessor!«

Da sie wieder unfähig war, fortzufahren, so hielt sie inne und ließ das Gesicht auf sie Hände sinken, während er schweigend wartete. Aber sie raffte ihre Festigkeit bald wieder zusammen und erzählte weiter:

»Ein Jahr nach meiner sündhaften Verheirathung wurde ich die Mutter eines Mädchens, Meine erlöschende Besinnung gestattete mir kaum, das Kind zu sehen, ehe ich das Bewußtsein vollständig verlor und das Leben viele Wochen eine Oede für mich war. Als ich das Bewußtsein wieder erhielt, befand ich mich in einem Gasthause und in der Pflege meiner Eltern – aber mein Mann und mein Kind – wo waren sie? Seit wie lange befand ich mich in dem Gasthause? – und was wußten meine Eltern von meinen Verhältnissen? Diese Fragen drängten sich bald meinem Geiste auf, vernichteten meine Ruhe

bei Tage und bei Nacht und verzögerten meine Wiedergenesung in hohem Grade. Ich fürchtete meinen Vater damals sogar noch mehr, wie jetzt, und wagte es nicht, eine einzige Frage über den Gegenstand meiner Besorgniß zu thun. Endlich erfuhr ich, daß ich acht Wochen lang krank, wenn auch nicht immer bewußtlos gewesen war, daß meine Eltern erst seit einigen Tagen hier befanden und durchaus Nichts von meinem neuen Verhältniß als Gattin und Mutter ahneten. Ich wagte nicht, sie davon zu benachrichtigen. Ich wartete ruhelos und ungeduldig auf das Erscheinen meiner Schwiegermutter, die nie kam. Endlich fragte ich vorsichtig nach Madame L'Orient. Ich hörte, daß ihr Etablissement aufgelös't sei, und man empfahl mir, still zu sein und aufregende Gespräche zu vermeiden. Als ich genas, erfuhr ich allmählig die Wahrheit – sehr allmählig, denn wenn die Kenntniß plötzlich gekommen wäre, würde jetzt nicht hier sein und Ihnen die Geschichte erzählen – der furchtbare Schlag hätte mich tödten müssen!« sagte sie und schauderte vom Kopf bis zum Fuß.

»Fassen Sie sich und fahren Sie fort, theure Stella! Sie sprechen mit Jemand, der jeden Umstand Ihrer Leiden mit Ihnen fühlt.«

»Meiner *Strafe* – das ist das richtige Wort!«

»Machen Sie sich keine so bitteren Vorwürfe, Stella, sondern fahren Sie fort, Geliebte.«

»Ach, wie soll ich fortfahren? Wie soll ich Sie von dem Entsetzlichen benachrichtigen, was ich erfuhr? Ich hätte Ihnen sagen sollen, daß ich acht Tage, ehe ich krank

wurde, Victoir vermißte, aber da ich glaubte, daß er einen seiner zahlreichen Ausflüge zu seinem Vergnügen gemacht habe, und mich gern ein paar Tage in Ruhe gelassen sah, so fühlte ich über seine Abwesenheit keine Unruhe. Nach meiner Wiedergenesung erfuhr ich, daß er sich eben damals unter der Anklage des Hochverraths in Haft befand. Er war während meiner langen Krankheit vor Gericht gestellt, überführt und zum Tode verurtheilt worden. Später ward seine Strafe in Deportirung nach einer Colonie verwandelt. Er befand sich damals auf dem Wege nach Algier. Seine Mutter, die in hohem Grade bei dem nämlichen Verbrechen betheiligt war, hatte ein Verhör zu bestehen gehabt und war aus Mangel an Beweisen gegen sie freigelassen worden. Trotz ihrer Freisprechung war die öffentliche Meinung Madame L'Orient so feindlich gesinnt, daß sie nicht allein ihr Etablissement auflösen, sondern auch die Nachbarschaft verlassen mußte. Es gelang mir nach vielen Schwierigkeiten, ein Gespräch unter vier Augen mit ihr zu erlangen, ehe sie die Stadt verließ, und ich fragte nach dem Schicksal meines Kindes. »Es todt und auf dem *Cemetery des Innocents* begraben,« erhielt ich zur Antwort. Es hatte nur eine Stunde gelebt und war um dieselbe Zeit gestorben, wo ich in Bewußtlosigkeit versank. – Was hatte ich jetzt noch in Paris, oder überhaupt auf der Welt zu suchen? Mein Leben schien mir vernichtet, mein Herz gebrochen, mein Urtheil schon in meinem fünfzehnten Jahre gesprochen. Meine arglosen, um die wankende Gesundheit und Stimmung ihrer Tochter besorgten Eltern führten mich nach

den deutschen Bädern, dann nach Sicilien, von dort aus durch ganz Europa und brachten mich endlich in der leisen Hoffnung nach England und nach Hause, daß die Ruhe und die heimische Luft das für mich thun würden, was der Reise und der Ortsveränderung nicht gelungen war. Vergebens! Es gab für mich keine Hoffnung oder Hilfe auf dieser Welt, Mein Schmerz wurde noch durch die Nothwendigkeit, dessen furchtbare Veranlassung zu verheimlichen, erhöht. Ich wagte diese geheimnißvolle Zeit meines Lebens keinem von meinen Eltern anzuvertrauen. Sie kennen den unerschütterlichen Stolz Sir Parke's und die empfindsame Zartheit Lady Morelle's. Ihre einzige geliebte Tochter die Frau eines –! Die Enthüllung würde meine Mutter getödtet, meinen Vater zum Wahnsinn gebracht haben. Ich ertrage meinen Schmerz – meine Strafe schweigend, aber wundern Sie sich nun noch über meine tiefe, unheilbare Melancholie? Als letztes Hilfsmittel führten sie mich nach London, stellten mich bei Hofe vor und brachten mich in den Wirbel des vornehmen Lebens. Mein Debut in der Gesellschaft machte, wie man sagt, Sensation – kurz, mein Auftreten war ein glückliches. Ich hatte viele annehmbare Bewerber; vielleicht war die Trauer, die vor der Beobachtung und Aufmerksamkeit zurückbebt, gerade in Folge ihrer Seltsamkeit anziehend. Endlich kamen *Sie*, sahen und liebten mich, so unwürdig ich auch war, und ich erkannte in Ihnen bald den Gebieter meines Herzens und Lebens. Aber o! welche unaussprechliche Qual bereitete es mir, als ich dies fühlte

und auch erkannte, daß ich Ihnen nie, nie gehören könne. So muß es am Tage des jüngsten Gerichts dem Sünder sein, der endlich einsieht, daß er sich durch einen schönen, giftigen Sodomsapfel, dessen er sich auf Erden unrechtmäßiger Weise bemächtigte, des Himmelreiches verlustig gemacht hat. *Wundern Sie sich noch immer über meine tiefe unheilbare Melancholie?* Wir schieden. Ich ertrug diesen bitteren Schmerz, wie ich jeden anderen ertragen hatte, als gerechte Vergeltung für meine Sünde.«

»Meine theure, theure Stella! Sie machen sich zu bittere Vorwürfe!«

»Als ich von dem langen Nervenfieber wieder genas, welches mir diese schwere Prüfung zugezogen hatte, kehrte ich meinen Eltern zu Gefallen wieder in die Gesellschaft zurück und wurde verfolgt, geschmeichelt und angebetet, wie vorher, aber Nichts wollte die Dürsterkeit meiner Seele verscheuchen. Endlich hörte ich in unserer Wohnung an Berkeley-Square meinen Vater beim Frühstück aus der Times unter anderen Neuigkeiten den Bericht über den Untergang des französischen Schiffes *Le Duc D'Anjou* auf der Fahrt von Algier vorlesen. Jetzt hatte der geringfügigste Bezug auf jene Provinz für mich ein furchtbares Interesse und ich hörte zu, wie ich es nie gethan haben würde, wenn das Schiff nicht von jener Küste aus abgefahren wäre. Der letzte Name auf der Liste der Umgekommenen war der, Victoir L'Orient's!«

»Gütiger Himmel!«

»Gott verzeihe mir! Ich dachte nicht an die Schrecknisse des Schiffbruches, die Leiden der Mannschaft, oder

auch nur an den Tod der armen mit Victoir ertrunkenen Männer – ich fühlte nur, daß mein böser Geist verschwunden, die Dürsterkeit und Furcht aus meinem Leben verbannt waren, und wurde in Folge der Erschütterung ohnmächtig.«

»Das wundert mich nicht! Gütiger Himmel!«

»Als die Reaction eintrat, wußte ich, wie unrecht dieses Gefühl gewesen sei; und um es zu büßen und dem Tode, wo nicht dem *Todten* Ehre zu erweisen, zog ich mich aus der Gesellschaft hierher zurück, wo ich achtzehn Monate in Abgeschiedenheit lebte; gerade wie ich es gethan haben würde, wenn ich das Hinscheiden eines nahen geehrten Verwandten betrauert hätte. Ich nahm die Nummer der Times mit, welche den Bericht über den Schiffbhruch enthielt und habe sie aufgehoben – da ist sie,« sagte sie und nahm eine alte Zeitung von dem Tische neben sich. »Sehen Sie sie an, – da ist eine Notiz (die dem Namen Victoir L'Orient's folgte). Ich erwähne sie nur als eine glückliche Bestätigung der Identität des Mannes.«

Lord Montessor entfaltete die Zeitung, las die Stelle, bis er zu der Liste der Ertrunkenen und zu dem letzten Namen Victoir L'Orient kam, welchem die nachstehende Bemerkung folgte: –

»Dieser Mann wurde, wie man sich vielleicht erinnern wird, vor einigen Jahren der Theilnahme an dem Hochverrath de Nil's, an welchen sich so eigenthümliche Umstände knüpften, überführt und zu lebenslänglicher Deportirung nach der Strafcolonie in Algier verurtheilt. Er

hatte vor Kurzem Begnadigung erhalten und befand sich auf dem Wege nach Frankreich.«

»Warum haben Sie dies aufgehoben, Stella?« fragte Lord Montessor, als er mit Lesen fertig war.

»Ich weiß es nicht – ein seltsamer Instinkt! – vielleicht um zu verhindern, daß ich den Bericht für einen bloßen Traum halte. Nun, nach Verlauf meiner achtzehn Monate der mir selbst auferlegten Abgeschiedenheit, rief ich Sie, theuerster Freund, an meine Seite! Sie kamen als treues Herz sogleich zu mir! Ich beabsichtigte, Ihnen sofort die geheime Geschichte meiner Sünde und Bestrafung zu enthüllen und Ihren Händen, ehe Sie Zeit gehabt haben würden, sich zu fesseln, mein Schicksal anzuvertrauen. Aber dieses erste Zusammentreffen war so süß, daß ich dessen Harmonie stören konnte! Ich dachte: ›ich will es ihm morgen sagen.‹ Der Morgen kam und wir waren so glücklich, daß davor zurückbebt unsern schönen Tag zu trüben; ich sagte: ›ich will es ihm am Abend erzählen.‹ Selbst Ihre Vollkommenheiten schreckten mich von der Aufgabe ab. Ich schob die Enthüllung in der eitlen Hoffnung, daß ich an einem anderen Tage Muth dazu haben würde, immer wieder auf. Ach, die Mittheilung nahm mit jedem Tage ein seltsameres, schwereres Aussehen an. Als endlich der Tag unserer Verbindung näher rückte, machte jede Stunde die Nothwendigkeit meiner Beichte dringender, aber die Ablegung derselben furchtbarer! Vergangenen Sonntag beabsichtigte ich daher sie Ihnen abzulegen, aber – ich *konnte* es nicht! Gestern war ich überzeugt, daß ich es Ihnen mittheilen würde, aber

das erste Wort, welches ich auszusprechen versuchte, erstickte auf meinen Lippen! Meine Umgebung drehete sich im Kreise!«

»Ach! Haben Sie mich so sehr gefürchtet, meine theuere Stella?«

»Heute früh verschwand *jede* Befürchtung vor der einen großen Furcht! – der Furcht, nach wenigen Stunden vor dem heiligen Altar des Herrn zu stehen, um Ihnen die Hand der Wittve Victoir L'Orient's als die eines Mädchens zu reichen. Das ist mein Geständniß, Lord Montessor,« sagte sie und stand mit einer gewissen würdevollen Trauer auf. »Ich sündigte zuerst schwer gegen meine Eltern, indem ich eine geheime unerlaubte Ehe schloß, und habe lange und furchtbar dafür gebüßt! Aber ich habe selbst schwerer gegen Ihren reinen, edlen Charakter dadurch sündigt, daß ich Ihnen diese Kenntniß seit unserer Verlobung und selbst bis auf die jetzige letzte Stunde vorenthielt! Es hat mir viel gekostet, es selbst jetzt abzulegen, aber nachdem ich nun Alles gesagt habe, fühle ich mich erleichtert und gestärkt! Sie sind mein Richter, Lord Montessor.«

»Theuerste Stella!« sagte er, indem er ihre Hand ergriff, sie wieder niedersetzen ließ und sich zu ihr herabbeugte. »Erlauben Sie mir jetzt wie immer, vollkommen offen gegen Sie zu sein. Zuerst lassen Sie mich wiederholen, daß Ihre schmerzliche Geschichte keine Veränderung in meinen Gefühlen und Absichten gegen Sie hervorgebracht hat, und natürlicher Weise ebenso wenig in Ihren jetzigen und zukünftigen Verhältnissen. Ich leugne

es nicht, theure Stella, daß Ihre übereilte Ehe ein großes Unrecht war, aber ich denke daran, daß Sie ein unerfahrenes Kind in den Händen ränkesüchtiger, einschmeichelnder Menschen waren, gegen welche Sie nicht ankämpfen konnten! Und ebenso wenig kann ich leugnen, daß Ihre Geheimhaltung Ihrer Verheirathung, zuerst vor Ihren Eltern und dann gegen Ihren Verlobten, ein noch größeres Unrecht war, aber ich kann leicht begreifen, daß Sie durch den Stolz Sir Parke's und die Reizbarkeit Lady Morelle's gleichmäßig von der Enthüllung abgeschreckt worden sind, und noch besser kann ich Ihren schüchternen Widerwillen mitfühlen, ein solches Geheimniß mir anzuvertrauen, und einsehen, um wie viel schwieriger jeder Tag der Zögerung ein solches Geständniß gemacht haben muß, während Ihr zarter Geist, der sich Tag und Nacht mit Ihrem Unglück beschäftigte, sowohl die Größe des Fehlers, wie die Schwierigkeit seiner Geheimhaltung übertreiben mußte, und meine siegreiche Stella, kann ich den Triumph der Grundsätze bei Ihrer jetzigen Darlegung würdigen. Kommen Sie an mein Herz, süße Stella!« sagte er, die Arme ausstreckte und sie an seine Brust schloß. »Erst in dieser Stunde habe ich ganz Ihr Herz gewonnen, theure Stella,« flüsterte er und ließ das Gesicht auf die seidenen, schwarzen Ringel ihres gesenkten Kopfes sinken; »erst in dieser Stunde habe ich Dein Herz ganz gewonnen.«

»Aber jetzt gehöre ich ganz Ihnen. O, Mylord, Mylord! – ganz Ihnen – mit Herz, Seele und Geist!« antwortete sie

im Tone ergreifender Zärtlichkeit. »Ich hatte dieses vernichtende Geheimniß, das es nicht an die starke Brust des Vaters, der mir das Leben gab, oder an den zarten Busen der Mutter, die mich geboren, legen konnte, das ich aber endlich Ihrem edlen Herzen anvertraue, und Sie nehmen die Aufgabe an und schließen mich in Ihre starken Arme und haben kein Wort bitteren Vorwurf's für meine Sünde, sondern nur ein zartes Mitleid für meinen Schmerz und Lob für meinen späten – nur zu späten Sieg!«

»Vorwürfe für *Dich*, meine verwundete Taube? Meine sanfte, geduldig Leidende? Mein, ruhe an meiner Brust, ruhe hier sanft,« murmelte er und strich ihr Haar mit der Hand.

»O, welche selige Erleichterung, welche süße Ruhe und, welche unermeßliche Zufriedenheit finde ich an dieser kräftigen Brust!« hauchte sie mit einem tiefen Seufzer der Erlösung und Ruhe.

»Ich wollte um Deiner selbst willen, Geliebte, daß Du die Last Deines geheimen Kummers auf die treue Brust Deines künftigen Gatten geworfen hättest, um die Erleichterung zu finden, die er Dir geben kann, meine zarte, schöne Stella!«

»Schön! haben Sie gesagt, Mylord? Wollte Gott, daß ich unendlich schön wäre, daß ich Talent und Bildung in gleichem Maße mit dieser Schönheit besäße, und Reichtum und Macht, die Beide angemessen wären, nur um Ihretwegen, Montressor, denn ich würde dann wie jetzt sagen – Alles, was ich bin, und Alles, was ich habe, gehört weniger mir, wie meinem theueren, geehrten Herrn!

Ich bin sein Eigenthum! Ich ruhe an seinem Herzen! Ich lebe, athme, denke, liebe nur in und von seinem großen Leben.«

»Du bist allerdings das Herz meines Herzens, theuere Stella!«

»Wollte Gott, daß Ihre Stella Ihnen würdiger wäre!«

»Meiner würdiger? Sprich nicht so, Geliebte! Die Frauen sind Königinnen, immer zu gut für die Männer, und Du unter den Frauen die königlichste und solltest nicht von Deinem Platze herabsteigen, um auf diese Weise von Deinem Unterthan zu sprechen,« sagte Lord Montessor.

»Die Frauen sollten ihr Herz selbst demjenigen, der es besitzt, nicht so offen zeigen! War das Ihre Meinung, Mylord, und verhält es sich so? – Sie sehen, ich weiß es nicht ! Ich kenne nur eine Frau genau – mich selbst, und jetzt bin ich nicht so sehr Ich, wie ein Theil von Ihnen. Soll ich gegen *Sie* – zurückhaltend sein?«

»Nein, nein, Theuerste, Du hast schon zu lange Zurückhaltung gegen mich beobachtet.«

»Nun, das ist vorüber. Ich habe meine Seele offen vor Ihre Augen gelegt! Ich habe Ihnen einen Schmerz gezeigt, den ich weder meinem Vater noch meiner Mutter anzuvertrauen wagte, wie wir dem heiligen Auge Gottes Dinge sehen lassen, die wir vor unseren theuersten Freunden verbergen.«

»Aber jetzt müssen Ihre Eltern von Allem benachrichtigt werden, theuere Stella.«

»O! nein, nein, nein! Es würde meine Mutter tödten und meinen Vater um den Verstand bringen!« rief Estelle

schreckensbleich. »Nein nein, nur allein Ihr edles Herz konnte die Enthüllung ertragen!«

»Fürchte Nichts, theuere Stella. Sie müssen es gerade jetzt erfahren; bei ihren Gefühlen könnte die Enthüllung einer solchen Geschichte in Bezug auf ihre Tochter, Miß Morelle, allerdings vielleicht ernste Folgen nach sich ziehen. Ich werde warten, bis mir das Gesetz das ausschließliche Recht gegeben hat, über Deine Ehre, Deinen Frieden und Dein Wohlergehen zu wachen, um Dich nöthigenfalls selbst gegen die Strenge Deines Vaters und die Vorwürfe Deiner Mutter zu schützen, ehe ich die Mittheilung mache, und dann wird die Geschichte, welche ihnen über Lady Montessor von den Lippen ihres Gatten erzählt wird, der hier sein Wort giebt, daß er sie vollkommen dabei schützen will – ihren Ohren viel milder klingen.«

»O Himmel!« Lord Montessor, wollen Sie dies thun?«

»Es muß geschehen, Geliebte! Deine Eltern müssen Alles erfahren, Dein Leben gereinigt und beruhigt werden. Ich übernehme diese Aufgabe selbst. Uebergieb Dich meiner Obhut, vertraue mir, lege Dein müdes junges Haupt an meine Brust und laß Deinen Geist schlummern, wenn Du willst, denn im Schutze meiner Liebe kann Dir nichts Böses zustoßen!«

»O! Sie sind so gut und edel! Wollte Gott, daß um Ihetwillen besser und weiser wäre! Sie sollten einen Engel zur Gattin erhalten!«

Lord Montessor lächelte:

»Ich verlange nicht nach einem Engel oder einem besseren oder glücklicheren Weibe. Ich liebe Dich gerade so mit der traurigen Erdschönheit in den Augen.«

Sie wurden durch das Oeffnen der Thüre gestört und Lady Morelle trat ein.

Sie war eine Frau von glänzendem Aeußeren – einer hohen gut gebauten Gestalt und stolzen Haltung, hatte zarte Gesichtszüge mit einem Ausdruck des Hohmuths, einen feinen Teint, blaue Augen und blondes in einfache Zöpfe geflochtenes Haar. Sie trug ein hellblaues Kleid von brochirtem Atlas und eine kostbare weiße Spitzenmantille. Sie trat mit stolzem Lächeln ein.

Lord Montessor erhob sich, um sie zu grüßen.

»Guten, Morgen, Mylord. Ich hoffe, daß das Gespräch, welches unsere launenhafte liebe Stella gefordert hat, zu Ende ist, denn ich muß Sie ohne Rücksicht darauf unterbrechen. Es ist halb zwölf, und wenn heute eine Trauung stattfinden soll, sollten wir bereits in der Kirche sein.«

»Unser Gespräch ist zu Ende, Madame! Ich bin bereit und warte nur auf die Befehle Ew. Gnaden,« antwortete Lord Montessor, indem er der Dame einen Lehnstuhl bot.

»Ich danke Ihnen, ich will mich nicht setzen. Ihre Begleiter, Mylord sind –«

»Sie warten jetzt vermuthlich vor der Kirche auf mich, Madame, und ich werde in wenigen Minuten mit ihnen zusammentreffen. *Au revoir*, theuere Stella!« sagte Seine Lordschaft, führte die Hand seiner Braut an die Lippen,

verbeugte sich gegen Lady Morelle und verließ das Zimmer.

Die Dame klingelte dem Kammermädchen ihrer Tochter.

»Das muß ich sagen, Estelle, ein so merkwürdiges Mädchen ist mir noch nie vorgekommen! Was kannst Du Montessor heute früh wohl zu sagen gehabt haben?«

»Ich wollte nur sein Herz auf eine letzte Probe stellen, theuere Mutter.«

»Ich glaube, der Kopf ist Dir verdreht! – aber da kommt Finette. Jetzt steh' auf und laß Dir das Kleid glatt streichen und den Schleier und Kranz anlegen.«

In diesem Augenblicke kam das französische Kammermädchen Finette herein. Estelle trat vor den Pfeilerspiegel, während das Mädchen die Falten in ihrem Kleide glatt strich und den jungfräulichen Orangenblüthenkranz nahm, um ihn ihr auf den Kopf zu setzen.

»Den nicht – den nicht, Finette! Machen Sie den Kasten dort auf; er enthält einen Kopfputz, den ich für Diese Gelegenheit gewählt habe.«

Das Mädchen schlug den Deckel des Kastens auf, welchen ihr ihre Herrin zeigte und nahm einen dichten Kranz Passionsblumen aus demselben.

»Das ist der Kranz, den ich tragen werde, Finette.«

»Ei, theuerste Estelle, wie überspannt! Wer hat jemals etwas davon gehört, daß eine Braut etwas anderes wie Orangenblüthen im Haar getragen hat? Bitte, Liebe, sei verständig!«

»Bitte, theure Mama, laß mir an meinem Hochzeitstage meinen Willen und erlaube mir, selbst in der Wahl eines Kranzes, *unverständlich* zu sein.«

»Nun, wie Du willst, liebes überspanntes Geschöpf! Lady Montessor wird bald in der Lage sein, der Mode Gesetze vorzuschreiben und es läßt sich leicht voraussehen, daß sie Neuerungen einführen wird!« sagte Lady Morelle stolz und zärtlich, während sie auf ihre schöne, elegante Tochter blickte.

Und so wurde ihr der Kranz von Passionsblumen auf die Stirn gesetzt, der Schleier auf dem Kopfe befestigt und die Toilette der Braut war vollständig.

»Nun komm, Liebe, laß uns hinaufgehen,« sagte die Dame und reichte ihrer Tochter den Arm, um sie aus dem Zimmer zu führen.

Fünf Minuten darauf wurde Estelle Morelle in den Wagen gehoben, dessen drei andere Plätze von den Eltern und der ersten Brautjungfer besetzt waren. Diesem Wagen fuhr der Herzogin von Graveminster und der Lord Dazzleright's voraus, und dann folgte eine Equipage mit den vier anderen Brautjungfern und verschiedene andere Wagen der Freunde, Verwandten und Bekannten der Familie der Braut, welche eingeladen worden waren, sie zur Kirche zu begleiten. Als die Prozession durch die große Allee zog, versammelten sich die Bewohner und Bewohnerinnen des Dorfes zu beiden Seiten, um sie vorüber kommen zu sehen, und die Kinder warfen Blumen auf den Weg. Die Glocken schallten freudig, bis der Zug die Kirche, ein kleines gothisches Gebäude gleich vor

dem Parkthore, erreichte. Der Platz vor demselben war mit Wagen fast jeder Art gefüllt und unter diesen bemerkte man die carmoisinrothe und graue Livrée Lord Montessor's.

Als der Zug auf dem Kirchhofe ankam, stieg Lord Montessor aus und wartete, bis der Wagen Sir Parke Morelle an der Kirchthüre vorfuhr, worauf er sich dorthin begab und seine Braut beim Aussteigen empfing, mit zärtlicher Ehrerbietung ihren Arm in den seinigen legte, und dann hinter der Herzogin von Graveminster am Arme Sir Parke Morelle's, und der Lady Morelle an dem Lord Dazzle-right's und von den Brautjungfern und Brautführern gefolgt, in die Kirche trat. Die Kirchstühle und Flügel waren bis zum Ersticken gefüllt und der Kirchendiener hatte genug damit zu thun, den Mittelgang hinlänglich frei zu erhalten, daß der bräutliche Zug hindurch konnte.

Unter dieser Versammlung würde eine, in einem abgelegenen, dunklen Kirchstuhle in der äußersten Ecke links vom Eingange versammelte Gruppe, vielleicht gerade durch ihr augenscheinliches Bestreben, sich der Beobachtung zu entziehen, die Aufmerksamkeit erregt haben. Aber jetzt waren alle Augen auf den Eintritt des Zuges gerichtet. Diese Gruppe bestand aus einer kleinen, lebhaften, schwarzgekleideten Frau in mittleren Jahren, mit dunklem Teint und ausländischem Aussehen, einem jungen Manne mit einer schlanken, gutgebauten Gestalt, regelmäßigen Zügen, gebräunter Farbe und pechschwarzen Haaren und Augen von etwas düsterem Ausdruck; einem älteren, würdevollen Manne mit Amtsmiene und

endlich aus einem – Polizeibeamten, dessen Dienste von der Gesellschaft in Anspruch genommen worden zu sein schienen.

Als der Zug die Kirche betrat, wendete die kleine brünette Frau schnell den Kopf ab, und ließ den dichten schwarzen Schleier nieder und der junge Mann bückte sich, wie um Etwas von der Erde aufzuheben. Der Mann mit der Amtsmiene setzte die Brille auf und betrachtete die Prozession mit zweideutigem halbem Lächeln, während der Polizeibeamte mit unverhohlener Neugier zusah. Als sie an dem Kirchstuhle vorüber waren, zupfte die ruhelose kleine Ausländerin den jungen Mann am Ärmel, zeigte auf den Zug, der sich jetzt dem Altare näherte und rief schnell in gedämpftem Tone:

»Sieh, Victoir! Kannst Du dies ertragen?«

»Schon gut, Madame! Ich warte!« antwortete der Franzose mit boshafem Lächeln.

»Du willst dies also nicht verhindern?«

»Nein, nein, Madame, ich warte!«

»Und warum wartest Du?«

»Weil sie mich verachtete, verschmähte, verabscheute – mich, den Verurtheilten! Ganz wohl, ich werde sie auch zu einer Verurtheilten machen!« zischte er durch die zusammengepreßten Zähne.

Die Prozession zog inzwischen den Mittelgang hinauf und stellte sich ungefähr in folgender Ordnung vor dem Altar auf: – die alte Herzogin von Graveminsten und Sir Parke Morelle traten auf die äußerste Rechte, Lady Morelle und Lord Dazzleright links, dann kam die Braut und

der Bräutigam, welche ihren Platz in der Mitte einnahmen, dann ihre Begleiter, die sich paarweise zu beiden Seiten aufstellten, daß die Brautjungfern den Theil des Halbkreises zwischen der Braut und ihrer Mutter und die Brautführer den entsprechenden zwischen dem Bräutigam und seinem Schwiegervater ausfüllten.

Die Sonne, welche in glänzender Pracht durch die gemalten gothischen Fenster auf beiden Seiten des Hochaltars schien, beleuchtete noch nie einen imposantrten hochzeitlichen Kreis. Dort erblickte man den Bräutigam mit seiner schlanken, schön gebauten fürstlichen Gestalt, dem edlen Kopf und Gesicht voll Macht, Bewußtsein und Weisheit und schützender Liebe, und die Braut mit der dunklen, herrlichen, wunderbaren Schöne unübertrefflichen Gracie, und die stattlichen Brautführer und die lieblichen Brautjungfern –

»An Herz und Stirn von ihnen jede eine Königin;«

und dann den würdevollen Sir Parke, die stolze Lady Morelle, die hochmüthige alte Herzogin von Graveminstor und den glänzenden Lord Dazzleright. Und hinter dem Altargitter vor dem Mittelschiff stand der ehrwürdige Bischof von Exeter zwischen zwei assistirenden Geistlichen. Und Alle – die Versammlung, die Begleiter und die amtirenden Geistlichen – betrachteten die schöne Braut mit Blicken der Bewunderung, der Liebe oder des Stolz.

Der Bischof öffnete das Buch. Und jede Flüstern verstummte und aller Augen senkten sich ehrerbietig, als der

würdige Prälat mit feierlicher Stimme die ersten Worte der imposanten Ceremonie aussprach.

»Geliebte, wir sind hier vor den Augen Gottes und des Angesichtes dieser Gesellschaft versammelt, um diesen Mann und diese Jungfrau in der heiligen Ehe zusammenzufügen, die uns von dem Apostel Paulus als ehrenvoll für alle Menschen empfohlen wird, und daher nicht leichtfertig und unberufen, sondern voll Ehrerbietung, Verstand, Nüchternheit und in der Furcht Gottes geschlossen werden muß. In diesem heiligen Stande, sollen jetzt die beiden hier Gegenwärtigen vereinigt werden.

»Wenn irgend Jemand einen gerechten Grund anführen kann, warum sie nicht gesetzmäßig miteinander vereinigt werden sollen, so möge er jetzt sprechen, oder in Zukunft für immer schweigen.«

Jetzt machte der Bischof die gewöhnliche feierliche Pause, während deren sich in der ganzen stillen Kirche kein Athem zu rühren schien.

Wenn Jemand jener düsteren Gruppe in dem dunklen Kirchstuhle in der Ecke nahe genug gewesen wäre, so würde er doch vielleicht das dumpfe, hastige Flüstern der Frau haben vernehmen können – »hörst Du, Victoir? – höre es, mein Sohn!« und dann die gezischte Antwort des Mannes:

»Ja, Madame! – aber ich warte!«

Die Feierlichkeit nahm inzwischen ihren Fortgang – die ernste Stimme des Prälaten sprach die Frage aus:

»George Charles, wollen Sie dieses Mädchen zu Ihrer Ehegattin nehmen, um nach dem Gebote Gottes in dem

heiligen Stande der Ehe mit ihr zu leben? Wollen Sie sie lieben, für sie sorgen, sie ehren, fromm und friedlich mit ihr Leben und ihr Treue und Glauben halten, in Gesundheit und in Tod, und sich nicht eigenwillig von ihr trennen, so lange Sie Beide Leben?»

Der Bischof schwieg.

Und der Bräutigam richtete die Augen voll unaussprechlicher Liebe auf das gesenkte schöne Gesicht seiner Braut und antwortete in tiefem, stolzem, zärtlichem Tone:

»Ja, das will ich.«

Nachdem dann die nämliche Frage an sie gestellt worden war, erhob sie die großen Augen auf einen Moment zu den seinigen, und die Gluth unaussprechlicher Liebe färbte ihr schönes, dunkles Gesicht, als sie ebenfalls das Gelübde aushauchte.

Bei der nächsten Frage –» wer giebt dies Mädchen diesem Manne zur Ehe?« trat Sir Parke Morelle vor, ergriff die Hand seiner Tochter und legte sie in die des Bischofs, der sie wieder in die des Bräutigams legte. Lord Montresor nahm die kostbare Gabe ehrerbietig, zärtlich, mit einer tiefen Neigung des edlen Kopfes und einem warmen Druck seiner Hand an.

Dann folgte das Anstecken des Ringes, und dann die Gebete, die Traurede und schließlich der eheliche Segen.

Die imposanten Feierlichkeiten waren zu Ende.

Und die Freunde versammelten sich mit Segenswünschen um sie, und dann kamen abwechselnd die ernstesten,

zärtlichen, heiteren oder galanten Formen der Beglückwünschung, als die amtirenden Geistlichen, der Vater, die Mutter, die Brautjungfern und die Brautführer ihre Theilnahme zu erkennen gaben.

Dies verursachte einen langen Aufenthalt, während dessen man hätte bemerken können, wie sich die verdächtige Gesellschaft in dem düsteren Kirchstuhle hinaus schlich und entfernte.

Genug, genug!« sagte endlich Sir Parke lächelnd und aus Mitleid für die Verlegenheit der Empfängerin aller dieser Glückwünsche, indem er ihre Hand ergriff und sie auf den Arm Lord Montessor's legte, der sie dicht an sich zog, sich gegen seine Freunde verbeugte und seine Gattin aus der Kirche führen wollte. Aber dies war leichter zu wünschen, wie auszuführen, denn die Leute drängten sich jetzt aus den Kirchstühlen und die Gänge waren von der Menge angefüllt. So mußten sie sich fast Schritt für Schritt den Weg nach der Thüre bahnen, wodurch ein Zeitverlust von mehr wie einer halben Stunde nach dem Augenblicke, wo sie die Einsegnung erhalten hatten, eintrat, ehe sie durch die Thüre der Kirche kamen. Der Platz vor dieser war, wie sie selbst, mit Leuten von allen Klassen gefüllt, welche die Braut vorüberkommen sehen wollten!

Die ganze Gesellschaft, mit Einschluß des Bischofs und der beiden anderen Geistlichen, sollte nach Hyde-Hall zurückkehren, um an dem Hochzeitsfrühstück Theil zu nehmen, worauf Lord und Lady Montessor nach dem

Schlosse Sr. Lordschaft in Dorsetshire abreisen wollten, wo sie die Flitterwochen zu verbringen beabsichtigten.

Der Kirchhof war so gefüllt, daß der Wagen Lord Montressors nur schwer und nach vielen Hindernissen vorfahren konnte. Und er wartete mit der schüchternen Braut am Arme von ihren Freundinnen umgeben vor der Kirchhüre, bis er vorfuhr und einer der Bedienten abstieg, den Wagenschlag herunterließ und die Thüre aufmachte.

Dann verbeugte sich Se. Lordschaft gegen seine Freunde und wollte eben seine Gattin in den Wagen heben, als sich ein Polizeibeamter durch die Menge drängte, sich zwischen den Wagenschlag und das Paar stellte und ihr Weiterschreiten durch die ehrerbietige Frage hemmte:

»Welche von den hier gegenwärtigen Damen führt den Namen Estelle L'Orient?«

»Diesen Namen führt keine hier gegenwärtige Dame – gehen Sie aus dem Wege, Sir,« sagte Montressor stolz, während Estelle mit einem halb unterdrückten Schrei den Schleier niederließ und sich fest auf seinen Arm stützte.

»Lassen Sie uns vorbei, Sir!« wiederholte Lord Montressor ernst.

»Verzeihen Sie, Mylord, wenn ich Ihnen in der Ausübung meiner Pflicht nicht gehorchen kann,« antwortete der Beamte, der seinem Benehmen und seinen Worten nach, über seiner Klasse zu stehen schien.

»Was wollen Sie denn, Sir?« fragte Lord Montressor ernst, während Estelle das Gesicht in ihren Schleier hüllte und an seinem Arme verbarg.

»Mylord, ich habe hier den Befehl zur Verhaftung einer gewissen Estelle L'Orient, und wenn ich mich nicht irre, so ist dies, die Dame,« sagte Der Officier und zeigte durch eine ehrerbietige Neigung des Kopfes auf sie.

»Ja! *Mon Dieu*, das ist die Frau!« rief eine gellende Stimme, die von der kleinen alten, eingeschrumpften Französin kam, welche in geringer Entfernung unter der Menge stand.

»Eh! *mon Dieu*, ja – das *meine* Frau! – Das ist die Frau des Deportirten!« rief der Franzose mit einem rachsüchtigen Ausdruck neben ihr, indem er sich wie ein Wahnsinniger geberdete.

Eine Menge erstaunter Gesichter sammelten sich jetzt dicht an der Gruppe und um den Wagen, vor welchem der Polizeibeamte stand, und durch diese Menge drängte sich jetzt Sir Parke Morelle, wie Jemand, der ein Recht dazu hatte, und fragte mit ernstem Mißvergnügen:

»Was hat diese Zögerung zu bedeuten? Macht Platz, gute Leute! Mylord, heben Sie um des Himmels willen Lady Montessor in den Wagen und fahren sie fort! und lassen Sie uns aus dieser Verwirrung kommen! Ei, Montessor! Estelle! was hat dies Alles zu bedeuten?« rief der Baronet, der jetzt erst an der bleichen gerunzelten Stirn des Mannes, dem Beben und dem verborgenen Gesicht der jungen Gattin, der entschlossenen Haltung des Polizeibeamten und den entsetzten Blicken des Volkes erkannte, daß irgend etwas – er wußte nicht was – furchtbar Schlimmes vorgefallen sei.

»Was hat dies Alles zu bedeuten? Montessor, warum sprechen Sie nicht?« fragte er mit aufgeregter Stimme und wendete sich dann stolz an den Polizeibeamten und sagte zu ihm: »Was haben *Sie* hier zu thun?«

»Entschuldigen Sie, Sir Parke Morelle, ich bin in der Ausübung meiner Pflicht hier.«

»Was für einer Pflicht, Bursche?«

»Ich habe einen Verhaftsbefehl gegen eine gewisse Estelle L'Orient auszuführen.«

»Gegen *wen*?« fragte der Baronet stirnrunzelnd.

»Eine gewisse Estelle L'Orient – diese Dame.«

»Fort, Bursche! Sie sind betrunken und verdienen, daß Sie in das Gefängniß geschickt werden! Es giebt hier keine solche Person! Fort, sage ich, sonst lasse ich *Sie* verhaften,« rief der Baronet, der die Geduld ganz verlor.

»Verzeihen Sie Sir Parke, aber ich muß meinen Auftrag ausführen, fuhr der Mann artig fort, trat dann vor, legte die Hand auf die Schulter der Jungfrau und sagte:

»Estelle L'Orient, ich verhafte Sie im Namen des Königs. Sie sind meine Gefangene.«

»Sir!« donnerte Sir Parke, indem er hinzutrat, und die entwürdigende Hand des Polizeibeamten von der Schulter seiner Tochter schlug, »sind Sie wahnsinnig? – Haben Sie den geringsten Begriff davon, was ein Friedensbruch bedeutet? Wissen Sie, was Sie thun?«

»Ganz genau, Sir Parke Morelle! Ich stehe im Begriff, diese Dame in Verhaft zu nehmen,« sagte der Officier und näherte sich seiner Gefangenen.

»Fort, Bursche! oder, beim Himmel! – gleichviel, ob sie wahnsinnig oder betrunken sind, Sie sollen Ihren Irrthum schwer büßen.«

»Sir Parke Morelle irrt sich, aber er wird dem Befehl Sr. Majestät keinen Widerstand leisten,« sagte der Mann, indem er das Document aus der Tasche zog, und während sich die Menge voll Erstaunen und Verwunderung näher herbei drängte, Sir Parke das Bild ungläubiger Verwunderrung und Wuth bestand und Lord Montessor mit gerunzelter Stirn und feet aufeinander gepreßten Lippen die Gestalt Estelle's stützte, die jetzt mit gefalteten Händen, bleichem Gesicht und starren Augen den Franzosen wie ein von den Todten auferstandenes Phantom betrachtete, entfaltete der Polizeibeamte den Verhaftsbefehl gegen Estelle L'Orient wegen gesetzwidriger Verheirathung mit George Charles, Viscount Montessor, während ihr Gatte, Victoir L'Orient, noch lebte, laut vor. Nachdem er hiermit zu Ende war, legte er das Document zusammen, steckte es wieder in die Brusttasche und wartete eine Zeitlang. Nur ein Augenzeuge kann sich die Bestürzung denken, welche die versammelte Menge in athemlosem Schweigen erhielt; Sir Parke Morelle war der Erste, welcher den furchtbaren Zauber brach.

»Madame,« sagte er, indem er auf seine unglückliche Tochter, deren schuldbewußte Miene das Beunruhigendste bei der ganzen Sache war, zuing und vor sie trat –: »Warum sprichst Du nicht? Wenn dies ein Complot ist, so enthülle es! Wo ist die Elende, die diese Klage vorgebracht hat?«

»Hier, Mylord! Da bin ich! Hier ist diese Elende! – Ich bin Zeuge, daß Madame Estelle L'Orient die Frau meines Sohnes, Monsieur Victoir L'Orient, ist!« rief die giftige kleine Französin, in welcher Sir Parke jetzt die ehemalige Erzieherin seiner Tochter erkannte. Als der Baronet die Wahrheit zu erkennen anfang, wendete er sich an sein Kind und fragte im Tone unterdrückter Wuth:

»Madame, antworte! Welche Begründung hat diese schändliche Geschichte?«

»Sie ist *wahr*,« sagte die unglückliche Estelle, indem sie die Arme herabsinken ließ und den Kopf mit der Miene der tiefsten Verzweiflung auf die Brust neigte.

»Thun Sie Ihre Pflicht! Führen Sie Ihre Gefangene fort! Schaffen Sie mir die Verbrecherin schnell aus den Augen!« rief der Baronet fast wahnsinnig über den Schlag, der seinen Stolz so plötzlich in den Staub gestürzt hatte.

»Sir Parke! Sir Parke! seien Sie barmherzig, Sie werden – Sie können Ihr Kind in seiner Noth nicht verlassen,« bat Lord Montessor.

»Bei allen Dämonen, Sir, es ist nicht mein Kind! Ich erkenne die Frau Monsieur Victoir L'Orient's nicht an!« rief der Baronet, indem er mit schnellen Schritten fortging.

»Sir Parke, sehen Sie sie um der Liebe Gottes willen an!« bat Lord Montessor, indem er die Hand auf den Arm des wüthenden Vaters legte, und ihn zurückzuhalten versuchte.

»Lassen Sie mich los, Sir!« donnerte der Baronet, und riß sich von ihm los. Meinen Wagen, Bursche! Wo ist Lady Morelle? Laßt Mylady rufen!«

»Lady Morelle ist ohnmächtig, geworden und man hat sie in die Kirche geschafft, Mylord,« sagte die Herzogin von Graveminster, die in ernster stolzer Feierlichkeit dastand hatte.

Sir Parke befahl, daß sein Wagen, vorfahren solle und ging dann in die Kirche.

Lord Montessor bemühte sich, das verlassene verzweifelte Wesen an seiner Seite zu beruhigen.

»Estelle, theuere Leidende, beruhige Dich, Alles, was ein Christ in Deiner Noth für Dich thun kann, soll durch mich geschehen: verlaß Dich auf mich, – werde Dich nie verlassen.«

»Monsieur le constable! sehen Sie die Frau da an. Sie hat kein Recht, an dem Arme Mylord's zu sein. Thun Sie Ihre Pflicht – verhaften Sie sie!« rief der Franzose in rachgieriger Hast.

»Ich fürchte, ich darf meine Pflicht nicht länger aufschieben, Mylord, sagte der Polizeibeamte ehrerbietig.

»Erlauben Sie mir nur noch einen Augenblick, Madame! Stützen Sie um der Liebe des Erlösers willen dieses arme zerschlagene Wesen, bis ich einen Geistlichen zu ihr schicke. Estelle, Theuerste! ich muß Dich um Deiner selbst willen verlassen. Ich will Dir einen geeigneten Beistand schicken. Ich werde Dich bei Friedensrichter wiedersehen. Bis dahin Lebe wohl,« sagte Lord Montessor, indem er sanft seinen stützenden Arm zurückzog und sie an die halb widerstrebende, stolze Brust der Herzogin von Graveminster legte.

»Gott segne Sie ewig, Mylord! was auch aus der armen Estelle werden möge – Gott möge Sie immer lieben und segnen!« murmelte das arme Geschöpf und winkte zum Abschied.

Lord Montessor eilte in die Kirche, und die Sacristei, woh der Bischof und die assistirenden Geistlichen entkleideten.

»Mylord! – was ist geschehen?« rief der ehrwürdige Prälat, über das bleiche, verstörte Gesicht und das hastige, ängstliche Benehmen Lord Montessor's fast entsetzt, während die beiden Geistlichen näher traten und durch ihre Blicke die Verwunderung zu erkennen gaben, welche sie nicht aussprachen.

Lord Montessor erzählte ihm kurz und hastig Alles, was geschehen war, nebst der Geschichte der unglückseligen Heirath, zu welcher Estelle als Kind in der Schule von der intriganten Lehrerin und ihrem gewissenlosen Sohne verlockt worden war, sowie der des Verbrechens, der Ueberführung und Verurtheilung Victoir's, der langen Trennung und den Bericht seines Todes bei dem Schiffbruch des *Duc D'Anjou* vor drei Jahren.

»Der Verhaftsbefehl ist von Sir George Bannerman, einem bitteren Feinde ihres Vaters, ausgestellt worden. Er muß die Klage sofort nach der Vollendung der Trauung aufgenommen und den Befehl unmittelbar ausgefertigt haben. Er muß zu diesem Zwecke zugegen gewesen sein, denn habe seinen Wagen von der Kirche fortfahren sehen,« sagte Se. Lordsaft.

»Ich habe Sir George selbst in der Kirche gesehen,« bemerkte Mr. Oldfield, der ältere von den beiden Geistlichen.

»In der Kirche! Dann hat er die Trauung mit angesehen, die feierliche Aufforderung bei deren Beginn gehört, hätte sprechen, das Verfahren aufhalten und diese unglückliche Dame vor ihrem jetzigen Jammer behüten können! Jeder Andere, wie ein boshafter Feind, würde sie gerettet haben! – Der Fall wird vermuthlich vor die nächsten Assisen kommen, aber ich bin überzeugt, daß dort seine Klage gegen sie durchgebracht werden kann. Und wenn das Verfahren dieses Friedensrichters der Art gewesen ist, wie ich es argwöhne, so wird dieser Umstand eine furchtbare Waffe in der Hand ihres Vertheidigers sein und viel dazu beitragen, Sir George Bannerman selbst von seinem Platze auf der Richterbank zu werfen. Für jetzt hat jedoch der Vater Estelle's sie ihrem Schicksal überlassen. Ich bin unglücklicher Weise durch mein jetziges Verhältniß zu ihr außer Stand gesetzt, sie direct zu beschützen, und das Bekanntwerden meiner Einmischung würde ihr vielleicht eher schaden, wie nützen. Aber Sie, ehrwürdige Herren,« fuhr Se. Lordschaft zu den beiden Geistlichen fort, »Sie, Mr. Oldfield und Mr. Trevor, sind Freunde ihrer Familie. Ihr Alter, Ihr heiliger Beruf und Ihre Stellung machen Sie zu den geeignetsten Personen als Schützer dieser unglücklichen Dame. Begleiten Sie sie zu dem Friedensrichter – wollen Sie das, meine Herren?«

Die beiden Geistlichen sprachen ein paar Secunden mit einander, und dann antwortete Mr. Oldfield für Beide:

»Wir wollen die Dame mit der größten Bereitwilligkeit begleiten, Mylord; aber würden wir nicht am besten thun uns gegen ein Verhör vor Sir George Bannerman zuverwahren, und zu fordern, daß sie vor einen anderen unparteiischem Friedensrichter geführt werde?«

»Ich denke nein, Sir; es wird am Ende wenig darauf ankommen und ich glaube, es ist das Beste, daß wir diesem Manne gestatten, sein Spiel aufzudecken,« sagte Lord Montessor; dann riß er ein Blatt aus einem Schemabuche, schrieb eine Anweisung auf tausend Pfund auf die Bank von Exeter, übergab sie Mr. Oldfield und setzte hinzu: »Leisten Sie Bürgschaft zu jedem Betrage für ihr Erscheinen vor Gericht, und dann Mr. Oldfield, bin ich überzeugt, daß Sie dieses arme geschlagene Lamm in Ihre Hürde nehmen, sie unter die Obhut Ihrer ausgezeichneten Frau stellen und ihr lehren werden, wegen des Ausganges auf Gott zu vertrauen.«

»Wir werden jedenfalls alles Mögliche für dieses arme Kind in seiner Noth thun, aber – stecken Sie Ihre Anweisung ein, mein werther Lord, denn obgleich Sie ihr treuester Freund sind, so ist es doch nicht passend, daß dieser Liebesdienst von Ihnen ausgehe,« sagte der ehrwürdige Mann.

»Ich glaube Sie haben Recht, Sir, aber was kann unter diesen Umständen für sie geschehen, da ihr Boten sie verläßt?«

Die beiden Geistlichen sprachen wieder mit einander, und dann sagte Trevor:

»Wir sind allerdings keine Banquier's Mylord, aber wir können es Beide wagen, ein paar hundert Pfund zu verbürgen.«

»Wagen, Sir? Es wird kein Wagniß sein – kennen Sie Estelle, und glauben Sie einen Augenblick, daß sie nicht gebührendermaßen bei der Verhandlung erscheinen wird?«

»Gewiß nicht, – gewiß nicht, Mylord! Das Wort war unglücklich gewählt. Ich meinte nur, daß wir für so vieles Geld *verantwortlich* gemacht werden könnten.«

»Gehen Sie zu dem armen Mädchen, werthe Herren, damit die Herzogin von Graveminster ihren Hermelin nicht für unwiederbringlich dadurch befleckt hat, daß sie dieses geschlagene Haupt noch länger an ihre Brust schließt. Ich werde bei dem Friedensrichter mit Ihnen zusammentreffen.«

»Nehmen Sie meinen Wagen, wenn kein anderer vorhanden ist, Oldfield; ich werde einen Platz, in dem Lord Montessor's finden und gleichfalls hinkommen,« sagte der gutmüthige Bischof, dessen Mitgefühl erregt worden war. Die ehrwürdigen Herren dankten dem Bischof und verließen die Kirche, um ihre unglückliche Schutzbefohlene aufzusuchen. Als sie auf dem freien Platze ankamen, fanden sie, daß sämmtliche Wagen, mit Ausnahme desjenigen Montessor's und des Bischofs von Exeter, den

Schauplatz verlassen hatten. Ja, die Eltern, Freunde, Bekannten, Brautjungfern und Brautführer waren sämtlich von dem Orte entflohen, als ob dort die Pest herrsche. Die Herzogin von Graveminster hatte sich mit den Uebrigen entfernt.

Estelle war allein zurückgeblieben und stützte sich an den Stein eines bescheidenen Grabes, wo sie von dem Polizeibeamten bewacht wurde.

Der mitleidige Geistliche trat zu ihr, legte die Hand auf ihren gesenkten Kopf und sagte sanft:

»Seien Sie nicht so sehr niedergeschlagen, mein Kind! Erheben Sie das Herz zu dem, der unerschüttert in dem Vertrauen auf seinen Vater blieb, als ihn Alle verließen und flohen.«

Aber das durch den Schmerz betäubte Wesen schien die Gegenwart des Sprechenden weder zu sehen, noch ihn, zu hören, oder sonst Etwas von ihm zu bemerken, sie blieb in ihren weißen weiten Schleier gehüllt, vollkommen regungslos an den Grabstein gelehnt stehen, und man hätte sie für einen auferstandenen Geist an seinem Grabe halten können.

»Kommen Sie, mein Kind, blicken Sie auf, geben Sie mir die Hand und erlauben Sie mir, Sie in Ihren Wagen zu heben; es müssen einige nothwendige Förmlichkeiten erfüllt werden und dann sind Sie frei und sollen mich nach Bloomingdale begleiten, bis sich Ihr Vater eines Besseren besinnt und Sie abholt, wie es geschehen wird.«

Aber sie regte sich weder, noch sprach sie, und man hätte sie eher für eine Marmorstatue, wie ein lebendes Geschöpf, oder einen Geist halten können.

»Kommen Sie, mein Lamm, kommen Sie,« fuhr Mr. Oldfield fort, indem er ihre kalte, widerstandslose Hand ergriff, sie auf seinen Arm legte und sie fortführte.

Sie ließ sich ohne Widerstreben in den Wagen heben, worauf Mr. Oldfield gleichfalls hineinstieg und sich neben sie setzte, Mr. Trevor folgte und ihnen gegenüber Platz nahm. Der Polizeibeamte stieg auf den Bock neben dem Kutscher, und der Wagen fuhr fort. Fast unmittelbar darauf stiegen der Bischof von Exeter und Lord Montessor in den Wagen des Letzteren, und folgten ihnen auf dem nämlichen Wege.

ZWEITES KAPITEL. DIE VERHAFTETE GATTIN.

Eine stille Fahrt von einer Stunde brachte die Gesellschaft nach Horsford, der Wohnung Sir George Banner-man's, des Friedensrichter's, welcher den Verhaftsbefehl ausgestellt hatte.

Eine Allee führte von der Chaussee nach dem Schlosse.

Als der vorderste Wagen vor dem Haupteingange anhielt, sprang der Bediente herab, machte den Schlag auf und ließ die Stufen herunter, während der Polizeibeamte vom Bocke stieg und sich als Wache daneben stellte.

Mr. Oldfield stieg zuerst aus und half Estelle herunter, die sich todtenbleichem Gesichte und noch immer in den

bräutlichen Schleier gehüllt, mechanisch von ihrem bejahrten Freunde die breiten Marmorstufen hinaufführen ließ.

Vor ihnen ging der Polizeibeamte her, der an die Thüre klopfte, welche von einem wartenden Bedienten geöffnet wurde, während gleich hinter derselben der dicke Portier, von gichtbrüchtigem Aussehen, gleichgiltig in seinem Lehnstuhle saß und mit einer goldenen Brille auf der Nase die Times las.

Der Polizeibeamte gab diesem Würdenträger ein telegraphisches Zeichen, worauf dieser, ohne seinen Platz zu verlassen oder die Augen von der Zeitung zu verwenden, antwortete:

»In der Bibliothek da, John, führe die Gesellschaft hinauf.«

Der Bediente, welcher sie eingelassen hatte, kam jetzt herbei, wies als Gruß gegen die Dame und den Geistlichen mit dem Zeigefinger auf seine Stirn, winkte dem Beamten und führte sie die breite eichene Treppe hinauf nach einem langen Gange, an dessen äußerem Ende sich die Thüre des Bibliothekszimmers befand, wo das erste Verhör vorgenommen werden sollte. Der Mann machte diese Thüre auf und meldete:

»Polizei und Gefangene, Ew. Ehren,« ließ sie ein, machte die Thüre wieder zu und entfernte sich.

Die Gesellschaft befand sich in einem reichen, alterthümlichen, schön möblirten Bibliothekzimmer, dessen Wände durch gothische gemalte Glasfenster erhellt und

mit kostbar geschnitzten wohlgefüllten Bücherschränken bedeckt waren.

Am obersten Ende dieses Zimmers saß an einem langen mit grünem Tuch bedeckten Tische Sir George Bannerman, zu seiner Rechten sein Secretair und am Ende des Tisches auf der nämlichen Seite desselben Madame L'Orient, Monsieur Victoir und ein kleiner französischer Abbé versammelt, Neben dem Friedensrichter stand Lord Dazzleright.

Als der ehrwürdige Geistliche, seine hinfällige Schutzbefohlene stützend, heran kam, stand Sir George gravitatisch auf, erkannte ihre Gegenwart durch eine leichte Verbeugung an und setzte sich dann wieder nieder.

Der Beamte, welcher der Gesellschaft vorausging, legte seinen Verhaftsbefehl vor den Friedensrichter und sagte:

»Da ist die Gefangene, Ew. Ehren,« verbeugte sich und ging ein Paar Schritte zurück.

Sir George öffnete das Document, und während er es schweigend durchlas, wurde die Thüre des Bibliothekszimmers wieder geöffnet und »Se. Lordschaft der Bischof von Exeter und Lord Montessor wünschen dem Verhör beizuwohnen« gemeldet.

Sie traten ein, verbeugten sich schweigend gegen Sir George Bannerman, der ihren Gruß durch ein kurzes Aufschlagen der Augen und ein Kopfnicken erwiderte, und nahmen dann ihre Plätze neben Lord Dazzleright ein.

»War dies wohlgethan, Sir George Bannerman?« fragte Mr. Oldfield heftig.

»Was meinen Sie, Sir?« fragte der Richter, ohne einen Blick von dem Document in seiner Hand zu verwenden.

Ich meine die Verhaftung dieser Dame.«

»Ehrwürdiger Sir, ein Mann mit Ihrem ausgezeichneten Verstande sollte wissen, daß das Gesetz ebenso wenig wie das Evangelium die Person achtet.«

»Allerdings nicht, Sir George! Aber Sie waren in der Kirche, als diese ungesetzliche Trauung stattfand, Sie hörten die feierliche Aufforderung des Lordbischofs, daß, wenn irgend ein Anwesender Etwas wisse, warum die Betreffenden nicht durch das heilige Band der Ehe vereinigt werden dürften, er es jetzt erklären solle. Sir, Sie saßen dort mit diesem unglücklichen Manne neben sich, und hörten diese feierliche Aufforderung und haben nicht gesprochen! Aber sofort nach der Vollziehung der Handlung fertigten Sie den Verhaftsbefehl gegen die Dame aus. Sir George Bannerman, ich frage Sie nochmals, kann diese Handlung von Seiten eines Christen, eines Ehrenmannes und eines Friedensrichters wohlgethan sein?«

»Sir, ein ausgezeichneter Vertheidiger der orthodoxen Grundsätze des freien menschlichen Willens, wie Sie, sollte begreifen, daß das Gesetz nicht weniger, wie Evangelium, eigenmächtig zur Verhinderung des Verbrechens auftritt, sondern es nur richten und strafen kann. Aber, Sir, wir verschwenden die Zeit. Wollen Sie die Güte haben, zurückzutreten und mir die Gefangene sehen lassen?«

Der gute Geistliche trat mit einem tiefen Seufzer, der ein inniges Gebet für die Verzweifelte neben ihm zum

Himmel emportrug, einen Schritt zurück, und Estelle stand ohne Stütze vor dem grünen Tische.

»Madame, wollen Sie gefälligst ihren Schleier zurückschlagen?« sagte der Friedensrichter.

Estelle schlug den Schleier zurück und zeigte dadurch ein Gesicht, dessen Farbe so todttenblaß war, daß diejenigen, welche es unerwartet erblickten, vor Mitgefühl erbleichten.

»Ihr Name ist Estelle L'Orient, Madame?«

Sie verbeugte sich bejahend.

Der Friedensrichter nahm den Verhaftsbefehl in die Hand, las ihr denselben vor, legte ihn wieder auf den Tisch und sagte dann –

»Estelle L'Orient, Sie werden hierdurch von Madame Gabrielle L'Orient, die hier gegenwärtig ist, eidlich beschuldigt, am heutigen Tage in der Kirche von Hyde bei Lebzeiten Ihres Gatten, Victoir L'Orient, der jetzt in diesem Lande lebt, eine verbrecherische Ehe mit George Charles Viscount Montessor geschlossen zu haben, welche besagte Ehe einer Handlung der Bigamie, gegen den Frieden und die Würde Sr. königlichen Majestät und nach den für diesen Fall erlassenen Gesetzen durch Deportierung zu bestrafen ist. Was haben Sie auf diese Anklage zu erwiedern?«

»Hier Nichts, Sir – später vielleicht Viel,« antwortete die tiefe, klagende Stimme der Gefangenen.

»Sir George Bannerman,« sagte Lord Dazzleright, der neben die Dame getreten war, »ich stehe hier als Berater der Lady Montessor, wenn sie meine Dienste annehmen

will, und mache gegen die an sie gerichtete Frage die Einwendung der Unschicklichkeit.«

»Madame, engagiren Sie Lord Dazzleright?« fragte der Friedensrichter.

»Ja Sir.«

»Sie sind also der Rechtsbeistand Estelle L'Orient's?«

»Ich bin der Rechtsbeistand der Lady Montessor.«

»Ach, Mylord! sprechen Sie diesen fleckenlosen Namen hier nicht aus! Ich habe keinen Anspruch an denselben. Ich danke Gott wenigstens hierfür, daß ich, gleichviel, was geschehen mag, diesem geehrten Namen keine Schande machen kann, denn er ist nicht der meine! Ich bin die arme Estelle L'Orient und jener Mensch dort ist wirklich mein Besitzer,« sagte die erschütternde, leidenschaftliche Stimme der Dame, die schaudernd den Kopf abwendete.

»Still, still, Kind! Sie müssen und mir erlauben, diese Sache zu leiten. Ich werde Ihre Anklagen *ab initio* und *in toto*, wie wir Advocaten sagen, ableugnen. Sie sind ebenso wenig die Frau des Vagabunden dort, wie die – nun, gleichviel! Sie sind die Gräfin Montessor!«

»O nein, nein, gütiger Himmel, nein! Dieser erhabene Name – der fleckenlose Name Lord Montessor's – muß von dem Schmerz und der Schande ferngehalten werden, der sich düster über dem der armen Estelle L'Orient zusammenzieht.«

Während dieses Gespräch in leisem, hastigem Tone Zwischen dem Rechtsgelehrten und seiner Clientin geführt wurde, lehnte sich der Friedensrichter auf seinem

Stuhle zurück und wartete. Da er endlich sah, daß sie schwiegen, so bog er sich vor, und fragte den Advocaken, ob sie bereit wären, die Anschuldigung zu hören.

»Wir sind bereit,« antwortete Lord Dazzleright.

»Dann will ich die Zeugen aufrufen – Madame Gabrielle L'Orient möge gefälligst vortreten.«

Die kleinen, tiefliegenden, scharfen schwarzen Augen der alten Französin blitzten vor boshafter Schlauheit, als sie herantrat. Der Eid wurde ihr gehörig abgenommen und sie fing ihre Aussage an. Zuerst sie die Angeklagte für Estelle, die Frau Victoir L'Orient's, und bezeugte darin in gutem Französisch, aber gebrochenem Englisch, daß sie bei der Trauung ihres Sohnes, Victoir L'Orient's und ihrer Schülerin Estelle Morelle, in der Kirche St. Etienne in Paris am 13. Nov. 18– zugegen gewesen sei, sowie daß besagter Victoir und Estelle als Mann und Frau ein Jahr lang unter ihrem Dache in Nr. 31, Rue St. Genevieve in Paris, zusammen gelebt hätten.

Während diese Zeugin ihre Aussage abgab, flüsterte Lord Dazzleright seiner Clientin zu:

»Wenn Sie in ihrem Zeugnisse einen Punkt finden, gegen den Sie Etwas einzuwenden haben, so sagen Sie es mir.«

»Die Trauung war eine heimliche, und wenn ich mich nicht sehr irre, so wußte damals Niemand Etwas davon,« murmelte Estelle, die mühsam gegen die tödtliche Verzweiflung ankämpfte, welche alle ihre Geisteskräfte zu vernichten drohte.

Erlauben Sie einen Augenblick,« sagte Lord Dazzle-right, als sich die Zeugin wieder entfernen wollte, »die angebliche Trauung soll eine ganz geheime gewesen sein – wie ging es dann zu, daß Sie Zeuge derselben waren?«

»Ich argwöhnte die Absicht der Kinder. Ich folgte ihnen in die Kapelle St. Etienne und sah die Trauung mit an.«

Die Frau war durch kein Kreuzverhör von diesem Punkte, abzubringen, sondern wurde durch dasselbe in ihrer gebrochenen Aussage nur immer fester.

Der nächste aufgerufene Zeuge war der alte französische Priester, der, nachdem er vereidet worden war, zuerst die Angeklagte identificirte, und dann bezeugte, daß er bei der Trauung Estelle Morelle's und Victoir L'Orient's zugegen gewesen sei, welche am 13. Nov. 18– durch den Abbé Pierre Leroux in der Kirche St. Etienne in Paris vollzogen worden sei.

Das Kreuzverhör dieses Zeugen brachte Nichts an den Tag, was ein schlechtes Licht auf ihn hätte werfen können.

Dann wurde der Trauschein vorgelegt, und die erste Ehe schien festgestellt zu sein. Zunächst mußte nun die Identität Victoir L'Orient's als lebenden Gatten und folglich als gesetzmäßiges Hinderniß für die zweite Ehe bewiesen werden. Dies wurde durch das Zeugniß der Mutter wie des Priesters leicht bewerkstelligt. Die letzte von Seiten der Ankläger festzustellende Thatsache war die der zweiten, sogenannten gesetzwidrigen Verheirathung,

welche an diesem Tage in der Kirche von Hyde gefeiert worden war. Dies wurde durch die nämlichen Zeugen förmlich bewiesen.

Jetzt beugte sich Lord Dazzleright mit ermuthigendem Lächeln zu seiner Clientin herab, und sagte leise zu ihr:

»Beruhigen Sie sich, Lady Montessor. Dies ist vom Anfang bis zu Ende Nichts, wie ein Complot gewesen, ich werde sie leicht durch ihre eigenen Waffen schlagen.«

Dann wendete er sich zu dem Magistrat; sein wohlwollendes Lächeln verwandelte sich in den Ausdruck der tiefsten Verachtung, und er sagte:

»Wir könnten damit anfangen, Ew. Ehren, gegen die Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens von dem Augenblicke an, wo der Verhaftsbefehl ausgestellt wurde, zu protestiren, der schon an und für sich formwidrig ist, da er den Namen der Angeklagten, welcher nicht Estelle L'Orient, sondern Estelle, Gräfin Montessor lautet, nicht enthält. Aber wir ziehen es vor, unsere Vertheidigung nicht auf eine reine Formalität, sondern auf die tiefsten, festesten Grundlagen der Gerechtigkeit und Wahrheit zu bauen. Wir werden daher damit anfangen, die Giltigkeit der besagten Trauung anzufechten, welche in der Kapelle St. Etienne in Paris stattgefunden haben soll, und beweisen, daß dieselbe eine verbrecherische Handlung, das Ergebniß eines Complottes, gewesen ist, bei welchem meine Clientin durchaus keine Theilnehmerin, sondern das Opfer gewesen ist – als in Verbrechen, das nach den Grundgesetzen von Frankreich durch Geldbußen und Gefängniß bestraft wird. Ich werde beweisen, daß die Gesetze

Frankreichs in Folge des Edicts Heinrichs II. die Verheirathung einer Minderjährigen, ohne Wissen und Einwilligung ihrer Eltern oder Vormünder, verbieten, und eine solche Ehe für ungesetzlich, ungiltig und als nicht geschehen erklären.«

Es ist nicht unsere Absicht, dem gelehrten Lord Dazzle-right in allen Einzelheiten seiner Darstellungen in welcher er ohne Barmherzigkeit die Intriguen blösstellte, durch welche diese gewissenlose französische Lehrerin und ihr lasterhafter Sohn complottirt hatten, ihre Schülerin einer heimlichen Trauung zu verleiten, durch welche sie später in den Besitz des großen Vermögens derselben zu gelangen hofften. Und nachdem er damit geschlossen hatte, daß er mit dem gewaltigsten Aufgebote von Gelehrsamkeit und Feuer zu beweisen suchte, daß diese sogenannte Ehe, zu welcher sie ihre Schülerin verlockt hatte, ohne das Wissen und die Einwilligung der Eltern, oder Vormünder des Kindes, null und nichtig sei, forderte er die Entlassung seiner Clientin aus der Gefangenschaft und setzte sich nieder.

Sir George Bannerman nickte beim Schlusse dieser Rede mit dem Kopfe, und wendete sich dann gegen die Ankläger, wie um seine Bereitschaft auszudrücken, Alles anzuhören, was sie dagegen einzuwenden haben würden. Die Ankläger hatten keinen Rechtsbeistand bei sich, aber Madame L'Orient erwies sich in Ermangelung eines besseren Advocaten, trotz ihres Geschlechts und ihres gebrochenen Englisch, als ein ganz leidlicher, oder wenigstens

sehr schlauer Anwalt, und die gellende Stimme der kleinen, gelben, eingeschrumpften alten Französin antwortete den feinen Worten Lord Dazzleright's.

Sie bat *monsieur le magistrat*, sich zu erinnern, daß die Angabe, Mademoiselle Estelle Morelle sei ohne Wissen und Einwilligung ihrer Eltern mit Monsieur Victoir L'Orient getraut worden, nur eine Vermuthung wäre, welche, eines Beweises bedürfe, während im Gegentheil die Thatsache, daß diese Trauung zwischen Monsieur Victoir und Mademoiselle Estelle mit Wissen und Willen, und in Gegenwart der Vormünderin Mademoiselles vollzogen worden sei, schon unzweifelhaft festgestellt wäre, denn sie selbst, Madame Gabrielle L'Orient, habe in ihrer Eigenschaft als Lehrerin im Verhältniß einer Vormünderin zu Mademoiselle Morelle gestanden. Und als Vormünderin Mademoiselle's habe es nur ihrer Gegenwart bei der Trauung bedurft, um sie völlig gesetzlich zu machen.

Nachdem das rachgierige Weib diese Antwort gegeben hatte, setzte es sich wieder hin, und seine schwarzen Augen blitzten triumphirend. Lord Dazzleright stand auf, wies geringschätzig die Anmaßungen Madame L'Orient's zurück, indem er auf das Entschiedenste verneinte, daß ihr Amt als Lehrerin ihr auch nur auf einen Augenblick das Recht einer gesetzmäßigen Vormundschaft über ihre Schülerin habe geben können.

Madame antwortete, daß sie nicht allein Lehrerin, sondern alleinige Hüterin und Erzieherin Mademoiselle's während mehrerer Jahre gewesen sei.

Hier fing eine Discussion über diesen Gegenstand die schließlich durch den Friedensrichter zu Ende gebracht wurde, der, wie man leicht erkennen konnte, die Anklage begünstigte und jetzt sagte:

»Dieser Punkt muß der Entscheidung der gelehrten Assisenrichter überlassen werden. Hat die Vertheidigung noch Etwas weiter vorzubringen?«

»Ja – denn wenn es Ihnen auch belieben sollte, die Ungesetzmäßigkeit der ersten Trauung für zweifelhaft zu halten – ja, wenn Sie dieselbe auch für gesetzmäßig und bindend erklären sollten, so haben wir doch viel dagegen einzuwenden, warum meine Clientin nicht der ernsten Beschuldigung ausgesetzt wird, unter welcher sie jetzt vor Ew. Ehren steht. Das englische Gesetz macht, wie das jeder anderen christlichen Nation, mit vollem Rechte die Absicht zu einen wesentlichen Bestandtheile des Verbrechens. Daß nun meine Clientin nicht den leisesten Schatten einer Absicht gehabt hat, das Gesetz durch ihre zweite und, wie wir glauben, einizige gesetzmäßige Heirath zu verletzen, ist leicht zu beweisen. Vor zwei Jahren ist ein Bericht über den Tod dieses Mannes bei Gelegenheit des Schiffbruches des *Duc D'Anjou* veröffentlicht worden. Dieser Bericht ist aus dem *Courier de l'Europe* in die *Times* übergegangen, von welchem ich eben eine Nummer von Lord Montessor erhalten habe, die ich jetzt Ew. Ehren vorlege,« sagte Lord Dazzleright, indem er die Zeitung aus der Tasche nahm und sie auf den Tisch vor dem Friedensrichter legte, der sie ergriff und las, während der Advocat fortfuhr:

»Meine Clientin sah diese Ankündigung, und da sie sich für die Wittwe dieses Mannes hielt, so zog sie sich aus der Gesellschaft zurück und hielt sich achtzehn Monate lang in der Zurückgezogenheit, und nahm erst nach Verlauf dieser Zeit die Bewerbungen Lord Montressors an, mit dem sie, wie Sie erfahren haben, heute früh getraut worden ist.«

»Aber, Monsieur *le Magistrat*! aber Messieurs! ich habe viele, sehr viele Briefe an Madame Victoir L'Orient geschrieben; ich benachrichtigte sie darin von dem Leben meines Sohnes, ihres Gatten,« fiel ihm hier die heißblütige Französin in das Wort.

»Madame, Sie verletzen die Ordnung und werden Ihr Interesse am besten befördern, wenn Sie ruhig bleiben,« sagte der Friedensrichter. Dann fuhr gegen den Vertheidiger fort: »Dieser Punkt muß gleichfalls der Entscheidung der Richter überlassen werden.«

Hierauf trat eine kurze Pause ein,« nach welcher der Richter wieder fragte:

»Hat die Vertheidigung noch etwas Weiteres vorzubringen?«

»Die Vertheidigung hat *hier* und *jetzt* Nichts weiter vorzubringen,« antwortete Lord Dazzleright mit eigenthümlichem Nachdrucke.

»Dann, Madame,« sagte der Friedensrichter zu Estelle, betrachte ich diese Sache als einen Fall für Assisen-gericht, und lege Ihnen hiermit auf, die Anklage wegen Bigamie bei der nächsten in der Stadt Exeter zu haltenden Sitzung zu vertheidigen.«

Estelle, die während der Abhörung der Zeugen mit gesenktem Kopfe dagestanden hatte, schlug jetzt die Augen in wildem Entsetzen auf, und sah einem überraschten, entsetzten Kinde in der Gewalt einer furchtbaren Macht so ähnlich, daß der gute Geistliche, Mr. Oldfield, zu ihr eilte und schnell zu ihr sagte: »Es nur eine Formalität, mein Kind. Es ist nicht möglich, eine Klage gegen Sie durchzuführen. Vertrauten Sie auf Gott und fassen Sie Muth.«

»Haben Sie Bürgschaft?« fragte Sir George Bannerman, der seinem Secretair eben insgeheim einige Anweisungen gegeben hatte.

Estelle schüttelte den Kopf – das arme Geschöpf verstand die Bedeutung der Frage nicht einmal richtig.

»Lady Montessor hat allerdings Bürgschaft, Ew. Ehren. Der ehrwürdige Mr. Oldfield und Mr. Trevor sind bereit, sich mit ihr, oder vielmehr mit ihrem Gatten, Lord Montessor, für ihr Erscheinen vor Gericht zu verbürgen,« sagte Lord Dazzleright.

Der Friedensrichter wendete sich an seinen Sectair, damit er die nöthigen Papiere ausfertige. Und während dieser Beamte eifrig schrieb, wendete sich Estelle zu Lord Dazzleright und sagte flehend zu ihm:

»Mylord, fahren Sie um Gottes willen nicht fort, den fleckenlosen Namen Montessor durch den Schmutz meines Elendes zu schleppen! Ich möchte viel lieber – o! viel lieber, daß die Verurtheilung mit ihrem ganzen entsetzlichen Gefolge auf mich fiele, als daß ich auf Kosten der

leisesten Gefährdung für diesen fleckenlosen Namen gerettet werde.«

Der Advocat wendete sich, ohne auf ihre Bitte Etwas zu erwiedern, an Lord Montessor und sagte:

»Will Ihre Lordschaft vielleicht so gut sein, herzukommen und mit dieser Dame sprechen? Sie werden vielleicht im Stande sein, sie zu beruhigen.«

Lord Montessor, der den Inhalt der bitteren Worte Estelle's gehört oder errathen hatte, und Nichts herzlicher wünschte, wie eine Gelegenheit zu erhalten, sie zu beruhigen, kam jetzt zu ihr und sagte:

»Estelle, Geliebte! blicken Sie auf! Ich betrachte Sie als meine theuere, geehrte Gattin, zu deren Vertheidigung ich sowohl durch meine Pflicht, wie meine Neigung, gezwungen werde, im Nothfalle das Leben, das Vermögen und die heiligste Ehre zu wagen. Estelle, Geliebte! Sie wissen, daß Baron Dazzleright jetzt für den ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten in den drei Königreichen gilt. Seine Ansicht, wird für höchst gewichtig gehalten. Er ist der Meinung, daß die geheime Trauung, zu welcher Sie vor zehen Jahren als Kind verleitet worden sind, vollkommen, ungiltig, und dagegen die heute vollzogene Verbindung ganz gesetzmäßig ist. Seine Ansicht über die, Heiligkeit unserer Ehe, so wie die Autoritäten, welche er anführte, und die Enthüllungen der letzten zwei Stunden haben meinen Entschluß über mein Verfahren zur Reife gebracht. Ich beharre bei der Gesetzmäßigkeit der Ceremonie, die heute in der Kirche von Hyde vollzogen worden ist. Ich nehme das Recht eines Gatten, Sie

zu schützen und zu vertheidigen, in Anspruch, und verpfände hier mein Leben, sofern es nöthig sein sollte, mein Vermögen, und meinen unbefleckten Namen und meine heilige Ehre, Sie unverletzt durch die schwere Prüfung zu geleiten. Versuchen Sie es daher nicht wieder, den Beistand von sich zu stoßen, der Ihnen, Lady Montessor, rechtmäßiger Weise gebührt, oder den ehrenvollen Namen, der keine Zurückweisung von Ihnen verdient. Bedenken Sie, daß es Ihr Gatte ist, der dies von Ihnen fordert.«

In dem Benehmen Lord Montessor's vereinigten sich Ehrerbietung, Zärtlichkeit und Würde auf fast unwiderstehliche Weise.

Das schöne Gesicht Lord Dazzleright's strahlte von mitfühlender Bewunderung, und er sagte, indem er die Hand des Sprechenden ergriff:

»Gott segne Sie, Lord Montessor, denn Sie haben ganz Recht! Und wenn einen Mann im ganzen Reiche giebt, der ungescheut die Stellung einnehmen könnte, welche Sie jetzt einnehmen und Ihre schwierigen Pflichten mit Zartheit und Verstand erfüllen, so ist dieser Mann Ew. Lordschaft. Gott segne Sie!«

Aber Estelle blieb während dieser ganzen Zeit mit gefalteten Händen, auf die Brust geneigtem Kopfe und niedergeschlagenen Augen stumm. Sie veränderte weder ihre Stellung, noch blickte sie auf, noch sprach sie, ehe der Friedensrichter die beiden Bürgen aufforderte, den Schein zu unterschreiben, der in Bereitschaft war. Die beiden Geistlichen traten an den Tisch. Lord Dazzleright

folgte ihnen gleichfalls, und er stand allein, oder, so zu sagen, unter dem Schutze Lord Montressors.

»Hat meine Stella kein Wort, oder keinen Blick für mich?« fragte er.

»O! Mylord, wissen, Sie denn nicht, daß die Seele der armen Estelle in Anerkenntniß Ihrer unübertrefflichen Beharrlichkeit zu Ihren Füßen liegt? Aber Lord Montressor, es darf nicht so sein, wie Sie gesagt haben. Ich darf mich weder auf Ihre edle Kraft stützen, noch Ihren geehrten Namen führen, und will es nicht, Mylord – ich will es nicht,« sagte Estelle mit würdevoller Trauer,

»Fehlt es meiner theuersten Stella, meiner herrlichen Gattin – trotz aller ihrer Reize – an dem lieblichen Vorzuge der Unterwürfigkeit?«

»Die arme Estelle, Ihre Dienerin, Mylord, besitzt be allen ihren Fehlern und Schwächen die Fähigkeit, lieber allein zu dulden, wie Jemand, den sie ehrt, niederzuziehen, damit er ihre Entwürdigung theile.«

»Ihre Unterschrift ist für dieses Document nöthig, Madame,« sagte Sir George Bannerman zu der Angeklagten.

»Bleiben Sie hier, theuere Stella. Ich werde das Document für Sie unterzeichnen,« sagte Lord Montressor, indem er sie verließ und an den Tisch trat.

»Lord Montressor will mit den Herren Oldfield und Trevor für seine Frau Bürgschaft leisten,« sagte Lord Dazzleright.

»Das geht nicht. Die Angeklagte muß selbst unterzeichnen,« antwortete der Friedensrichter.

»Nun, so sei es denn! Estelle! Lady Montessor! wenn Sie die mindeste Achtung für mich haben, so unterzeichnen Sie nur den Namen, den ich Ihnen heute gegeben habe,« flüsterte Lord Montessor, als er sie an den Tisch führte.

»Lady Montessor, ich vereinige meine Stimme der Sr. Lordschaft, und bitte Sie um derer willen, die Sie lieben, seine Bitte zu erfüllen,« sagte der Baronet.

Estelle richtete einen Blick voll frommer Selbstverleugung auf Lord Montessor, ergriff die Feder und unterzeichnete mit fester Hand.

Lord Montessor, Lord Dazzleright und die beiden Geistlichen beugten sich schnell vor, um die Unterschrift zu lesen. Sie lautete *Estelle L'Orient!*

»O Kind! Kind! warum haben Sie das geschrieben?« fragte Lord Montessor mit bekümmertem Blicke.

»Sie werden Ihre Sache selbst verderben,« bemerkte Lord Dazzleright in verdrießlichem Tone.

»Ja, Mylord, ich *will* allerdings lieber meine Sache selbst verderben, wie mich auf Kosten alles Edlen und Guten retten! Ich bin die arme verlorene Estelle, die Frau Victoir L'Orient's, und habe nicht den geringsten Anspruch an den Schutz Lord Montessors, geschweige denn an seinen edlen Namen.«

»Das soll unsere Sorge sein, meine schöne Fanatikerin,« sagte der Baronet.

Da es jetzt sehr spät Nachmittags war und Sir George Bannerman die Sitzung für beendet erklärte und Zeichen der Ungeduld sehen ließ, so schickten sich die Betheiligten von beiden Seiten an, sich zu entfernen.

»Sie werden mit mir nach Bloomingdale gehen, mein Kind, und so lange dort bleiben, wie Ihre Freunde Sie entbehren können. Mrs. Oldfield wird sie sehr – hm! – wird alles Mögliche thun, um Ihnen Ihre Liebe und Achtung zu beweisen und Ihren Aufenthalt in unserem bescheidenen Hauses so behaglich und angenehm zu machen, wie es die Umstände nur erlauben,« sagte der alte Mr. Oldfield zu seinem Schützling.

»Ich danke recht herzlich für die angebotene Gastfreundschaft, ehrwürdiger Herr; aber seitdem ich meinen Rechtsbeistand zu Rathe gezogen habe, sind meine Pläne wieder anderer Art geworden – wir werden bei unserer ersten Absicht bleiben, die darin bestand, daß Lady Montessor und ich nach Dorset reisen und einen Monat auf unserem Schlosse Montessor verbringen wollten,« sagte der Viscount mit ruhigem Nachdrucke.

»Ew. Lordschaft kennt die Gründe für Ihre Handlung unzweifelhaft am besten,« erwiderte der Geistliche mit einer ernsten Verbeugung, sah aber dabei so unruhig aus, daß Lord Montessor den Baron durch einen Wink zu sich rief und sagte:

»Lord Dazzleright, wollen Sie die Güte haben, diesen Herren mitzuthemen, wen Sie für den gesetzmäßigen Beschützer dieser Dame halten?«

»Nach meiner Ansicht, ehrwürdige Herren, ist der einzige, gesetzliche Schützer und rechtmäßige Hüter dieser Dame Ihr Gatte, Lord Viscount Montessor.«

»Aber,« sagte der alte Geistliche zaudernd, »es giebt noch einen Zweiten, der diese Eigenschaft der Dame gegenüber in Anspruch nimmt, und dessen Ansprüche der Friedensrichter, wenn vielleicht auch noch so unrechtmäßiger Weise, jedenfalls begünstigt.«

»Und dessen Ansprüche auf irgend etwas wie Deportirung, jedenfalls durch das Gericht Erwägung finden werden,« erwiderte der Baron.

»Aber wäre es, um der Dame selbst willen besser, wenn sie inzwischen bei mir oder einem anderen Freunde bliebe, bis die Entscheidung des Gerichts ihre Stellung festgesetzt hat?« fuhr Mr. Oldfield fort.

»Durchaus nicht, Sir. Dies würde einen Zweifel an ihrer Stellung andeuten – einer Stellung, auf deren Sicherheit und Festigkeit ich meinen Ruf einzusetzen bereit bin. Als gesetzmäßiger Rathgeber der Lady Montessor empfehle ich Mylady, jedenfalls sich unter den mächtigen Schutz ihres Gatten zu stellen und ihn nach Montessor zu begleiten, und dort bis zu dem Zusammentreten des Gerichts zu bleiben.«

»Komm', Liebe, Du hörst, was der Baron sagt. Es wird spät. Nimm Abschied von Deinen Freunden und erlaube mir, Dir in den Wagen zu helfen, der wartet, um Dich zu Deinem Vater zu bringen, wo wir über Nacht bleiben werden, und von wo aus wir morgen früh nach Dorset

abreisen wollen,« sagte Lord Montessor, der seine Gemahlin gern fortführen wollte.

»Zu meinem Vater! Ach, Lord Montessor! glauben Sie, daß Sir Parke Morelle Ihnen in jeder Hinsicht gleicht? Mein Vater wird mein Gesicht nie wieder ansehen, und wenn es auch nur dieses Blickes bedürfte, um meine Seele zu retten! Nein, bester, geehrtester Mann! ich darf nicht über die Schwelle meines Vaters und will die Ihrige nicht überschreiten. Wenn jemals eine Lady Montessor den Fuß in das Schloß Montessor setzt, so wird sie nicht erst den gebrandmarkten Namen Estelle L'Orient getragen haben. Leben Sie wohl, Lord Montessor! ich wiederhole es nochmals, gleichviel, was aus der armen Estelle werde, so möge Sie Gott ewig segnen und lieben, Lord Montessor!« und hierbei senkte sie die Stirn auf einen Augenblick auf seine Hand, welche sie ergriffen hatte, ließ sie dann los, wendete sich an den alten Geistlichen und sagte mit sanfter Stimme:

»Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Mr. Oldfield, wenn Sie das Obdach Ihres Hauses noch immer einer solchen Unglücklichen, wie ich bin, anbieten.«

»Ich nehme Sie mit Freuden auf, mein Kind, und erlauben Sie, daß ich Ihnen sage, Lady Montessor –«

»Ach! auch Sie, Mr. Oldfield Sie wollen den Namen Mylords auch nicht schonen?« fiel ihm Estelle in das Wort.

»Ich glaube ziemlich fest, daß es Ihr gesetzmäßiger Name ist, Lady Montessor. Ich setze das größte Vertrauen auf die Ansichten Lord Dazzleright's in Bezug auf alle

Gesetzfragen, obgleich ich nicht bestimmt weiß, ob ich mich in religiösen Fragen von seinem Urtheil würde leiten lassen. Ich halte daher seine Meinung über die Giltigkeit Ihrer Ehe für höchst wahrscheinlicher Weise richtig, während ich seinen auf diese Ansicht gegründeten Rath, daß Sie Lord Montessor nach seinem Schlosse in Dorset begleiten und dort bis zu Ihrem Erscheinen vor Gericht bleiben sollen, als irrig betrachte. Ihr eigener Instinkt mit Hilfe Gottes ein besserer Führer gewesen. Es ist schicklich, daß Sie bei Mrs. Oldfield bleiben, bis Ihre Eltern Sie von uns fordern,« flüsterte der ehrwürdige Mann, indem er den Arm seiner Schutzbefohlenen unter den seinigen zog und sich anschickte, das Zimmer zu verlassen.

Aber Lord Montessor, der ein paar Minuten lang in traurigem Schweigen dagestanden hatte, sagte jetzt:

»Estelle – Lady Montessor – meine Gemahlin, ich habe noch nicht Lebewohl gesagt, und ich muß Dein Recht, Dich meinem gesetzmäßigen Schutze zu entziehen, in Abrede stellen.«

»Lord Montessor, Ihre arme Dienerin Estelle, die gern das Leben hingeben würde, um Ihnen, Mylord, zu dienen, wird selbst auf Ihren Befehl keinen Schritt thun, der Sie compromittiren oder Ihnen nachtheilig sein könnte. Nochmals Lebewohl, Mylord! und Gott segne und liebe Sie ewig,« und dann schlug sie mit zarter Festigkeit den Schleier herab und ging fort.

Lord Montessor wollte sie aber trotzdem noch zurückhalten und ihr Vorstellungen machen, aber jetzt kam der Bischof von Exeter herbei und sagte zu ihm:

»Lady Montessor thut ganz wohl. Ich zweifle durchaus nicht, daß Lord Dazzleright gesetzlich Recht hat, aber moralisch hat er Unrecht. Ich glaube, daß die heute in Hyde vollzogene Trauung ganz giltig und unauflöslich ist, aber da ihre Giltigkeit bestritten wird, und durch eine Entscheidung des Gerichtes festgestellt werden muß, so spreche ich meine Ansicht als christlicher Priester dahin aus, daß Lady Montessor Recht hat, wenn sie sich bis dahin von Ihrer Gesellschaft fern hält, wo das Gericht ihr Stellung festgesetzt hat, und daß jedes andere Verfahren Mylady schwerem Tadel aussetzen würde.«

»Ich sehe jetzt ein, daß Sie ganz Recht haben, Mylord Bischof. Unsere Wünsche machen uns oft ebenso gegen das Rathsame, wier gegen das Recht blind. Aber es war mir hauptsächlich nur um das Beste und die Behaglichkeit Mylady's zu thun. Ich danke Ihnen, Sir, denn Sie haben mir die Sache in ihrem richtigen Lichte gezeigt,« antwortete Lord Montessor offen. Dann ging er zu seiner Gemahlin und sagte:

»Estelle, Geliebte, »Du hast jetzt meine vollkommene Billigung. Mr. Oldfield, *Lady Montessor* wird von ihrem Gatten Ihrer Sorgfalt übergeben,« schloß er mit ganz besonderem Nachdruck auf den Titel, den er ihr beizulegen wünschte.

»Sie haben wohl gethan, Mylord. Und Lady Montessor soll die beste Pflege und Aufmerksamkeit finden, während sie unter unserem bescheidenen Dache weilt,« antwortete der bejahrte Geistliche. Dann verbeugte er sich

gegen die Zurückbleibenden und führte seine Schutzbefohlene aus dem Bibliothekzimmer über einen langen Gang die breite Treppe hinab nach dem Wagen, in welchen er sie hob.

Madame L'Orient, Victoir und der kleine dicke Abbé waren inzwischen, wie Elstern plappernd, in ihren Wagen gestiegen und fortgefahren.

Lord Montessor, Lord Dazzleright und der Bischof von Exeter kamen jetzt die Treppe herab, verfügten sich nach dem Wagen des Viscount und schlugen den Weg nach Hyde ein.

Mr. Trevor kam gleichfalls heraus und vereinigte sich mit Mr. Oldfield und Lady Montessor, und ihr Wagen erhielt den Befehl, nach Bloomfield zu fahren.

DRITTES KAPITEL. DIE WELT.

Die Nachricht von der Verhaftung einer Braut am Altar unter einer der schwersten Beschuldigungen, und diese Braut die schöne, talentvolle Estelle Morelle, das Gestirn der Vornehmheit, die Gönnerin der Künste und Literatur, die einzige Tochter und Erbin des ältesten, reichsten Baronet's im Westen von England, und die angetraute Gattin des Ausgezeichnetsten unter den jungen emporsteigenden Mitgliedern des Oberhauses, fiel wie ein Donner Schlag auf die Welt und verbreitete sich gleich einer Feuersbrunst durch die Gesellschaft. Die Geschichte wurde überall mit unglaublicher Verwunderung aufgenommen.

Gerade die Ungeheuerlichkeit des Vergehens, dessen eine so vornehme Person beschuldigt wurde, machte es unglaublich. Selbst die Berichterstatter und Correspondenzler der Preise fürchteten eine Zeitlang, die Frage geradezu anzufassen, und deuteten die Sache nur durch unklare Anspielungen und Anfangsbuchstaben, anstatt der richtigen Namen, an. Die kühnsten unter den Provinzialredacteurs wurden nicht allein durch die gesetzliche Beschränkung des Mißbrauchs der Presse, welche in England besteht, sondern auch durch Hochachtung und vielleicht Furcht vor den Betheiligten in Schach gehalten; denn der Einfluß Sir Parke Morelle's und des Viscount Montessor herrschten nicht allein in ihrer nächsten Umgebung von Devon und Dorset, sondern auch im ganzen Westen von England.

Die Sache wurde mit unermüdlicher Theilnahme von jedem Range in der Gesellschaft besprochen.

Am Abend der Verhaftung war die große Küche des »Morelle-Wappens«, der Schenke von Hyde, wo sich kleine Farmer, Handwerker und Tagelöhner versammelten, der Schauplatz hoher Aufregung in Bezug auf diese Sache.

Auf den langen Bänken zu beiden Seiten eines starken eichenen Tisches, saßen ungefähr ein Dutzend kräftige Landleute in Friesröcken oder Jacken mit Thonpfeifen zwischen den Lippen und Zinnkrügen voll schäumenden »Halb und Halb« vor sich. In einem Lehnstuhle an der Spitze des Tisches saß John Oates der als Bäcker,

wie als Präsident des Gelages aus eigener Machtvollkommenheit, während am anderen Ende Peter Barktree, Unterwildhüter von Horsford, auf einem eichenen Schemel hockte.

Die dicke kleine Wirthin lief fortwährend geschäftig zwischen der Küche und dem Schenkzimmer hin und her, wobei sie sich dann und wann aufhielt, um ein paar Worte über die außerordentlich wichtigen Gegenstände zu vernehmen, welche sie mit großem Eifer besprachen.

»Was haben sie mit ihr angefangen?« fragte Bob Soonds, der Brunnengräber, seinen nächsten Nachbar Peter Barktree, von dem, da er von Horsford kam, erwartet wurde, daß er etwas Befriedigendes wissen könne.

»Ja, Mann, was ist mit ihr angefangen worden?« wiederholten alle Anderen.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß weiter Nichts, als was mir Bill Moines gesagt hat! Bill Moines, der auf der Yew Tree-Farm in Horsford arbeitet, hat mir gesagt, daß sie in das Grafschaftsgefängniß gesteckt worden wäre. – Aber ich weiß es nicht; woher sollte ich es wissen?« antwortete dieses Musterbild der Einfalt oder Vorsicht – es ließ sich schwer sagen, welches von Beiden.

»Hm! woher sollte es Bill Moines wissen, wenn er auf der Horsforder Farm gearbeitet hat?« fragte ein Zweifelsüchtiger.

»Ich weiß es nicht. Er war in dem großen Hause und hat vielleicht die großen Wagen fortfahren sehen, aber ich weiß es nicht. Woher sollte ich es wissen?«

»Bill Moines hat gelogen und Peter Barktree weiß Nichts davon. John Howe, der Constabler, hat mir gesagt, daß Se. Ehren sie mit Sr. Ehrwürden Mr. Oldfield fortgeschickt hat, damit sie bis zu der Sitzung bei ihm bleiben soll,« sagte der Bäcker an der Spitze des Tisches, der die Pfeife aus dem Munde genommen hatte, um diesen Orakelspruch von sich geben, sie aber jetzt, um Zeit zu sparen, augenblicklich wieder hineinsteckte und nur um so schneller rauchte.

»Wann wird es vorkommen – bei der Vierteljahrssession?«

»Nein, Mann, es ist ein Stück Arbeit für Se. Lordschaft und wird vor die Assisen kommen, und diese finden nächste Woche statt,« antwortete der weise Bäcker und Dictator, der zwischen seinen orakelmäßigen Worten kräftig rauchte.

»Und was werden sie mit ihr anfangen?«

»Sie verurtheilen und in die Tretmühle schicken.«

»Nein, das werden sie nicht thun. Tom Sawyers ist wegen Bigamie über das Wasser geschickt worden, und sie werden sie auch nach Botany Bay schicken,« sagte ein Handwerker, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte.

»O! aber das werden sie ihr nie anthun, Tom.«

»Und warum sollten sie es ihr nicht ebenso gut anthun, wie einem Anderen, Bill Stiggins, wenn sie auch wirklich vornehm ist? Bigamie ist in der ganzen Welt Bigamie, und was Bigamie für arme Leute ist, bleibt Bigamie für vornehme, und nicht etwa etwas Anderes mit einem schöneren Namen; und was Botany Bay für arme

Leute ist, sollte auch Botany Bay für vornehme sein, und nicht etwas ein feinerer Ort wie London,« erwiederte dieser entschiedene Radicale.

»Ja, ja, Tom, so sagen wir auch! Was Gesetz den Armen ist, sollte auch Gesetz für den Reichen sein. Auf die Gesundheit Tom Stalling! Da, Mutter Higgins, bringen Sie noch mehr Ale! Was Botany Bay für den armen Tom Sawyers ist, muß auch Botany Bay für –«

»Haltet Eure lästerlichen Mäuler! Botany Bay, jawohl! Leute wie Mylady werden keinen Augenblick in das Gefängniß geschickt, gleichviel, was sie gethan haben, und nun vollends gar nach Botany Bay! Ist Mylady Tom Sawyers, Ihr Tölpel? Schämt Euch! Und sie ist der lieblichste Engel, der jemals ohne Flügel umhergegangen ist. Schämt Euch! Und sie hat alle Eure Kinder erzogen und alle Eure alten Mütter gekleidet, und die Hälfte der Last des Lebens von Euren unnützen Schultern genommen, seitdem sie vor Jahren wieder nach Hause gekommen ist. Schämt Euch! ich sage es noch einmal, Ihr großen einfältigen, gefühllosen Lummel! Wie könnt Ihr ihren süßen Namen auf die Lippen nehmen?« rief die kleine Wirthin, die nicht mehr im Stande war, ihre Entrüstung zu unterdrücken, als sie das Unglück ihres »Engels« so unbekümmert besprechen hörte, und daher ganz bereit war, ihr Interesse ihren Gefühlen aufzuopfern und sämtliche Gäste in ihrer Küche zu beleidigen.

»Nun, nun, Mutter Higgins, fahren Sie nicht so hoch mit uns hinaus. Geben Sie uns noch mehr Ale!« antwortete der Bäcker und reichte ihr seinen Zinnkrug zum Füllen.

»Nun, dann redet anständig und paßt auf, von wem Ihr redet, Ihr einfältigen Lummel! Der französische Froschfresser, den der Böse geschickt hat, um die liebe Lady zu verfolgen, hat ebendo wenig Recht, die Augen zu ihr zu erheben, wie der alte Bony zu der Krone von England!« Die Erwähnung Bony's (denn den Namen Napoleon ganz auszusprechen, ist dem mit der Zeit geizenden Engländer zu viel, erinnerte sie vermuthlich an Schlachten, denn die ehrliche Frau fuhr fort: »Und überdies ist mir erzählt worden, daß der Franzose sie als Kind aus einer Kostschule gestohlen hat, und wenn er sie *jetzt* bekommen sollte, so würde dies einen Krieg mit Frankreich, herbeiführen.«

»Ei, Frau, was weißt Du von Bony und dem Kriege, und warum sollte, unser König Krieg wegen zwei jungen Leuten anfangen, die nicht wissen, was sie wollen? Rede von Dingen, die Du verstehst, Frau,« sagte Bill Stiggins.

»Ja! Aber die Frau hat Recht! Mr. Stibbins, der Bediente Sr. Lordschaft, Lord Montessor, sagt, daß Se. Lordschaft, Lord Montessor, dabei bleibe, daß der Franzose kein Recht habe, hierher zu kommen und Ungelegenheiten zu machen, und Se. Lordschaft wird der Dame beistehen, selbst nachdem ihre eigenen Eltern sie verstoßen haben, und sie sollten sich dafür schämen,« sagte Mr. Stiggins.

»Ja, ich stehe dafür, daß er dies thun wird! und er ist ein echter Edelmann!« rief die Wirthin.

»Das ist er! das er! und ich trinke auf das Wohl Lord Montressors!« stimmte der Bäcker bei und leerte den schäumenden Krug, der ihm eben von der Frau überreicht worden war.

Und ähnliche Unterhaltungen fanden in jedem Bierhause, jedem Schenkbzimmer und jeder Kneipe der drei Grafschaften statt, soweit die Nachricht gedrungen war.

Am Morgen nach dem ersten Verhöre war das elegante Boudoir der Lady Bannerman halb mit Morgengästen gefüllt, die zufällig gekommen waren, um einen treuen, authentischen Bericht aus erster Hand über diesen wunderbaren Scandal zu hören, Damen deren Reize durch die unübertreffliche Schönheit Estelle Morelle's lange Zeit in den Schatten gestellt worden waren, besprachen jetzt ihren plötzlichen Sturz ohne Barmherzigkeit.

»Gütige Vorsehung! welcher Fall! welcher Donnerschlag für die ganze Familie! Am Altar verhaftet und unter einer Anklage der –! Hat man wohl jemals so Etwas gehört?« rief die ehrenwerthe Mrs. Howard Kennaugh.

»Still! Theuerste – bitte, nennen Sie das in Gegenwart meiner Töchter nicht – die jungen Mädchen sind so arglos – ihr Geist ist so rein – ich bin vielleicht in wenig zu zurückhaltend, wenn ich vor ihnen spreche,« girrte Lady Bannerman.

»Welcher zerschmetternde Schlag für den Stolz Sir Parke's,« sagte Lady Mary Monson.

»Welcher Stoß für Montessor!« näselte Mrs. Bute Trevor.

»Aber welches Leben voll Betrug muß dieses Geschöpf geführt haben, um seine Eltern und seinen Verlobten vollständig täuschen zu können?« sagte Mrs. Howard Kennagh.

»Und was hätte sie früher oder später erwarten dürfen, wie gerade eine solche Enthüllung?« fragte Lady Monson.

»O – sehen Sie, Liebe, der Bursche war in einem Gefängnisse im Auslande; sie erwartete nie, daß er in Freiheit gesetzt werden würde, und als er zu so ungelegener Zeit wiederkam, stellte sie sich an, daß sie geglaubt habe, er sei todt!« erklärte Lady Bannerman.

»O! die gewissenlose Person! Welches Glück für Sie und Ihre lieblichen Töchter, theure Lady Bannerman, »daß Sie die Familie im Schlosse nie besucht haben und, nicht, wie es Einigen von uns gehen wird, mit ihnen brechen müssen,« sagte. Mrs. Bute Trevor.

»Ich versichere Ihnen, das ist wirklich ein sehr glücklicher Umstand, und ich weiß es anzuerkennen, Madame,« antwortete die Dame, die aber selbst in diesem düstersten Augenblicke den größten Diamanten an ihrem Schmuck dafür gegeben haben würde, wenn sie auf die Liste der Gäste der Lady Morelle gesetzt worden wäre, und nur die Ehre für billig erkauft gehalten hätte.

»Man sagt, daß Miß Morelle, Madame L'Orient, oder Lady Montessor, wie sie eigentlich heißen mag, denn man weiß wirklich kaum, welchem von ihren verschiedenen Namen man wählen soll, von ihren Eltern verstoßen worden sei. Was halten Sie davon, Mrs. Kennaugh?« fragte Mrs. Bute Trevor.

»O, Liebe, das wundert mich nicht! – Sie hat die so schwer hintergangen und so tief betrübt! Wenn sie nur die bittere Schande mit der Tochter von sich werfen könnten, so würde es noch viel besser sein.«

»Ja, aber diese wird an ihnen haften bleiben. Es sollte mich wundern, ob sie von irgend Jemand noch Besuche erhalten?« meinte Lady Monson.

»Das läßt sich wirklich nicht sagen. So weit unsere Familie in Betracht kommt, würde es, wenn wir jemals auf vertrautem Fuße mit ihnen gestanden hätten, gar keine Frage sein, ob wir eine Bekanntschaft mit einer so schwer compromittirten Familie fortsetzen sollten,« sagte Lady Bannerman.

»Barmherziger Himmel! überlegen Sie es nur! Man kann sich etwas so Entsetzliches kaum denken,« sagte Mrs. Howard Kennaugh.

»Wenn kommt die Sache vor?« fragte Mrs. Bute Trevor.

»Sobald die Osterassisen in Exeter eröffnet werden. Der Fall wird vor den neuen Richter Sir James Allan Parke kommen.«

»Sir James Allan Parke, Liebe? Und ist er der neue Richter? Ei, ist er etwa ein Verwandter von Sir Parke Morelle, ein Onkel oder Cousin von mütterlicher Seite,

oder etwas Dergleichen? Es wird ein merkwürdiger Anfang sein, wenn er seine eigene Verwandte verurtheilen muß, nicht wahr?«

Der Prozeß wird weiter Nichts, wie eine feierliche Posse sein, und kein Mensch erwartet eine Verurtheilung für sie.«

»Aber gerechter Himmel, wird die Freisprechung des Gerichts die Schmach beseitigen, die sich an sie und ihre ganze Familie knüpft?«

»Sie kann ihr natürlicher Weise die gesellschaftliche Stellung nicht wiedergeben, die sie verwirkt hat.«

»Wenn man sich Estelle Morelle auf der Angeklagtenbank denken muß!« rief Mrs. Howard Kennaugh, die eine besondere Vorliebe für die peinlichsten, demüthigendsten Punkte des Falles zu haben schien.

»Ja! und dann, wenn sie, zufällig verurtheilt werden sollte,« meinte Lady Bannerman.

»Was würde mit ihr angefangen werden?«

»Man würde sie nach den Verbrechercolonien schicken. Auf diesem Vergehen steht Deportirung.«

»O! in diesem Falle würden sich Ihre Eltern vermuthlich nie wieder in England sehen kassen.«

»Sie werden natürlicher Weise in jedem Falle verreisen. Was mich anbetrifft, so glaube ich, daß das Mädchen, da es einmal angeklagt ist, auch ebenso gut verurtheilt werden sollte. Es kann keinen großen Unterschied ausmachen, und wenn sie nach Australien eingeschifft wird, so endigt das die Verlegenheit und wird eine gute Art sein, für sie zu sorgen. Ihre Eltern reisen nach dem

Orient und Lord Montessor hat sich um den Posten eines Gefandten in Amerika beworben.«

»Liebe Mama, weißt Du, ich glaube, Edas muß ein Irrthum sein, denn ich habe von Mrs. Burgeß, der Nichte des Bischofs von Exeter, gehört, daß Se. Lordschaft die Gesetzmäßigkeit seiner Trauung aufrecht erhalten und vertheidigen und seine Gemahlin schützen würde,« sagte Miß Bannerman, auf welche sich jetzt sämmtliche Augen voll Erstaunen richteten.

»Liebe Louise, man darf nicht die Hälfte von Dem glauben, was man hört.«

»Aber liebe Mama, Se. Lordschaft hat sie wirklich unter den Schutz Mr. Oldfield's gestellt, bis das Gericht seine Entscheidung gefällt haben wird.«

»Lächerlich, mein Kind. Se. Lordschaft hatte Nichts damit zu thun; Mr. Oldfield nahm das verlassene Geschöpf aus christlicher Barmherzigkeit in sein Haus. Du weißt, Liebe, daß ein Geistlicher alles Derartige thun kann, was ein Anderer nie wagen dürfte, weil sein heiliges Kleid eine Menge Sünden – *Anderer* bedeckt.«

»Aber beste Mama, Mrs. Burgeß hat mir gesagt, daß es ganz allein das Werk Sr. Lordschaft sei, daß er Mr. Oldfield, als er sie unter dessen Schutz stellte, angedeutet habe, daß sie nur mit dem Namen und Titel angeredet werden dürfe, den er ihr geben habe und für den ihr gebührenden halte.«

»Wirklich entsetzlich, mein liebes Kind! Ein Pair von dem hohen Range Lord Montessors sollte sich mit einem

verdächtigen Frauenzimmer nie compromittiren! Es ist wirklich entsetzlich!«

»Aber Mama, man sagt, daß er sie herzlich liebe.«

»Bah, bah, beste Louise, bitte, sei nicht abgeschmackt! Lord Montessor soll sie nach Allem, was geschehen ist und noch kommen wird, lieben? Das ist abgeschmackt, wirklich abgeschmackt.«

Und – »abgeschmackt! wirklich abgeschmackt!« wurde von allen anwesenden Damen wiederholt.

Und diese Scene war nur eine einzige von einem Dutzend anderer ähnlicher, die in den Boudoirs und Salons von Devon, Dorset und Somerset vor sich gingen, wo dieser Gegenstand besprochen wurde, so weit sich die Nachricht verbreitet hatte. Aber trotzdem, daß die Damen den Gedanken als »abgeschmackt« bezeichnet hatten, drängte sich ihnen doch jetzt die Thatsache auf, daß Lord Montessor beabsichtige, das Schild seines mächtigen Namens, und seines Schutzes während der furchtbaren Prüfung über Estelle auszustrecken.

Man erfuhr, wie es mit den allergeheimnißvollsten Dingen geht, daß Lord Montessor Sir Parke Morelle wegen seiner Tochter besucht habe.

Lord Montessor ließ allerdings eine Nacht vorübergehen, während dessen er hoffte, daß Sir Parke Morelle wieder von der ersten Raserei der Wuth zu sich kommen werde, in welche er durch diese furchtbare Erschütterung

seines Stolzes und seiner Liebe gestürzt worden war, und dann begab er sich nach Hyde-Hall und bat um eine Unterredung unter vier Augen mit dem Baronet. Er wurde in die prächtige Bibliothek geführt, wo er Sir Parke auf einem weichen Lehnstuhle, mit einem Lesepulte neben sich und dem Anschein nach mit Lesen beschäftigt fand.

Lord Montessor's ging mit ernster Fassung auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

Sir Parke stand auf, um ihn willkommen zu heißen, und blieb ein wenig gebeugt, bebend und mit der einen Hand auf den Stuhl gestützt stehen. Der Baronet war in weniger wie zwanzig Stunden um zwanzig Jahre älter geworden.

»Guten Morgen, Sir Parke.«

»Guten Morgen, Mylord, bitte, setzen Sie sich.«

Lord Montessor ließ die Hand sinken, nahm den angebotenen Stuhl an und sagte, als sich Sir Parke Morelle wieder gesetzt hatte:

»Ich komme heute, Sir Parke, da ich glaubte, daß es Ihnen angenehm sein würde, gute Nachrichten in Bezug auf Lady Montessor zu hören.«

Das Gesicht des Baronets erbleichte plötzlich, seine Lippen zuckten, seine Stirn verdüsterte sich, aber sein gewaltiger Stolz unterdrückte bald jedes Zeichen der Aufregung und er fragte ruhig:

»Nachrichten in Bezug auf wen, Mylord?«

»Ihre Tochter, Sir.«

»Ew. Lordschaft in einem starken Irrthume. Ich habe keine Tochter,« antwortete der Baronet ernst.

»Keine Tochter? Das ist sehr betrübend. Wenn es wahr ist, so waren Sie noch vor so kurzer Zeit auf die liebenswürdigste Tochter in ganz Devon stolz.«

»Bitte, wir wollen nicht von ihr sprechen, Mylord,« sagte der Baronet in erkältendem Tone.

»Nun gut, ich will nicht mehr von Ihrer Tochter sprechen, aber wollen Sie, Sir, mir dagegen erlauben, ein paar Secunden von meiner Gattin zu sprechen?«

»Ich wußte nicht, daß Sie eine Gattin hätten, Lord Montessor.«

»Dann habe ich die Ehre, Sie davon zu benachrichtigen. Ja, Sir, ich habe die liebenswürdigste Frau, wie Sie die liebenswürdigste Tochter in Devon hatten! Ich habe sie nicht verloren und komme hierher, um von ihr zu sprechen.«

»Mylord! ich muß Sie mit aller Ehrerbietung gegen Ihre Lordschaft benachrichtigen, daß ich Lady Montessor nicht kenne, und es paßt mir auch gerade jetzt nicht, die Bekanntschaft Mylady's zu machen. Wir stehen im Begriff, England auf einige Zeit zu verlassen, Mylord.«

»Sir Parke!« sagte Lord Montessor sehr ernst, »lassen Sie uns dieses unwürdige Wortgeplänkel aufgeben und von dieser Sache reden, wie sie von Männern besprochen werden sollte – nicht wahr?«

Das Gesicht des Baronets zuckte wieder; er bemühte sich, seine Aufregung zu unterdrücken, die Gefühle zu verbergen, die in seiner Brust aufstiegen. Er war von gewaltigen Stolze besessen, aber sein Stolz war kaum der

ernsten Gutmüthigkeit des Charakters Lord Montessor's gewachsen.

Dieser erkannte seinen Vortheil und verfolgte ihn.

»Wenn Sie den moralischen Heldenmuth ausüben wollen, dieser unangenehmen Geschichte fest die Stirn zu bieten, so werden Sie dieselbe besser begreifen – waffen Sie sich mit Geduld und Kraft, während ich Ihnen dieses und nicht mehr, wie nothwendig ist, von der jetzigen Sachlage in Bezug auf – meine Gattin sage.«

Dann erzählte Lord Montessor, während der Baronet mit auf die Brust gesenktem Kinn und der auf der Hand auf dem Stuhle zuhörte, mit aller möglichen Zartheit, was sich ereignet hatte, und schloß mit den Worten:

»So erklärt das Gesetz, wie es der ausgezeichnetste Advocat des Königreichs erklärt, Estelle für das Opfer eines Complottes, während sie noch ein Kind gewesen ist, und beseitigt die angebliche Heirath des Kindes vollständig zu Gunsten der wirklichen Ehe der Jungfrau. Ich werde daher die Macht anwenden, Sir, womit mich das Gesetz unzweifelhaft bekleidet, um Estelle in ihrer jetzigen Noth zu schützen und zu vertheidigen, und wenn dies vorüber sein wird, es ihrem eigenen Gewissen und freien Willen überlassen, über ihre Zukunft selbst zu entscheiden.«

Sir Parke richtete den Blick nachdenklich auf das Gesicht Lord, Montessor's. Die ruhige, feste Unabhängigkeit des Denkens und Handelns desselben versetzte diesen Weltmenschen in Erstaunen. Aber die Gedanken, Neigungen und die Thätigkeit Sir Parke's dreheten sich in einem sehr engen Kreise vom Stolz zur Selbstsucht und

von der Selbstsucht wieder zum Stolze – und da keine dieser Leidenschaften durch irgend eine Art von Verbindung mit Estelle befriedigt werden konnte, so war er, da er die Beweggründe Anderer nach seinen eigenen beurtheilte, durchaus nicht im Stande, die Beweggründe für das Handeln Lord Montressors zu erkennen. Aber die Menschenliebe, Freigebigkeit und Unabhängigkeit Lord Montressors hatten dem Baronet schon oft den Argwohn eingeflößt, daß es bei Jenem in Bezug auf manche Dinge nicht ganz richtig sei, und dies war seiner Ansicht nach die einzige Erklärung für sein jetziges, sonst unbegreifliches Verhalten. Als Lord Montessor schwieg, antwortete er, wenn auch nicht gerade auf Das, was er gehört hatte:

»Da wir einmal von diesem Gegenstande sprechen, den Sie mir einigermaßen wider meinen Willen aufgedrungen haben, Mylord, so muß ich die Gelegenheit benutzen, welche sich mir darbietet, Ihnen zu versichern, daß weder Lady Morelle noch ich zur Zeit Ihrer Verlobung mit Miß Morelle die entfernteste Anlassung zu einem Argwohn hatten, daß auf Seiten der jungen Dame eine frühere Verbindung bestanden hatte.«

»Ich bin davon überzeugt, Sir Parke, obgleich ich von Estelle in Bezug auf Alles unterrichtet worden war und sie ein gleiches Vertrauen auf ihren Vater haben würde, wenn sie es gewagt hätte.«

So sehr dieses Geständniß Sir Parke auch in Verwundung versetzte, war er doch zu vorsichtig, als daß er sein Erstaunen hätte sehen lassen, während Lord Montessor fortfuhr:

»Aber das gehört nicht zur Sache, Sir; was ich zu fragen wünschte, besteht darin, ob Sie jetzt, nachdem Sie mit der Sachlage bekannt sind, im Verein mit mir Estelle schützen wollen?«

Es trat eine Pause ein. Der Stolz und die Liebe kämpften eine Zeit lang mächtig in der Brust des Baronets, obgleich man seiner ruhigen Außenseite nach Nichts davon ahnen konnte, und dann, antwortete er langsam:

»Gewiß nicht Mylord; die Bethörung der Leidenschaft kann Sie, die christliche Barmherzigkeit Mr. Oldfield veranlassen, sich zu ihrem Schutze und ihrer Vertheidigung zu vereinigen, und die buchstäbliche Auslegung des Gesetzes wird sie vielleicht, vor den äußeren Folgen ihrer Thorheit bewahren, aber Estelle ist gefallen, und kein gefallenes Mädchen darf es wagen, mich Vater zu nennen oder von mir Hilfe, und Unterstützung zu erwarten.«

Eine entrüstete Antwort drängte sich zu den Lippen Lord Montressors herauf. Er fühlte sich versucht, zu fragen, durch welchen unverantwortliche Nachlässigkeit das Kind von sieben Jahren unter der alleinigen Obhut einer gewissenlosen, intriganten französischen Lehrerin aufgewachsen war, die damit geendet hatte, daß sie ihre Schülerin verlockte und fast zu Grunde richtete, den ganzen daraus erfolgten Jammer seiner eigenen Vernachlässigung seiner Vaterpflichten zuzuschreiben und ihm die Beschuldigung der Schmach wieder zurück zu geben. Aber er bezwang sich und unterließ es, durch zornige Worte die Kluft zwischen Vater und Tochter noch zu vergrößern.

»Gott gebe Ihnen ein menschlicheres Herz, Sir Parke. Wann verlassen Sie England?«

»In Zeit von zehn Tagen,« antwortete der Baronet.

»Er will vor der Eröffnung der Assisen entschlüpfen – nun, nun, so sei es denn! Ich will nur mit um so größerem Ernste Gott bitten, daß er mein Herz von jeder irdischen Leidenschaft und jedem eigennützigen Beweggrunde reinige, damit ich ein um so geeigneterer Vorkämpfer für dieses arme Kind sein möge, das von seinen irdischen Eltern verlassen wird,« dachte Lord Montessor. Dann fragte er, ob es ihm, da sie England so bald verlassen wollten, nicht gestattet sein würde, Lady Morelle seine Ehrerbietung zu beweisen.

Aber der Baronet bat ihn, Mylady zu entschuldigen, die sich noch nicht von dem schweren Schlage erholt habe, den ihre Nerven durch diesen Vorfall erhalten hatten.

Lord Montessor trug ihm seine Grüße und besten Wünsche für Lady Morelle auf, erhob sich und nahm Abschied.

Der weltliche Stolz war die herrschende Leidenschaft Sir Parke's und der Lady Morelle. So lange ihre einzige Tochter ein Gegenstand des Stolzes für sie war, hatten sie dieselbe vergöttert. Jetzt, wo Vorwürfe auf ihrem jungen Haupte ruheten und sie, wenn auch unverdienter Weise, ein Gegenstand der Schmähungen geworden war, gehörten sie zu den Ersten, die sie von sich stießen, wie sie die Ersten gewesen sein würden, ihr Beifall zuzujauchzen, wenn neue, obschon vielleicht unverdiente Ehren über sie ausgeschüttet worden wären.

VIERTES KAPITEL. ESTELLE.

Wie verfloß mittlerweile die Zeit für Diejenige, welche von dem Höhepunkte der Ehre und des Glückes plötzlich so tief herabgestürzt war?

Wir verließen sie in dem Wagen mit den Herren Oldfield und Trevor auf dem Wege nach Bloomingdale. Sie lehnte sich, dicht in den Brautschleier gehüllt, den sie bis jetzt noch nicht hatte ablegen können, in die eine Ecke des Wagens zurück.

Sie war zu sehr in Verzweiflung vertieft, als daß sie die schöne Gegend hätte beachten sollen, durch welche ihr Weg zwischen bewaldeten Hügeln in Blumen geschmückten Thälern, oder zwischen hohen Hecken hindurch führte, die dicht mit der duftigen Zaunrose und dem köstlichen Geisblatt bedeckte sorgsam gepflegte Felder oder Gärten einschlossen, oder daß sie der Musik der Tausende von Natursängern hätte zuhören können, die jetzt vereint ihre Vesperhymne anstimmten.

Die Sonne ging in einem glühenden Gemisch von Karmin, Purpur und Gold unter; die Dunkelheit legte sich über den Himmel und die Erde, und die Sterne traten erst einzeln, und dann allmählig immer massenhafter hervor, bis Millionen von Engelaugen vom Firmament herabzublicken schienen, und dann erhob sich der Vollmond und übergieß die schöne, Landschaft mit silbernem Glanze, aber noch immer blieb Estelle, in ihre Verzweiflung vertieft, achtlos gegen die Zeit oder die Veränderung des Lichtes.

Keiner von ihren Begleitern redete sie an, da sie es für das Beste hielten, daß sie nach einer so großen Aufregung ihrer eigenen Ueberlegung überlassen blieb, wenn sie glücklicher Weise Ruhe dafür finden konnte, und Keiner von ihnen sprach aus Achtung von ihrem Schmerze mit dem Andern, so daß die Fahrt unter fast vollkommenem Schweigen verfloß.

Es war spät und der Mond stand hoch am Himmel, als der Wagen in den schmalen, schattigen Weg einbog, der nach Bloomingdale hinabführte.

Der Ort lag in einem kleinen, tiefen, grünen Thale zwischen nahe zusammengedrängten Hügeln, in deren Mitte die kleine alterthümliche gothische Kirche und die Pfarre dicht neben einander standen. Der Garten der Letzteren wurde nur durch eine Hecke von dem Kirchhofe getrennt, das Ganze war von einer steinernen Mauer umschlossen und Alles – die Kirche, die Pfarre, die Mauer und die Hecke so vollständig mit Moos, Epheu und wil-dem Wein überwachsen und von Gebüsch und Blumen umgeben, daß man es nur an dem Kirchthurme erkannte, der sich aus dem Ulmengehölz erhob und den Charakter des darunter Liegenden andeutete.

»Wir sind zu Hause, theuerstes Kind,« sagte Mr. Oldfield, als der Wagen anhielt.

Der Bediente sprang herunter, machte den Schlag auf und ließ die Stufen herab.

Mr. Trevor stieg aus und dann folgte ihm Mr. Oldfield, der seinen Schützling heraushob. Sie befanden sich vor

einer niedrigen Gartenthüre mit einem Bogen, der vollständig mit Geisblatt bewachsen war, dessen herabhängende Ranken ihre Köpfe berührten, als sie darunter hindurchgingen. Sie gelangten durch dieselben auf einen halbrunden Bogengang von Wein, der nach der Vordertüre des Hauses führte, die, wie das ganze Haus, mit Rosen, Clematis, Hasmin, blühendem Epheu und allen möglichen wohlriechenden Kletterpflanzen bedeckt war.

In diesem grünen blumenreichen Boudoir erleuchtete eine schattige Alabasterlampe rein wie das Mondlicht die dunkelpolirten eichenen Thüren.

Der Pfarrer nahm den Arm seiner Schutzbefohlenen unter dem seinigen und führte sie an die Thüre, an welcher er klopfte.

Auf sein Klopfen erschien ein hübsch gekleidetes rothbäckiges, helläugiges Dienstmädchen, das die Thüre aufmachte und beim Anblick ihres Herrn lächelte und knixte, aber schnell zurückfuhr und die weißverschleierte Gestalt neben ihm mit offenem Munde anstarrte.

»Nun, Sarah, Mädchen, laß uns hinein! was fällt Dir ein? Deine Herrin ist —«

»Ja Sir,« antwortete Sarah, indem sie eine Thüre auf der linken Seite des Vorsaales aufmachte und eins der lieblichsten häuslichen Schauspiele in England sehen ließ.

Es war ein Wohnzimmer von mittler Größe, von tadelloser Zierlichkeit und Reinlichkeit, mit hübschen Teppichen und Vorhängen, das von einem glühenden Steinkohlenfeuer hinter einem Kamingitter von polirtem Stahl

erwärmt wurde, welches den frostigen Frühlingsabend ganz angenehm machte. Zu beiden Seiten des Kamins gingen von der Decke bis auf die Dielen tiefe Nischen, die auf der Linken einem hohen Bücherschränke mit Lieblingswerken, und auf der Rechten von einem Glasschränke mit Muscheln, Mineralien, Erzstücken, Münzen, Medaillen, altem Porzellan und anderen Nippsachen gefüllt waren. Ringsum standen weiche, tiefe Sopha's, Lehnstühle und Fußbänkchen von verschiedener Art zur Befriedigung jedes Bedürfnisses, und Tische und Tischen für jeden möglichen Zweck waren überall an passenden Stellen angebracht.

Aber das Anziehendste war doch wohl der zierliche Theetisch in der Mitte des Zimmers vor dem lodernden Kamin, der mit einem milchweißen, breiten bis zur Erde herabhängenden Damasttuche bedeckt uns mit blitzendem Silbergeschirr und weißem Porzellan besetzt war.

Auf einem Lehnstuhle zur Linken des Tisches saß eine stattliche alte Dame von ungefähr 65 Jahren, die der würdevollen Haushälterin von Hyde-Hall nicht unähnlich sah. Sie trug ein steifes, schwarzseidenes Kleid, das auf der Brust offen stand und einen Blick auf das schneeweiße Batisttuch gestattete, das darunter über ihren Busen gekreuzt war; eine weiße Musselinhaube mit sehr hohem, steifgestärktem Kopf bedeckte ihr silbergraues Haar und verlieh ihrer Erscheinung, wenn auch nicht mehr Würde, doch Größe.

Auf der anderen Seite zwischen ihrem Stuhl und dem Kamin stand ein Tischchen mit einer Lampe und einem

Buche, das vielleicht religiöse Abhandlungen enthalten konnte, und eben geschlossen und mit der Brille zur Bezeichnung der Stelle zwischen den Blättern weggelegt worden war.

Wenn sich Estelle in einem geeigneten Zustande befunden hätte, um irgend Etwas zu beachten, so würde sie vielleicht durch die strenge Miene dieser Dame zurückgeschreckt worden sein, die, wie der Leser bereits errathen haben wird, Mrs. Oldfield, die Frau des Pfarrers, war.

Mrs. Oldfield gehörte zu der alten Schule englischer Frauen aus der Mittelklasse. Sie hatte als starre Pietistin, strenge Zuchtmeisterin, Musterfrau, Mutter und Haushälterin, in höchster Ehrbarkeit eine große Familie erzogen, ihre Söhne in ihre Berufsthätigkeit eintreten sehen, ihre Töchter an verständige, wohlhabende Männer verheirathet – kurz, das Werk ihres Lebens ohne Tadel oder Flecken vollbracht, und sich jetzt einem Alter von 65 Jahren in vollkommener Selbstzufriedenheit und mit sehr wenig Wohlwollen für diejenigen, welche weniger fehlerlos, oder weniger glücklich gewesen waren, zur Ruhe gesetzt.

Als sie die Gesellschaft eintreten sah, stand sie in Folge der Formalität, des Alters und des Rheumatismus etwas steif auf und hielt sich in Bereitschaft, ihre Gäste zu empfangen, machte aber bald eine ebenso verblüffte Miene, wie Sarah Copley, als sie die verhüllte bräutliche Gestalt am Arme ihres Gatten erblickte. Ihr erster Gedanke war, daß es ihrem unverehelichten Freunde, Mr. Trevor, eingefallen sei, eine Frau zu nehmen, und daß er die Dame

dorthin gebracht habe, um sich mit ihr trauen zu lassen und sie schmunzelte gegen diese erwartete Unregelmäßigkeit im Voraus schon furchtbar die Stirn.

Mr. Oldfield seufzte, als er die Starrheit der ersten Blicke, auf diejenige bemerkte, der er von ihrer Seite die zärtliche Sorgfalt einer Mutter zu versprechen gewagt hatte, und er betete im Geiste, daß, wenn sie Alles wissen würde die Last ihrer gerechten Entrüstung nur auf den Schuldigen, nicht auf die unglückliche Unschuldige fallen möge. Aber ihre strenge Miene, während sie bis jetzt noch Nichts gegen den Gast wußte (außer, daß sie in einer unangenehmen Lage zu sein schien) erfüllte ihn mit trüben Ahnungen in Bezug auf ihr künftiges Verhalten gegen seine Pflegebefohlene, während er dem Himmel für die Achtlosigkeit gegen Aeüßerlichkeiten dankte, der das bereits so schwer verletzte Herz der armen Estelle gegen die Pfeile der Unfreundlichkeit schützte, die ihre Augen entsendeten.

Zu allen diesen Gedanken gehörten auf beiden Seiten viel weniger Zeit, wie wir zur Darstellung derselben gebraucht haben.

»Das ist Lady Montessor, Mrs. Oldfield,« stellte der Pfarrer seine Schutzbefohlene vor.

»Lady – Mon – tressor,« wiederholte die Wirthin langsam und blickte forschend auf das bleiche, erschöpfte, verzweiflungsvolle, aber außerordentliche schöne Gesicht, das jetzt mit den niedergeschlagenen Augen vor ihr entschleiert wurde und sich verneigte.

Sie wußte, daß Mr. Oldfield am Vormittag nach Hyde gegangen war, um bei der Trauung Lord Montessor's mit Miß Morelle Beistand zu leisten, die sie, nebenbei gesagt, seit mehreren Jahren nicht gesehen hatte und jetzt in der durch den Schmerz betäubten Gestalt vor ihr nicht erkennen konnte. Aber warum sollte Lady Montessor, die am Vormittag getraut worden war, heute Abend hier in bräutlicher Kleidung allein herkommen?

»O, ich bitte Ew. Gnaden um Verzeihung,« sagte sie endlich, als sie ihre Fassung wieder fand, obgleich sie ihr Erstaunen durchaus nicht überwunden hatte, und bot ihrem Gaste ihren eigenen behaglichen Lehnstuhl an – »bitte, nehmen Sie Platz, Lady Montessor.«

Estelle sank mechanisch auf den dargebotenen Stuhl.

Mr. Trevor begrüßte die Hausfrau, die ihn willkommen hieß und einlud, sich zu setzen.

Der Pfarrer warf sich auf seinen Lieblingsstuhl, sich mit erzwungener Heiterkeit die Hände und sagte:

»Nun den Thee, Liebe, so schnell Du ihn nur bringen lassen kannst. Diese Dame bedarf der Erfrischung sehr, denn ich glaube, daß sie seit heute früh Nichts genossen hat.«

»Aber vielleicht würde sich Lady Montessor lieber erst in ihr Zimmer begeben und sich umkleiden,« meinte die alte Dame, indem sie sich an ihren Gast wendete und ihren seltsamen Anzug, mit durchaus nicht vermindertem Erstaunen betrachtete, während sie sich wunderte, ob sie überhaupt Gepäck mitgebracht habe und ganz verblüfft über Alles war, was sie sah.

Aber Estelle antwortete nicht auf diesen Vorschlag, den sie höchst wahrscheinlich nicht verstand, oder auch nur hörte, und Mr. Oldfield beeilte sich, zu antworten:

»Nein, Liebe, das glaube ich nicht; die Koffer Mylady's sind noch nicht angekommen, und ich glaube, sie wird sich nicht gern umkleiden wollen, ehe sie sich niederlegt, was bald geschehen soll, da sie durch die Anstrengung wirklich krank ist. Bereite daher den Thee sobald wie möglich, liebe Frau.«

Dann stand er auf, ging zu Estelle und fragte:

»Nicht wahr, Sie möchten sich bald zur Ruhe begeben, mein Kind?«

»O ja – ja,« murmelte sie in einem Tone, der durch den Schmerz und die Ermüdung fast unhörbar gemacht wurde.

»Aber – wo ist Mylord?«, fragte die starre alte Dame ganz natürlicher Weise.

»Lord Montessor – ist – hier – jetzt nicht hier,« antwortete der Pfarrer bedeutungsvoll, aber da er sah, daß diese sehr directe Antwort seiner Frau Gemahlin weder Aufklärung noch Befriedigung gewährte, so setzte er hinzu: »nun, nun, Liebe, es besteht keine Uneinigkeit zwischen Lord und Lady Montessor, sie stehen auf dem besten Fuße miteinander. Nun, es giebt allerdings Etwas zu erklären, was Du seiner Zeit hören sollst. Inzwischen bringe uns den Thee.«

Es war eine Beruhigung, zu hören, daß wirklich Etwas vorliege, und daß sie sich nicht unter dem Einflusse eines gespensterhaften Traumes glaubte durfte, und die

über diese seltsame bräutliche Erscheinung etwas mehr beruhigte vortreffliche Frau klingelte daher und befahl, den Thee zu bringen, der sofort erschien.

»Erlauben Sie mir, Ihnen diese Ueberflüssigkeiten abzunehmen, mein Kind,« sagte der Pfarrer sanft, indem er etwas ungeschickt das Amt einer Kammerjungfer versah, und ihr den Brautschleier und Kranz von der Stirn nahm. »So, erlauben Sie mir, Ihren Stuhl an den Tisch zu rücken. Hören Sie, liebes Kind!« fragte er voll Unruhe, als er den Ausdruck apathischen Verzweiflung in ihrem Gesichte bemerkte.

»O ja, ja, ich höre, verstehe und danke Ihnen hierfür und für Alles. Ich weiß – ich erinnere mich, daß ich ohne Sie diese Nacht – die eine Hochzeitsnacht hatte sein sollen, – im Gefängniß verbracht haben würde,« murmelte sie in dumpfem, ergreifendem Tone.

»Im Gefängniß!« Mrs. Oldfield hatte diese furchtbaren Worte gehört und wiederholte sie unwillkürlich.

»Achten Sie nicht auf sie, werthe Frau – sie – ich meine, kümmern Sie sich nicht um sie,« flüsterte Mr. Trevor seiner Wirthin zu, deren Erstaunen jetzt in erhöhtem Maße erwacht war.

Estelle würde, wenn sie weniger in ihrem Schmerze vertieft gewesen wäre, die entsetzte Miene der alten Dame bemerkt haben, aber unter den jetzigen Umständen fielen die strengen Blicke der Mrs. Oldfield harmlos auf diejenige, welche die Verzweiflung unverletzlich gemacht hatte.

»Ei, mein Kind, Sie müssen sich wirklich zwingen, Etwas zu genießen. Versuchen Sie es, etwas Thee und Brod zu sich zu nehmen,« sagte der Pfarrer, indem er seine Schutzbefohlene zart an den Tisch führte.

Estelle that schweigend und mechanisch Alles, was von ihr gefordert wurde, obgleich es ihr fast unmöglich war, Etwas über die Lippen zu bringen. Die ehrerbietige Sorgfalt der beiden Geistlichen für ihren schönen Schützling beschwichtigte wieder den schlimmen Argwohn der Mrs. Oldfield gegen ihren Gast.

Gleich nach dem Thee wurde auf den Vorschlag Mr. Oldfield's geklingelt und die kleine helläugige Magd, Sarah Copley, erhielt den Befehl, Lady Montessor in ihr Zimmer zu führen.

Mrs. Oldfield gab ihrer Dienerin mit leiser Stimme einige Anweisungen, worauf sich diese verneigte, eine Nachtlampe anzündete, und sich bereit hielt, die Dame zu begleiten.

Estelle stand schweigend und mechanisch auf, verbeugte sich gegen den Kreis und folgte ihr aus dem Zimmer.

Als sie verschwunden waren, erzählte Mr. Oldfield die Geschichte der Verhaftung der Lady Montessor am Altar und die weitere Aufklärung über ihre Schulgeschichte. Aber weder die Logik, noch die Beredtsamkeit des Erzählers, weder seine Entschuldigung noch seine Erklärung der Umstände konnte in den Augen der Mrs. Oldfield die moralische Verdorbenheit derjenigen verringern, welche

diese strenge Richterin beharrlich als eine schwere Sünderin betrachtete, und der unglückliche Pfarrer hatte die größte Mühe, ein Versprechen zu erlangen, daß die bedauernswürdige Dame, so lange sie ihr Gast blieb, mit der ihrem Range zukommenden Ehrerbietung behandelt und bedient werden sollte. Sobald dieses Versprechen, wenn auch mit noch so großem Widerstreben, gegeben war, wußte er, daß es fest gehalten werden würde.

Lady Montessor kam in ihrem Zimmer an, das unmittelbar über der Wohnstube lag und nach vorn ging, und fand es hübsch und einfach eingerichtet, mit gebohten Dielen, Möbeln von Ahornholz und weißen Musselinvorhängen, einem Betthimmel und gepolsterten Stühlen und von einem flackernden Feuer erwärmt. Das freundliche Kammermädchen holte eine zierliche Haube und Nachtkleid aus der Garderobe ihrer Herrin herbei und erwartete die Befehle der Lady Montessor. Estelle lehnte ihre weiteren Dienste ab und entließ sie.

Und nun fand sich Estelle zum ersten Male seit dem furchtbaren Unglück allein.

Sie sank auf einen Lehnstuhl, ließ die pochende, glühende Stirn auf die Hände fallen, und versuchte sich zu erinnern und zusammenhängend zu denken. Denn jetzt, wo sie sich allein befand, erschienen ihr die furchtbaren Ereignisse der letzten zwölf Stunden als die entsetzlichen Bilder des Fiebers oder eines Traumes. Sie konnte sich ihre Lage nur schwer klar machen.

Der erste, betäubende Schlag des Sturmes war vorüber. Der Blitzstrahl war herabgezuckt und die verkohlten geschwärzten Ruinen ihres Glückes lagen rings um sie verstreut. Der Wirbelwind war über ihren Lebenspfad hinweggezogen und hatte ihre liebsten Kostbarkeiten mit fortgerissen. Die Fluthen der Trübsale waren über ihre Seele hinweggeströmt, und hatten ihre theuersten irdischen Hoffnungen mit sich fortgeführt. Ja! Der erste Schlag des Sturmes war vorüber, aber innen und außen umgab sie Verödung, und die Wolken hingen noch immer düster, schwer und drohend über ihrem unglücklichen Haupte.

Sie überblickte schnell die Kette der Ereignisse. Kaum vierzehn Jahre alt, war sie von einer intriganten Lehrerin und einem gewissenlosen Abenteurer zu einer geheimen Ehe verleitet worden, die sie bald selbst bitter bereuete, die nach kurzer Zeit, durch den Hochverrath des Mannes gelöst und jetzt für völlig gesetzwidrig erklärt worden war. Nach zehn Jahren der Trennung und zwei Jahren vermutheter Verwittwung, hatte sie an diesem Morgen eine zweite Ehe mit einem Edelmann von dem höchsten Range und Charakter geschlossen, die in jeder Hinsicht gesetzmäßig und bindend sein sollte. Nach ihrer Verhaftung beim Verlassen der Kirche unter einer schweren entwürdigenden Beschuldigung, war sie von ihren Eltern, die vermuthlich England auf immer verließen, um ihre Demüthigung unter einem fremden Himmel zu verbergen, verlassen worden, wurde aber, wenn auch auf das Zarteste, aus der Ferne durch verehrte

Hände geschützt – durch Lord Montessor, einen Mann von fleckenloser Ehre, welcher gewiß der Letzte auf der Welt gewesen sein würde, der moralische Grundsätze der menschlichen Liebe geopfert hätte, und im Angesicht des Gesetzes und der Zeugenaussagen seine Bereitwilligkeit erklärte, auf der Rechtmäßigkeit ihrer Verbindung zu bestehen und ihr den seines Namens und Titel gab, und von allen Anderem forderte, daß sie ihr nur diesen geben sollten. Und schließlich war sie verpflichtet, bei den bevorstehenden Assisensitzungen zu erscheinen und sich gegen die Anschuldigung eines furchtbaren, schmachvollen Verbrechens zu vertheidigen.

Dies war die Vergangenheit und die Gegenwart.

Was lag vor ihr in der Zukunft?

Ihr Prozeß.

Allerdings versprachen ihr Advocat und ihre wenigen treuen Freunde sich selbst und ihr eine sichere Freisprechung. Aber selbst *ihre* beschränkte Erfahrung lehrte ihr, wie wenig Vertrauen man auf die Prophezeiung von Betheiligten setzen konnte, die es sich selbst angelegen sein lassen, die Hoffnungen der Angeklagten durch die bestimmte Verheißung einer Freisprechung zu nähren, welche nicht immer durch den Wahrspruch der Geschworenen bestätigt wird. Das Gesetz ist sprichwörtlich unsicher. Es war sehr leicht möglich, daß sie verurtheilt wurde.

Und dann –

Das Bild der Zelle der Verurtheilten des Transportschiffes der Strafcolonie stand dunkel vor ihrem geistigen Auge und erfüllte ihre Seele mit Entsetzen. Dies dauerte nur einen Augenblick, und dann betrachtete sie seltsamer Weise dieses mögliche Ergebniß, wie der Verurtheilte vielleicht die Folterwerkzeuge, das Rad oder den Pfahl betrachtet, als eine furchtbare Qual, aber eine solche, die glücklicher Weise bald mit dem Tode endigt. Und sie verbannte das Bild nur mit den Worten: »Ich würde bald darunter zusammenbrechen und das wäre gut –« und wendete sich zu einem anderen – keinem der glücklicheren Möglichkeit.

Sie konnte freigesprochen werden, wie ihr von ihren Freunden zuversichtlich verheißen wurde, weil die erste Trauung, zu welcher sie als Kind verleitet worden war, ungesetzlich sei.

Dies waren die unsicheren Aussichten der Zukunft.

Worin bestand jetzt ihre Pflicht?

Denn gleichviel, wem die Entscheidung über ihre gesetzmäßige Stellung zukam, so blieb doch die moralische unter diesen, wie unter anderen Umständen nur allein Ihre eigene Aufgabe.

Was war denn ihre Pflicht?

Sie konnte sich nach den Umständen richten/

Im Falle einer Verurtheilung würde ihr Schicksal ihren Händen entrückt worden sein, und ihr Nichts weiter zu thun übrig bleiben, wie sich zu unterwerfen und geduldig zu warten, bis der Tod ihre Leiden endete.

Aber auf der anderen Seite kam mit der Freisprechung ein großes moralisches Räthsel, das einen furchtbaren Seelenkampf mit sich führte, denn dann würde Lord Montessor sie sofort als seine Gattin in Anspruch nehmen; ja noch mehr, er hielt unzweifelhaft seinen Reisewagen in Bereitschaft, um sie direct von dem Schauplatze ihrer Leiden nach seinem Schlosse in Dorset, oder einem anderen friedlichen Zufluchtsorte zu führen, wo die Arme der Liebe sie stützen und wieder zum Leben, zur Gesundheit und Heiterkeit zurückführen sollten. Das Gesetz würde ihn in diesem Verfahren unterstützen, die Welt, die stets bereit ist, sich vor dem Erfolge zu beugen, auf seine Seite treten, und der Advocat in ihrem eigenen Herzen würde noch mächtiger, wie das Gesetz oder die Welt, für ihn sprechen und seine Sache führen.

Sollte sie seine Ansprüche anerkennen, sich seiner größeren Weisheit überlassen und mit dem unbedingten Vertrauen eines Kindes in den seligen Hafen, seiner Liebe einlaufen?

Ein Bild dieser süßen Ruhe strahlte auf einen Augenblick in ihre düstere gequälte Seele, wie das heilige Licht des Himmels.

Sollte sie sich dem Stücke überlassen, das ihr bereitet war?

Es trat eine Pause – eine lange Pause und Schweigen in ihrer Seele ein. Ihr Gewissen gab keine bejahende Antwort.

Sie sah sich nun auf einem Punkte im Leben, wo zwei auseinander gehende Wege vor ihr lagen.

Der eine strahlte von Sonnenschein, wurde durch grüne Wiesen und Blumen verschönert und von deren Duft erfüllt, tönte von den Liedern der Vögel und wurde noch mehr, wie dies Alles, durch die Gegenwart ihres edlen Geliebten verherrlicht, der mit ausgestreckten Armen stand und sie aufforderte, ihn zu betreten. Aber war die Pflicht dort?

Der andere wurde durch Sturm und Wolken verdüstert, war öde, still, einsam; dort wurde ihr keine helfende Hand entgegen gestreckt, keine ermuthigende Stimme lud sie ein, und sie würde ihn, wenn es sein müßte, *allein* mit Thränen gefüllten Augen, blutenden Füßen und unsicheren Schritten betreten, aber doch nicht unglücklich, wenn die Pflicht dort war.

Wie sollte sie entscheiden? Die Frage drängte sich ihrem Gewissen zur Lösung auf; sie wollte nicht versuchen, sie von sich zu weisen und zu sagen: es ist Zeit, wenn der Prozeß vorüber sein wird, denn sie fühlte sich gezwungen, sich auf den Ausgang dieses Prozesses bereit zu halten.

Es war eine furchtbare Prüfung, die sie nicht gut ohne eifriges Gebet überstehen konnte.

Estelle sank auf die Kniee und betete lange und innig um Licht, damit sie ihre Pflicht erkenne, und um Kraft, daß sie ihr folgen konnte.

Wer suchte jemals den Quell des Lichtes und der Kraft und blieb schwach und blind?

Der in Gebeten vollbrachten Nacht folgte ein Morgen voll Frieden und Muth. Sie hatte entschieden, was ihr Verfahren im Falle einer Freisprechung sein sollte.

Es war acht Uhr, als ihr Klingeln Sarah Copley herbeiführte, die, wie gewöhnlich, lächelnd hereinkam und sagte:

»Mylady, Ihre Koffer sind von Hyde angekommen, und befehlen Sie, daß sie heraufgebracht werden?«

»Ja, allerdings, mein Kind; aber wie sind sie hierher gekommen?«

»Ich weiß es nicht, Mylady; aber, als mein Herr den Wagen des Bischofs zurückschickte, gab er einen Brief Sir Parke Morelle mit, und das weiß ich, weil er ihn John, den Bedienten, zur Besorgung übergab, und die Koffer sind vor einer halben Stunde angekommen, und das Kammermädchen Ew. Gnaden auch mit.«

»Wie! Susanne Copsewood?«

»Ja, Mylady, soll ich sie heraufschicken, oder wollen Ew. Gnaden meine Dienste annehmen?«

»Ich danke, mein liebes Kind; nein, schicken Sie Susanne Copsewood herauf.«

»Ja, Madame,« antwortete das Mädchen und entfernte sich.

Wenige Minuten darauf am Susanne Copsewood, die sofort beim Anblicke ihrer angebeteten unglücklichen Herrin zu ihren Füßen niedersank, Ihre Kniee umarmte und in Thränen ausbrach.

Lady Montessor legte die Hand zur stummen Segnung auf ihren Kopf. Die Worte nützten jetzt noch Nichts, und

es wurden keine gesprochen. Als Susanne jedoch nach langem Weinen ihre Ruhe wiedergefunden und sich erhoben hatte, und voller Erwartung dastand, fragte sie Lady Montessor:

»Wie befinden sich meine Eltern, Susanne?«

»O, theure Lady, ich sage Ihnen immer die Wahrheit, wenn ich spreche. Aber erlauben Sie mir jetzt gefälligst, daß schweige,« sagte das Mädchen traurig.

»Ach! Gott, steht es so! – Habe ich meine Eltern fast getödtet oder um den Verstand, gebracht?« rief Lady Montessor, die todtenbleich und matt wurde auf den nächsten Stuhl sank.

»O, dann sehe ich wohl, daß ich sprechen müä! Nein, liebe Herrin, Sir Parke und Mylady sind nicht todt und auch nicht weniger bei Verstand, wie sie früher waren; aber da ich die Wahrheit sagen muß, damit Sie nichts Schlimmeres denken, so sind Beide sehr aufgebracht.«

»Das ließ sich erwarten. Aber wer hat es Dir in den Kopf gesetzt, zu mir zu kommen?«

»Das hat mir Niemand in den Kopf gesetzt – es kam ganz von selbst, Mylady! Was konnte ich anderes thun, wie bei der ersten Gelegenheit zu Ihnen kommen? Gestern Abend gegen elf Uhr brachte John Brownloe, der Bediente des Bischof's von Exeter, ein Billet von Mr. Oldfield an den Herrn. Ich sah, wie er es dem Bedienten des Herrn übergab, damit er es hinauftragen sollte. Nun, gleich darauf wurde mir geklingelt, und ich erhielt den

Befehl, Ihre ganze Garderobe einzupacken und sie in Bereitschaft zu halten, daß sie heute früh um vier Uhr fortgeschickt würde. Ich ging daher an die Arbeit und that es. Gerade als ich den letzten Koffer zuschnallen wollte, kam der Herr herein und sagte zu mir: »Susanne, hast Du die Koffer alle zugeschnallt?« »Alle, bis auf diesen, Sir,« sagte ich. »Hebe den Deckel auf,« sagte er. Das that ich und er legte einen Brief hinein –«

»Einen Brief, Susanne?« rief Lady Montessoro hastig.

»In den gelben Koffer, Mylady, der gleich heraufkommen wird.«

»Fahre fort.«

»Nun, wie gesagt, Mylady, nachdem ich Alles eingepackt hatte und mich umschaute, um zu sehen, ob Etwas vergessen worden wäre, siehe, da war *ich* noch da, die zurückgeblieben sein würde, wenn ich mich nicht besonnen hätte, und ich machte mich daher mit den noch übrigen Sachen für Sie fertig, um mich fortschicken zu lassen. Und so stellte ich mich um vier Uhr mit Ihren Effecten ein, um mich fortschicken zu lassen. »Und wer sind Sie?« fragte der Fuhrmann; »ich bin nicht gemiethet worden, um einen Passagier aufzunehmen, sondern nur Gepäck.« »Ganz wohl,« sagte ich, »ich gehöre zu Dem Gepäck Mylady's – geben Sie mir die Hand und helfen Sie mir hinaufsteigen!« Und nach einem kurzen Streite hob mich der einfältige Bursche hinauf, und da bin ich, Mylady.«

»Ich danke, Susanne, Sir –«

Hier wurde sie durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen.

Es waren ein Paar Bursche die ihre Koffer brachten. Sobald diese hingestellt waren und die Bursche sich entfernt hatten, beeilte sich Lady Montessor, die Schlüssel von Susanne zu nehmen und den einen aufzuschließen – denjenigen, welcher den Brief enthalten sollte. Dort lag er oben auf – sie ergriff ihn hastig. O! Wenn er doch ein Wort des Friedens und der Verzeihung für ihr bekümmertes Herz enthielt! Sie riß ihn auf. Es war ein Couvert, das eine Anweisung auf tausend Pfund an ihre Ordre auf die Bank von Exeter enthielt. Weiter Nichts, keine Zeile – kein Wort. Estelle legte ihn mit einem tiefen Seufzer weg, und sank auf ihren Stuhl.

Das Mädchen wählte mit einem Tact und Zartsinn, die über ihren Stand im Leben gingen, unter den vielen reichen Anzügen ein Morgenkleid von blaßgrauer Seide aus – das einfachste unter Allen, und legte es für ihre Gebieterin in Bereitschaft, und bereitete dann, ohne ein Wort zu sprechen, deren Toilette, so daß Lady Montessor um neun Uhr zu dem Frühstück der Familie hinuntergehen konnte.

Als sie die Treppe hinabging, stand die Saalthüre offen, und sie blickte hinaus.

Wie schön sah an diesem lieblichen Maimorgen das Pfarrhaus mit seiner Umgebung – eine Wildniß von Blumen, Gesträuch und Bäumen, aus deren Mitte der alte Kirchthurm aufstieg. An jedem anderen, früheren Tage würde diese liebliche, ländliche Landschaft das Herz Estelle's mit Entzücken erfüllt haben. Jetzt sah sie jedoch

nur, daß sie schön sei, und ging auf die Thüre zur Rechten zu, die in das Wohnzimmer führte.

Die Familie war dort bereit versammelt. Als sie die Thüre aufmachte, stand Mr. Oldfield auf, kam ihr entgegen und führte sie mit einem freundlichen: »Guten Morgen, mein Kind! Ich hoffe, Sie haben gut geruht!« an den Tisch.

Mrs. Oldfield begrüßte sie mit stattlicher Artigkeit.

Und Mr. Trevor stellte ihr mit einem Lächeln und einer Verbeugung einen Stuhl hin.

Das Frühstück, welches nur auf sie gewartet zu haben schien, wurde sofort aufgetragen. Während des Mahles, redete Mrs. Oldfield nie, außer wenn dies durchaus nöthig war, ihren schönen Gast an, und wenn sie sprach, so geschah es mit der formellsten Höflichkeit. Lady Montessor konnte sich über Nichts beklagen, aber sie fühlte sich doch niedergedrückt und erkältet, nahm dies jedoch, wie alles Andere, in dem ergebenen Geiste der Büßung hin.

Sofort, nach dem Frühstück, nahm Mr. Trevor, dessen Pfarrdorf in der Nähe des Schlosses Montessor, in der benachbarten Grafschaft Dorset, lag, Abschied, und sagte, während er die Hand der Lady Montessor in der seinigen hielt:

»Wenn ich auch aus Ihrer Nähe fortgehe, mein Kind, so bleibe ich doch in Ihrem Dienste. Sollte ich Ihnen Beistand leisten können, so verfügen Sie über mich – stehe Ihnen stets zu Befehl.«

»Ich danke Ihnen von Herzen, Sir,« antwortete Estelle.

Mr. Trevor reiste ab.

Mr. Oldfield ging fort, um seine Amtspflichten zu besorgen.

Und Lady Montessor blieb allein mit ihrer Wirthin, die, wenn auch sehr artig, doch nicht gesellig war.

Estelle begab sich daher sehr bald in ihr Zimmer.

Ihr treues Kammermädchen hatte das Zimmer in Ordnung gebracht und war jetzt damit beschäftigt, ihre Kleider auspacken und in den beiden Schränken neben dem Kamin aufzuhängen, Sie bildeten einen Theil der kostbaren geschmackvollen Ausstattung, welche für die Eitelkeit ihres Hochzeitstages herbeigeschafft worden war – sie konnten höchstens nur als Kleinigkeiten gelten, aber als Erinnerungen an die Vergangenheit – die Vergangenheit von gestern erst, die jedoch durch die weite Kluft, welche sie von heute trennte, so fern erschien – boten sie einen peinlichen Anblick. Das fühlte Susanne Copsewood instinktmäßig, und eilte, sie ihren Blicken zu entziehen:

»Hat man meine Taschenbibel mitgeschickt, Susanne?«

»Ja, Mylady, da ist sie,« und das treue Mädchen reichte sie ihrer Herrin.

Lady Montessor nahm das heilige Buch voll Ehrerbietung an, sank auf ihren Lehnstuhl und schlug es auf, um Licht und Kraft und Trost zu suchen.

»Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten, fürchtet euch aber

vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in der Hölle.«

Dies waren die Worte, auf welche ihre Augen zuerst fielen, und sie erschienen ihr als eine Botschaft an ihre Seele. Sie las jetzt nicht weiter, sondern ließ das Buch auf den Schooß sinken und vertiefte sich in Nachdenken über die Worte. Ja! bei allen Stürmen und Schrecknissen ihrer Lage war die einzige Frage, welche sich ihrer Seele darbot, die uralte Entscheidung über das Recht oder Unrecht, und ihr Richter vor allen anderen Richtern war – Gott! Sie betete, daß er sie stärken möge, ihre schwere Pflicht zu erfüllen.

Während Lady Montessor nachdachte, las und betete, hatte sich die Nachricht, daß sie bei dem Pfarrer von Bloomingdale eine Zuflucht gesucht habe, schnell durch die Nachbarschaft verbreitet und viele Freunde und Bekannte der Familie des Pfarrers sprachen im Laufe des Tages *zufällig* einmal vor. Einige derselben waren Estelle persönlich bekannt und diese wagten es, nach ihr zu fragen, aber nachdem Mrs. Oldfield eine Anfrage an ihren Gast geschickt und Antwort erhalten hatte, erwiderte sie steif, daß Lady Montessor es vorziehe, in ihrem Zimmer zu bleiben und alle Besuche abzulehnen. Und so verfloß ein Tag nach dem anderen in Abgeschiedenheit für Estelle, und sie zeigte sich nur, wenn sie aufgefordert wurde, an den Mahlzeiten der Familie Theil zu nehmen.

Lord Montessor, der sich eifrig mit ihren Angelegenheiten beschäftigte, vermied es, seine unglückliche Gattin zu besuchen, oder auch nur mit ihr zu correspondiren.

Lord Dazzleright verwendete seine ganze kostbare Zeit und hohe juristische Weisheit auf ihre Sache und sprach zuversichtlich von einem glücklichen Ausgange.

Er besuchte im Laufe der Woche seine Clientin einmal, und war der erste und einzige Besuch, welchen Lady Montessor während ihrer Zurückgezogenheit annahm. Er kam, um von ihr genaue, ausführliche Auskunft über ihr Schulleben und ihre sogenannte Heirath zu erhalten, und nachdem er in dieser Beziehung befriedigt worden war und seine Notizen gemacht hatte, sagte er:

»Es kann kein Zweifel über den Ausgang dieses Prozesses herrschen. Es wird nicht allein eine Freisprechung, sondern auch eine vollständige Rechtfertigung sein. Erlauben Sie mir daher, Ihnen zu sagen, Lady Montessor, daß Sie Unrecht thun, indem Sie sich dem Schutze Ihres Gatten entziehen. Ihr Verhalten deutete von Ihrer Seite auf einen Zweifel an Ihrer wahren Lage, der vor den Geschworenen ungünstig auf Ihre Sache einwirken könnte.«

»Mylord, es giebt ein höheres Tribunal, vor welchem ich eines Tages werde erscheinen müssen und ich handle mit Rücksicht auf dieses,« antwortete die Dame mit tiefer melodischer Stimme.

Lord Dazzleright blickte ihr schnell in das Gesicht und erkannte unter dessen lieblichen kummervollen Zügen dem Geist, der »leiden und stark sein« konnte – den ebenso geduldigen, wie festen und traurigen Geist! Er seufzte und drückte ihr die Hand, als er sich verabschiedete.

Am folgenden Tage erfuhr Estelle von Susanne Copsewood, welche die Nachricht aus sicherer Quelle erhalten

hatte, daß ihre Eltern nach Southampton gereist seien, von wo aus sie in wenigen Tagen nach Italien absegeln wollten.

»Noch ein Schlag! – ich nehme ihn an! o Gott – ich nehme ihn an! mache mich nur geduldig, zu leiden, und stark, zu handeln!« lautete das Gebet, das aus ihrem zer schlagenen Herzen emporstieg, als sie diese Flucht hörte.

Sie schlug ihre Bibel auf, um Trost zu suchen. Leitete ein Engel ihre Hand oder sprach der Herr des Himmels und der Erde – der Vater Aller, vor dem kein Sperling unbeachtet zur Erde fällt – direct zu seinem schwer geprüften Kinde? – denn o! ihre betrübten Augen fielen auf Worte des Lebens und Lichtes: »Fürchte Dich nicht, ich bin mit Dir, weiche nicht, denn bin Dein Gott. Ich stärke Dich, ich helfe Dir auf, ich erhalte Dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.«

Sie ließ das Buch sinken und schloß die Augen, denn eine Fluth des Segens war auf sie herabgeträufelt, er hatte ihr ganzes Sein durchdrungen und sie mit göttlicher Liebe, Weisheit und Kraft erfüllt.

Sie brauchte sie alle! Die Liebe, damit sie Geduld und Versöhnlichkeit bei ungerechter Schmach lehre, die Weisheit, damit sie dies auf dem dunklen gefährlichen Pfade leite, und die Kraft, um im Stande zu sein, die bevorstehende furchtbare Prüfung zu ertragen. Sie erhielt nach einigen Tagen die Nachricht, daß die Richter nicht mehr weit von Exeter entfernt wären und daß die Sitzungen am folgenden Montag eröffnet werden würden.

Der gute Mr. Oldfield hatte diese Nachricht mit viel größerer Aufregung vernommen, wie seine Schutzbefohlene, die bleich und still ihr Schicksal erwartete.

Der Pfarrer schrieb einen Brief und schickte ihn durch einen expressen Boten an Lord Dazzleright, um diesen zu ersuchen, daß er so bald wie möglich kommen und sich mit ihm berathen möge.

Lord Dazzleright folgte der Aufforderung ohne Zeitverlust und kam am nächsten Tage in der Pfarre an.

Mr. Oldfield führte ihn sofort in seine Bibliothek, die rechts vom Eingang und dem Zimmer seiner Frau gegenüber lag.

Als sie dort angekommen waren, reichte der Pfarrer seinem Gaste einen Stuhl und sank selbst mit den Worten auf einen anderen:

»Die Assisen stehen bevor!«

»Ich weiß es – dem Himmel sei Dank, die Ungewißheit wird beseitigt werden,« antwortete Lord Dazzleright freudig.

»Aber – ich habe mir die Freiheit genommen, nach Ihnen zu schicken, um zu fragen, was *ich* als Bürge der Lady Montessor zu thun habe? Soll ich hier mit ihr warten, bis wir zum Erscheinen aufgefordert werden oder muß ich sie nach Exeter führen und anmelden? Sehen Sie, obgleich ich 70 Jahre alt bin, war ich doch nie in meinem Leben in irgend einer Eigenschaft vor einem Kriminalgericht und weiß von dessen Formen nicht mehr, wie ein Kind.«

»Ich verstehe – man erwartet natürlicher Weise von Ihnen, daß Sie Ihren Schützling ohne weitere Aufforderung vor Gericht bringen. Aber ich habe, da ich diese natürliche Verlegenheit für Sie voraussah, meinen Wagen mitgebracht und im Gasthause zurückgelassen, und werde morgen wiederkommen, um Sie und Lady Montessor nach Exeter zu bringen, wenn Sie dies annehmen wollen.«

»O, mit großer Bereitwilligkeit und voller Dankbarkeit.«

»In diesem Falle werden Sie weiter nichts zu thun brauchen, wie in meinem Wagen Platz zu nehmen und das Uebrige mir als dem gesetzlichen Beistand Mylady's zu überlassen.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir diese Erleichterung verschaffen, Mylord.«

»Ich werde morgen früh um zehn Uhr vor Ihrer Thüre sein – wenn Ihnen diese Stunde paßt.«

»Vollkommen, Mylord.«

»Und nun muß mich von Ihnen verabschieden, da ich eine Menge Geschäfte zu erledigen habe,« sagte Lord Dazzleright.

»Leben Sie wohl, und nehmen Sie meinen herzlichsten Dank, Mylord.«

Am folgenden Morgen stand der Wagen Lord Dazzleright's zur bestimmten Stunde vor dem weinumrankten Gartenthore der Pfarre.

Es war ein düsterer, trüber Tag, der merklich auf die Stimmung aller Betheiligten einwirkte.

Estelle betete lange und ernst in Ihrem Zimmer und blieb auf den Knien liegen, bis ein leises Klopfen an der Thür und die Stimme ihrer treuen Dienerin ihr Nachricht gaben, daß ihre Freunde warteten. Dann stand sie auf, schlang über ihr einfaches grauseidenes Kleid einen feinen, grauwoollenen Shawl, setzte einen einfachen grauen Krepphut mit einem schwarzen Spitzenschleier auf, zog die Handschuhe an, nahm die Bibel und folgte Ihrem Mädchen hinunter.

Mr. Oldfield wartete auf dem Vorsaale und Lord Dazzleright am Wagen auf sie.

Die Freundlichkeit Lord Dazzleright's sorgte für alles Mögliche.

»Wo ist die Dienerin Mylady's,« fragte er, nachdem er Lady Montessor begrüßt hatte und bemerkte, daß sie allein war; »begleitet sie ihre Herrin nicht?«

»Ei, es ist Nichts davon gesagt worden, Mylord – wir wußten nicht, daß es Ihnen angenehm sein würde, wenn –«

»Ist sie das? – Beeilen Sie sich, mein Kind, setzen Sie schnell den Hut auf und kommen Sie hierher neben mich – wußten Sie nicht, daß Ihre Herrin Ihrer Dienste bedürfen würde?« fiel Lord Dazzleright dem Pfarrer in das Wort, um dem Mädchen Eile anzuempfehlen.

»Ja, Mylord, ich habe es wohl gewußt, allein –« die übrigen Worte verhallten in der Ferne, als sie auf dem Bogenwege nach dem Hause verschwand. Nach fünf Minuten erschien sie wieder und nahm ihren Platz im Wagen ein.

Lady Montessor und der Pfarrer saßen auf dem Rücksitze, Lord Dazzleright und das Kammermädchen ihnen gegenüber und so fuhren sie schnell nach der Straße von Exeter.

Eine lange schweigende Fahrt durch eine von den Thränen des düsteren, weinenden Himmels benetzten Landschaft brachte sie am Ende des Tages nach Exeter, der Hauptstadt von Devonshire, und der alten Residenz der westsächsischen Könige.

Sie bogen in den Hof eines ruhigen Gasthauses in der Nachbarschaft des Gerichtshauses ein. Sie waren in der Stadt unbekannt, und deshalb konnte keine gaffende Menge die blasse, schöne Frau erkennen, die von einem Geistlichen und einem Advocaten begleitet als die Hochgeborne Dame erschien, deren bevorstehender Prozeß wegen eines schweren Vergehens Alle beschäftigte und eine Menschenmenge in die Stadt zog, und kein diensteifriger Berichterstatter konnte die Thatsache melden, daß – »Lady Montessor in der Krone und Scepter« wohne. Der folgende Tag war der Sabbath, – an welchem Estelle in Begleitung Oldfield's zwei Mal dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnte, ohne die Aufmerksamkeit zu erregen. Sie verbrachte den Abend in ihrem Zimmer unter Gebeten und Nachdenken, um für den folgenden Tag und die Eröffnung der Assisen bereit zu sein.

FÜNFTES KAPITEL. DIE ASSISEN.

Am folgenden Tage, Montag, den 15. Mai, wurden die Sitzungen mit der gewöhnlichen Ceremonie und Lärm

veröffentlicht. Und eine ungewöhnlich interessante Liste hatte eine große Zuschauermenge an den Ort gelockt.

Die Sache der Lady Montessor war fast die letzte auf der Liste, und die Aufmerksamkeit des Publicums theilte sich zwischen ihr und Dlifp Oorak, dem Zigeunerkönig.

Vor neun Uhr verließ Lady Montessor dicht verschleiert und in Begleitung des Pfarrers Mr. Oldfield und ihres Rechtsbeistandes ihre Wohnung, stieg in den Wagen und fuhr nach dem Sitzungslocale. Nach der Ankündigung des Ausrufers, daß die Sitzungen eröffnet seien, wurde sie aus dem Wagen gehoben und trat noch immer dicht verschleiert auf den Arm ihres ehrwürdigen Freundes gestützt in das Rathhaus, und begab sich nach dem Sitzungszimmer.

Estelle war noch nie in einem Gerichtszimmer gewesen. Anfangs war sie über die Gänge und die Treppen hinaufgegangen, ohne daß sie hinter ihrem Schleier Etwas erkennen konnte, aber als sie sich in einem gefüllten Zimmer eingezwängt und zuletzt fast durch den Druck der Massen erstickt fand, schlug sie den Schleier zurück, um Luft zu schöpfen, und sah sich in einem geräumigen Saale mit gewölbter Decke, Marmorpfeilern und gothischen Fenstern, der einem Auditorium oder einer Kirche nicht unähnlich sah.

Auf einer erhöhten Plattform, die mit einem Kunstdruck »die Bank« genannt wird, am oberen Ende des Saales, die von einem weiten Geländer eingeschlossen wurde, saß der Richter, Sir James Allan Parke, einer der ausgezeichnetsten Männer des westlichen Kreises, ein schöner alter Mann von kräftigem Aeußeren, in Amtskleidung – einer scharlachrothen Toga und Hermelinmütze und umfangreicher Perrücke. Neben seinem Platze hing an der Wand das Patent des Königs in großen bunten Buchstaben. Ein wenig unter ihm saß der Gerichtsschreiber und ringsum saßen, standen oder spazierten die Beamten der Krone in ihren officiellen Anzügen, die Advocaten in ihren langen schwarzen Kutten, und weißen Perrücken, und verschiedene nicht näher zu bezeichnende Individuen, die eine Art Mittelstelle zwischen dem amtlichen und nichtamtlichen Leben einzunehmen schienen.

Zur Rechten unterhalb der Bank befand sich der Platz für die Angeklagten, eine Einzäunung, die einer Hürde nicht unähnlich sah, und in welcher ungefähr zwanzig Personen von beiden Geschlechtern und jedem Alter, von zwölf bis siebenzig Jahren, zusammengepfercht waren. Die Augen der Lady Montessor richteten sich wie bezaubert auf diesen elenden Platz. Welche Gesellschaft von jammervollen menschlichen Geschöpfen! – Männer, Weiber und auch Kinder! – mit Gesichtern, die durch das Leiden abgestumpft, durch die Verzweiflung gelähmt, oder durch Laster und Ausschweifungen dämonisch gemacht wurden!

»Himmel und Erde! – Ist mein Platz unter Diesen?« rief sie von Abscheu und Furcht fast ohnmächtig. Aber im Augenblick darauf faßte sie sich und machte sich Vorwürfe: »Beuge Dich, stolzes Herz,« sagte sie, »das mich von jenen armen Brüdern und Schwestern unterschieden hat, und um wie viel unterscheide ich mich denn eigentlich von ihnen? Ich bin vor der ersten Versuchung gefallen, obgleich mein ganzes Leben gegen Mangel, Sorge oder Feinde geschützt war – während sie – ihr Leben ist vielleicht eine Reihe von Entbehrungen, Heimsuchungen und unwiderstehlichen Versuchungen gewesen! Wer außer dem allwissenden Gotte soll richten? Gott stärke sie und verzeihe mir!« betete sie demüthig, indem sie die Hände faltete und den Kopf senkte.

Ihr ehrwürdiger Schützer, der in diesen Dingen eben so unerfahren war, wie sie, betrachtete Diesen Pferch voll wilder oder roher Gesichter gleichfalls, und erbleichte vor Furcht für seine zarte Schutzbefohlene. Er wagte es nicht, seine Augen auf Estelle zu richten, schloß aber instinktmäßig ihren Arm fester an den seinigen, und sah sich bekümmert nach Lord Dazzleright um; dieser hatte ihn verlassen und unterhielt sich mit dem Richter. Nach kurzer Zeit verbeugte er sich, entfernte sich von diesem und ging mit ernstem, traurigem, und fast zornigem Gesichte langsam durch die Menge auf seine Clientin zu.

»Nun, Lord Dazzleright, nun?« fragte Mr. Oldfield, über den Böses verkündenden Ausdruck des Gesichtes des Rechtsgelehrten beunruhigt, hastig.

»O, es ist Nichts! Es ist Nichts!« sagte dieser, indem er das Taschentuch herausnahm und sich die erhitzte Stirn trocknete.

»Es ist nicht gerade *Nichts*, Lord Dazzleright, wenn man nach Ihrem Gesicht und Benehmen schließen soll,« erwiderte Estelle ruhig und fest.

»Nun, mein Kind, es ist Nichts, was *Sie* beunruhigen könnte, obgleich es mir allerdings mißfällt. Ich habe eben nur die Liste durchgesehen – ich finde, daß unser Fall der drittletzte auf derselben ist, und vermuthlich vor acht bis zehn Tagen nicht vorkommen wird. Ich glaubte nicht, daß Ihre Anwesenheit während dieser Zeit nöthig sein würde, Mylady, und sprach mit dem Richter, dem ich dies zeigte und ihn bat, daß meine Clientin von der Verpflichtung, vor Gericht zugegen zu sein, entbunden werden und Erlaubniß erhalten möchte, mit ihrem Bürgen hier in der Stadt zu bleiben, bis ihr Fall vorkommen würde, worauf sie sich wieder pünktlich einstellen werde. Es hat dem Richter beliebt, mir meine bescheidene Bitte abzuschlagen, und er fordert das tägliche Erscheinen meiner Clientin. Und darüber bin ich erzürnt – weiter Nichts.«

»Außer, daß Sie auch *besorgt* sind, Mylord! nicht wahr? Verbergen Sie mir Nichts?«

»Nein, nein, durchaus nicht besorgt,« sagte der Advocat, dessen Blicke seine Worte Lügen strafen – »durchaus nicht besorgt, denn obgleich dies von Seiten des Gerichts ungünstig erscheinen könnte, so ist doch Sir James Allan

Parke, wenn auch ein strenger, doch ein gerechter Richter, und ich baue wegen unserer Sache auf seine hohe Gerechtigkeit und nicht auf äußere - Begünstigungen.«

»O! o!« stöhnte der gute Pfarrer, »das, arme Lamm muß also hier bleiben und Tag für Tag Zuschauerin bei den empörenden Schrecknissen eines Kriminalgerichts sein – und (hier wurde seine Stimme zu einem Flüstern) wo soll sie stehen? – Um des Himmels willen doch nicht dort in dem Pferch unter jenen widerwärtigen Unglücklichen?«

Lord Dazzleright sah entsetzt und sogar wüthend aus.

»Dort? Sie setzen mich in Erstaunen, ehrwürdiger Herr! Jene armen Unglücklichen sind im Gewahrsam des Sheriff's, und er führt sie jeden Tag aus ihren Zellen nach ihrer Bank und jeden Abend von der Bank wieder in ihre Zellen. Er ist der König jener schönen Gesellschaft. Lady Montessor, Sir, ist *Ihre* Schutzbefohlene; Sie allein sind verantwortlich für ihr Erscheinen und mögen ihre Lage so bequem und abgeschieden machen, wie Sie es wünschen.«

»O, dem Himmel sei Dank! Da es sich nicht so verhält, so lassen Sie uns einen abgelegenen und – ich wollte sagen angenehmen Platz aussuchen, als ob etwas Derartiges hier zu finden wäre.

»Wir können unzweifelhaft dennoch einen leidlich angenehmen finden,« sagte Lord Dazzleright, der gern seinen Zorn verbannte, und seiner Clientin den Arm reichte, um sie durch die Menge zu führen.

Aber als eben Estelle die angebotene Unterstützung annehmen wollte, erkannte sie, daß sich hinter ihr hastige Schritte näherten, und hörte eine tiefe Stimme sprechen, bei deren Klange die ganze Fluth des Lebens in ihrem Herzen stockte und ihre Sinne in einen Nebel von Entzücken und Pein hüllte.

»Erlauben Sie, Mylord,« sagte die Stimme, dann trat Lord Montessor zart zwischen sie, nahm den Arm seiner Gemahlin und legte ihn auf den seinigen.

Das ganze Wesen Estelle's wurde halb von Entzücken, halb von Schmerz erschüttert. Sie wendete das tief erröthende und ebenso schnell erbleichende Gesicht ab, senkte den Kopf und murmelte:

»Ach, Mylord! Mylord! Haben Sie diese Handlung wohl überlegt – ist sie klug – ist sie politisch?« fragte der gute Pfarrer erschrocken.

»Sie ist *recht*, und darüber hinaus habe ich nicht überlegt, ob sie politisch oder klug ist, ehrwürdiger Herr,« antwortete Lord Montessor. Dann senkte er den Kopf auf das zärtlichste zu der Dame an seinem Arme und sagte mit leiser Stimme:

»Estelle, Geliebte, willst Du mich nicht ansehen?«

Sie schlug den Schleier zurück, und erhob den Kopf, richtete einen Blick tiefer, unaussprechlicher Liebe auf ihn und senkte dann die Augen zu Boden.

»Sprich mit mir, theuerste Stella.«

»Ach! Mylord! Was kann die arme Stella sagen, als wiederholen, was der Pfarrer eben gesagt hat – war dies wohlgethan, Lord Montessor?«

»Ganz wohl gethan, meine Stella! Du bist meine Gattin! Wo sollte ich anders sein, wie neben meiner Gattin in ihrer Prüfung? Habe ich nicht gesagt, daß ich die Gesetzmäßigkeit unserer Trauung vertheidigen will? Wie soll ich unsere Trauung vertheidigen, und doch meine Gattin verlassen? Ich habe keinen Augenblick an eine solche Inconsequenz gedacht! Es ist wahr, daß ich eingewilligt habe, für den Augenblick meinen Rechten zu entsagen, und Dich der Obhut Mr. Oldfield's zu übergeben, um Deinem Zartgefühl zu genügen, und damit Niemand sagen kann, daß meine Handlungen durch eigennützige oder gewissenlose Neigungen geleitet worden seien, und ich habe mich enthalten, die Heiligkeit Deines abgeschiedenen Lebens weder durch Briefe noch durch Besuche zu stören. Jetzt ist die Sache jedoch ganz anders. Du stehst vor der Oeffentlichkeit, vor einem Richter, eines Verbrechens beschuldigt und einer schweren Prüfung ausgesetzt. Soll ich Dich hier verlassen? Nein, nein – so wahr mir der Himmel in meiner bittersten Noth helfe – nein! Vor dem nämlichen Publicum, vor demselben Richter will ich die ganze Prüfung hindurch an Deiner Seite stehen und mit der ganzen Mannheit, Kraft und Entschlossenheit, die ich besitze, meine Stellung und Deine Unschuld behaupten. Weder Mensch noch Dämon – keine Welt soll mich hindern, dies zu thun! Und möge ich in meiner letzten Noth ebenso Beistand empfangen, wie ich Dir treu bin! Amen,« sagte er und senkte ehrerbietig den Kopf.

Es nützte Nichts, sich einem Willen wie dem Lord Montessor's zu widersetzen. Außerdem wurde er von Lord

Dazzleright unterstützt, und Mr. Oldfield fühlte, daß er unerschütterlich sei.

»Wir wollten eben einen bequemen Platz für Mylady suchen,« sagte der Rechtsgelehrte.

»Ich habe schon einen gefunden. Wollen Sie uns begleiten, Mylord – und Sie, ehrwürdiger Herr?« fragte Lord Montessor mit einer Verbeugung gegen seine zwei Freunde, indem er ihnen durch die Menge voran ging, die ehrerbietig Platz machte, um sie vorüber zu lassen. Er hatte einen Sitz in einem fernen abgelegenen Theile des Saales ausgesucht, wo man die Bank der Angeklagten nicht sehen und von dem, was die Verhandlungen Empörendes hatten, fast gar Nichts hören konnte.

Hier saß sie eine Zeitlang unbeobachtet und unbelästigt, da Lord Montessor, Mr. Oldfield und Lord Dazzleright wie ein lebendes Schild zwischen ihr den Augen der Menge standen. Sie brauchte jetzt jedoch wenig zu fürchten, daß sie durch die zudringliche Neugier Anderer belästigt werden würde. Denn die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf das Verfahren des Gerichts am anderen Ende des Zimmers. Die Geschworenen waren bereits vereidet und der erste Fall wurde aufgerufen. Es war der Prozeß Dlifp Oorak, des Zigeunerkönigs, der beschuldigt war, den Wildhüter Sir George Bannerman's ermordet zu haben. Er wurde vorgeführt und stand vor den Schranken. Alle Augen richteten sich auf ihn – es war eine kleine, braune, sehnige Gestalt mit scharfen Gesichtszügen, und tief liegenden, blitzenden Augen unter einem Busche

dichter schwarzer Haare, der gewandt, ruhelos und ungeduldig aussah, als ob er sich im nächsten Augenblick losreißen, über alle Hindernisse hinwegspringen, durch die Thüre oder das Fenster stürmen, und in der freien Luft verschwinden würde.

Selbst Lady Montessor richtete, trotz der ergreifenden Natur ihres eigenen Schmerzes, die müden Augen auf dieses wilde Kind der Natur, das jetzt gebunden und gefangen war und in Lebensgefahr stand, und beobachtete unter Hoffen und Fürchten den Fortgang der kurzen Verhandlung gegen ihn. Die Formen wurden schnell erledigt, die Zeugenaussagen von beiden Seiten abgehört, die Advocaten hielten ihre Reden, der Richter gab sein Resumé und die Geschworenen sprachen ihre Entscheidung.

»Steh auf, und sieh den Richter an,« wurde dem Gefangenen befohlen.

»Was sagen Sie, meine Herren Geschworenen, ist der Angeklagte vor den Schranken schuldig oder nicht schuldig?«

Es trat einen Augenblick lang eine Stille im Saale ein, während deren man jedes Herz hätte schlagen hören können, die bald durch die tiefe Stimme Obmannes unterbrochen wurde, der das furchtbare Urtheil aussprach.

»Schuldig!«

Er war nur ein Zigeuner, und die Zwölf hatten nicht lange Zeit dazu gebraucht, sich zu entscheiden.

Dann wurde der Verurtheilte gefragt, ob er Etwas vorzubringen habe, warum das Todesurtheil nicht gegen ihn ausgesprochen werden sollte?

Dliff Oorak lachte wild, schüttelte die schwarzen, verwirrten Locken und erklärte, daß er keine Einwendung zu machen habe, da sein Schicksal nur der Tod sein solle! – Wenn es eine lange Gefangenschaft gewesen wäre, so würde das Etwas ganz anderes gewesen sein! Und der Zigeunerkönig streckte ungeduldig die Glieder und blickte sehnend durch die hohen gothischen Fenster in die freie sonnige Luft hinaus!

Der Richter forderte ihn erst zur Aufmerksamkeit auf, setzte die schwarze Mütze auf, erhob sich und sprach das Urtheil aus.

Der Zigeuner hörte seine Verurtheilung mit einer Gleichgiltigkeit und mit einem Umherschweifen der Augen, das man fast Geringschätzung gegen das Gericht hätte nennen können.

Jetzt folgte eine kurze Pause und ein Geräusch; als die Diener des Sheriff's den Verurtheilten aus dem Saale führten. Als sie hinausgingen, kamen sie sehr nahe an der Gruppe unserer Freunde vorüber.

Lady Montessor bemerkte sein halb wildes, halb kindisches Verhalten, erhaschte einen Blick aus seinen wilden Augen und sandte ein stummes Gebet für seine Seele zum Himmel empor.

Dieser Gefangene hatte den Saal kaum verlassen, so wurde der zweite Fall aufgerufen. Es war der eines jungen Mädchens unter der Anklage des Kindesmordes. Die

Umstände dieses Falles waren so peinlich, so empörend, daß die Frauen unter der Versammlung sich sämmtlich verschleierte und schweigend fortschlichen. Und Estelle, die Zarteste und empfindlichste aller Frauen, mußte dort zwischen ihren Freunden und dem Geistlichen sitzen und das Ganze mit anhören! Die Verhandlung nahm drei Stunden in Anspruch und endete, wie die vorhergehende – in der Schuldigerklärung der Angeklagten und ihrer Verurtheilung zum Tode.

»So jung! Barmherziger Erlöser! So jung und so entsetzlich verdorben!« rief Lady Montessor mit erstickter Stimme und verbarg die Augen, um das schleiche, erstarrte, wahnsinnige Gesicht jenes Mädchens nicht zu sehen! Als die Verlorene unter der Obhut des Untersheriff's hinausging, warf sie einen wilden, entsetzten, flehenden Blick auf unsere Freunde, der Estelle an das Portrait der Cenci erinnerten, und ewig vor ihrem Geiste stand. Sie betete für das verlorne Mitgeschöpf und während dessen vertagte sich das Gericht.

Mr. Oldfield stand mit einem tiefen Seufzer auf und wollte seiner Schutzbefohlenen den Arm geben, als ihm Lord Montessor, der stehen geblieben war, zuvorkam und die Hand Estelle's auf seinen eigenen Arm legte. Sie kamen nur langsam durch die Menge, erreichten die Thüre und gelangten auf die Straße. Als sie bei dem Wagen ankamen, hob Lord Montessor Estelle hinein, sah, daß sie gut saß und sagte dann:

»Vor diesem Gericht und vor der Oeffentlichkeit, liebe Stella, muß ich unsere Stellung – Deine Unschuld und

meine Rechte darlegen; aber damit kein Mensch wagen darf, die Beweggründe für mein oder Dein Verhalten in Zweifel zu stellen, werde ich mich nicht in Dein Privatleben eindringen, bis die Entscheidung der Anklage unsere Verbindung bestätigt haben wird. Lebe wohl, ich werde Dich morgen früh hier treffen, Theuerste.«

Dann drückte er ihr die Hand, verbeugte sich und machte Mr. Oldfield Platz, der sofort in den Wagen stieg, und dann fuhren sie schnell nach ihrem Gasthause.

Dies war die Geschichte des ersten Tages vor Gericht, und der zweite und Dritte und viele folgende glichen ihm als düstere, niederschlagende, furchtbare Zeugen für Verbrechen, Laster und Leiden jeder Art und jeden Grades. Es standen zehn Kapitalverbrechen auf der Liste. Und während dieser einzigen Assisensitzung sprach Sir James Allan Parke das Todesurtheil über sieben Personen aus, die, mit Einschluß des Zigeunerkönigs, sämmtlich im Laufe einer Woche nach ihrer Verurtheilung gehängt wurden.

Lady Montessor saß Tag für Tag in dieser widerwärtigen Atmosphäre der Schuld, des Todes und Entsetzens, und sah voll Schauer einen nach dem anderen dieser armen Ausgestoßenen – Männer, Weiber und selbst Kinder – in die furchtbare Grube stürzen, die sie durch ihre eigenen Sünden bereitet hatten. Denn es gab nur sehr wenig Freisprechungen. Die englischen Gerichte sind ernst und streng, und bestätigen durch ihre Entscheidung fast immer die Entscheidung der Anklagejury. Die zahlreichen, dem Anschein nach unbarmherzigen Verurtheilungen des

Gerichts erfüllten ihr Herz nicht allein mit dem schmerzlichsten Mitleid für andere Leidende, sondern auch mit Verzweiflung für sich selbst und Diejenigen, welche so hohen Antheil an ihrem Schicksal nahmen. Und als sie einen Schuldigen nach dem anderen wegen Diebstahl, Wilddieberei, Einbruch, Straßenraub oder dergleichen mehr, für schuldig erklärt – zur Deportirung nach Botany Bay verurtheilen hörte, und die halb rohen, halb dämonischen Gesichter jener Unglücklichen im Vorübergehen erblickte, stieg das Bild des Transportschiffes und der Verbrechercolonie mit allen abstoßenden Schrecknissen wieder düster vor Ihrer Seele auf, denn sie erinnerte sich, daß das Verbrechen, dessen sie angeklagt war, gleichfalls mit Deportirung bestraft wurde, und die Verurtheilung schien die unwandelbare Regel dieses Gerichts zu sein! Und so saß sie in dieser tödtlichen Atmosphäre der Sünde und des Schmerzes verzweiflungsvoll bis zum dreizehnten Tage, wo ihr Fall vorgerufen wurde.

Es war der erste Juni, wo die Sonne in wolkenloser Schönheit aus dem dunkelblauen Himmel, auf ein Land herabstrahlte, das von Blumenduft erfüllt wurde und von den Liedern der Vögel widerhallte. Es war ein lieblicher, schöner, herrlicher Tag, aber für Estelle und ihre Freunde ein Tag der Dunkelheit und des Schreckens!

Die Nachricht, daß die Sache an diesem Tage vorkommen werde, war in der ganzen Stadt und Grafschaft bekannt geworden, und hatte ganz Exeter in das Sitzungszimmer gelockt.

Lady Montessor betete wie an den vorhergehenden Tagen, ehe sie ihre Wohnung verließ, lange und innig, und dann kam sie tief verschleiert auf den Arm des ehrwürdigen Pfarrers gestützt heraus, um in ihren Wagen zu steigen. Die Bewohner der Stadt, die endlich ihre Wohnung entdeckt und ihren Wagen kennen gelernt, hatten, standen jetzt in einer dichten Menge vor dem Gasthause, um diese interessante Angeklagte zu sehen. So kurz die Entfernung von der Thüre bis zum Wagen war und so tief verschleiert sich die Dame auch hatte, schauderte sie doch, als sie durch die Menge schritt, deren Blicke sie nicht sehen konnte, aber doch fest auf sich gerichtet fühlte. Mr. Oldfield hob sie schnell und krampfhaft zitternd in den Wagen, folgte ihr, setzte sich, zog die Fenster herauf, ließ die Vorhänge herunter und gab, nachdem er den Wagen sorgfältig verschlossen hatte, dem Kutscher den Befehl, fortzufahren. Sie kamen natürlicher Weise nur sehr langsam durch die gefüllten Straßen, in denen die Menschenmenge immer dichter wurde, je mehr sie sich dem Sitzungssaale näherten. Als endlich der Wagen dort vorfuhr, stieg Mr. Oldfield aus, half ihr eben so hastig und unruhig aussteigen, und versuchte, sie schnell durch die herandrängende Menge und in das Sitzungszimmer zu führen.

Estelle blickte bestürzt auf diese zahllose neugierige Menge. Unter den Wagen, welche die Straße vor dem Gebäude versperrten, erkannte sie die Livréen vieler ihrer früheren Bekannten, und unter der Menge, die sich in den Sitzungssaal drängte, nicht wenige von den Gästen,

die zu jenem Hochzeitsfrühstück gebeten worden waren, zu dem sie nie zurückkehrte. Seit jenem verhängnißvollen Tage bis zu diesem – vielleicht noch verhängnißvolleren – hatte sie von keinem von ihnen Etwas gehört oder gesehen! Warum kamen sie jetzt? – Um sich über ihr Unglück zu freuen? Wer konnte dies sagen? Nur Derjenige, welcher die Herzen erforscht! Aber ihre Gegenwart entmuthigte sie; allerdings war es nur eine Kleinigkeit gegen die große Last ihres Jammers – aber sagt man nicht, daß nur noch eine Feder mehr dem Kameel den Rücken gebrochen habe? Diese Gedanken waren kaum in ihrem Geiste entstanden, als sie Lord Montessor aus dem Gedränge unter der Thüre treten und die Stufen herab zu ihr kommen sah.

»Noch einige Stunden der Kraft, theure Stella, dann wirst Du frei sein!« sagte er, indem er ihre Hand auf seinem Arm legte. Dann verbeugte er sich gegen Mr. Oldfield, rief einen Gerichtsdiener, dem er Befehl gab, vor auszugehen und ihnen durch die Menge einen Weg zu bahnen, und dann führte er sie mit erhobenem, unbedecktem Kopfe und eben so gefaßter, würdevoller Miene, wie er vor einem Monat seine Braut in die Kirche geführt hatte, durch den mit Menschen gefüllten Eingang, die Vorsäle und die Treppe hinauf in den Saal.

SECHSTES KAPITEL. DIE ANKLAGE.

Als sie in den gefüllten Saal traten, zog eine Gruppe zur Linken der Thüre die Aufmerksamkeit Lord Montessor's auf sich. Sie bestand aus Victoir L'Orient, der kleinen alten Französin und dem Abbé. Die Frau erkannte Estelle, drängte sich vor und rief boshaft:

»Aha, gut! Sie sind also da, Madame – wirklich? Ergebenste Dienerin, Madame!« und in diesem Tone fuhr sie fort, bis Lord Montessor, ohne sie auch nur anzublicken, den Arm ausstreckte und die lästige Schlange von dem Wege seiner Gattin schob, welche er dann zu dem nämlichen abgelegenen Platze führte, den sie seit ihrem ersten Erscheinen im Saale immer eingenommen hatte. Sie saßen dort noch nicht länger wie fünf Minuten, so kam Lord Dazzleright zu ihnen, der ihnen eilig mittheilte, daß er keine Zeit weiter verlieren werde, wie nothwendig sei, um die Vorbereitungen zu treffen, und daß seine Clientin auf das Schleunigste vor die Schranken gerufen werden würde. Und dann eilte er wieder fort, um Anordnungen für die bevorstehende Verhandlung zu erledigen.

Estelle schloß die Augen und sank auf ihren Stuhl zurück. Es war also gekommen! ja, es war gekommen. Vor den nämlichen Schranken, wo sie seit vierzehn Tagen so Viele hatte stehen und schwerer Verbrechen anschuldigen, und so Viele in die Verbannung, in den Kerker oder zum Tode hatte schicken sehen, mußte sie gleichfalls erscheinen, um sich gegen die Anklage eines Verbrechens zu vertheidigen, wegen dessen sie, wenn sie *verurtheilt*

werden sollte, gleichfalls – und hier stieg das gespenstige Bild des Verbrecherschiffes und der Strafcolonie mit allem seinem Entsetzen düster vor ihr auf.

»Mein Gott! mein Gott! Sei mir gnädig und laß mich sterben!« drang in ernsten Tönen über ihre bleichen Lippen.

»Estelle! meine Estelle! Sei ruhig, sei stark und hoffe! Sieh', man wird Dich sogleich rufen! Rufe Den an, der einst, wie Du jetzt thun sollst, vor dem unsicheren Tribunal der Menschen stand, um von der oft irrigen Weisheit der Menschen, gerichtet werden. Rufe ihn an!« sagte Lord Montessor ernst, indem er aufstand, ihre Hand ergriff, ihren Arm unter den seinigen zog und von Mr. Oldfield begleitet vor den Blicken aller Derjenigen, die den Saal bis zum Ersticken füllten, sie vor die Schranken führte, einen Stuhl für sie hinstellte, sie niedersetzen ließ und selbst neben ihr stehen blieb. Der fromme Greis stand auf der anderen Seite; er beugte sich vor und flüsterte:

»Wenn Sie aufstehen, mein Kind, so warten Sie nicht auf den Befehl des Gerichts, sondern schlagen Sie den Schleier obgleich zurück; die Unschuldige braucht ihre offene Stirn nicht zu verbergen.«

Dann wurde die Anklage vorgelesen und Estelle erhielt den Befehl, sich zu erheben und die Hand aufzuheben.

Estelle stand auf und Lord Montessor schlug ehrerbietig ihren Schleier zurück, und ließ ihr bleiches, verzweiflungsvolles, aber schönes Gesicht sehen! Die Menge befand sich hinter ihr. So brauchte sie glücklicher Weise nur der Richterbank ihr Gesicht zu zeigen. Der Richter

beugte sich vor und blickte voll Theilnahme auf die kummervollen, aber lieblichen Züge, die vor ihm entschleiert wurden. Ihre Augen senkten sich vor seinem Blicke zur Erde, und die tiefe Röthe, welche in ihr emporstief, färbte ihre Wangen bis zu den Schläfen, wich dann zurück und ließ sie bleicher, wie zuvor. Dies Alles ging in einem Augenblicke vor sich und dann fragte der Richter:

»Angeklagte, haben Sie die vorgelesene Beschuldigung gehört? Sind Sie des Ihnen zur Last gelegten Verbrechens schuldig oder nicht schuldig?«

»Nicht schuldig in der Absicht, Mylord,« antwortete die leise, ergreifende Stimme der Angeklagten.

»Sie können sich wieder setzen.«

Lord Montessor führte sie mit einer ehrerbietigen Zärtlichkeit, die keinen Augenblick abnahm, zu ihrem Stuhle zurück und stellte sich wieder, wie vorher, zu ihrer Rechten auf.

Und die Stille unter der aufmerksamen Menge war so groß, daß nicht allein die Frage des Richters, sondern auch jede Sylbe ihrer leisen Antwort in jeder Ecke des Sitzungskanales deutlich gehört wurde.

Die Menge hatte sich jetzt so nahe herbeigedrängt, wie sie nur konnte, und auf beiden Seiten befanden sich Viele in fast gleicher Linie mit der Angeklagten. Und unter diesen gab es Viele von ihren alten Bekannten, die sie jetzt voll mitleidsloser Neugier betrachteten! Sie würde gern wieder den befreundeten schwarzen Spitzenschleier zwischen ihr Gesicht und die Augen der Versammlung gestellt haben, obgleich sie dies auch aus Achtung vor der

Meinung ihrer Freunde unterließ. Aber o! jene Augen! jene grausamen Augen! Sie fühlte sie wie einen Wald von Bayonetten gegen sich gerichtet, um sie zu durchbohren. Der Kronanwalt erhob sich und eröffnete unter dem tiefsten Schweigen die Verhandlungen. Ich kann auf beschränkten Raume dieser Blätter keinen richtigen Begriff von der Logik, Beredtsamkeit und Kraft seiner Anrede geben.

Es sei, sagte er, seine peinliche Pflicht, einen der außerordentlichsten Falle zur Anklage zu bringen, den die Annalen der englischen Verbrechen jemals vor einem englischen Tribunal berichtet hätten. Die Beklagte vor den Schranken sei den meisten jetzt Anwesenden entweder persönlich, oder dem Namen nach bekannt, von Geburt eine vornehme, reiche Dame, gebildet, habe eine Stellung unter den höchsten des Reiches eingenommen, sie sei eine Dame gewesen, die sich durch Rang und Vermögen ausgezeichnet habe, und wegen ihrer außerordentlichen Schönheit und hohen Talente berühmt gewesen wäre. Jetzt habe sie sich, ach, leider! nicht weniger ausgezeichnet durch ihre an den Tag gelegte Lasterhaftigkeit, Frechheit und Doppelzüngigkeit! Jedermann wisse, daß sie in vornehmen, aristokratischen, ja, sogar in königlichen Kreisen Glück gehabt habe, und er wolle jetzt zeigen, daß es ihr bis vor Kurzem eben so gut gelungen sei, ihre Schuld zu verbergen. Er wolle eine Darstellung ihres Lebens geben, Thatfachen vorbringen, die er durch competente Zeugen beweisen werde. Er werde mit ihrem

Schulleben anfangen, den Geschworenen die frühzeitige Verdorbenheit zeigen, womit sich in einem Alter von vierzehn Jahren ihre zärtlichen, nachsichtigen Eltern hingegangen, ihre ausgezeichnete Lehrerin getäuscht und einen jungen Mann zu einer heimlichen Ehe verleitet habe, die bald eben so schnell gebrochen, wie geschlossen worden sei – die Ruchlosigkeit, womit sie Ihren jungen Gatten verlassen, zur Verzweiflung getrieben habe, die bald zum Schiffbruch seines Vermögens und seines Rufes geführt hätte – die Hinterlist, mit der sie zehn lange Jahre hindurch vor ihren Eltern und Freunden ihre erste Ehe verborgen, und die Schändlichkeit, womit sie vor gerade einem Monat das Herz und die Hand eines edlen Lords erschlichen habe, der hier zugegen und das zweite Opfer dieser modernen Messalina sei!

Bei dieser entwürdigenden Wurtfluth stieg Lord Montessor das Blut in die Stirn – er that mit blitzendem Auge und erhobener Hand einen Schritt vorwärts – aber da er sich erinnerte, wo er war, so bezwang er sich durch eine mächtige Anstrengung und kehrte mit der Miene eines Mannes, der seine Zeit abwartet, an seinen Platz zurück.

Estelle, die ein Neuling in den Formen und Gebräuchen der Gerichtshöfe war, hörte alle diese entsetzlichen Beschuldigungen der abscheulichen Verderbtheit, welche ihr von dem Ankläger officiell beigelegt wurde, und saß mit bleichem Gesichte und starren Blicken, wie zu Marmor erstarrt, da.

Lord Dazzleright neigte sich zu ihr und sagte:

»Sie müssen wissen, Lady Montessor, daß dies nur eine *officielle* Tirade – eine Handwerkssache ist – sie hat Nichts zu bedeuten und macht keinen Eindruck. Der Richter glaubt ihm nicht, die Geschworenen glauben ihm nicht und er glaubt sich selbst nicht. Er wiederholt die gewöhnlichen hyperbolischen Formeln des öffentlichen Anklägers.«

Aber Estelle verstand ihn weder, noch hörte sie Etwas, und verwendete den starren Blick keinen Moment von dem Gesichte ihres furchtbaren Anklägers. Endlich hörte jedoch die entsetzliche Stimme auf zu reden und bot dem Vertheidiger Gelegenheit, zu antworten. Aber da Lord Dazzleright es ablehnte, zu erwiedern, und sich seine Vertheidigung vorbehielt, so rief der Kronanwalt die Zeugen für die Anklage.

Es würde langweilig sein, wenn wir die Zeugenaussagen wiederholen wollten, welche der Leser schon bei der Untersuchung vor dem Friedensrichter gehört hat. Dieselben Zeugen, nämlich Madame Gabrielle L'Orient und der Abbé Pierre Le Roux wurden nacheinander aufgerufen und bestätigten nun das Nämliche, das heißt: die Verheirathung Victoir Orients mit Estelle Morelle in der Kirche St. Etienne in Paris am 13. Nov. 18—. Sie erklärten gleichfalls die Angeschuldigte vor den Schranken und den gegenwärtigen Victoir L'Orient für die bei jener Ceremonie Betheiligten. Diese Zeugen wurden nacheinander von Lord Dazzleright einem scharfen Kreuzverhör unterworfen, aber ohne Erfolg. Die Schlaueit der kleinen alten Französin war dem Scharfsinne des besten Advocaten

in den drei Königreichen gewachsen. Eine Unzahl von Zeugen war zugegen, um die wohlbekannte Thatsache der sogenannten »verbrecherischen Trauung« zu bestätigen, welche am 1. Mai des nämlichen Jahres in der Kirche von Hyde in der Grafschaft Devon zwischen Estelle, der Frau von Victoir L'Orient, und George, Charles Lord Viscount Montessor vollzogen worden war. Es bedurfte nur Weniger von ihnen, um diesen Punkt festzustellen, und hierauf übte der Kronanwalt seine Anklage. Lord Dazzleright erhob ich für die Vertheidigung.

Aller Augen richteten sich jetzt auf ihn – er war ein Mann von ausgezeichnetem Aeüßerem, ebenso wohl, wie ein glänzendes Talent. Er fing seine Rede unter dem tiefsten Schweigen und der gespanntesten Aufmerksamkeit an:

»Mylord und meine Herren Geschworenen. Die Beschuldigung, welche von dem gelehrten Anwalt der Krone gegen meine Clientin erhoben wird, ist, so imposant sie auch erscheint, und so sehr sie durch competente Zeugen unterstützt wird, in der That so wesenlos, daß sie sich leicht durch die Erinnerung an eine einzige Thatsache beseitigen läßt – wie sie unzweifelhaft schon jetzt nur durch die Erinnerung an diese Thatsache in den Augen Ew. Lordschaft, der Jury und aller Derjenigen, die meine Stimme vernehmen, geschwächt – nämlich, daß die Gesetze von Frankreich ebenso wohl, wie die von England, eine minderjährige Person von vierzehn Jahren nur als ein Kind vor dem Gesetze betrachten und für unfähig erklären, ohne Wissen und Willen ihrer Eltern oder

Vormünder eine Ehe zu schließen. Daher muß die sogenannte Trauung zwischen dem Manne Victoir L'Orient und dem Kinde Estelle Morelle, in der katholischen Kirche von St. Etienne zu Paris, am 13. Nov. 18– vollständig ungiltig und unwirksam gewesen sein und bleiben, und konnte daher kein Hinderniß für die Trauung bilden, welche zwischen Estelle Morelle und dem Lord Viscount Montessor in der Kirche von Hyde am 1. Mai dieses Jahres vollzogen worden ist. Dieser Umstand ist allen Gegenwärtigen so wohl bekannt, daß ich mich nicht länger bei diesem Punkte aufzuhalten brauche, wie um Ew. Lordschaft und die Jury zu erinnern, daß dies schon an und für sich allein vollständig genügend zur gesetzmäßigen Freisprechung meiner Clientin ist.

»Aber Mylord und meine Herren, ich wünsche nicht allein als Vertheidiger meiner Clientin betrachtet zu werden, die meiner Ansicht nach auf unhaltbare Gründe hin verhaftet und angeklagt worden ist, und, wie ich überzeugt bin, bereits vollständig freigesprochen vor Ihnen steht – sondern auch als Kämpfer für eine tief verletzte und höchst unglückliche, aber höchst achtbare Dame, deren erhabene, moralische und intellectuelle Vortrefflichkeit nur einigermaßen ein Seitenstück in dem grausamen, ihr zugefügten Unrecht und ihren bitteren Leiden finden kann – einer Dame, deren Hand und Vermögen, während sie noch ein unmündiges Kind war, zum Gegenstand eines Schwindelcomplottes wurde, und deren reiner Geist das Ziel der bittersten Pfeile der Verleumdung

wird. Mylord und meine Herren, die bewiesene Ungiltigkeit jener ersten sogenannten Heirath genügt, um meine Clientin vor dem *Gericht* freizusprechen – ich stehe daher hier nur, um sie vor dem Tribunale der öffentlichen Meinung zu reinigen, und gebe eine Darstellung von That-sachen, die ich mich sämmtlich durch Zeugen von unbezweifelter Rechtlichkeit zu beweisen verpflichte.«

Hierauf gab der gelehrte Advocat die traurige Geschichte des Schullebens Estelle's, wie es unseren Lesern bereits bekannt ist. Seine Eindringlichkeit, Beredtsamkeit und ergreifende Darstellung der Leiden der schönen Frau, die dort in todtenbleicher Stille ihr Urtheil erwartete, ließ abwechselnd jede Wange vor Entrüstung erröthen, oder die Thränen in alle Augen treten. Im Laufe seiner Rede sagte er – als Antwort auf die falsche, ganz unbegründete Behauptung des Anklägers, und um auf ewig Diejenigen zum Schweigen zu bringen, die aus irgend einem Grunde geneigt sein könnten, übel zu reden – daß er beweisen werde, daß, so ungesetzmäßig jene sogenannte Trauung gewesen sei, sie doch von seiner Clientin in vollkommen gutem Glauben vollzogen worden wäre. Trotzdem, daß sie Kind gewesen sei, habe sie dieselbe für giltig und bindend, und sich für eine Frau gehalten. Und so unglücklich jene trügerische Trauung sich auch erwiesen, und so tief sie bereut worden sei, wäre sie doch in jeder Hinsicht ihren eingebildeten Verpflichtungen treu geblieben. Ja, nicht allein während der zehn Monate, die sie unter dem grausamen Despotismus ihres sogenannten Gatten gelebt und geduldet habe, sondern auch später –

nachdem ihn die französischen Gerichte als Verbrecher nach Algier geschickt hätten, während der zehn Jahre der Trennung und der zwei Jahre ihrer geglaubten Verwittwung! Sie habe ihre Last allein getragen, bis es mit der Zeit ihre Verlobung mit einem gewissen edlen, hier gegenwärtigen Pair es recht und schicklich gemacht habe, daß ihm die Thatsache Ihrer früheren Verheirathung mittheilte, von der sie damals glaubte, daß sie durch den Tod gelöst sei.

Ich habe auf diese Weise nur einen Umriß der Rede Lord Dazzlerights gegeben, denn es wäre mir unmöglich, ihr das Leben und die Gewalt des Originals einzuflößen.

Er schloß unter einem athemlosen Schweigen und rief dann seine Zeugen auf. Sie waren nicht zahlreich, aber mit der größten Sorgfalt ausgewählt. Der Advocat hatte während der verflossenen vier Wochen Mühe gespart, und weder die Zeit noch die Kosten gescheut, um die Zeugen zusammen zu bringen. Er hatte aus der Grafenschaft seiner Clientin Zeugen vom höchsten Range herbeigebracht, die für die außerordentliche Frömmigkeit ihres Lebens sprachen, und einen vertrauten Agenten an den Chef der Polizei in Paris abgeschickt, um sich seinen Beistand bei der Aufsuchung der Lehrer zu verschaffen, die zur Zeit der schmachvollen Auflösung des Pensionats im Dienste der Madame L'Orient gestanden hatten, und unter ihnen Diejenigen auszuwählen, welche am besten

dazu geeignet waren, in diesem Falle ein Zeugniß abzugeben. Diese waren jetzt zugegen und wurden nacheinander aufgerufen. Ihr Zeugniß stimmte vollkommen zusammen und bestätigte die Darstellungen des Advocaten. Sie wurden ihrerseits von dem Kronanwalt einem strengen Kreuzverhör unterworfen, aber je mehr ihr Zeugniß auf die Probe gestellt wurde, um so fester erwies es sich. Der Advocat ließ hier die Vertheidigung auf sich beruhen.

Dann stand der Richter auf, um die ganze Sache noch einmal darzustellen, die Zeugenaussagen zusammen zu fassen und die Geschworenen anzureden.

Man konnte seine Darstellung der Verhältnisse und der Zeugenaussagen als eine thatsächliche Freisprechung der Angeklagten betrachten. Sie war, wie die Reden Sir Charles Allan Parke's immer, kurz, klar und treffend.

»Meine Herren Geschworenen, Sie haben die Anklage gegen die Gefangene vor den Schranken gehört, die von dem Kronanwalt klar ausgeführt und von den Zeugen, die er vorgeführt hat, aufrecht erhalten worden ist. Sie haben gleichfalls gehört, wie diese Anklage von dem Rechtsbeistand der Angeschuldigten erwiedert worden ist. Die Thatsache, daß die beiden Trauungen unter den angeführten Umständen wirklich stattgefunden haben, ist durch die Zeugenaussagen vollständig festgestellt. Der gelehrte Advocat für die Angeklagte stützt seiner Vertheidigung auf die angebliche Ungiltigkeit der ersten Trauung. Ueber die Giltigkeit oder Ungiltigkeit dieser Trauung hat dieses Gericht kein Recht, zu entscheiden; die

Entscheidung stolzer Angelegenheiten gehört ausschließlich dem geistlichen Gerichte an. Wenn die erste Trauung ungiltig gewesen ist, so würde sie kein Hinderniß für die zweite bilden, die in diesem Falle nicht ungesetzlich wäre. Und wenn auf der anderen Seite die erste Trauung vollkommen giltig war, so würde die zweite ungesetzlich, aber nicht nothwendiger Weise *verbrecherisch* sein. Die Absicht ist das Wesen des Verbrechens. Wenn Sie aus den Ihnen vorliegenden Zeugenaussagen ersehen, daß die Angeklagte vor den Schranken bei der Vollziehung ihrer Trauung mit Lord Montessor wußte, oder genügenden Grund hatte, zu glauben, daß sie einen noch lebenden Gatten habe, so wird es Ihre Pflicht sein, sie zu verurtheilen. Wenn Sie dagegen finden, daß sie wußte, oder guten, genügenden Grund hatte, zu glauben, daß sie gesetzmäßig sei, die besagte Ehe zu schließen, so ist es Ihre Pflicht, sie freizusprechen. Auf diesen einzigen Punkt beschränkt sich die Frage. Darüber sollen Sie entscheiden und demgemäß Ihren Wahrspruch abgeben.«

Der Richter schloß und nahm seinen Platz wieder ein.

Die Geschworenen zogen sich zurück, um sich zu berathen.

Jetzt war der Zauber athemlosen Schweigens, der die Zuschauer gefesselt hatte, gebrochen. Sie athmeten und sprachen – das Zimmer wurde von dem Summen von Stimmen erfüllt.

Estelle blieb die starre Statue, in welche sie durch die officiellen Schmähungen, des Kronanwalts verwandelt worden war.

Lord Montessor beugte sich herab und flüsterte ihr zu:

»Theure Estelle, Muth! Nur noch wenige Augenblicke Muth, und dann wird Alles vorüber und gut sein! Du bist schon mehr, wie freigesprochen, Du bist gerechtfertigt und gereinigt.«

»O! ich weiß es,« antwortete eine Grabesstimme, in welcher Lord Montessor kaum den Estelle erkannte. Nach wenigen Secunden verbreitete sich wieder Todes-schweigen im Saale. Es wurde durch das Oeffnen einer Thüre und, das Erscheinen des Gerichtsdieners hervor-gebrach. Sie begaben sich auf ihren Platz. Der Obmann trat vor den Richtern. Kein Hauch rührte sich und in dem gefüllten Saale schlug während der Minute, wo der Richter fragte: »Meine Herren Geschworenen, sind Sie über Ihren Wahrspruch einig?« kaum ein Puls.

»Ja, Mylord,« antwortete der Obmann.

»Was sagen Sie denn? Ist die Angeklagte vor den Schranken schuldig oder nicht schuldig?«

»*Nicht schuldig*, Mylord.«

»Lady Montessor ist aus dem Verhaft entlassen,« sagte der Richter.

Ein leises, dumpfes Murmeln der Befriedigung ging durch die Menge. Der alte Geistliche ergriff die Hand seines Schützlings und brach in Freudenthränen aus. Lord Montessor ergriff die Lord Dazzleright's in warmer Anerkennung seiner Dienste, wünschte ihm Glück zu seinem Erfolge und wendete sich dann zu seiner Gattin.

Seine Aufmerksamkeit kam zu spät – sie war im Arme des alten Geistlichen ohnmächtig geworden – sie, die alle Schrecknisse des verflossenen Monats ertragen hatte, war jetzt niedergesunken und lag wie eine von ihrem Piedestale herabgestürzte Statue da.

»Lady Montessor ist aus dem Verhaft entlassen,« wiederholte der Gerichtsschreiber etwas ungeduldig.

Sie sah allerdings, als ob sie nicht allein von dem Gericht entlassen, sondern auch von der Erde geschieden sei – so still so blaß, so leblos!

»Nehmen Sie sie in die Arme, Montessor – tragen Sie sie in das Zimmer des Sheriff's. Ich will Ihnen den Weg zeigen,« sagte Lord Dazzleright, der sich besorgt zu ihrer ohnmächtigen Gestalt herabbeugte.

In diesem Augenblick gelang es auch Susanne Copseeood, ihrem Kammermädchen, die sich unter den Zuschauern befunden hatte, sich durch die Menge zu drängen und zu Ihrer Herrin zu gelangen.

Lord Montessor hob Estelle auf und trug sie unter der Leitung Lord Dazzleright's aus dem Saale nach dem Bureau des Sheriff's, wo er sie auf das Sopha legte, neben ihr auf ein Knie sank und ihre Hände zu reiben, anfang, während er sie mit den zärtlichsten Worten anflehte, zu erwachen – sich zu erheben! Man brachte alle Stärkungsmittel, die herbeizuschaffen waren, und wendete sie mit so gutem Erfolg an, daß nach kurzer Zeit ein Zucken durch ihre Gestalt ging, ihre Brust sich hob und ihr Gesicht bebte, – sie seufzte und die Augen aufschlug. Ihr

Auge begegneten dem besorgten und innigen Blicke Lord Montessor's. Sie seufzte wieder und schloß die Augen.

»Stella, meine Stella, meine Gattin! Erhebe Dich, Theuerste, Du bist freigesprochen, Du bist gerechtfertigt,« sagte Lord Montessor, der sich eifrig bemühte, sie wieder zu sich zu bringen; »Du bist gerechtfertigt – Du bist frei!«

»Frei! frei! O Gott!« rief sie so verzweiflungsvoll, so unzusammenhängend mit bleichem, schmerzlich zuckenden Gesicht, daß ihre Freunde näher herbeieilten, und sie ebenso erstaunt wie beunruhigt ansahen.

»Fasse Dich, theuere Stella,« murmelte Lord Montessor, der sich neben sie setzte und zart die schönen verwirrten schwarzen Locken von ihrer kalten, feuchten Stirn strich; »theuere Geliebte, fasse Dich.«

»Das will ich, ich werde es,« sagte sie und bemühte sich, die Bewegungen ihrer bebenden, bleichen Lippen zu unterdrücken. Dann schob sie sanft seine liebkosende Hand zurück, richtete sich auf dem Ellnbogen auf und fragte:

»Aber sagen Sie mir, warum bin ich freigesprochen worden, während alle übrigen vor mir angeklagten Gefangenen verurtheilt wurden? Haben der Rang, der Reichthum und die Macht meines Vaters, meiner Freunde und meines – Lord Montessors, die Waagschale der Gerechtigkeit zu meinem Gunsten sinken lassen? Hatte ich nur diesen Vorthail gegen die anderen Unglücklichen?« fragte sie, und richtete die dunklen traurigen Augen auf das betrübte Gesicht des alten Geistlichen.

»Nein nein, mein Kind! So war es nicht! Das konnte natürlicher Weise nicht so sein! Das englische Gesetz achtet keine Person und die englischen Gerichte sind ebenso wenig durch Reichthum zu bestechen, wie sie sich durch die Macht einschüchtern lassen. Sie verdanken Ihre Freisprechung nur allein Ihrer Schuldlosigkeit.«

»Wie!« rief sie, indem sie die wilden, weit geöffneten Augen auf das Gesicht des Greises richtete – »es ist also nicht wahr gewesen?«

»Was ist nicht wahr gewesen, mein Kind?«

»Das, was der Advocat des Königs von mir sagte!«

»Gewiß nicht! Der Kronanwalt hat die Worte, die er sprach, selbst nicht geglaubt – seine Rede war Nichts, wie eine officiële Form! Fassen Sie sich, mein Kind.«

»O, das will ich. Ich bin gefaßt; aber wie!« sagte sie und dämpfte die Stimme zu einem Flüstern – »haben Sie mich für die Gattin Mylords erklärt?«

»Allerdings sind Sie, mein Kind, dem strengen Gesetz nach die Gattin Lord Montressors – obgleich der Richter, wie er recht gut wußte, keine Macht hatte, darüber zu entscheiden.«

»O Gott, mein Gott!« rief er händeringend.

»Beruhigen Sie sich, mein Kind – lassen Sie sich durch diese Unterlassung nicht beunruhigen, denn, obgleich der Richter keine Macht hatte, eine Entscheidung über eine Sache zu fällen, die ausschließlich vor das geistliche Gericht gehört, so bedurfte es doch auch eines Urtheils nicht! Wir wissen jetzt, wie wir es schon früher wußten,

daß Sie wirklich und wahrhaftig die Gattin Lord Montressors sind! Haben wir Sie nicht seit Ihrer Trauung nur mit seinem Namen angeredet?«

»Gott, mein Gott!« rief sie noch immer händeringend.

»Ei, Estelle, mein Kind, was fehlt Ihnen? – Haben Sie alle diese Prüfungen ertragen, um endlich in der Stunde Ihres Triumphes zusammen zu brechen?«

»War es ein Triumph? O Gott im Himmel! Gott der Barmherzigkeit!«

»Estelle! Estelle!«

»Sie sagten, daß ich die Gattin Lord Montressors sei?«

»Unzweifelhaft, mein Kind.«

»Dann ist es also die Gattin Lord Montressors gewesen, die heute vor Gericht stand, weil – ihr Heiligen im Himmel! Ich kann die Beschuldigung nicht aussprechen!« stöhnte sie und die schweren Tropfen der Folter brachen auf ihrer eisigen Stirn hervor.

»Estelle,« sagte Lord Montessor, der jetzt neben sie setzte und ihre Hand ergriff – »Sie sind krank – aufgereizt, das ist nichts Neues, Nichts, was wir nicht seit einem Monat gewußt haben; warum betrüben Sie sich also?«

»Ach Mylord, das ist es aber doch, denn ich beachtete nicht, wie man mich aus Mitleid nannte! Ich nannte mich Estelle L'Orient, ich glaubte, daß es Estelle L'Orient sei, die wegen dieser entehrenden Anschuldigung vor Gericht stehe! Und wenn es Estelle L'Orient gewesen wäre,

so hätte es Nichts zu bedeuten gehabt! Aber daß die Gattin des Viscount Montessor diese Entwürdigung erdulden mußte – o ihr Engel im Himmel! Es ist furchtbar, es ist entsetzlich!«

»Estelle, Du rasest! Bitte, versuche Dich um unsertwillen zu fassen, Geliebte.«

»Aber sie haben gelogen – gelogen! Es ist doch Estelle L'Orient gewesen, die vor Gericht stand – ich kann nicht sagen, weshalb! Es war Estelle L'Orient und keine Andere! Ihr ehrenwerther Name, Mylord, ist nie durch diesen Koth geschleppt worden – er bleibt tadellos – Niemand, der ihn jemals geführt hat, ist in Schande gerathen!«

»Gewiß nicht! Und noch Niemand hat ihn tadelloser getragen, wie meine geliebte Stella. Aber Theuere, Du redest so verwirrt, daß Du am besten thätest, wenn Du gar nicht sprächest – komm', trink dies und dann lege Dich nieder und verhalte Dich ein paar Minuten lang ruhig,« sagte er, und hielt ihr ein Glas Wasser an die Lippen, das eben von ihrem Kammermädchen hereingebracht worden war. Sie trank es aus, aber anstatt sich niederzulegen, richtete sie sich auf, erhob die Hände, strich sich die dichten schwarzen Locken aus der Stirn und sagte: »ja – ich will – ich muß mich fassen. So! Jetzt bin ich ruhiger. Bin ich es nicht, mein Freund?«

»Ja, – das Wasser hat Dir gut gethan, Du befindest Dich wohler, aber Du mußt ein wenig ausruhen.«

»Nein – lassen Sie uns diesen Ort verlassen, – ich werde mich draußen viel eher erholen.«

»Nun, wie Du willst, Liebe! Laß Deinen Anzug von Deinem Mädchen in Ordnung bringen. Unser Reisewagen wartet und der Nachmittag geht zu Ende, aber noch ehe der Mond über die Hügel von Dorset aufgeht, möchte ich Dich in Deiner neuen Heimath willkommen heißen – in der Burg Montessor,« sagte Mylord, während er sich zärtlich damit beschäftigte, ihr Hütchen zuzubinden und die verwirrten Locken unter dasselbe zu streichen.

»Ach! Wollen Sie – wollen Sie Estelle in die Heimath Ihrer Ahnen führen, die noch nie von einer entehrten Frau betreten worden ist?«

»Estelle! Du machst mich fast zornig, Liebe! Rede nicht so wahnsinnig!« sagte Lord Montessor.

Aber sie hatte die Hände müßig in den Schooß sinken lassen und war mit zerstreut auf sie gerichteten Augen in tiefes Sinnen versunken, das mehrere Minuten dauerte, und unendlich länger gedauert haben würde, wenn Lord Montessor ihre Aufmerksamkeit nicht sanft auf die Nothwendigkeit der Abreise gelenkt hätte. Sie schrak auf, wie Jemand, der aus dem Schläfe geweckt wird, fuhr sich ein paar Mal mit der Hand über die Stirn und antwortete dann in einem Tone, der durch seine Einfachheit seltsam und unnatürlich erschien.

»Lord Montessor, wollen Sie mich gefälligst für heute Abend entschuldigen? Ich bin zu der Reise, die Sie mir vorschlagen, nicht fähig.«

»Wie, Theuerste, es nur neun Meilen weit auf der besten Straße und im bequemsten Wagen,« antwortete Lord Montessor ermuthigend.

»Unzweifelhaft – unzweifelhaft – aber ich kann denoch heute nicht reisen.«

»Ganz wohl! Wie Du willst, Theuerste! Dann will ich Dich nach der Prinzessin Adelaide, dem besten und ruhigsten Gasthofe in Exeter führen, wo wir bleiben können, bis Du Dich vollständig wieder erholt und ausgeruht hast. Wird dieser Vorschlag meiner Stella recht sein?«

»Sie erweisen mir die Güte eines Engels, Mylord, und ich muß Sie noch weiter in Anspruch nehmen; deuten Sie mein Verlangen nicht falsch! Ich bin nicht undankbar, aber die Scenen des vergangenen Monats haben mich so gewaltig angegriffen, daß ich selbst jetzt, wo ich freigesprochen bin, nicht sofort von der Betrachtung der Schrecknisse, die meinen Geist erfüllten und meine Zukunft bedroht haben, zu dem Genusse der Sicherheit Ihres Schutzes und der Seligkeit Ihrer Liebe übergehen kann! Ich brauche eine kurze Zwischenzeit der Einsamkeit, der Ueberlegung und des Gebetes, ehe ich es wage, in das Paradies einzugehen, das Sie mir eröffnen! Erlauben Sie mir daher, theuerster Lord, nochmals unter der Obhut unseres ehrwürdigen Freundes in meine Wohnung in der Krone und dem Scepter zurückzukehren.«

»Und dann –«

»Wir werden einander wiedersehen.«

»Morgen?«

»Sie können morgen Mittag kommen und nach mir fragen.«

»Estelle! Fühlst Du wirklich, daß diese Zwischenzeit für Deine Gesundheit nöthig ist?«

»Ich glaube, sie ist für meinen Frieden und meinen Verstand wesentlich nothwendig, Mylord.«

»Nun, so sei es denn! Ich kann Nichts dagegen einwenden und will Dir auch keine Vorwürfe machen, meine Stella, so grausam auch dieser Aufschub für mich ist. Soll ich Dich nach Deinem Gasthause begleiten?«

»Wenn Sie mich nicht für undankbar halten wollen, so würde ich es vorziehen, daß Sie, wie bisher, an meinem Wagen Abschied von mir nähmen.«

»Gut! Ich will den Befehlen Mylady's gehorchen, wie unangenehm sie mir auch sein mögen, und zwar ohne Murren,« antwortete Lord Montessor. »Aber Du hast gesagt, daß ich morgen zu Dir kommen darf.«

»Kommen Sie morgen, Mylord.«

Estelle erklärte jetzt, daß sie bereit sei, fortzufahren. Mr. Oldfield stand auf und reichte ihr den Arm. Lord Montessor ging neben ihr her und begleitete sie auf die Straße und an den Wagen.

»Lebe wohl, bis wir einander wiedersehen, theuere Stella,« sagte er, nachdem er sie in den Wagen gehoben hatte.

»Ja, bis wir einander wiedersehen! Leben Sie wohl, Mylord,« antwortete sie feierlich – er erinnerte sich später, wie feierlich – indem sie die Augen mit einem kurzen, innigen, ergreifenden Blick auf sein Gesicht richtete, als ob sie ein Bild erfassen wolle, das ihr Leben hindurch dauern sollte.

Lord Montessor führte ihre Hand an die Lippen, verbeugte sich und trat zurück, um Mr. Oldfield Platz zu machen, der in den Wagen stieg, sich neben Estelle setzte und dem Kutscher befahl, fortzufahren.

Die Straßen waren noch immer mit Menschen gefüllt, welche auf diesen Wagen warteten, um diejenige zu erblicken, deren Name jetzt zum Lobe oder zum Tadel auf allen Zungen schwebte.

»Eine ehrenvolle Freisprechung ist jedenfalls doch das Nächstschlimmste nach einer Verurtheilung!« dachte Mr. Oldfield, als er krampfhaft die Vorhänge im Inneren niederzog, um seine Gefährtin vor dem Blicke der Menge zu schützen.

Sie erreichten endlich das Gasthaus, dessen Umgebung von einer Unzahl von Menschen gefüllt war, welche warteten, um ihre Ankunft zu sehen.

Mr. Oldfield zog den Schleier dicht um den Kopf seiner Schutzbefohlenen, hob sie aus dem Wagen und führte sie schnell in das Haus und nach ihrem Zimmer hinauf.

Sobald sie dieses erreicht hatten, wendete sich Estelle an ihren ehrwürdigen Freund und sagte mit leiser Stimme:

»Mr. Oldfield, schicken Sie die Dienerschaft fort; ich wünsche sogleich mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen.«

Der gute Mr. Oldfield gehorchte. Als sie sich allein befanden, schlug sie den Schleier zurück und sagte in ernstem, feierlichem Tone:

»Mr. Oldfield, Sie sind ein christlicher Geistlicher – stehen Sie mir bei, meine Pflicht zu thun.«

»Ihre *Pflicht*! Lady Montessor?« wiederholte der Geistliche in verlegenem, ahnungsvollem, fragendem Tone.«

»Ja, meine Pflicht! Meine schwierige, furchtbare Pflicht.«

»Ich gestehe, daß ich Sie nicht verstehe, Lady Montessor.«

»Ich will Ihnen eine Erklärung geben. Ich muß mich sogleich und auf immer aus der Nähe Lord Montessors entfernen, so daß er meinen Aufenthaltsort nicht kennt.«

»Mein Kind, Sie sind jedenfalls wahnsinnig.«

»Wollte Gott, daß ich das wäre! – aber nein, hören Sie mich an. Meine erste Ehe mag vielleicht ein gesetzliches Hinderniß gewesen sein, aber sie ist trotzdem ein unüberwindliches, moralisches Hinderniß für meine Verbindung mit jedem anderen Manne! Und o! bei der ganzen Dürsterkeit, den Schrecknissen und der Verlassenheit meines Lebens freue ich mich und danke Gott für eine hohe Segnung – nämlich, daß ich sofort bei dem Ausgange aus der Kirche verhaftet worden bin, so daß ich keinen einzigen Augenblick als die Gattin Lord Montessors mit ihm gelebt habe. Ich muß fliehen, so lange es noch Zeit dazu ist.«

»Mein Kind! Meine theuere Estelle! Sie betrüben mich durch diesen übereilten Entschluß über alle Maßen.«

»Es ist kein übereilter Entschluß! Ach nein! Schon vor einem Monat, sobald ich von dem Entsetzen meiner Verhaftung wieder zu mir kam, überlegte ich ihn unter Gebeten und habe mich dafür entschieden – schon lange,

ehe das Gericht sein Urtheil über mich fällte. Wenn ich verurtheilt worden wäre, so würde dies Lord Montressor thatsächlich befreit haben. Aber ich bin frei geworden, und muß ihn durch meine eigene Handlung frei geben. Ich fordere Sie als christlichen Geistlichen auf, mir bei der Ausübung dieser Pflicht beizustehen.«

»Aber bin in der größten Verlegenheit! Sie sind dem Gesetz nach jedenfalls die Gattin Lord Montressors?«

»Aber nicht dem Rechte nach.«

»Wie wollen Sie ihn befreien?«

»Indem ich das Land verlasse; dann wird er mich mit der Zeit vergessen.«

»Das kann er nie!«

»Er muß und wird es!«

»Und dann –«

»Eine Parlamentsacte wird ihn von den Fesseln einer nur nominellen Ehe erlösen.«

Der fromme Greis antwortete nicht, sondern versank in schmerzliches Nachdenken, das nur von Zeit zu Zeit durch ein Stöhnen unterbrochen wurde.

Endlich fuhr Estelle fort:

»Sie haben meinen Plan gehört – wollen Sie mir bei demselben beistehen?«

»Nein, Lady Montressor, ich wage es nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich glaube, daß es unrecht sein würde, dies zu thun. Es wäre von Ihrer Seite ein Verrath gegen Lord Montressor, dessen rechtmäßige Gattin Sie sind.«

»O! wollte Gott, daß ich wirklich seine rechtmäßige Gattin wäre! O, wollte Gott, daß ich es wäre! Aber daß ich dies nicht bin und nicht sein kann – daß ich Nichts anderes bin, wie die Frau Victoi L'Orient's, so lange er lebt, sollten Sie als christlicher Geistlicher wissen.«

»Aufrichtig gestanden, fühle ich als christlicher Geistlicher, daß Sie nie seine Gattin gewesen sind,« antwortete der Pfarrer feierlich.

Estelle wurde noch bleicher, wie sie vorher gewesen war, richtete die Augen fest auf das Gesicht ihres ehrwürdigen Freundes und fragte langsam:

»Und wenn ich, wie Sie sagen, nie die Gattin Victoir L'Orient's gewesen bin – was war dann für ihn?«

Der gute alte Geistliche zuckte und bewegte sich unruhig hin und her, antwortete aber endlich:

»Sein unschuldiges Opfer.«

»Sein unschuldiges Opfer! Und glauben Sie dann, daß dieses ›Opfer‹ Monsieur Victoir L'Orient's eine geeignete Gefährtin für den sehr ehrenwerthen Lord Viscount Montessor ist?«

»Madame, Se. Lordschaft glaubt dies.«

Estelle schüttelte langsam und traurig den Kopf.

»Nein, Mr. Oldfield, er ist ein moralischer Held – und er liebt das arme Weib, das vor Ihnen steht. Er würde seinen Namen, Rang und gesellschaftlichen Einfluß auf das Spiel setzen – Alles, außer die wahre Ehre, um mich aus der Tiefe der Verzweiflung zu retten, in welche ich gerathen bin.«

»Lady Montessor, Sie haben in dieser Beziehung Unrecht. Sie machen sich zu bittere Vorwürfe. Bedenken Sie, Ihr einziger Fehler bei dieser ganzen Sache war eine unüberlegte Vernachlässigung Ihrer kindlichen Verhältnisse. Ich muß sagen, daß selbst dieser Fehler durch die Verhältnisse, in welche Sie gestellt wurden, in hohem Grade entschuldigt wird, da Sie sich von der frühesten Kindheit an unter der einzigen Obhut und unbeschränkten Gewalt eines listigen, gewissenlosen Weibes befanden. Ich wiederhole es, Sie sind das Opfer von zwei vollendeten Bösewichtern – Mutter und Sohn – gewesen. So weit Ihre Rolle bei dieser sogenannten Trauung ging, haben Sie in gutem Glauben gehandelt und das Verfahren für gesetzmäßig gehalten. Wenn diese Ehe gesetzwidrig war und gelöst worden ist, so sind Sie nicht zu tadeln – die Schuld war nicht auf Ihrer Seite. Die Geschichte meldet uns viele Fälle, wo selbst die Ehen von Fürsten unter ähnlichen Verhältnissen gelöst, oder vielmehr für von Anfang an ungiltig erklärt und den Betreffenden vollkommene Freiheit gelassen worden ist, eine zweite eheliche Verbindung zu schließen. Lord Montessor theilte diese Ansichten gleichfalls.«

Estelle schüttelte nochmals und noch trauriger den Kopf.

»Ach, Mr. Oldfield! Mylord denkt nur an mich – aber ich – ich denke an *ihn* und am das, was er um meinetwillen zu tragen haben wird!« Dann rief sie in leidenschaftlichem Schmerze: »Früher, und ehe er das Unglück hatte, dieses unglücksvolle Gesicht zu sehen, verbreitete

seine Gegenwart, wo er erschien, eine festliche Freude, wie die Ankunft eines Helden. ›Das ist Lord Montessor!‹ rief eine triumphirende Stimme und Blicke. ›Dort! Dort! Der große Mann mit der königlichen Stirn und dem lieblichen Lächeln! Das ist er! Man kann ihn nicht verkennen!‹ antworteten diejenigen, welche ihn kannten, denn Jedermann kannte seinen *Namen*; und dann richteten sich alle Augen bewundernd und ehrfurchtsvoll auf ihn! Aber *jetzt* – wie ganz anders ist es jetzt, o mein Gott! Hören Sie, was er zu ertragen haben wird, und was ich auch ertragen muß! Wir gehen an einen öffentlichen Ort – in die Kirche, zu einer Festlichkeit, oder auf die Straße – gleichviel, wohin – irgend Jemand, der sein Gesicht kennt, flüstert: ›das ist Lord Montessor!‹ ›Wie, der, welcher die Frau geheirathet hat, die vor den Assisen angeklagt worden ist?‹ fragt ein Zweiter. Denn so werden es gar Manche ansehen! So bald werden gute Thaten vergessen, so wenig gehört dazu, um Thatsachen zu verdrehen und einem ehrenwerthen Manne seinen guten Namen zu rauben! Aber nein! nein! Das sollen sie nicht von Mylord sagen! Von meinem theueren geehrten Lord, dessen Name ungetrübt leuchten muß – für dessen Glück ich gern – o, was würde ich *nicht* gern dafür werden? Der Staub der Erde, den alle Menschen mit Füßen treten – wenn das ihn erheben oder glücklicher machen könnte! Ich will fortgehen, weit fort, und er soll nicht wissen, wohin! Er soll nie wieder Etwas von mir hören! Ich werde für ihn todt sein! Eine Parlamentsacte wird ihn von den Banden unserer nominellen Vereinigung freisprechen. Dann werden die

bittersten Spötter weiter Nichts sagen können, wie – »das ist Lord Montessor, der Miß Morelle geheirathet hat, die in Exeter vor den Assisen stand! Glücklicher Weise hat er sie verstoßen, ehe die Ehe vollzogen wurde.« Mit der Zeit werden die Spötter vergessen, selbst auch dies nur zu sagen, wie Lord Montessor mit der Zeit auch seine verlorene Estelle vergessen und glücklich werden wird.«

»Glücklich? Er! Lord Montessor! Ich bin, in Folge meiner Beobachtungen während des verflossenen Monats überzeugt, daß Lord Montessor nie das Glück finden wird, wenn er Sie vergißt.«

»Er muß und soll es! Ich will in meiner Zurückgezogenheit den Himmel mit Gebeten für seinen Frieden bestürmen! Hat jemals eine Frau ihre Tage und Nächte mit Gebeten gefüllt, daß der Gatte, den sie liebt, aufhören möge, sie zu lieben und sie vergessen möge? Das will ich beten, und so soll Mylord Frieden finden. Aber wir verlieren die kostbare Zeit. Sagen Sie mir, wollen Sie mir beistehen, diesen Ort heimlich zu verlassen?«

»Ganz gewiß nicht, Lady Montessor.«

»Und dies ist Ihr fester Entschluß?«

»Mein unerschütterlicher Entschluß, Lady Montessor,«

»Mr. Oldfield, sind Sie ein christlicher Geistlicher, oder nur derjenige, welcher die Stelle in Blomingdale bekleidet?« fragte die Dame in kummervoller Betrübniß.

»Ich habe die bescheidene Hoffnung, daß ich ein christlicher Geistlicher bin, aber doch kein Fanatiker, Lady Montessor.«

»Und halten Sie es für eine christliche Handlung, daß Sie mir Ihre Hilfe versagen, wenn mir mein Gewissen gebietet, mich von Lord Montessor zu entfernen?«

»Ich trete auf die Seite des Gesetzes und der Ordnung, Mylady, und das halte ich für die Pflicht eines jeden Christen.«

»Und ich – trete auf die Seite Gottes und – des Krieges, wenn es nöthig ist – ich wähle das Märtyrerthum, wenn es sein muß. Gute Nacht, christlicher Geistlicher!« sagte Lady Montessor, und erhob sich, um das Zimmer verlassen.

»Gute Nacht, mein Kind. Sie sprechen sarkastisch, aber ich verdiene es nicht. Ueberlegen Sie dies, und morgen werden Sie besser hiervon und von mir denken. Gott segne und tröste Sie, mein Kind. Gute Nacht,« sagte der Greis freundlich.

Estelle lächelte traurig und ironisch, als sie auf die Thüre zuing; aber während ihre Hand auf dem Drücker lag, wurde ihr Herz weich, reuig – sie kehrte um, kam zu ihrem ehrwürdiger Freunde, ergriff seine Greisenhand und sagte:

»Verzeihen Sie meine unfreundlichen Worte. Die Trübsal macht mich reizbar und ungerecht – ja! und undankbar! Denn, Sie sind sehr gut gegen mich gewesen; als mich meine Eltern verließen, nahmen Sie mich auf, als ich einer verbrecherischen, entehrenden Handlung angeklagt wurde, standen Sie an meiner Seite und stützten mich. Glauben Sie, daß ich dies vergessen habe, oder undankbar gegen Sie sein kann? nie! nein! nie! Gott segne

und behüte Sie! Gott liebe und belohne Sie! Gute Nacht! Gute Nacht!« rief sie, und drückte seine Hand innig an ihr Herz und ihre Lippen – ließ sie dann sinken und eilte schnell aus dem Zimmer.

Der gute Geistliche erblickte ihr Gesicht in diesem Leben nie wieder.

SIEBENTES KAPITEL. DIE FLUCHT ESTELLE'S.

Als Lady Montessor in ihrem Zimmer ankam, fand sie ihre treue Dienerin, Susanne Copsewood, unter ihren Koffern auf den Knien und eifrig damit beschäftigt, sie einzupacken.

Als Susanne die Thüre öffnen hörte, erhob sie sich, um ihre Herrin zu empfangen, blieb aber erschrocken stehen, als sie das eingefallene Gesicht ihrer Gebieterin erblickte. Sie hatte allerdings dieses schöne Gesicht oft durch die Verzweiflung verdüstert, oder durch einen Sturm glühenden Schmerzes getrübt gesehen, und durfte sich daher über diese Veränderung nicht wundern. Aber Etwas, wie diesen halb wahnsinnigen, todenbleichen Blick, hatte sie nie gesehen.

»Gütiger Himmel, Mylady! Was fehlt Ihnen? Welches neue Unglück ist Ihnen zugestoßen? Was kann ich für Sie thun? Setzen Sie sich, theuere Herrin – hier!« rief sie, als sie hinlängliche Geistesgegenwart wiederfand, um einen Lehnstuhl herbeizurücken und ihre Herrin zu demselben zuzuführen. Lady Montessor sank auf den Stuhl, stützte das Gesicht in die Hände, über welche ihr Schleier von langen, schwarzen Locken herabfiel.

»Mylady – theuere Herrin! Was fehlt Ihnen? Was kann ich für Sie thun?« fragte Susanne, indem Sie neben ihrer Gebieterin niederkniete und flehend zu ihrem Gesichte aufblickte. »Theuere Herrin, was kann ich für Sie thun – was fehlt Ihnen?«

»O! Nichts, Nichts, Susanne!«

»Verzeihen Sie, theuere Herrin, aber das sagen Sie immrr! Und das ist doch durchaus Nichts!«

»Susanne –«

»Theuerste Herrin!«

»Ich glaube, Du liebst mich!«

»Ja, ich liebe Sie, theuere Herrin.«

»Und ich weiß, daß Du mir treu bist.«

»Wenn ich dem Herrn so treu wäre, so würde ich sicher auf den Himmel rechnen dürfen, Mylady.«

»Still! sprich leiser. Geh' und sieh', ob Niemand auf dem Gange ist, und dann verschließe die Thüre.«

Susanne gehorchte, kehrte dann zurück und kniete wieder neben ihrer Herrin nieder.

Lady Montessor ließ die Hände von dem schmerzbelegten Gesichte sinken und blickte forschend in die ehrlichen, liebevollen Augen, die sich so flehend auf die ihrigen richteten.

»Susanne, ich weiß, daß Du des großen Vertrauens, das ich jetzt auf Dich setzen will, würdig sein wirst.«

»Stellen Sie mich auf die Probe, Madame! Stellen Sie mich auf die Probe! Wenn es ein Geheimniß ist, so dürfte man mich auf die Folter spannen und mir die Glieder ausrenken, bis ihnen die Hände selbst von der Mühe wehe

thäten, und doch würden Sie Nichts über meine Lippen locken, das Sie mir anvertraut haben.«

Ich glaube, Du sprichst aufrichtig, aber Deine Treue wird nicht auf eine so schwere Probe gesetzt werden, Susanne,« antwortete Lady Montessor.

Dann blickte sie nach einer Pause des Nachdenkens, während deren sie mit matt auf die Hand gestütztem Kopfe und zu Boden gesenkten Augen dagesessen hatte, plötzlich auf und sagte:

»Susanne, ich muß heute Abend nach London.«

»Madame! Mylady!« rief das Mädchen bestürzt.

»Ich muß insgeheim und allein abreisen,« fuhr Lady Montessor fort, während Susanne sie mit nicht geringem Erstaunen und Besorgniß betrachtete.

»Du wirst daher alle nöthigen Vorbereitungen für mich treffen müssen.«

»Aber, Madame – aber, theuerste Herrin –«

»Schweig, liebes Kind, oder höre mir vielmehr zu und beantworte meine Fragen. Wann geht der Zug nach Bristol ab?«

»Um Mitternacht und um sechs Uhr früh, Madame.«

»Ich muß mit dem Nachtzuge fahren. Wie weit ist es von hier bis zum Bahnhofe, Susanne?«

»Wenigstens eine Meile, Mylady.«

»Welche Zeit ist es jetzt?«

»Es hat eben acht geschlagen, Madame.«

»Nicht später? Gut. Wir können in Zeit von drei Stunden alle nöthigen Vorbereitungen treffen, und ich kann um elf Uhr hier fortfahren und den Bahnhof noch zur

rechten Zeit erreichen. Jetzt geh', liebes Mädchen, und bestelle eine Droschke. Nein! Das würde nicht gehen – das würde mich verrathen. Ich muß hingehen.«

»Theuere Herrin, Sie können nicht gehen – es nicht möglich!«

»Ja, ich kann. Ich werde gehen,« sagte Lady Montresor sp ruhig und entschlossen, daß ihre Dienerin es nicht wagte, weitere Einwendungen zu machen, sondern ihre Herrin nur mit von Thränen getrüben Augen anblickte und sagte:

»Theuere Gebieterin! Sie sagen fortwährend ›ich‹, – und immer ›ich‹, und ›ich kann gehen‹, und ›ich werde gehen‹, als ob – als ob – o!« weinte Susanne, die plötzlich zusammenbrach und laut schluchzte.

Ihre Herrin sah sie in ruhiger Verwunderung an, während sie schluchzte, weinte und sich bemühte, sich zu fassen. Als dann das Mädchen unter ein paar letzten matten Seufzern ihre Augen trocknete, sagte Lady Montresor:

»Nun, Susanne, warum betrübst Du Dich?«

Die Frage brachte Susanne fast wieder zum Jammern, aber sie erstickte entschlossen einen Seufzer und antwortete fast vorwurfsvoll::

»Sie sagen fortwährend ›ich‹ und ›ich‹, als ob – als ob – Sie mich zurücklassen wollten.«

»Was! Willst Du mich begleiten, Susanne?«

»O! Mylady!«

»Aber ich will England verlassen – mein ganzes vergangenes, leichtes und, anugenehmes Leben zurücklassen und mich in ein fremdes Land, in die Einsamkeit zurückziehen.«

»Nun, Mylady, was habe ich gethan, daß ich verdiene, daß Sie mich von sich stoßen und zurücklassen?«

»Du hast nichts Böses gethan, mein liebes Kind! Aber wünschst Du wirklich Dein Vaterland, Deine Heimath und Deine Freunde zurückzulassen und Dich an das zweifelhafte Schicksal einer unglücklichen Flüchtigen, wie Deine Herrin, zu fesseln?«

»O, Mylady, ich habe weder Vater noch Mutter – Niemand, den ich lieben und dem ich dienen kann, wie Sie –«

»Ich will Dir einen Brief für Mr. Odfeld zurücklassen, der Dir eine bessere Heimath verschaffen wird, wie ich jetzt jemals erwarten darf, Dir zu geben.«

»Das ist es nicht,« antwortete Susanne mit einem gewissen ruhigen Selbstbewußtsein. »Ich könnte Stellen genug bekommen, theuere Herrin, aber –«

»Aber was?«

»Ich möchte mit Ihnen gehen. Ich liebe Sie, Mylady. Ich würde Ihnen bis an das Ende der Welt folgen!«

»Wenn Du mir folgst, so könnte es wohl bis dorthin sein, liebes Kind!« sagte Lady Montessor und reichte Susanne die Hand, welche diese ergriff und mit Küssen bedeckte.

»Darf ich Sie begleiten, Mylady?«

»Ich zaudere nur um Deinetwillen, zu sagen: ja Susanne.«

Das Mädchen wollte nur die beiden letzten Worte der Antwort der Lady Montessor hören, und erhob sich schnell, um ihre weiteren Befehle zu erwarten.

»Du kannst einen Anzug in ein kleines Packet packen – das wird für mich genügen. Die Koffer müssen für jetzt hier zurückbleiben – wenn wir sie mitnehmen, so würde das unsere Reise verrathen. Apropos, wie ist es zugegangen, daß sie alle offen sind und mitten im Zimmer stehen?« fragte Lady Montessor, die jetzt erst die Verwirrung bemerkte.

»Verzeihen Sie, Mylady. Aber als wir den Sitzungssaal verließen, schickte mich Mylord – Lord Montessor nach Hause, daß ich Ihre Koffer für die Reise nach Dorsetshire packen sollte. Und, da ich Sie nicht sobald zu Hause erwartete, so that ich es eben.«

»O, der gütige, immer überlegte Freund! o, Mylord! Mylord!« murmelte Estelle, in leisem, unhörbarem, gebrochenem Tone, als dieser kleine Beweis der stets fürsorglichen Liebe Lord Montessor's ihr Herz erschütterte.

»Theuere Herrin, Sie sind nicht wohl! Sie haben nicht geschlafen und seit heute früh Nichts gegessen. Erlauben Sie, daß ich Sie ausziehe; legen Sie sich nieder und ruhen Sie aus, während ich Etwas für Sie bestelle.«

»Ich kann nicht! o, ich kann es nicht, Susanne!«

»Aber Lady Montessor –«

»Plage mich nicht, liebes Kind! Ich kann weder essen noch schlafen.«

»Aber wie wollen Sie denn die Kraft haben, den Bahnhof zu erreichen?«

»Allerdings, das ist wahr! Ich danke Dir, Susanne, daß Du mich daran erinnerst. Nun, ich muß Etwas genießen, geh' und bestelle mir eine Tasse Kaffee, das wird genügen.«

»Und wollen Sie sich nicht niederlegen und schlafen, während ich ihn zubereiten lasse?«

»Mein liebes Kind, Dir zu Gefallen will ich mich niederlegen, gleichviel, ob ich schlafen kann oder nicht,« antwortete Lady Montessor, die dann aufstand und ihrem Kammermädchen gestattete, sie zu entkleiden und zu ihrem Lager zu führen, wo sie sich ausstreckte, aber nicht sofort zur Ruhe. Für diese vom Sturm umhergeschleuderte Seele gab es nicht so schnell Frieden.

Susanne schloß die Läden, ließ die Vorhänge herab und entfernte sich, nachdem sie das Zimmer verdunkelt hatte.

Nach langem, unruhigem Träumen versank Estelle endlich in einen sanften Schlaf und erwachte dann gestärkt und beruhigt. Ihr erstes Gebet beim Erwachen flehte um Muth und Kraft, denn auch sie bedurfte der Festigkeit und des Heldenmuthes einer Märtyrerin, um beharrlich dem dunklen Pfade der Pflicht zu folgen, den sie gewählt hatte! Kurze Zeit darauf schlich sich ihr Kammermädchen auf den Zehen herein und näherte sich vorsichtig ihrem Lager.

»Ich schlafe nicht, Susanne, Du kannst klingeln und Licht kommen lassen,« sagte die Dame.

Susanne gehorchte, und als das Licht gebracht wurde und sie das Gesicht ihrer Herrin sehen konnte, rief sie heiter:

»Sie befinden sich wohler, Mylady?«

»Ich befinde mich wohler, Susanne,« antwortete Lady Montessor, stand auf um sich von Ihrer Dienerin ankleiden zu lassen. Als sie mit ihrer Toilette zu Ende war, klingelte das Kammermädchen nochmals, worauf ein Kellner mit Erfrischungen für Lady Montessor erschien.

Susanne rückte ein Tischchen vor das Lager ihrer Herrin, stellte die Speisen darauf und drang in sie, Etwas zu genießen.

Lady Montessor zwang sich, einen Bissen Brod ein paar Schlucke Kaffee zu sich zu nehmen. Dann schob sie den Präsentirteller von sich und sagte:

»So, räume diese Dinge weg und laß Dir selbst Dein Abendbrod geben, während ich zwei Briefe schreibe, die zurückbleiben müssen.«

Susanne that, was ihr befohlen wurde.

Und als Lady Montessor allein war, setzte sie sich nieder und schrien – zuerst ein kurzes Abschiedsbillet, welches sie an Mr. Oldfield adressirte.

Dann fing sie einen Brief an Lord Montessor an. Sie schüttete ihre ganze Seele aus! – Eine Seite nach der anderen, ein Bogen nach dem anderen füllte sich, während ihre Feder darüber hinwegflog. Ihre unauslöschliche Liebe, ihren furchtbaren Kampf und endlich Ihre verzweiflungsvolle Entsagung – Alles, Alles wurde dort mit der

lebendigen Beredtsamkeit eines liebenden, verzweifeln-
den, leidenschaftlichen Herzens ausgesprochen! Endlich
hielt sie erschöpf inne und legte die Feder nieder.

War sie fertig? Hatte sie ihre ganzen glühenden Ge-
danken – Alles, was ihr Herz fühlte, mitgetheilt?

Nein! nicht den millionsten Theil! Und doch hatte sie
zu viel gesagt, nur zu viel!

»Ach! wie inconsequent, wie schwach bin ich,« sagte
sie; »ich übe auf der einen Seite Selbstverleugnung aus
und gerathe auf der anderen in Selbstsucht. Ei, daß ich
so an ihn schreibe, ist fast ebenso unrecht, als wenn ich
bei ihm bliebe, und mit ihm lebte! Denn o, wenn ich ihm
diesen Brief sende, der ihm beweist, wie sehr ich ihn liebe
und leide, und verzweifle, so wird er mich nie aufgeben,
sich nie befreien und mich vergessen und glücklich sein.
Nein, nein, er würde mich in der ganzen Welt suchen,
und da er mich nicht finden könnte, in seiner Trübsal
niedersetzen und ewig um mich trauern! Das darf nicht
sein! Er darf dem Schmerz dieser Seele nicht kennen. Ich
muß diesen Kelch der Entsagung bis auf die Hefen leeren
und meinem Herzen sogar den schmerzlichen Trost, an
ihn schreiben zu können, rauben – außer vielleicht bis
auf ein paar Zeilen eines freundschaftlichen Lebewohl's.«

Sie zerriß Ihren ersten leidenschaftlichen Brief, nahm
dann einen anderen Bogen und schrieb ein kurzes Billet
zum Abschied, welches sie an Lord Montessor adressirte.

Wenige Minuten später kam das Mädchen in das Zim-
mer zurück und meldete ihr, daß die Vorbereitungen be-
endet wären und daß es ziemlich elf Uhr sei.

»Bist Du in Bereitschaft, Susanne?«

»Ja, Madame,« antwortete das Mädchen, indem es den Hut zuband.

»Ist das Haus ruhig?«

»Der Theil, wo wir uns befinden, ist es, Mylady.«

»Nun, dann gieb mir meinen Strohhut und Shawl. Ich danke Dir. Jetzt meinen dichten Schleier und die Handschuhe – so ist es recht. Hast Du das Packet?«

»Ja, Madame.«

»Dann werden wir wohl in Bereitschaft sein.«

»Ja, Mylady,« antwortete Susanne, zauderte aber noch immer.

»Nun, dann komm'; warum zögerst Du?«

»Verzeihen Sie, theuere Herrin! Aber ich wußte, daß Sie nicht gehen konnten; außerdem fängt es an, heftig zu regnen, und ich habe mir daher die Freiheit genommen zu gehen und eine Droschke zu bestellen, die an der Ecke des nächsten Platzes wartet. Bitte, beunruhigen Sie sich nicht; der Kutscher weiß Nichts weiter, als daß er zwei Passagiere auf den Bahnhof bringen soll.«

»Nun, liebes Kind, Du hast gut gehandelt und ich tadle Dich nicht, sondern danke Dir und hoffe, daß Deine Handlung nicht zu einer frühen Entdeckung der Flucht führt. Komm', wir wollen gehen,« sagte Lady Montessor, indem sie die beiden Briefe an eine bemerkbare Stelle auf den Kaminsims legte, während Susanne die Lichter auslöschte.

Dann verließen sie das Zimmer und Susanne schloß die Thüre hinter ihnen. Und so gingen Lady Montessor in Begleitung ihrer treuen Dienerin die Treppe hinab, über die langen Gänge und durch die Seitenthüre hinaus in die tiefe Finsterniß der Nacht und des Sturmes!

ACHTES KAPITEL. DER VERLASSENE.

Lord Montessor stand am folgenden Morgen zeitig auf, und verwendete den Vormittag dazu, eine freundliche Reihe von Zimmern in der »Prinzessin Adelaide« zu miethen und ihre Einrichtung für den Empfang seiner Gemahlin zu beaufsichtigen. Die Gemächer waren gegen elf Uhr ganz im Stand.

Und ein paar Minuten vor zwölf Uhr stieg Lord Montessor in seinen Wagen und fuhr nach der »Krone und Scepter«, um Estelle einen Besuch zu machen.

Er fragte nach Lady Montessor und wurde sogleich in ihr Zimmer geführt, während der Kellner seine Karte hinauftrug. Er wartete ungeduldig ein paar Minuten, bis dieser mit der Nachricht zurückkehrte, daß weder Lady Montessor noch ihre Kammerjungfer in dem Zimmer Mylady's seien.

»Das ist seltsam,« sagte Lord Montessor. »Bringen Sie diese Karte zu Mr. Oldfield hinauf und sagen Sie ihm, daß ich ihn hier zu sehen wünsche,« bemerkte er, indem er dem Kellner das Stück Carton gab. Der Mann nahm es in Empfang und verschwand.

Es lag weder Argwohn noch Befürchtung in der Ungeduld, womit Lord Montessor das Erscheinen Mr. Oldfield's erwartete. Er hielt es nur für ungewöhnlich, daß Lady Montessor nicht in Bereitschaft war, ihn zu empfangen und wollte den Geistlichen nach ihr fragen. Nach kurzer Zeit öffnete sich die Thüre und Mr. Oldfield trat ein.

»Aha! Wie befinden Sie sich, mein werther Freund? Ich hoffe, Lady Montessor ist heute früh wohl?« sagte er, indem er auf den Geistlichen zuging.

»Ich hoffe es auch, aber Lady Montessor heute früh noch nicht herabgekommen,« sagte Mr. Oldfield.

»In der That,« erwiderte Lord Montessor mit einem Blicke auf die Uhr über dem Kamin, »und es ist jetzt halb eins.«

»Mylady frühstückt zuweilen in ihrem Zimmer und bleibt den Vormittag dort, und da sie gestern Abend sehr ermüdet war, so zieht sie es vermuthlich vor, heute auf ihrem Zimmer zu bleiben. Setzen sie sich, Mylord! Setzen Sie sich,« sagte der Geistliche und überreichte seinem Gaste einen Stuhl, worauf er sich selbst gleichfalls setzte.

»Aber bitte, Sir, ich habe meine Karte hinaufgeschickt, und weder Lady Montessor noch ihre Kammerjungfer sind in dem Zimmer Mylady's. Ich hatte gehofft, daß meine Gattin bei Ihnen wäre.«

»Nein, Sir, nein; ich habe weder Lady Montessor noch ihre Kammerjungfer heute früh gesehen,« antwortete Mr. Oldfield, der anfang, eine unbestimmte Unruhe zu fühlen.

»Das ist Etwas ungewöhnlich, nicht wahr?« fragte Lord Montessor.

»Wie? – ja, das ist es allerdings, Mylord. Sehr ungewöhnlich! ich – denke, ich will hinaufgehen und sehen, ob – Etwas geschehen ist!« ächzte der Greis in großer Unruhe, während er hastig das Zimmer verließ, um seine Schutzbefohlene zu suchen.

Als Lord Montessor allein war, ging er im Zimmer auf und ab, bis er durch das heftige Aufreißen der Thüre und das ungestüme Eintreten Mr. Oldfield's erschreckt wurde, der ihm bleich und bewegt zwei Briefe entgegenhielt, von denen der eine versiegelt, der andere offen in seiner Hand zitterte.

»Was! Was giebt es? Estelle! meine Estelle! ist sie krank? ist ihr Etwas zugestoßen? Sprechen Sie im Namen des Himmels, Mr. Oldfield! Was ist mit meiner Estelle?« rief Lord Montessor von einem plötzlichen Schrecken erfaßt.

»Sie ist fort, Mylord, sie ist fort!«

»Fort!«

»Fort! entflohen!«

»Entflohen!«

»Entflohen, Mylord! allein entflohen!«

»Im Namen des Himmels, was hat das zu bedeuten, mein Freund?«

»O Sir! Lesen und sehen Sie!« rief der Greis, indem er seinem Gaste die beiden Briefe in die Hand drückte, sank dann auf einen Stuhl und trocknete die kalten Tropfen auf seiner Stirn.

Lord Montessor nahm die beiden Briefe und las natürlicher Weise den offenen zuerst. Er war an Mr. Oldfield adressirt und lautete folgendermaßen:

»Theuerer und geehrter Freund! Die Pflicht zwingt mich, abzureisen. Und obgleich Ihr Herz so für das zeitliche Glück Ihres ›Kindes‹ fleht, daß es jetzt fast die Stimme des Gewissens übertönt, so werden Sie doch bei ruhiger, leidenschaftsloser Ueberlegung einsehen, daß es so besser ist. Leben Sie wohl! Der Himmel sei so gütig gegen Sie, wie Sie es gegen mich Unglückliche gewesen sind.

Estelle.«

Lord Montessor warf diesen Brief mit einem tiefen Stöhnen nieder, riß den anderen auf und verschlang den Inhalt desselben. Er war so kaltblütig geschrieben, wie sie es sich in ihrer Selbstverleugnung auferlegt hatte.

»Mylord! Das Gewissen zwingt mich, mich von Ihnen zu entfernen. Ich gehe heimlich, um eine Verhinderung zu vermeiden. Eine Parlamentsacte wird Sie von den Fesseln unserer nur nominellen Ehe befreien. Leben Sie wohl, Mylord. Mögen Sie glücklicher mit einer glücklicheren Frau sein, wie der verlorenen

Estelle.«

»Was hat dies Alles zu bedeuten? Wann ist sie fortgegangen? Wo ist sie hin? Wie ist sie abgereist? Was für Freunde hat sie? Welche Mittel? Antworten Sie im Namen des Himmels, Sir, wenn Sie können!« rief Lord Montessor in der größten Bewegung.

»Ach, Mylord, ich weiß nicht, ich kann es nicht sagen. Woher sollte ich es wissen! – Ja, lassen Sie mir Zeit!«

rief der Greis, indem er die schweren Tropfen auf seiner Stirn trocknete und sich anstrengte, seine Fassung wiederzufinden.

»Nun, Sir? Nun?« rief Lord Montessor ungeduldig.

»Ja! Sie fragen, wenn sie abgereis't ist? Halt, erlauben Sie mir, mich zu fassen, erst zu denken. Ja! Sie hat gestern Abend allerdings davon gesprochen, das sie abreisen wollte,« sagte Mr. Oldfield etwas unzusammenhängend.

»Sie hat gestern Abend davon gesprochen, daß sie abreisen wollte? Warum haben Sie mich nicht davon benachrichtigt? O, Mr. Oldfield!« rief Lord Montessor vorwurfsvoll.

»Mylord, sie sprach nur von dem Fortgehen, und bat mich um Beistand. Ich weigerte mich, ihr zu helfen, und versuchte, ihr von ihrem Vorsatze abzurathen. Wenn ich geahnet hätte, daß sie abreisen wollte, so würde Sie sofort gerufen haben. Aber wer konnte voraussehen, daß sie uns so plötzlich verlassen würde.«

»Sie hat gestern Abend vom Abreisen gesprochen! Theilen Sie mir gefälligst, so genau Sie sich besinnen, Alles mit, was gestern Abend über diesen Gegenstand gesprochen worden ist.«

»Ich will versuchen, Ihren Wunsch zu erfüllen Mylord,« antwortete der Geistliche, und theilte ihm dann das Gespräch mit, welches am Abende vorher zwischen ihm und Lady Montessor in dem nämlichen Zimmer stattgefunden hatte.

Lord Montessor stöhnte laut.

»Sir! hat sie keine Andeutung fallen lassen, wohin sie zu reisen beabsichtigte?«

»Kein Wort! Keinen Athemzug, Mylord!«

»Unglückliche Frau! Estelle! Estelle! Die ich an mein Herz schließen und gegen alle Stürme des Lebens schützen wollte! Wo bist Du jetzt? O, Estelle – Estelle!« stöhnte er und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Im folgenden Augenblicke fuhr er auf:

»Wir verschwenden die Zeit, Mr. Oldfield! Führen Sie mich in ihr Zimmer. Vielleicht findet sich dort eine Spur, wohin sie geflohen ist.«

Der alte Geistliche nickte beistimmend unter einem tiefen Seufzer, und ging seinem Freunde die Treppe hinauf und in das verlassene Zimmer voran, welches Lady Montessor bis vor kurzer Zeit bewohnt hatte.

Lord Montessor, der jetzt seine Geistesgegenwart wiedergefunden hatte, ging ruhig und gefaßt an die Untersuchung.

»Das Bett ist nicht benutzt worden, und sie hat daher nicht hier geschlafen. Aber das Lager ist niedergedrückt – sie muß sich darauf gelegt haben, um auszuruhen. Lassen Sie sehen – da sind die Lichter halb herabgebrannt, und sie muß ein paar Stunden der Nacht hier verbracht haben. Ihre Koffer sind da – und sie hat es daher vorgezogen, sehr ruhig und ohne Beistand auszugehen,« sagte er, während er durch das Zimmer schritt und seine Beobachtungen machte.

»O, Mylord, klingeln Sie! Rufen Sie die Leute des Gasthauses zusammen und befragen Sie dieselben,« sagte der alte Geistliche, und ging eilig auf den Klingelzug zu.

»Halt – klingeln Sie nicht. Die Befragung dieser Leute muß unser Letztes sein. Ich zweifle, dem Anscheine dieses Zimmers und anderen Umständen zufolge, daß sie Etwas von ihrer Flucht wissen. Und wenn dies nicht der Fall ist, so ziehe ich es vor, ihnen keine Aufklärung zu geben Lassen Sie uns hineb gehen.«

Sie verließen das Zimmer, schlossen die Thüre zu und zogen den Schlüssel ab.

Als sie im anderen Zimmer ankamen, sagte Lord Montessor:

»Machen Sie keinen Lärm – erregen Sie kein Aufsehen. Lassen Sie die Leute im Gasthause, wie sie ganz natürlich thun werden, glauben, daß Lady Montessor mit Ihrer Einwilligung und Ihrem Wissen abgereist ist. Ich werde Ihnen sagen, wie wir es einrichten können, von ihnen Auskunft zu erhalten, ohne ihren Argwohn zu erregen. Klingeln Sie und fordern Sie Ihre Rechnung bis zu dieser Stunde, als ob sie abreisen wollten was Sie vermuthlich im Laufe des Tages thun werden. Wenn die Rechnung gebracht wird, so achten Sie auf den letzten Posten, Sehen Sie nach, ob ein Abendessen, eine Postchaise, ein Bote oder ein Träger von gestern Abend für Lady Montessor aufgeschrieben ist. Wenn es so ist, so können Sie Einwendungen dagegen machen, und so, indem Sie sich ein wenig darüber streiten, genaue Auskunft erlangen, so weit sie Dieselbe zu achten im Stande sind – ob sie zu Abend

gegessen und von hier aus einen Wagen genommen hat – um welche Stunde und wohin sie abgereist ist – und dies Alles, ohne besondere Aufmerksamkeit zu erregen.«

»Ja ich verstehe!« erwiderte der Greis und klingelte so heftig, daß sofort ein Kellner erschien, der den Auftrag erhielt, die Rechnung für Mr. Oldfield zu bringen.

Als der Mann ein paar Minuten darauf wieder erschien, und die Rechnung vorlegte, nahm Mr. Oldfield dieselbe und durchflog die Zeilen, ein Abendessen für Lady Montessor war der letzte Posten.

»Hm – hm – hm,« sagte der gute alte Mann im Tone eines verwunderten Menschen – »ich denke, das muß ein Irrthum sein – ich glaube nicht, daß Mylady zu Abend gegessen hat.«

»Ja, erlauben Sie, Ew. Ehrwürden, ich habe es hinaufgebracht,« antwortete der Kellner.

»Hm, Sie haben die Postchaise nicht aufgeschrieben, wie ich sehe!«

»Es ist keine Postchaise für irgend Jemand hier bestellt worden, Sir.«

»Aha! ja! ich – Sie haben Recht –« (der Greis wollte sagen, »ich besinne mich, Sie haben Recht,« besann sich aber ehe er eine Unwahrheit sagte) – »ja, Sie haben Recht! Lady Montessor ist in einer Droschke fortgefahren.«

Ein paar weitere geschickt gestellte Fragen ergaben nichts Befriedigendes. Die Rechnung wurde bezahlt und der Kellner mit einem Trinkgeld entlassen.

»Sie muß in einer Droschke fortgefahren sein und ich habe in dieser Beziehung keine Unwahrheit gesagt,« bemerkte Mr. Oldfield, der über seine kleine Doppelzüngigkeit unruhig war.

»Dies sind also die Thatsachen, soweit wir sie kennen – nur daß sie zu Abend gegessen, ein wenig ausgeruht, einen Brief geschrieben und das Haus in Begleitung ihres Kammermädchens nach zehn Uhr verlassen hat. Jetzt ist die Frage – wohin ist sie gegangen?«

Der alte Geistliche schüttelte betrübt den Kopf. Er konnte keine Andeutung geben.

»Ich glaube,« fuhr Lord Montessor, der trotz seiner tiefen Besorgniß die Sache ruhig überlegte, fort, »daß sie, nach alledem zu urtheilen, was Sie mir gesagt haben, beabsichtigte, England zu verlassen, und dies zu thun, muß sie nach Liverpool oder Sundon gereist sein. Der Nachtzug nach London und Liverpool fährt um zwölf Uhr ab. Ich glaube, daß sie mit diesem Zuge gefahren ist. Die große Kreuzung findet in Bristol statt. Soweit, glaube ich, haben wir sie. Aber hat sie in Bristol den Weg nach Liverpool eingeschlagen? Wissen Sie Etwas, was hierauf Licht werfen könnte?«

Der Geistliche schüttelte den Kopf.

»Hat sie an irgend einem dieser Orte Freunde?«

Der Greis schüttelte wieder den Kopf und sagte mit einer traurigen Bewegung der Hand:

»Früher, Mylord, viele – jetzt zweifle ich an einem.«

»Mein Gott! Was wird aus ihr werden? So zart, so unerfahren – allein und freundlos in dieser bösen Welt! o,

Estelle! meine Estelle! Aber ich darf nicht daran denken! Wenn ich das thue, so werde ich mich zum Handeln unfähig machen. Sagen Sie mir, Sir – hat sie Geld?«

Der Greis stöhnte.

»Mylord, als ihr Vater ihre Garderobe schickte, fügte er auch eine Anweisung auf tausend Pfund bei. Sie übergab mir dieselbe für die laufenden Ausgaben. Ich zog das Geld ein, konnte sie aber nie dazu bewegen, einen Schilling davon zurückzunehmen. Es ist in meinem Besitz.«

»Dann hat sie ganz und gar keine Mittel! Meine Estelle! o, was wird aus Dir werden?«

»Lassen Sie mich nachdenken – ja! sie besitzt allerdings Mittel; sie hat ein kleines selbstständiges Vermögen von fünftausend Pfund, die ihr von ihrer Großmutter vermacht worden sind und bei einem Banquier in London stehen.«

»Dann ist sie nach London gegangen, um sie aufzunehmen, ehe sie England verläßt! Vielleicht hole ich noch ein. O, wenn diese kostbare Thatsache vor drei Stunden gewußt hätte, so würde ihr mit dem Mittagszuge haben nacheilen können und wäre zwölf Stunden von ihr zurück gewesen! So, wie es jetzt steht, muß ich auf den Mitternachtszug warten und einen ganzen Tag verlieren. O Himmel! wie schwer ist es, seine Ungeduld zu beherrschen und unter solchen Umständen in erzwungener Unthätigkeit ruhig zu sein! Aber Geduld! ich werde sie bald sehen. Es wird noch Alles gut werden. Wie heißt der Banquier, bei welchem ihre Gelder stehen?« fragte Lord Montessor, indem er seine Brieftasche herausnahm.

»Gebrüder Scofield, Lombard Street in London.«

»Leben Sie wohl, Sir! Ich will für meine Reise packen lassen,« sagte Lord Montessor, indem er aufstand und die Briefftasche wieder einsteckte.

»Leben Sie wohl, Mylord. Ich würde Sie gern auf dieser Reise begleiten, aber meine Gemeinde bedarf ihres Hirten sehr, und meine Frau verlangt ungeduldig danach, mich zu sehen.«

»Ich weiß es – ich weiß es – es muß so sein – leben Sie wohl, Sir. Ich bin Ihnen für Ihre Güte gegen Lady Montessor ewig dankbar, leben Sie wohl.«

»Noch einen Augenblick, mein lieber Lord! Sie kennen den Inhalt ihres Briefes! Wenn sie, nachdem Sie sie gefunden haben, sich doch nun weigern sollte, mit Ihnen zurückzukehren? Entschuldigen Sie meine Frage um meiner Besorgniß willen.«

»Wenn sie sich noch immer weigern sollte, so würde ich ihr Zeit lassen – Verstand und Ueberredung und Bitten anwenden, und wenn dies Nichts nützte, meine Macht gebrauchen. Ich würde Estelle zwingen, mich mir zurückzukehren.«

»Mylord!«

»Ja, ich wiederhole es. Sie soll sich nicht dem Fanatismus opfern. Ich werde meine Geliebte zwingen, nach Hause zu kommen und Ruhe zu finden.«

So trennten sich die beiden Männer, Mr. Oldfield, um sich auf seine Rückkehr zu seiner Heerde vorzubereiten, Lord Montessor, um die Vorbereitungen zu seiner Reise nach London zu treffen.

Letzterer kam zur rechten Zeit am Bahnhof an. Der Zug fuhr um Mitternacht ab. So schnell er auch vorwärts getragen wurde, erschien ihm dies als die längste Fahrt und die längste Nacht, die er jemals kennen gelernt hatte. Nach etwas weniger wie zwei Stunden gelangte er nach Bristol, wo eine halbe Stunde mit dem Wechseln der Wagen verloren ging, und so wurde er halb vier Uhr durch Nacht, Nebel und Regen auf der Straße nach London fortgerissen. Der Morgen dämmerte bald röthlich im Osten hinter einer anscheinenden Wolkenwand auf; es war der Dampf und Nebel, der über diesen Leviathan der Städte steht.

Der Zug kam von Westen nach London und erreichte den Bahnhof gerade bei Sonnenaufgang. Lord Montessor nahm eine Droschke und fuhr nach einem Gasthause in der Nähe der Lombardstreet. Da es noch sehr früh war, so mußte er einige Stunden warten, ehe er hoffen durfte, die Banquiers auf ihrem Comptoir zu finden. Er bestellte ein Zimmer und verbrachte die Zeit, so gut er konnte, damit, daß er seine Morgentoilette machte und ein Frühstück zu sich zu nehmen versuchte. Gleich darauf bestellte er einen Wagen und fuhr nach dem Comptoir der Gebrüder Scofield. Er fragte nach einem der Principale und wurde in ein Hinterzimmer geführt, wo einer der jüngeren Associates an einem Pulte schrieb.

»Guten Morgen Sir,« sagte Lord Montessor, indem er auf ihn zuging: »Sie sind –?«

»John Scofield, Ihnen zu dienen,« antwortete der Banquier und stand auf.

»Lord Montessor.«

»Freut mich, Sie zu sehen, Mylord. Bitte, setzen Sie sich –« und er bot ihm einen Stuhl. »Ich hoffe, wir werden Ihnen heute dienen können.«

»Ich danke Ihnen.«

Lord Montessor blickte einen Moment auf das ehrliche Gesicht des Banquiers und sagte dann mit der Miene eines Mannes, der eher eine ihm bekannte Thatsache erwähnt, als daß er um Auskunft über Etwas bittet?«

»Lady Montessor war gestern bei Ihnen?«

»Ja, Mylord.«

»Und nahm natürlicher Weise ihre Gelder auf.«

»Allerdings, Mylord.«

Lord Montessor schwieg. Wie sollte er seine nächste Frage über den Aufenthalt Estelle's fassen, ohne das Erstaunen und die Vermuthungen des Mannes zu erregen, mit welchem er sprach! Aber die Frage mußte gestellt werden. Lord Montessor war nicht der Mann, der zurückgeschreckt wäre, und was kümmerte das Erstaunen und die Vermuthungen Mr. John Scofields den Lord Montessor?

»Theilen Sie mir gefälligst die Adresse der Lady Montessor in London mit, Sir,« sagte er ruhig.

Der Banquier stand nicht erstaunt und verwundert, sondern nur bestürzt da.

»Haben Sie meine Frage gehört, Mr. Oldfield?« fragte Lord Montessor nach einer Pause.

»Ich bitte um Verzeihung, Mylord,« antwortete der Banquier in einem Tone, worin die Verwunderung durch

die Ehrerbietung gemildert wurde, »aber ich bin nicht im Stande, Ihnen die Adresse Mylady's zu geben. Lady Montessor hat England verlassen.«

Es war eine überwältigende Mittheilung! Aber Lord Montessor fuhr weder zusammen, noch that er einen Ausruf. Er war ein Mann mit viel zu großer Heftigkeit und Selbstbeherrschung, als daß er dies hätte thun sollen und vielleicht war er auch durch das Vorausgegangene auf diesen furchtbaren Schlag gefaßt; als einen solchen erkannte er es und blickte wieder fest und fast mit unhöflichem Starren auf das Gesicht John Scofield's. Ja, er war überzeugt, er dürfe diesem Gesichte glauben und auf die Rechtlichkeit und Verschwiegenheit dieses Mannes vertrauen.

Er wußte auch, daß der Banquier nicht mit dem großen in Exeter verhandelten Prozesse unbekannt sein könne. Im Uebrigen mußte er Vertrauen auf ihn setzen.

»Wollen Sie mir gefälligst ein kurzes Gespräch unter vier Augen erlauben, Mr. Scofield?« fragte er mit leiser Stimme.

»Gewiß, Mylord,« antwortete der Banquier, schickte seinen Commis fort und verschloß die Thüre hinter ihm. – »Jetzt stehe ich Ihnen zu Diensten, Mylord,« fuhr er fort, als er zurückkam und seinen Platz wieder einnahm.

»Sie sind natürlicher Weise mit den schmerzlichen Prüfungen bekannt, Mr. Scofield, die Lady Montessor – und

ich (setzte er in dem zärtlichen, edlen Geiste hinzu, vermöge dessen er immer sich mit Allem, was es Betrübendes und Demüthigendes in ihrem Leben gab, vereinigen wollte), »in der letzten Zeit unterworfen gewesen sind.«

»Ich bin damit bekannt, Mylord,« antwortete der Banquier ernst und schlug ehrerbietig die Augen nieder.

»Aber Sie wissen vielleicht nicht, daß Lady Montressor und ich seit unserer Trauung keinen Augenblick allein beisammen gewesen sind, oder daß es Lady Montressor, trotz der vollkommenen Gesetzmäßigkeit der Ceremonie, welche uns verbindet, für ihre Christenpflicht hält, sich meinem Schutze zu entziehen, und um dies um so wirksamer thun zu können, von mir entflohen ist. Ich wünsche jetzt zu wissen, wohin sie gegangen ist, wenn Sie mir dies ohne eine Verletzung des Vertrauens mittheilen können.«

Der Banquier, der die Worte Lord Montressors mit ehrerbietigem Mitgefühl angehört hatte, schwieg eine Zeit lang und überlegte, ehe er antwortete:

»Mylord, da uns Lady Montressor natürlicher Weise keine vertraulichen Mittheilungen gemacht hat, so wüßte ich nicht, daß es einen Grund gäbe, der mich verhindern sollte, Ihnen alle Auskunft zu geben, die in meiner Macht steht.«

»Dann würde ich Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie fortfahren, Sir.«

»Die Art und Weise, wie ich erfahren habe, daß Lady Montressor England zu verlassen beabsichtigte, war

rein zufällig, und über ihren Bestimmungsort habe ich nur Vermuthungen.«

»Fahren Sie fort, Sir, fahren Sie fort.«

»Mylady kam gestern früh sehr zeitig – ja, ungefähr um die jetzige Zeit, um die Gelder aufzunehmen, welche er bei uns stehen hatte. Sie verlangte einen Theil davon in baarem Gelde und das Uebrige in Wechseln auf amerikanische Häuser.«

»Dann ist sie nach Amerika gegangen!« fiel ihm Lord Montessor in das Wort, der sich in diesem schweren Augenblicke der glühenden Bewunderung erinnerte, womit oft die arme Estelle von der jungen Republik gesprochen hatte.

»Unzweifelhaft, Mylord!«

»Fahren Sie fort, Sir! Bitte, fahren Sie fort! – Wann ist sie abgereis't? Ihre Reise muß sehr plötzlich gewesen sein und sie muß zufällig ein Schiff gefunden haben, das eben im Begriff stand, den Hafen zu verlassen.«

»Das halte ich für ganz wahrscheinlich, Mylord; als sie uns eben verlassen wollte, verlangte sie, daß das Geld und die Wechsel ihr vor 11 Uhr zugeschickt werden sollten, da sie das Gasthaus um diese Zeit zu verlassen beabsichtige. Wir haben Correspondenten in Newyork und Baltimore. Ich fragte Mylady, auf welchen von diesen die Wechsel gezogen werden sollten, und sie antwortete: auf das Haus in Baltimore. Das Geld wurde ihrem Wunsche gemäß geschickt, und der Commis, der mit der Ablieferung beauftragt war, sah Lady Montessor das Hotel um 11 Uhr verlassen, und wir wissen, daß die »Prinzessin«,

Capitain Caton, um 12 Uhr von hier aus nach Baltimore abgefahren ist.«

»Dann müssen wir schließen, daß sie nach Baltimore abgereis't ist, obgleich die Thatsache der Bestätigung bedarf. Noch eines, Sir – wie heißt Ihr Correspondent in Baltimore?«

»Somerville und Sohn, Pratt Street.«

»Wissen Sie vielleicht zufällig, Sir, wann das nächste Schiff nach den Vereinigten Staaten abgeht?«

»Das weiß ich nicht, Sir.«

»Dann danke ich Ihnen für den Beistand, den Sie mir bisher geleistet haben. Guten Morgen, Sir.«

»Guten Morgen, Mylord. Wenn wir das Glück haben können, Ihnen in irgend einer anderen Beziehung zu dienen, so stehen wir Ihnen stets gern zu Befehl.«

»Ich danke Ihnen, Sir. Leben Sie wohl.«

Und so trennten sich der Banquier und der Pair.

»Gütiger Gott, wie wohl überlegt müssen ihre Pläne gewesen sein und mit welcher Schnelligkeit muß sie dieselben ausgeführt haben,« dachte Lord Montessor, als er das Haus verließ, wieder in seine Droschke stieg und nach dem St. Catharinen-Dock fuhr, um nach einem Schiffe zu fragen, das nach den Vereinigten Staaten bestimmt wäre. Nach einer sorgsamten Nachforschung von mehreren Stunden fand er, daß kein Schiff vor vierzehn Tagen nach Baltimore absegeln werde. Das erste, von welchem man erwartete, daß es den Hafen verlassen werde, war der »Mercur«, der am oder nach dem 15. Juni absegeln sollte.

Er kehrte, in seinen Erwartungen getäuscht, in sein Gasthaus zurück, forderte Schreibmaterialien, warf hastig einen Brief an Mr. Oldfield hin, worin er diesem alles Geschehene mittheilte, gab ihn zur Post, rief eine Droschke und fuhr schnell nach dem Euston-Square-Bahnhofe, den er nur wenige Minuten vor dem Abgange des Zuges nach Liverpool erreichte.

Er beabsichtigte in Liverpool zu erfahren, ob von dort ein Schiff in weniger wie vierzehn Tagen absegeln werde. Er erfuhr, daß nur eins in sechs Tagen nach Boston, eins in acht Tagen nach Halifax und ein anderes in zehn Tagen nach New-Orleans absegeln werde. Da ihm aber keins von diesen eine schnellere Beendigung seiner beabsichtigten Reise, oder ein früheres Zusammentreffen mit Estelle versprach, wie der Mercur, so kehrte er enttäuscht von Liverpool zurück.

Er fuhr mit dem Nachtzuge nach Bristol, wo er so glücklich war, ein Schiff zu finden – die Königin Charlotte – welche am 10. Juni nach Baltimore absegeln sollte. Nach weiteren Erkundigungen in anderen Hafenplätzen fand er keine erfreulicheren Aussichten und nahm daher einen Platz auf der Königin Charlotte.

Dann reiste er nach seinem Schlosse in Dorsetshire und verwendete die Zwischenzeit damit, Vorbereitungen für die Reise zu machen, welche er, wenn er ein gefunden, das augenblicklich nach den Vereinigten Staaten abfuhr, jedenfalls ohne jede Vorbereitung unternommen haben würde.

Aber es waren lange, lange zehn Tage, die vergingen, ehe der 10. Juni ankam und Lord Montessor sich an Bord des guten Schiffes Königin Charlotte befand.

NEUNTES KAPITEL. DER SCHIFFBRUCH.

Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Pracht des Himmels, die blitzende Schönheit des Wassers, die belebende Geschäftigkeit an den Docks und den Booten – Alles vereinigte sich, um die Stimmung der Zuschauer zu erheben und zu erheitern.

Um zehn Uhr bestieg Lord Montessor das lange Boot, welches ihn nach der Königin Charlotte führen sollte, wo er den Capitain mit seinen Leuten, bei den Vorbereitungen zum Ankerlichten fand. Ein guter Wind hatte sich erhoben und sie warteten nur auf die Ebbe. Sie brauchten nicht lange zu warten. Punkt zwölf Uhr fing die Fluth an zurückzutreten. Der Capitain auf das Verdeck, ergriff sein Sprachrohr und rief:

»Alle Mann Anker lichten!«

Sämmtliche Leute erschienen augenblicklich auf dem Verdeck.

»Alle Officiere an ihre Posten! Bemannt das Gangspill! Fertig an die Topsegel; herum mit dem Gangspill! Scharf angezogen!«

»Ja, ja, Sir! Der Anker steht!«

»Zieht an! zieht an, Burschen! Holt den Anker auf!«

Die Männer legten sich kräftig an die Spaken und hielten dann inne, um Athem zu schöpfen.

»Er steigt, Sir!« rief der Maat.

Sobald der Anker gelös't war, fing das Schiff an, sich nach recht zu wenden.

Der Capitain rief durch sein Sprachrohr:

»Hißt den Klüver und das Vorbramsegel!! Das Steuer nach Backbord! So – stetig – stetig –!«

»Ja, ja Sir! es ist stetig!« antwortete der Steuermann.

Die Mannschaft arbeitete kräftig, das wackere Schiff bewegte sich, die Segel wurden von der Brise gefüllt und die Königin Charlotte nahm den Weg nach dem Canal. Ein Zuruf vom Ufer gab ihr das Geleite.

Aber die Königin Charlotte war kein Schnellsegler, sondern im Gegentheil »langsam und sicher«, wie ihr gutes altes, königliches Vorbild. Es war eine altmodische kurze Brigg mit stumpfem Bug, eine der ältesten ihrer Art, und an Bau und Verhalten den langen, schmalen, hochmastigen Klippern von Baltimore, die in so hoher Gunst standen, ganz unähnlich. Die Königin Charlotte ließ daher nach etwas mehr, wie der gehörigen Zeit, die Lundyinsel links und gelangte aus dem Canal in das weite atlantische Weltmeer.

Der gute Wind hielt mehrere Tage an und doch kam die Brigg nur langsam vorwärts. Wie sie sich bei widrigem Winde benehmen würde, mußte sich erst noch zeigen.

Die Jahreszeit schien eine Fortsetzung des schönen Wetters und folglich eine angenehme Reise zu versprechen, denn die heftigen Stürme waren vorüber und die Orkane des späteren Sommers standen noch nicht bevor. Aber sie waren noch nicht mehr wie vierzehn Tage in See,

so veränderte sich das Wetter, der Himmel wurde düster und drohend, der Wind erhob sich, die Wellen schäumten und das Schiff taumelte mehrere Tage lang zwischen hohen Wellen gegen den widrigen Wind umher, ohne vorwärts zu kommen, und kaum im Stande, seinen Cours zu behalten.

Ein Tag nach dem anderen zeigte das nämliche Schauspiel – einen Morgen nach dem anderen lag der nämliche wolken schwere Himmel auf einer unruhigen, hoch hüpfenden, wellenzerrissenen See, deren Kämme mit Schaum bedeckt waren, wie die Lippen von Rennpferden – Nacht für Nacht wurde die undurchdringliche Finsterniß über, neben und unter ihnen durch das Phosphorglänzen und Blitzen der Wellen vermindert. Ein springender Klipper würde vielleicht in diesem Sturme untergegangen sein, aber die gesetzte alte Königin Charlotte hielt den Sturm acht Tage lang aus.

Und dann kam wieder eine Veränderung des Wetters, die einen klaren Himmel, eine sanfte Brise und eine ruhige See mitbrachte, welche mit wenigen Abwechslungen zwei bis drei Wochen aushielten, während deren die Brigg leidliche Fortschritte machte.

Lord Montessor konnte diese, Art »langsam zu eilen« schlecht ertragen. Er machte, sich oft Vorwürfe darüber, daß er auf der Charlotte einen Platz genommen hatte, anstatt noch zehn Tage länger zu warten und sich im Mercur einzuschiffen. Und dieses Bedauern wurde keineswegs durch ein Ereigniß vermindert, welches sich zutrug, als sie sich, den Azoren näherten.

Es war ein sehr schöner Tag im August mit scharfem Winde, und die Königin Charlotte, welche sich in unerklärlich heiterer Laune befand, hatte ihre ganze Leinwand, sogar die Leeseegel aufgezogen, und that ihr Möglichstes im Laufen vor dem Winde – als ob Ihre selige Majestät jemals in ihrem Hofanzuge ihre königliche Würde vergessen und versucht hätte, zu laufen! Während die Brigg so unter allen Segeln ging, wurde sie von einem Schiffe angerufen, das gerade auf sie zukam.

»Schiff – ahoi!« tönte hallend über das Wasser aus dem Sprachrohr des Verfolgers.

»Halloh! antwortete die Königin Charlotte.

»Wer seid Ihr? Wo kommt Ihr her? Wohin segelt Ihr?«

»Die Königin Charlotte, Capitain Brownloe, von Bristol nach Baltimore. Wer seid Ihr?«

»Der Mercur, Capitain Brande, von London nach Baltimore.«

Fast noch während dieser Worte kam er schnell auf die Brigg zu, neben dieselbe und fuhr, ohne anzuhalten und unter Hurrahruf, an ihr vorüber.

Aber unter den Passagieren, die das obere Verdeck bildeten, hatte Lord Montessor einen Mann erkannt, dessen Anblick ihm alles Blut aus dem Herzen nach dem Kopfe trieb.

Dieser Mann war Victoir L'Orient!

Wie kam er dorthin? Was war seine Absicht? Er fuhr gleichfalls nach Amerika. Nach Baltimore? Warum? Was konnte ihn dorthin führen? Wollte er Estelle verfolgen? Hatte er sie vielleicht mit Spionen umgeben und ihre

Flucht nach Amerkta – nach Baltimore entdeckt? Und wollte er sie dorthin verfolgen und dort peinigen?

Noch ehe sich diese Fragen im Geiste Lord Montresors vollständig gebildet hatten, waren sie von dem Mercur nochmals angerufen worden und dieser hatte sie weit hinter sich zurückgelassen.

Die Königin Charlotte, die, selbst wenn sie unter vollen Segeln bei gutem Winde fuhr, verhältnißmäßig »langsam und sicher« war, und sich weder durch das Beispiel des Mercurs, noch durch die Ungeduld ihrer Passagiere und ihrer Mannschaft in Aufregung bringen ließ, setzte ihre Reise mit derselben Gelassenheit fort.

An diesem Nachmittage und während der folgenden Nacht segelte sie vor dem Winde und erreichte am andern Morgen den Hafen von Fayal.¹

Dort sprach sie wieder den Mercur an, der eben den Hafen verließ.

Und dann sah die Königin Charlotte den Mercur noch einmal – ach! – Aber wir greifen vor.

Die Brigg blich im Hafen von Fayal zwei Tage lang, um einen Theil ihrer Ladung auszushippen und Fracht einzunehmen, sowie sich mit frischem Mundvorrath und Wasser zu versehen, und lichtete dann wieder die Anker.

Das Wetter blieb mit wenig Abwechselung am hellen Himmel, frischem Winde und ruhiger See mehrere Tage schön, und die Brigg machte gute Fortschritte auf dem Wege nach der Chesapeakebay.

¹Azoren.

Am Morgen des 20. August rief der Ausgucker:

»Land!« und die fernen Spitzen des Cap Charles und Cap Henry wurden sichtbar. Und eine Stunde nach Mittag gelangte die Königin Charlotte in die Bay.

In dieser Nacht legte sich der Wind plötzlich. Am folgenden Tage – einem Tage, dessen man sich an dieser Küste ewig erinnern wird – lag die Brigg ruhig unter einem glühenden Himmel und auf einer wellenlosen See.

Und jetzt schaudert mein Geist vor der Beschreibung der Ereignisse zurück, die jenen Nachmittag und die Nacht so entsetzlich machten – er schaudert sowohl in Folge des tiefen Grausens zurück, welches man empfindet, wenn man über die furchtbaren Szenen der Verheerung und des Sturmes zurückblickt, wo sich der Himmel und der Ocean im tödtlichen Kampfe treffen, und Feuer, Wasser und Luft – alle Elemente der organischen Natur, wieder in das ursprüngliche Chaos und Nacht zurückzusinken scheinen.

Der Tag – der 21. August, wo die Königin Charlotte von Windstille gefesselt in der Chesapeake lag, war, wie gesagt, still und heiß bei einer drückenden und erstickenden Atmosphäre gewesen. Obgleich man am Himmel kein Wölkchen, auf dem Wasser nicht die kleinste Welle erblickte, keinen Windhauch von irgend einer Seite spürte, schienen die alten erfahrenen Seeleute doch ernst und nachdenklich zu sein und blickten nach der Takelage ihres Schiffes, und der Capitain schritt auf dem Verdeck auf und ab und richtete das Auge einmal auf den Himmel, dann wieder auf die See und dann auf die Takelage.

»Was kann mit dem Capitain sein?« fragte ein unerfahrener Passagier einen zweiten.

»Er erwartet Windstöße,« antwortete dieser gleichgiltig, ohne zu glauben, was er sagte.

Hinten lehnten sich zwei nach Hause reisende junge Leute aus Baltimore über das Schiffsgeländer und schauten niedergeschlagen in das regungslose Wasser hinab.

»Hat man jemals eine solche See und einen solchen Himmel gesehen? Keine Welle, kein Hauch und eine Hitze, wie in der Hölle. Der Himmel gebe, daß sich der Wind bald erhebt,« klagte der Eine.

»Ja. Es ist wirklich unerträglich, hier vielleicht Tage lang fast auf Kanonenschußweite vom Hafen ruhig bleiben zu müssen,« murrte der Zweite.

»Siehst Du dort die zwei Landkrabben mit den Ellnbogen auf der Reiling?« bemerkte ein von der Sonne verbrannter, grauköpfiger alter Seemann gegen seinen Gefährten. »Sie wollen den Wind heraufrufen! Wartet nur, Ihr Bürschchen, und seid nicht ungeduldig! Der Wind wird aus Westen kommen und gleich mit Euch reden.«

Als der Mittag herankam, trat eine volle Veränderung in dem Aussehen des Himmels und des Wassers ein.

Es war keine Wolke zu erblicken, aber der ganze Himmel verdunkelte sich sichtbar und nahm eine dumpfe, neblige Kupferfarbe an.

Keine Welle kräuselte die Fläche des Wassers, aber das ganze Meer bebte sichtbar.

Es regte sich kein Windhauch, aber von Zeit zu Zeit kam eine leise, klagende Stimme über das Wasser, als ob die Natur über die bevorstehende Vernichtung trauere.

Der Capitain ging noch immer mit dem Fernrohr in der Hand auf dem Verdeck hin und her, machte Beobachtungen und gab von Zeit zu Zeit Befehle.

»Was halten Sie von dem Wetter, Capitain? Braut es einen Sturm?« fragte Lord Montessor, der zu ihm trat.

Der Capitain ließ das Glas sinken, richtete einen fragenden Blick, den man hätte auslegen können: »Glauben Sie wirklich, daß ich es Ihnen sagen werde?« auf den Fragenden und antwortete:

»Bei der Seele Nelson's! das kann ich Ihnen in diesem Falle nicht sagen, Mylord. Es ist vielleicht nur ein frischer Wind, der uns schnell in den Hafen führt, und dann kann es auch der verwünschteste Orkan sein, den man jemals an dieser Küste gesehen hat! – Hollah, Maat! Sorge dafür, daß die Blitzableiter aufgestellt werden!« rief er und wendete kurz von Lord Montessor ab, um den Befehl zu ertheilen.

»Ja, ja, Sir,« antwortete der Maat, der an den Hut griff und hinunter ging, um diesen Befehl auszuführen.

»Wenigstens haben Sie genügende Zeit, jede mögliche Vorsichtsmaßregel für die Sicherheit des Schiffes zu ergreifen,« fuhr Lord Montessor fort.

»Hm – hm – nun, es ist allerdings noch nicht gerade bei uns – gleichviel, was es sein mag! und ich und die Charlotte haben schon gar manchen Sturm mit einander durchgemacht, Sir; ich könnte Ihnen erzählen, wie

wir einmal um das Cap Horn gesegelt sind –« antwortete der Capitain und vertiefte sich in die Beschreibung eines Sturmes, die aber bald durch das Wiedererscheinen des Maaten unterbrochen wurde, welcher meldete, daß die Blickableiter aufgesteckt seien.

»Wie gesagt, Mylord, es ist nicht zur Vorbereitung auf Das, was vielleicht kommt. Es kann nur ein frischer Wind sein, der uns schnell in den Hafen führt, und ich werde die Segel daher noch nicht gleich einziehen lassen, obgleich es das Beste ist, wenn man sich bereit hält, dies auf das Schnellste zu thun. Maat!«

»Ja, ja, Sir.«

»Rufe alle Mann auf Deck.«

»Ja, ja, Sir.«

»Sie sollen sich bereit halten, die Leeseegel und Topsegel zu reffen.«

»Ja, ja, Sir.«

Ehe die Mittagsstunde vorüber war, nahm die Sonne eine dunkle, blutrothe Farbe an, und die furchtbare Stille der Elemente schien noch unheilverkündender zu werden.

Der Sturmgeist kam langsam – langsam herbei, und nahm endlich eine Gestalt an.

Eine schwarze Wolke, die nicht größer zu sein schien, wie ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, erschien im Westen am Horizont, gerade unter der Sonne.

Der Wind erhob sich mit einem Seufzer und hauchte über das Wasser, dessen Oberfläche er zu kleinen Wellchen kräuselte, setzte die Segel der Brigg in Bewegung und legte sich dann wieder.

»Die Leeseegel herein!« rief der Capitain.

Der Befehl wurde ausgeführt.

Die Wolke kroch schneller, immer höher herauf, und nahm an Größe und Finsterniß zu. Der Wind kam nochmals stöhnend über das Wasser, trieb die Wellen gegen die Fluth, ließ die Segel des Schiffes flattern und erstarb dann, wie vorher.

Noch ehe diese feierlichen Verkündigungen des Sturmes vollständig vorüber waren, erleuchtete ein blendender Blitzstrahl die ganze Atmosphäre, wie bei einer Feuersbrunst, und zeigte den ganzen Ocean, wie er sich in Bergen und Thälern erhob, und die Wolken und Wellen sich im wildesten Chaos mit einander vermischten.

Der Capitain verließ das Verdeck keinen Augenblick. Seine Gegenwart ermuthigte die Mannschaft, die wacker arbeitete. Aber es gelang ihren fast übermenschlichen Anstrengungen nicht, das Schiff auf die Rhede von Hampton zu bringen, wo es einen sicheren Zufluchtsort gefunden haben würde. Es wurde mit rasender Schnelligkeit an der Einfahrt vorüber getrieben. Und der Capitain verließ während dieser ganzen grauenhaften Nacht seinen Posten nicht eine Secunde.

Von Zeit zu Zeit machte ein Passagier, der mehr Kühnheit besaß, wie die Anderen, einen verzweifelten Versuch, auf das Verdeck zu kommen, aber selbst wenn er

nicht durch das Schwanken des Schiffes die Campanjeleiter hinunter gestürzt wurde, flüchtete er sich doch gern wieder zurück. Der Capitain verlor weder seine Geistesgegenwart, noch die Mannschaft den Muth. ersterer ertheilte seine Befehle entschieden, klar, nachdrücklich – Letztere gehorchte mit Bereitwilligkeit. Sämmtliche Segel waren nach einander gerefft worden, und das Schiff strich jetzt unter kahlen Stengen dahin. Es hielt den Sturm, wie es schon oft gethan hatte, wacker aus. Aber die Nacht blieb für seine wackere Mannschaft doch nicht ohne Unglück: eine schwere Welle, welche sie in der Mitte packte, riß drei von ihren wackeren Leuten hinweg, aber in der tiefen Finsterniß und bei den blendenden Blitzen unter dem betäubenden Lärme des Sturmes bemerkte man diesen Verlust nicht – er wurde erst am folgenden Morgen entdeckt.

Mitternacht war lange vorüber, als die Wuth des Sturmes sich einigermassen legte. Das Schiff trieb vor dem Winde her und der Capitain und der Maat ruheten, durch ihre furchtbaren Anstrengungen erschöpft, auf dem Verdeck, als der ferne Knall eines einzigen Kanonenschusses über das Wasser dröhnte.

»Ein Schiff in Noth! Du gütiger Himmel!! welche irdische Kraft kann ihm in einer solchen Nacht beistehen?« sagte der Capitain.

Der Mann gab keine Antwort, lauschte aber ängstlich auf eine Wiederholung des Signals.

Nach ungefähr drei Minuten wiederholte sich der Schuß. »Der Herr helfe uns,« sagte der Maat. »Ja freilich,

was kann für dasselbe geschehen? Wir fahren schnell auf dasselbe zu – wenn es heller Tag wäre, so könnten wir ihm helfen! Wenn es bis zum Tage aushält, so könnten wir vielleicht die Mannschaft retten. Was meinen Sie, Capitain?«

»Das hängt von den Umständen ab! Wenn es bei dem Umherwerfen im Sturme ein Leck bekommen hat, so muß es in wenigen Minuten sinken.«

»Aber wenn es auf eine Sandbank getrieben, oder auf den Strand geworfen worden ist?«

»Selbst dann ist es zweifelhaft, ob wir ihm helfen könnten. Wenn es auf Smith's Sandbank geworfen worden ist, wie ich fürchte, so könnten wir uns nicht einmal nähern, ohne sein Schicksal zu theilen.«

»Aber die Boote?«

»Würden bei dieser See nicht zu ihnen gelangen können.«

»Aber der Sturm legt sich vielleicht, ehe es zerschellt,« meinte der mitleidige, hoffnungsvolle Maat.

»Nun, der Himmel gebe es, denn wenn es so sein sollte, so können wir vielleicht Etwas nützen,« antwortete der Capitain.

Die Nothschüsse wiederholten sich alle fünf Minuten. Der Capitain, der Maat und die Mannschaft lauschten in ohnmächtigem Mitleid, oder sprachen in gedämpftem, feierlichem Tone, denn sie wußten recht gut, daß ohne die Unterstützung der Vorsehung bei ihren fast übermenschlichen Anstrengungen ihr Schicksal vielleicht ein gleiches hätte sein können.

Die Königin Charlotte flog inzwischen vor dem Winde dahin. Bei jedem Schusse schien das Schiff dem Klange nach näher zu sein.

»Wir nähern uns jenem Schiffe! Wir müssen aufpassen, daß wir nicht daran vorbeisegeln,« sagte der Capitain, indem er seinen Platz verließ und nach vorn ging, um Befehle zu ertheilen.

Der Schuß wurde noch einmal abgefeuert, dann hörte man keinen weiter. Als zehn bis fünfzehn Minuten vorüber waren, und die lauschende Mannschaft keine Wiederholung des Klanges vernahm, sagte der Capitain: »Gott stehe ihm bei, es ist verloren!«

Die Mannschaft beantwortete seinen Seufzer.

Der Tag dämmerte und die Sonne ging über einem wilden Schauspiel auf. Schwarze, zerrissene Wolken, die Fragmente des Sturmes, flogen am Himmel entlang. Der Wind war noch immer stark, und die Wellen gingen sehr hoch.

Die Königin, Charlotte trieb unter dicht gerefften Top- und Focksegeln vorwärts. Sie ließ scharf nach irgend einem Zeichen des Schicksals des Schiffes ausschauen, welches sie während der Nacht die Nothschüsse hatte abfeuern hören. Der Maat nahm seinen Platz vorn ein und durchforschte mit dem Fernrohre die Meeresfläche vor ihm, und so ließ er kaum eine Viertelstunde nach Sonnenaufgang plötzlich sein Glas sinken und rief:

»Ein Wrack auf der Sandbank vorn!«

Der Capitain kam schnell herbei, nahm das Fernrohr aus der Hand des Maaten, führte es an das Auge und überschaute den Horizont.

»Bei meinem Leben, es ist der arme Mercur! und wenn wir nicht gut aufpassen, so werden wir mit ihm zusammenrennen! Aufgeschaut, dort am Steuer, scharf gewendet. So! stetig! stetig!« rief der Capitain.

Das Schiff gehorchte dem Steuer und kam nach kurzer Zeit in der Nähe des Wracks an.

Es war ein furchtbares Schauspiel. Dort lag vor ihnen die Sandbank und das gescheiterte Schiff.

Der unglückliche Mercur war mit so furchtbarer Gewalt auf die Sandbank geworfen worden, daß sich sein Vordertheil tief in den Sand hineingewühlt hatte, während das Heck in die Höhe stand und den dritten Theil seines Kieles sehen ließ. Die Masten waren am unteren Ende abgebrochen und mit allen Segeln und Tauwerk nach vorn auf den Sand gestürzt. Und dort lag er gestrandet, zerschmettert, hilflos – jedem Angriffe des Windes und der Wellen ausgesetzt! Von Zeit zu Zeit setzte eine schwere Welle darüber hin. Als sie näher kamen, erblickten sie ein halbes Dutzend bleicher Unglücklicher, den Ueberrest der ganzen Mannschaft, die sich auf dem Hintertheil an das Geländer hielten, aber es kaum mehr im Stande waren. Das herbeikommende Schiff sah ihre flehenden Geberden.

Aber eine furchtbare See tos'te zwischen der Brigg und der Sandbank! Eine größere Annäherung würde der

Brigg unvermeidlich das nämliche Schicksal bereitet haben. Wenn sie ein Boot ausgesetzt hätte, wäre dies Nichts wie Wahnsinn gewesen! – Kein Boot hätte in einer solchen See einen Augenblick ausdauern können.

Aber die Königin Charlotte konnte und wollte nicht vorüberfahren. Das Einzige, was sie daher thun konnte, war, daß sie beilegte, um eine Gelegenheit zu erwarten, wo sie ihnen Hilfe leisten konnte, wenn sich vielleicht der Wind und die Wellen noch zur rechten Zeit beruhigten, daß sie Boote abschicken konnte.

Aber es war etwas Furchtbares, dort unthätig zu liegen, und eine Welle nach der anderen sich über jenem gefesselten, zerschlagenem Schiffe brechen zu sehen, und zu beobachten, wie sie mit jedem Schlage seinen Rumpf fast in Stücke rissen, und jedes Mal einen Theil seiner Takelage oder seiner Ladung mitnahmen. Und noch entsetzlicher war der Anblick jenes halben Dutzend Mitmenschen, die sich außer dem Bereich der Hilfe voll Verzweiflung an ihre schwachen Stützen klammerten.

Endlich erhob sich eine riesige Welle, bäumte sich, wie eine bewegliche, schaumgekrönte Klippe, und rollte auf das unglückliche Wrack zu.

Bei diesem furchtbaren Anblicke wurden alle an Befindlichen von Entsetzen erfüllt.

Die Riesenwelle erreichte die Sandbank, brach sich über dieselbe und das Schiff wurde umgestürzt.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens stieg von der Brigg empor.

Im folgenden Augenblicke war das Meer mit den des zerschmetterten Schiffes bedeckt, und aus dem siedenden Gewühl der Fluthen erhoben sich drei kämpfende Unglückliche.

Der Eine hämmerte sich an einer zerbrochene Spiere, die ihn oben erhielt.

Zwei Andere bemüheten sich einen Augenblick um den Besitz einer Planke, welche Beide ergriffen hatten, die aber nicht mehr wie Einen tragen konnte, und dann machte der Stärkere von ihnen, in welchem Lord Montessor Victoir L'Orient zu erkennen glaubte, die Hand frei und, stieß den Schwächeren hinunter, der sofort versank. Aber er hatte durch die Gewalt dieses grausamen Schlages selbst seinen Halt an der Planke verloren und verschwand in dem Gewühl der Wogen.

Der Dritte – der einzige Ueberlebende von dem Schiffbruch, der sich verzweiflungsvoll an das Stück seiner Spiere klammerte und mit jedem Augenblicke unfähiger wurde, sich festzuhalten, wurde von den Wellen unbarmherzig hin und her geschleudert.

Lord Montessor, der, an das Geländer gestützt, voll Ungeduld über seine Unthätigkeit dagestanden hatte, konnte diesen Anblick nicht länger ertragen. Sein edler, kühner Charakter gestattete ihm nicht, ruhig da zu stehen und ein Mitgeschöpf in so tödtlicher Gefahr hilflos zu sehen, ohne daß er danach verlangt hätte, sein eigenes Leben im Nothfall für seine Rettung auf das Spiel zu setzen. Lord Montessor war ein Mann von athletischem, kräftigem Bau, sowie heroischem Geist. Er war in allen

Fertigkeiten geübt, welche dazu geeignet sind, außerordentliche Muskelkraft und Gewandtheit zu entwickeln. Er rief einen Matrosen, ihm beizustehen, legte schnell die Oberkleider ab, befestigte ein starkes Tau um seinen Leib, und warf sich, trotz der eifrigen Einwendungen aller Umstehenden, in die kochende See.

Der Capitain, die Mannschaft und die Passagiere sahen ihm mit der größten Besorgniß nach.

Er theilte die Wogen und schwamm auf den ermattenden Unglücklichen zu. Der Wind und die Fluth begünstigten ihn, obgleich er drei Mal gewaltsam zurückgeworfen wurde. Aber trotzdem wollte er nicht das Zeichen geben, ihn wieder zurückzuziehen. Er schien entschlossen zu sein, den Schiffbrüchigen zu retten oder sein Schicksal zu theilen. Endlich hatte er es ebenso sehr einem scheinbaren Zufalle, wie seiner eigenen Kraft und Gewandtheit zu verdanken, daß er im Stande war, seine Absicht auszuführen – eine freundliche Welle nahm ihn auf den Rücken, warf ihn in die – Nähe der Spiere, er streckte augenblicklich den Arm aus und faßte den Mann – es war hohe Zeit. Die Kraft des Unglücklichen war erschöpft – er wollte eben loslassen! Eine Woge nach der anderen toßte über sie hinweg, als ob das Meer beschlossen habe, sie zu trennen, aber Lord Montessor hielt seine Beute fest, gab das Zeichen, die Leute auf der Brigg fingen an, das Tau einzuziehen und nach einigen Minuten befanden sich der Schiffbrüchige und sein wackerer Retter in Sicherheit auf dem Verdeck der Königin Charlotte.

Lord Montessor ließ seinen Schützling in den Händen der Matrosen und ging, ebenso wohl um sich den Schmeicheleien seiner Gefährten zu entziehen, wie um seine nassen Kleider zu wechseln, hinunter.

Inmitten des Grauens, womit er an das Schauspiel des Schiffbruches dachte, drängte sich eine Frage seinem Geiste auf. Victoir L'Orient war ein Passagier am Bord des unglücklichen Mercur gewesen – war er untergegangen oder gerettet? War er derjenige, welchen man auf der schwimmenden Planke seinen Gefährten niederschlagen und bei der grausamen Handlung hatte umkommen sehen? Hatte er sich wirklich unter der Anzahl von Passagieren befunden, die von dem Heck hinweggerissen worden waren? Oder hatte er sich vielleicht vorher in einem Boote entfernt, das vielleicht das Schiff im einer früheren Stunde des Unglücks mit der verzweifelten Hoffnung verlassen hatte, das Ufer zu erreichen, und war er vielleicht an dieses Ufer gelangt? – mit einem Worte, war er gerettet oder untergegangen? Diese Fragen drängten sich seinem Geiste unvermeidlich auf.

Und doch, Leser, müssen wir, sagen, daß Lord Montessor, wenn er in dem Manne, welchen er rettete, Victoir L'Orient vermuthet hätte, ganz ebenso sicher sein Leben bei dessen Rettung gewagt haben würde.

Das erschöpfte Opfer des Schiffbruches wurde inzwischen in die Kajüte des Capitains geschafft, mit trockener Kleidung versehen, mit Brod und Wein gestärkt und genöthigt, sich in eine Kojе zu legen und wieder Kräfte zu

sammeln. Der Capitain, der, wie alle Seeleute, ein ziemlich guter Arzt war, wollte nicht gestatten, daß sein Gast gefragt wurde, ehe er sich einigermaßen ausgeruht hatte.

»Und,« sagte der alte Seemann, »er ist auch wirklich die Prise Lord Montressors und soll von ihm zu allererst verhört werden.«

Der Fremde schien in der That dergleichen Ansicht zu sein, denn, nachdem er sich durch eine kurze Ruhe gestärkt hatte, ging seine erste Forderung, dahin, daß man ihm erlauben möge, seinen wackeren Retter zu sehen und ihm zu danken.

Diese Nachricht, wurde Lord Montessor überbracht, und er folgte der Aufforderung ohne Zeitverlust. Er begab sich in die Kajüte und setzte sich neben das Lager, auf welchem der schiffbrüchige Passagier ausgestreckt war.

Der Fremde schien ein Mann von ungefähr 22 Jahren, symmetrischer Gestalt und hübschem Gesicht mit zarter Hautfarbe, goldbraunem Haar und dunkelbraunen Augen zu sein.

»Es freut mich, daß ich Sie so weit wieder zu sich gekommen sehe, mein Freund,« sagte Lord Montessor und blickte den Geretteten mit freundlicher Theinahme an.

»Ich danke Ihnen, Mylord – ich bitte um Verzeihung, aber ich habe gehört, daß mein wackerer Retter der Viscount Montessor ist,« sagte der junge Mann und richtete die dunklen, ausdrucksvollen Augen mit forschendem Blicke auf das Gesicht des Lords.

»Das ist mein Name, Sir.«

»Und ich heiße Julius Levering. Ich bin aus Baltimore, Mylord, und nicht unbekannt mit dem Rufe Lord Montressors,« sagte der junge Mann.

Lord Montessor lehnte dieses Compliment ernst ab und erwiderte:

»Ich hoffe, Sie haben durch die Trümmer des Schiffes keinen Schaden gelitten, Sir?«

»Nein, ich danke Ihnen, Mylord,« antwortete Julius Levering, indem er sich nachdenklich mit der Hand über die Stirn fuhr, und setzte dann hinzu:

»Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen meine ewige Dankbarkeit für die Rettung meines Lebens angemessen aussprechen soll.«

»Danken Sie der Borsehung, mein werthester Sir, und nicht mir. Meine Handlung, war zu instinktmäßig, als daß sie Erwähnung verdiente,« erwiderte Lord Montessor.

»Aber, Mylord, Sie haben Ihr eigenes, wertvolles Leben auf das Spiel gesetzt, um das eines Fremden zu retten.«

»Wie ich es gewagt haben würde, um einen Feind zu retten. Die Handlung, war nur ein Impuls – ich darf sagen, unvermeidlich! Bitte, lassen Sie diesen Gegenstand fallen. Nun sagen Sie mir gefälligst, ob, so viel Sie wissen, noch andere Personen aus dem Schiffbruche gerettet worden sind?«

»Gütiger Himmel! ich weiß Nichts davon, Sir. Wir liefen gleich nach Mitternacht auf die Sandbank. Bei Tagesanbruch verließen vierzehn von uns das Schiff in einem offenen Boote, das keine Hoffnung zu haben schien, in

einer solchen See auszudauern; sie schifften sich in der wahnsinnigen Erwartung ein, die Küste von Maryland erreichen zu können. Ob das Boot das Land jemals erreicht hat, oder, wie höchst wahrscheinlich, untergegangen ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß außer mir Diejenigen, welche es vorzogen, zu bleiben und das Schicksal des Schiffes zu theilen, kein besseres Loos hatten, wie sie, gleichviel, was dies gewesen sein mag. Ehe jene letzte hohe Welle, welche über uns hinfegte – und selbst noch ehe wir Ihr Schiff erblickten, hatten wir mehrere von unseren Kameraden verloren, die von dem Winde oder den Wellen weggerissen worden waren. Unter Denen, die vor meinen eigenen Augen hinweggerissen wurden, befand sich eine arme alte, gebrechliche Französin – eine gewisse Madame L'Orient. Großer Gott! werde ich dies Bild jemals los werden können?«

ZEHNTES KAPITEL. DIE LEICHE.

So tief entsetzt Lord Montessor auch war, beugte er sich doch begierig vor, um weitere Auskunft zu erhalten.

Aber Mr. Levering, der durch den Gedanken an die erlebten Szenen überwältigt zu sein schien, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und schwieg.

Der Zweifel, welcher Lord Montessor beunruhigte, blieb ungelöst. Nach Dem, was er von Mr. Leverin hörte, konnte Victoir L'Orient mit dem Schiffe untergegangen, oder auch mit dem Boote gerettet worden sein – vorausgesetzt, daß Letzteres das Ufer erreicht hatte. Daß seine Mutter es vorgezogen hatte, auf dem Schiffe zu bleiben,

wo sie endlich umkam, war kein sicheres Zeichen, daß Victoir sie nicht dort verlassen hatte.

Da Lord Montessor endlich Mr. Levering nicht weiter durch Fragen über diesen unangenehmen Gegenstand peinigen wollte, und sich vielleicht auch bewußt war, daß er ein zu starkes Interesse an dem Schicksal Victoir L'Orient's nahm, so verabschiedete er sich von seinem neuen Bekannten und ging auf das Verdeck, damit Jener ausruhen könne.

Der Sturm hatte ausgetobt, der Wind und die Wellen waren, als ob sie jetzt ihr Ziel erreicht hätten, zur Ruhe gegangen.

Das Schauspiel auf dem Verdeck war ergreifend. Der Capitain, der Maat und die Mannschaft waren eifrig beschäftigt. Die eine Hälfte schickte sich unter Leitung des Capitains an, die Segel aufzusetzen, die andere ließ auf den Befehl des Maaten die Boote hinunter.

Der Capitain stand vorn und richtete sein Fernrohr auf die Sandbank, die sich, mit Seepflanzen, Muscheln und Trümmern des Schiffes bedeckt, jetzt aus den zurückweichenden Wellen erhob.

Lord Montessor trat zu dem Capitain, der sofort das Fernrohr herabnahm und sagte:

»Wir machen uns bereit, weiter zu segeln, Mylord. Aber zuerst werde ich die Boote nach der Sandbank schicken, um die Leiche zu holen, die dort angespült worden ist, um ihr wenigstens ein christliches Begräbniß, wenn auch nur in der Tiefe der See, zu geben! Dem

Aussehen nach glaube ich, daß es die Leiche jenes Mannes ist, der den Anderen von der Planke herunter schlug und dabei selbst ertrank. Da, überzeugen Sie sich selbst, Mylord,« und der Capitain übergab seinem Passagier das Fernrohr.

Lord Montessor erhob das Instrument und blickte aufmerksam nach der Sandbank. Ja, dort lag, von den Wogen auf den Sand geworfen und zum Theil in demselben vergraben und von Seegewächsen bedeckt, die Leiche eines Mannes! Ringsum waren zahlreiche Fragmente des zertrümmerten Schiffes, Ueberbleibsel der Ladung desselben – Spieren, Raaen, Planken, Fässer, Tonnen und Koffer, die mehr oder weniger gelitten hatten, umher gestreut. Lord Montessor wendete die Augen wieder von diesen Gegenständen die Leiche. Allerdings hatte sie einige Aehnlichkeit mit Demjenigen, der seinen Gefährten von der Planke stieß und dabei umkam, aber darüber hinaus konnte Lord Montessor zu keiner bestimmten Ansicht kommen. Er ließ das Fernrohr mit einem Seufzer sinken.

Jetzt wurden zwei Boote herabgelassen, bemannt und sie stießen ab.

Lord Montessor beobachtete sie mit den Augen, bis sie den Schauplatz des Schiffbruches erreichten, dann nahm er wieder das Fernrohr, um Ihre Bewegungen auf der Sandbank zu beobachten.

Die Männer in dem kleinen Boote landeten zuerst und hoben die Leiche auf, trugen sie in ihr Boot, wo sie dieselbe mit einem Segeltuch bedeckten, und kehrten

dann wieder nach der Sandbank zu den Leuten aus dem großen Boote zurück, die unter den Trümmern umhergingen und die Fässer, Tonnen und Koffer auswählten, welche den wenigsten Schaden gelitten hatten und der Rettung am ersten würdig waren. Als dies geschehen und das zweite Boot beladen war, schifften die Männer sich wieder ein und ruderten zu der Königin Charlotte zurück.

Das große Boot mit den geretteten Gütern erreichte die Brigg zuerst und wurde ausgeladen, ehe das kleine Boot – zu Ehren der Leiche, welche es trug, langsam mit abgemessenen Schlägen vorwärts getrieben – ankam.

Es fuhr an die Backbordleiter, wo der Capitain, der Maat und viele von den Passagieren versammelt waren, um es zu empfangen.

Die noch immer in das Segeltuch gehüllte Leiche wurde ehrerbietig herausgehoben, aufgehißt und auf das Deck gelegt.

Das Gesicht und die Brust wurden entblößt und der Betrachtung preisgegeben.

»Ist Jemand zugegen, der diese Leiche erkennt?« fragte der Capitain, vielleicht, nur als bloße Formsache, denn es stand nicht zu erwarten, daß irgend Jemand, außer dem schiffbrüchigen Passagier, der jetzt der Kajüte ruhte, im Stande sein könne, dies zu thun.

Viele drängten sich jedoch herbei, um die Züge der Leiche zu betrachten. Sie schien diejenige eines ungefähr dreißigjährigen Mannes von hoher, schlanker Gestalt, braunem Teint, schwarzem Haar und mit Zügen zu

sein, welche früher vielleicht regelmäßig und schön gewesen sein mochten, so weit ihre jetzige Erstarrung und Verzerrung den Beschauern ein Urtheil erlaubte.

Lord Montessor stand unter den Zuschauern und blickte mit verschränkten Armen und ernster Stirn auf das Gesicht des Todten. Und das durfte er wohl auch thun! Es war die Ursache all' seines Jammers – es war der Todfeind Estelle's – kurz, mit einem Worte, Victoir L'Orient lag todt vor ihm!

Niemand sprach.

»Nun?« fragte der Capitain, indem er ringsum auf die ernsten, auf die Leiche gerichteten Gesichter blickte.

»Ich kenne diese Leiche, Capitain Brownloe,« sagte die feierliche Stimme Lord Montessors.

Aller Augen richteten sich jetzt auf diesen.

»Nun, Mylord?« fragte der Capitain.

»Dies ist die Leiche eines Franzosen, Victoir L'Orient, eines Eingeborenen von Paris und früheren Passagiers des Mercur. Es würde auch gut sein, wenn seine Identität noch weiter durch Mr. Levering, den geretteten Passagier, festgestellt würde.«

Und nachdem Lord Montessor diese Worte gesprochen hatte, verbeugte er sich ernst und entfernte sich.

Die Leiche wurde wieder in das Segeltuch gehüllt und nach hinten auf das Heck getragen, wo man sie niederlegte und zudeckte, während die Vorbereitungen für das Begräbniß getroffen wurden.

Julius Levering kleidete sich nach einer Stunde in einen Anzug, den ihm der Kammerdiener Lord Montresors lieferte, und kam auf das Verdeck, um sich umzusehen. Als er hörte, daß eine Leiche aufgehoben und als diejenige Victoir L'Orients erkannt worden sei, fragte er, wo sie liege, und begab sich, nachdem er hierüber Auskunft erhalten hatte, nach dem Heck, um sie anzusehen. Als er dort ankam, bückte er sich, hob die Deke auf und blickte auf das Gesicht der Leiche.

Er war tief betrübt über das Schicksal des Mannes, neben dessen Leiche er in das tiefste Nachdenken versunken stand. Er schrak wie ein Verbrecher zusammen, als er eine Stimme neben sich fragen hörte:

»Ich bitte um Verzeihung, Capitain, aber kennen Sie diese Leihe?« sagte ein Mann in Livrée, der an den Hut griff, als er zu ihm kam.

»Ja, mein Freund, dies ist die Leiche Monsieur Victoir L'Orient's, meines Reisegefährten,« antwortete Mr. Levering, als er seine Fassung wieder fand.

»Ich bitte nochmals um Verzeihung, Capitain, aber sind Sie auch fest überzeugt, daß dies wirklich und wahrhaftig die Leiche Monsieur Victoir's ist?« wiederg der Neuhinzugekommene ungläubig.

»Das bin ich natürlicher Weise, Freund,« antwortete Mr. Levering ernst.

»Es kann doch nicht etwa möglicher Weise aus Versehen irgend Jemand anders sein, nicht wahr?«

»Ganz gewiß nicht.«

»Dann ist es mit der größten Gewißheit Monsieur Vic-
toir?«

»Mit der größten Gewißheit, ja,« antwortete Mr. Leve-
ring, der sich über das seltsame Wesen des Fragenden
wunderte.

»Und ist er ganz gewiß ertrunken?«

»Ganz gewiß.«

»Und sind Sie überzeugt, daß er *ganz* todt ist?«

»Können Sie das nicht selbst sehen?« fragte Mr. Leve-
ring, der zu glauben anfang, daß sein neuer Bekannter
ein Wahnsinniger sei.

»Ja – so sieht er allerdings aus, aber man kann sich
auf diese giftigen Schlangen niemals verlassen. Sie sind
so außerordentlich hinterlistig.«

»Hinterlistig?«

»Ja! Man kann ihrer nie sicher sein, wenn man sie
nicht kocht.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Ich meine, sie kommen so leicht wieder! – Glauben
Sie, daß *er* wiederkommen wird?«

»Was?«

»Glauben Sie, daß er nicht jetzt gleich wieder zum Le-
ben kommen wird?«

»Sieht er danach aus?« fragte Mr. Levering, der jetzt
vollständig überzeugt war, daß er es mit einem Wahnsin-
nigen zu thun habe.

»Nein, allerdings nicht! Aber wie gesagt, man kann auf
solche Geschöpfe kein Vertrauen setzen.«

»Ei, was meinen Sie?«

»Nichts, als daß der Monsieur da schon einmal Schiffbruch gelitten hat und ertrunken und gestorben ist. Und zwei Jahre darauf, als ihn Jedermann vergessen hatte, siehe, da kommt er wieder in das Leben und taucht höchst unpassend am unrechten Orte und zur unrechten Zeit auf, wie eine Schlange im Frühling, und macht vornehmen Leuten unendliche Ungelegenheiten.«

»Bitte, Freund, wer sind Sie denn?« fragte Mr. Levering den angeblichen Wahnsinnigen.

»Einer von den Stallknechten Sr. Lordschaft, Lord Montressors.«

»Aha!« rief Mr. Levering mit der Miene eines Mannes, dem plötzlich ein Licht aufgeht.

Die Leute, welche nach hinten kamen, um die Leiche für das Begräbniß vorzubereiten, unterbrachen das Gespräch. Die neuen Bekannten verließen das Heck zusammen. Der Stallknecht ging nach dem unteren Deck hinab, um mit den Matrosen zu plaudern, und Mr. Levering begab sich zu den an Bord geschafften geretteten Gegenständen. Es schien ihn große Beruhigung zu gewähren, als er einen Koffer dabei fand, welchen er sofort in Anspruch nahm und für sein Eigenthum erklärte.

Zu Mittag wurde die feierliche Ceremonie einse Begräbnisses zur See vollzogen. Die Mannschaft wurde auf das Verdeck gerufen, und der Capitain las unter ehrerbietigem Schweigen die ergreifende Liturgie der Episcopalkirche. Am Schlusse derselben wurde die Leiche feierlich der Tiefe übergeben.

Im Augenblicke darauf ging, die Königin Charlotte wieder unter Segel, und von dieser Stunde an wurde sie durch ununterbrochen schönes Wetter und ruhigem Wind begünstigt, bis sie am fünften Tage, einem schönen Sonntag gegen das Ende des August, bei Sonnenaufgang mit wehenden Flaggen im Hafen von Baltimore landete.

Am nämlichen Morgen nahm Lord Montessor von seinen bisherigen Gefährten Abschied und begab sich von dem Schiffe in sein Gasthaus.

Wenn irgend Etwas sein inniges Verlangen, Estelle zu trösten, hätte vermehren können, so würde es der Besitz der wichtigen Nachricht gewesen sein, welche er ihr jetzt mitzutheilen hatte. Er hielt das Auffinden des Ertrunkenen durch die Mannschaft der Königin Charlotte und seine Gegenwart an Ort und Stelle, daß er die Leiche als diejenige Victoir L'Orient's erkennen konnte, für eine Fügung der Vorsehung. Er war überzeugt, daß eine Gewißheit in Bezug auf das Schicksal dieses Menschen dem stürmischen Leben Estelle's endlich Friede geben mußte. Er hoffte gleichfalls, daß sie ihre Absichten danach ändern und über ihre Zukunft entscheiden werde. Und nachdem er jetzt im Hafen angekommen war, wurde sein Verlangen, sie aufzufinden, fast unerträglich. Aber der Sonntag mußte abgewartet, ja, trotz seiner schwachen menschlichen Ungeduld sogar gebührend geehrt werden! Er zwang sich zur Ruhe und ging zwei Mal an diesem Tage in die Kirche – da er die leise Hoffnung hatte, daß er vielleicht in der einen von den zweien, wohin er sich begab, möglicher Weise Estelle sehen würde, von

der er wußte, daß sie den Gottesdienst regelmäßig besuchte.

Und dann stand er am Montag früh nach einer Nacht schlafloser Spannung auf und nahm, sobald er nur die geringste Aussicht hatte, die Banquiers in ihren Comptoirs zu finden, einen Wagen und fuhr nach dem Local von Sommerville und Sohn. Er fand den älteren Associe schon an seinem Pulte, stellte sich vor und fragte nach der Dame, welche er suchte.

Anfangs wußte Mr. Sommerville *senior* Nichts von einer solchen Dame – hatte nie Etwas von ihr gesehem oder gehört, und war überzeugt, daß sie ihr Haus nie mit einem Besuche beehrt habe.

Aber bei diesem Punkte in dem Gespräche kam Sommerville *junior*, der an einem anderen Pulte gestanden und mit der Feder hinter dem Ohre zugehört hatte, herbei, und erinnerte seinen Vater an die schöne, in tiefe Trauer gekleidete englische Dame, welche von Gebrüder Scofield in London empfohlen und erst vor vierzehn Tagen bei ihnen gewesen war.

Dann – ja! o ja! Der alte Banquier erinnerte sich allerdings nicht der lieblichen Dame in Trauer, aber er erinnerte sich der schweren Wechsel, welche Gebrüder Scofield auf sie gezogen hatten, und die an – an wen waren sie ausgezahlt worden? Er sah in seinen Büchern nach und fand:

»Estelle Montessor.«

»Ja, das ist die Dame.«

Nun! die Dame hatte ihr Geld erhalten und sich entfernt. Das war Alles, was sie von ihr wußten. Und von ihnen erhielt Lord Montessor seine weitere Auskunft

ELFTES KAPITEL. SEINE MAJESTÄT DER INSELKÖNIG.

Während Lord Montessor seine Nachforschungen nach Estelle fortsetzt, müssen wir uns mit den Schicksalen einiger anderen Personen beschäftigen, die zu unserer Geschichte gehören. Aber zuerst erscheint uns ein kurzer Ueberblick des Verhaltens Victoir Orient's zum besseren Verständniß für den Leser nothwendig.

»Schwer ist's, der Menschen Handeln zu erklären,

Gleichviel, ob durch Verstand, ob durch Impulse
nur,«

schreibt Thomas Hood.

Es würde jedenfalls schwierig sein, die Beweggründe für das Verfahren, welches Victoir L'Orient gegen die unglückliche Dame einschlug, deren Mißgeschick ihren Frieden, wenn auch nicht ihr Schicksal in seine Gewalt gegeben hatte, befriedigend zu erklären. Man hätte natürlicher Weise glauben können, daß er, nachdem er begnadigt worden war, sofort nach England reisen und die Frau, welche er als seine Gattin beanspruchte, offen fordern würde, während ihre Hand noch frei war. Warum, er dies nicht that – warum er im Gegentheil lieber auf die Stunde wartete, wo sie ihre Hand einem Anderen reichen würde, um sie vor der ganzen Welt zu demüthigen,

ist das zu lösende Räthsel, hierfür lassen sich jedoch nur Vermuthungen anstellen.

Wenn wir jedoch nach dem urtheilen, was wir bereits von seinem Charakter wissen und von seiner Geschichte gehört haben, so ist es weder unverständlich, noch unwahrscheinlich, wenn wir vermuthen, daß es sich folgendermaßen verhielt:

Ein Mann, wie Victoir L'Orient, mit verdorbenem Geiste und Charakter, fühlt fast immer einen heftigen Widerwillen gegen eine Frau, die fortwährend in Gegensatz mit ihm gebracht wird, wenn diese Frau seine Gattin ist, von welcher er glaubt, daß sie rechtmäßiger Weise in allem unter ihm stehen und ihm ergeben sein sollte. Monsieur Victoir mußte bald die moralische und geistige Vortrefflichkeit des jungen Wesens erkennen, das er verlockt hatte, und in Folge dessen, an den großen Unterschied des Charakters zwischen ihm und ihr. Dies allein genügte, einen so eigennützigten Geist, wie den seinigen, zu reizen. Und wenn wir uns erinnern, daß Estelle noch außerdem unvermeidlich erst seine vollständige Unwürdigkeit entdecken und trotz ihrer Sanftmuth und Nachsicht gerade durch die Aufrichtigkeit und Unverdorbenheit ihres Charakters die Geringschätzung zeigen mußte, womit sie ihn betrachtete, so brauchen wir uns durchaus nicht zu wundern, daß seine selbstsüchtige Leidenschaft für sie im hohen Grade mit Haß gemischt war, und daß sein Verlangen sie zu besitzen, durch seinen Wunsch, sie zu demüthigen, wieder aufgehoben wurde.

Mit solchen Gefühlen und Aussichten schiffte er sich, nachdem er begnadigt, oder seine Zeit in Algier ausgehalten hatte, in dem *Duc D'Anjou* nach Frankreich ein. Er wurde von einem Corsaren aus dem Schiffbruch gerettet und wieder an die Küste der Barbarei zurückgeführt. Dort entfloh er und kehrte wieder nach Europa zurück.

Er kam nach England, um die Hand Estelle's zu fordern, oder, wenn ihm dies nicht gelingen sollte, ihren Eitern als den Preis für sein Schweigen und seine Entfernung Geld abzupressen.

Aber als er in Exeter ankam und von ihrer bevorstehenden Verbindung mit Viscount Montessor hörte, während er Nichts von dem guten genügenden Grunde wußte, welchen sie hatte, um ihn für todt zu halten, die schlechtesten Leidenschaften seines Charakters auf und er verwandte die ganze Schlaueit seines Geistes darauf, ein Mittel zu finden, um zu gleicher Zeit Estelle zu züchtigen und sich selbst zu nützen.

Da er nicht an der Gesetzmäßigkeit der Ceremonie zweifelte, durch welche er sich ihre Vermögen gesichert hatte, aber trotzdem fürchtete, daß ihr Vater, wenn er ihre Hand *jetzt* in Anspruch nehmen sollte, dazwischen treten und durch seinen bedeutenden Reichthum und Einfluß das Band lösen könnte, beschloß er mit dämonischer Schlaueit, sich zu mäßigen, eine Zeit lang seine Gegenwart zu verbergen, ihr zu gestatten, daß sie, ohne von seiner Anwesenheit im Lande Etwas zu ahnen, zum Altar ging, und dann mit einem Verhaftsbefehl gegen sich die Schlinge über ihr zuzuziehen.

Allerdings beabsichtigte er nicht, daß sie die höchste gesetzliche Strafe erleiden sollte, aber er wollte sie in den Augen der ganzen Welt herabwürdigen, so daß selbst ihre stolzen Eltern bereit sein würden, sie ihm als einziges Auskunftsmittel mit ihrem ganzen Vermögen zu überlassen. Um diesen Zweck zu erreichen, hatte er beschlossen, nach der Störung der Trauung durch die Verhaftung der Braut, mit der Familie Estelle's zu einer Erklärung und einem Vergleich zu kommen, und wenn sie seine Bedingungen annahmen, zurückzuziehen, so daß bei dem Prozeß vor den Geschworenen kein Beweis gegen Diejenige vorliegen solle, die dann frei, wenn auch gestürzt sein, und ihm ohne Weiteres überlassen werden mußte.

Zum Glück für Estelle durchschaute ihr Advocat, Lord Dazzleright, sogleich die Absichten der Kläger. Und die Art und Weise, wie der Anklage begegnet und die Verteidigung bei der Voruntersuchung geführt wurde, raubte Monsieur Victoir die falsche Hoffnung, daß er in den Besitz Estelle's kommen könne und erweckte zugleich die ganze Rachgier seines Geistes, die ihn antrieb, sie verfolgen zu lassen, soweit es das Gesetz nur möglich machte.

Bei der Verhandlung hatte die Rede des Richters an die Geschworenen – bei welcher dieser es deutlich ablehnte, über die Giltigkeit der angeblichen ersten Trauung zu entscheiden, und erklärte, daß dies Sache der Geistlichen Gerichte sei – seine Hoffnungen wieder geweckt.

Nach dem Schlusse des Prozesses beschloß er, der Spur Estelle's zu folgen und bei dem geistlichen Gericht eine

Bittschrift einzureichen, daß man seinen Ansprüchen Gehör schenken solle.

Er entdeckte bald die Flucht Estelle's von London und ihre darauf folgende Einschiffung nach Baltimore.

Er schiffte sich, um sie zu verfolgen, auf dem Mercur ein, der nach dem nämlichen Hafen bestimmt war.

Aber Monsieur Victoir hatte noch einen anderen Beweggrund zu seiner Reise nach Amerika der bald klar werden wird.

Die am tiefsten gesunkenen und unglücklichsten Menschen haben möglicher Weise doch einiger Freunde, lieben, oder von denen sie geliebt werden. Und dieser elende Victoir hatte seine Mutter, die zärtlich an ihm hing, und einen Reisegefährten, den er zärtlich liebte. Der Name des Letzteren war Julius Luxmore. Wie er zuerst mit diesem jungen Manne bekannt geworden war, brauchen wir jetzt nicht zu berichten. Es genüge, wenn wir sagen, daß er ihn seit ungefähr zwei Jahren kannte.

Von dem Augenblicke der Einschiffung Victoir L'Orient's an war in seiner Stimmung eine Reaction eingetreten und er in eine Dürsterkeit und Abspannung versunken, welche Personen seiner leichtsinnigen Nation oft unterworfen sind. Und diese Niedergeschlagenheit nahm mit jeder Meile zu, bis sie, als sie ungefähr halb über den atlantischen Ocean gekommen waren, geradezu Verzweiflung wurde. Er verbrachte den größten Theil des Tages damit, daß er sich über das Geländer des Schiffes lehnte, düster in das Meer blickte und zuweilen vor sich hin murmelte:

»Ich werde Etoile nie wieder sehen! Nein, ich werde Etoile nie wieder sehen!«

Eines Nachmittags stand er so mit auf das Geländer gestützten Armen, das Kinn in die Hand gestützt und die Augen fest auf die schäumenden Wellen hinter dem Schiff gerichtet am Heck, als sein Freund zu ihm kam, seinen Ellnbogen berührte und heiter sagte:

»Nun, Kamerad! Glaubst Du, daß wir einer verborgenen Klippe nahe sind? Und machst Du Deine Augen zu Bleikugeln, um zu sondiren? Was betrachtest Du?«

»Mein Grab,« antwortete der Franzose in melancholischem Tone.

»Man darf an solche Dinge nicht so denken, sonst bringen sie uns zum Wahnsinn,« wie die zartherzige Lady Macbeth sagt.«

»*Mais, mon Dieu!* werde Etoile nie wieder sehen! Ich werde Etoile nie wieder sehen!«

»Denke nicht so lebhaft darüber nach! Ich glaube, Du hast Alles zu hoffen! Du mußt ihre Neigungen nicht nach ihren Handlungen beurtheilen. Bedenke, daß sie vor Lord Montessor und nicht vor Dir geflohen ist.«

»Gütiger Himmel! Wer redet von ihr? Ich spreche nicht von Estelle, meinem Satan von einer Frau,« Victoir achselzuckend.

»Von wem denn? Etoile – Etoile – den Namen habe ich nie gehört, Monsieur Victoir hat sich vielleicht über die Abwesenheit Madame Estelle's getröstet?« fragte Luxmore in spöttischem Tone.

»Ach! Nein, nein,« antwortete der Franzose in ebenso düsterem Tone – »ich spreche von meinem Kinde – meiner Tochter – meiner schönen kleinen Etoile.«

»Deinem Kinde!« rief Luxmore erstaunt.

»Ja, mein Freudn! *Mon Dieu*. Ja, meiner Tochter! Meiner theueren Etoile!«

»Aber Du hast mir nie Etwas davon gesagt, daß Du ein Kind hättest.«

»Aber ja, *mon Dieu*! Ich habe eins! Ich habe dies vor Jedermann geheim gehalten. Höre mich an! Du sollst es hören. Jenes satanische Weib, Estelle, hat ein Kind geboren – eine Tochter.«

»Ist es möglich! Und diese lebt noch?«

»Ja, ja! O, schöne Etoile! Meine Inselprinzessin! mein Stern der See!« rief der Franzose mit wirklichem oder erheucheltem Enthusiasmus.

»Du setzest mich in Erstaunen! Und ihre Mutter?«

»Weiß Nichts davon, daß sie am Leben ist. Höre mich an, ich will Dir Nichts verbergen. Sie – hat einen Onkel – den Inselkönig!«

»Wie! Was?« rief jener erstaunt.

»Ich habe einen Onkel – den Inselkönig.«

»Mein armer Victoir! Hat der Schmerz Deinen Verstand zerrüttet?«

»Warum?«

»Jetzt hast Du eben von Deiner Tochter als Inselprinzessin gesprochen, aber da Du sie auch einen Stern der See nanntest, so hielt ich beide Phrasen nur für figürlich.

Da Du jetzt jedoch ernsthaft von Deinem Onkel sprichst, der Inselkönig ist –«

»Aber, *grand Dieu!* Mein lieber guter Freund, Du verstehst mich nicht! Ich habe einen Onkel, der Junggeselle ist – alt und reich und schon lange Zeit auf einer Insel im Meere lebt! Aber *mon Dieu!* er hat den Verstand verloren, und ist wahnsinnig,« sagte Victoir im Tone wahren oder erzwungenen Schmerzes.

»Das bedaure ich, da es Dir unangenehm ist. Aber ich kann nicht begreifen, was Dein wahnsinniger Onkel mit dem Leben Deiner Tochter oder der Unwissenheit ihrer Mutter zu schaffen hat.«

»Aber meiner Treu! Er hat sehr viel mit Beiden zu schaffen! Höre mich an! Ich werde Dir Nichts verbergen. Siehst Du, Du sollst Alles hören.«

Und Monsieur Victoir L'Orient fing eine Erklärung an, die wir kurz wiedergeben wollen.

Aus den Darstellungen Victoir's ging hervor, daß die Familie L'Orient einst wirklich dem alten Adel der Provence angehört hatte. Der jüngere und natürlicher Weise ärmere Zweig dieser Familie gehörte zu der Gesellschaft französischer Katholiken, welche die Emigranten Lord Baltimore's begleiteten und die Provinz Maryland colonisirten.

Diese Familie siedelte sich auf einer der lieblichsten und abgelegensten Inseln der Chesapeake an, und blieb seit jener Zeit mehrere Generationen nach einander in

ausschließlichem Besitz derselben, ja, es schien ihr innigstes Verlangen, ihre erbliche Leidenschaft zu sein, diese geliebte schöne Insel in der Familie zu erhalten.

Während dieser langen Jahre stockte der Verkehr zwischen dem europäischen und dem amerikanischen Zweige des alten Hauses nicht. Im Gegentheil, mehrere Heirathen hatten die Verwandtschaft noch befestigt. Wenn daher ein Erbe der Insel zur Mannheit kam, so beschränkte sich seine Wahl einer Braut auf die Zahl der mannbaren heirathsfähigen Cousinen in Frankreich. Oder wenn eine Tochter die einzige Erbin war, so wurde unter den Jünglingen derselben ein Mann für sie gefunden.

Der amerikanische Zweig des Hauses wurde zur Unterscheidung L'Orient de L'Isle genannt. Aber dieser Beiname wurde im Laufe der Zeit ein zweiter Familienname oder eine Art Titel, so daß der Besitzer der Insel immer Monsieur L'Orient de L'Isle genannt ward. Und jeder europäische L'Orient, welcher eine einzige Erbin der Insel heirathete, wurde durch sie gleichfalls Monsieur L'Orient de L'Isle – obgleich er von seinen amerikanischen Nachbarin an der Küste einfach Monsieur de L'Isle genannt wurde.

Man weiß recht gut, daß fortwährend Verbindungen in ein und derselben Familie keine günstigen Resultate liefern. Es ist daher kein Wunder, daß die Familie L'Orient de L'Isle allmählig ausstarb. Und der letzte Abkömmling, Monsieur, Hubert de L'Isle, der seine Cousine heirathete, hatte weder Söhne noch Töchter, die ihm folgen konnten.

Der europäische Zweig des Hauses, der in Frankreich geblieben war und in andere Familien geheirathet hatte, blieb dagegen ein schönes kräftiges Geschlecht.

Und zu diesem gehörte der Vater Monsieur Victoir's.

Aber der Monsieur Victoir hatte, wie gesagt, einen Onkel, den älteren Bruder seines Vaters. Dieser Onkel, Monsieur Henri L'Orient, war ein Junggeselle und Original und gehörte seiner politischen Ansicht nach zu den Royalisten und Anhängern der Bourbonen. Er hatte nur eine einzige große Leidenschaft, und diese war für – Inseln! Oder ich sollte vielmehr sagen, für die Familieninsel in der Chesapeake, deren voraussichtlicher Erbe er war. Er machte während des Lebens Monsieur Hubert de L'Isle's und seiner Gattin verschiedene Reisen nach der Chesapeake und verbrachte mehrere Monate auf der Insel.

Er liebte den Ort auf das Innigste, lobte ihn überschwenglich und seine Glückwünsche gegen die Besitzer waren ebenso eifrig, wie feurig.

»Sie gleichen hier einem König und einer Königin! Sie befinden sich in Ihrem Inselreiche! Ihr Königreich wird nur durch das unendliche Meer begrenzt!«

So wurde er ein großer Günstling der kinderlosen alten Leute, die lachend antworteten:

»Aha, gut. Wenn es so ist und wir König und Königin sind, so bist Du der Prinz und Erbe des Königreichs.«

Und bei ihrem Tode hinterließen sie die Insel an Monsieur Henri L'Orient, und im Fall Letzterer ohne Kinder sterben sollte, an Victoir L'Orient und dessen Erben.

Monsieur Henri L'Orient war 60 Jahre alt, als er sein Erbe antrat. Es stand nicht zu erwarten, daß er in diesem Alter eine Frau nehmen und der Vater von Söhnen und Töchtern werden würde. Er lud daher seinen jüngeren Bruder mit seiner Familie ein, ihn in sein Inselreich zu begleiten. Aber seine Schwägerin, die zu jener Zeit jung, schön, beliebt und lebenslustig war, zog die Salons von Paris der lieblichsten Insel auf der Welt vor. Und so nahm Monsieur Henri Abschied von seinen Verwandten und reis'te allein nach seinem Königreiche ab.

Und es verflossen Jahre, während deren der Greis zu sehr an seiner Insel hing und seine Verwandten in Paris das Vergnügen zu sehr liebten, als daß ein Austausch von Besuchen möglich gewesen wäre.

Aber fünfzehn Jahre nach der Trennung war Madame Wittwe, ohne Jugend, Schönheit oder Reichthum. Und ihr guter Schwager schrieb ihr und schlug ihr vor, daß sie zu ihm kommen, ihren Sohn mitbringen und bei ihm wohnen solle.

Aber, o Grauen! Madame konnte an Nichts dergleichen denken! Sie zog es vor, lieber in Paris auf ihre Klugheit zu vertrauen, wie fortzugehen und unter »Mulatten und Schlammschildkröten auf dieser Insel der Bay« zu leben.

Und Madame eröffnete mit Beihilfe ihrer Freunde das *Pensionat des Demoiselles*.

Es verflossen fünf Jahre, und der alte Monsieur wurde in der Einsamkeit seines Inselreiches immer älter. Mochte

es nun die Folge abgeschiedenen Lebens, des herankommenden hohen Alters, oder des Unglücks seiner geliebten Bourbonen, der dies Alles im Verein sein, aber der Geist des alten Mannes wurde in einer Hinsicht gestört, und seine große Leidenschaft zu einer Monomanie, sein Scherz zum Ernste, sein Besitzrecht an der Insel erschien ihm als die Souverainität eines Königreiches, und seine Briefe an seine Schwägerin und seinen Neffen wurden unterzeichnet – und zwar mit strenger Formalität, wie sie ein wahrer Monarch angewendet haben würde: –

»*Henri, von Gottes Gnaden, König der Inseln.*«

Denn als seine Monomanie zunahm, bildete er sich ein, daß sich seine souveraine Herrschaft über sämtliche Inseln der Bay erstreckte. Anfangs, als seine Briefe kein weiteres Zeichen der Verstandesstörung des Schreibers gaben, hielt seine Schwägerin diese Unterschrift für einen eigenthümlichen Scherz, wie er es auch vielleicht zuerst gewesen sein mochte. Aber als ein Brief nach dem anderen ernsthaft auf diese Weise unterzeichnet kam, und als er außerdem noch sein heftigen zu erkennen gab, ihren Sohn, den »Prinzen«, seinen Neffen, zu sehen, gingen Madame die Augen auf.

»Das unglückliche alte Geschöpf ist toll!« sagte sie – »wir müssen nach ihm sehen.«

Aber gerade, als Madame zu diesen Entschlusse kam, nahmen ihre eigenen Familienangelegenheiten ihre Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch. Ihr Sohn, Monsieur Victoir, war wegen Hochverraths verhaftet, und die

junge Gattin Victoir's hatte ein Kind bekommen, das versteckt werden mußte, ihr Pensionat brach zusammen, ihr Ruf wurde vernichtet, und aus allen diesen Gründen ward endlich eine Veränderung des Wohnplatzes unumgänglich nöthig. Sie wartete nur den Ausgang des Processes Victoir's ab, und als er nach Algier gesendet wurde, raffte sie den Ueberrest ihres Vermögens zusammen, verwandelte das Ganze in Gold, nahm ihre gestohlene Enkelin, welche sie aus geheimen Beweggründen deren Mutter jetzt als todt vorstellte, und reis'te nach Dijon. Von dort schrieb sie an Ihren Schwager, »Sr. Majestät, dem Inselkönig«, daß ihr Sohn, der »Prinz«, sein Nefte, durch seine unerhörte Anhänglichkeit an die Bourbonnen unglücklich geworden und jetzt nach Algier verbannt sei. Aber »Se. Hoheit« habe ein Kind, eine junge Tochter, einen Engel an Schönheit, hinterlassen, und was solle sie mit diesem Kinde anfangen?

In Zeit von einigen Monaten kam dies Antwort des Alten. Der Inselkönig sprach die höchste Bewunderung für den Heldenmuth seines Neffen, des »Prinzen«, und die tiefste Betrübniß für sein Unglück aus, und schloß mit der Bitte an seine unglückliche Schägerin, daß sie die »Prinzessin«, ihre Enkelin, an seinen Hof bringen möge, wo sie erzogen werden solle.

»Gütiger Himmel! Das alte Geschöpf ist wirklich toll! Ich hoffe, daß er nicht gefährlich ist. Nun, wenn er das sein sollte, so sind seine Negersklaven stark genug, ihn auf meinen Befehl zu binden. Und wer wird ein besseres

Recht haben, dort zu befehlen, wie ich, wenn ich dort hin komme?« sagte Madame, die als ebenso entschlossene, wie muthige Frau sofort an den Inselkönig schrieb, daß sie ihrem Briefe bald folgen und die Ehre haben werde, die Prinzessin an dem Hofe Sr. Majestät vorzustellen. Und so schickte sich Madame nach einigen Wochen mit dem Kinde auf der Sirene ein, die von Havre nach Baltimore ging, und verabredete mit dem Capitain, daß er sie bei L'Orient oder East Island an das Land setzen solle.

Nach einer glücklichen Reise von zwei Monaten und an einem schönen Maimorgen wurde Madame zeitig geweckt, damit sie sich zur Ausschiffung bereit machen solle. Wenn es nothwendig war, konnte sie schnell mit ihrer Toilette fertig werden, und sie stand daher zwanzig Minuten, nachdem sie die Augen aufgeschlagen hatte, auf dem Verdeck, und sah sich nach vielbesprochenen, der geliebten, schönen Insel um.

Dort lag sie vor ihr in ihrer idealen Lieblichkeit, wie ein Smaragd am Busen der Bay! Eine schöne, grüne Insel mit Hügeln und Thälern, klaren Bächen, grauen, moosbedeckten Felsen und schattigen Haienen, die von den blauen Fluthen umschlossen wurden, welche in der Morgensonne wie eine lebende See von durchsichtigen Saphiren blitzten! Der üppige Pflanzenwuchs der Insel hätte eine lebhaft, zarte, frische Farbe, die eben so eigenthümlich, wie lieblich war. Tief im Inneren stiegen aus der Mitte der grünen Schönheit des Haines die vielen hohen Thürmchen und Fahnen eines großen, gut eingerichteten

Hauses empor; aber am Lande stand eine höchst interessante Gruppe – nämlich »Se. Majestät der König der Insel«, und die obersten Diener seines Hofes – mit einem Worte, Monsieur Henri und ein halbes Dutzend seiner Neger.

Madame betrachtete ihn mit einer Art Bestürzung. Sie hatte erwartet, einen sehr alten, hinfälligen Wahnsinnigen zu finden. Seine Majestät war im Gegentheile, obgleich achtzig Jahre alt, doch noch einer der schönsten Männer, den sie jemals gesehen hatte, – groß, breit-schulterig und fest, mit frischem edlem Gesichte, das von dichten schneeweißen Haaren und Bart umgeben wurde. Er trug einen purpurnen Morgenrock von Cashmir, der wie ein königlicher Mantel gegürtet war. Sein Benehmen war würdevoll und artig, als er zum Empfang seiner Gäste bereit stand. Die sechs Neger, welche ihn begleiteten, waren zierlich in weiße Beinkleider und rothe Hemden gekleidet, und zeichneten sich durch ihr gesundes, munteres Aussehen aus.

»Ganz gut! Der Verrückte und seine Bedienten sind kein schlechter Anblick,« dachte Madame, als sie das Boot mit dem Kinde auf den Armen verließ.

Monsieur, Henri kam mit der Würde eines großen Monarchen herab und ihr entgegen.

»Willkommen, erlauchte Frau und geliebte Schwester! Willkommen an unserem Hofe, in unserem Reiche und an unserem Herzen!« sagte er, indem er ihr beide Hände entgegenstreckte.

»Ich danke, Monseigneur!« antwortete Madame; aber da sie durch die Kleine auf ihren Armen gehindert wurde, konnte sie die Artigkeit nicht anders erwiedern.

»Ei, wie geht das zu, daß Madame, meine Schwester, ohne ihr Gefolge kommt? Und hat die Prinzessin, meine, Nichte, keine Dienerschaft?« rief Monsieur Henri mit höchst entsetzter Miene.

»Madame, die Herzogin die Berry hatte nicht mehr, als sie in der Vendée umherirrte,« sagte Madame gesetzt.

»O, erbärmliches Land! – O, unglückliche Prinzessin!« rief der Greis, indem er die Hände erhob und die Augen zum Himmel aufschlug. Dann sagte er: »Geben Sie mir das erlauchte Kind,« er nahm dasselbe mit der feierlichen Miene eines Bischofs, der im Begriff gestanden hatte, es zu taufen, aus ihren Armen, und rief einem seiner Neger zu: »Kommen Sie, Monsieur Louis.«

Ein großer, bejahrter Mann von sehr schwarzer Farbe und sehr weißen, Haaren, der, wie die Anderen, in ein rothes Hemde und weiße Beinkleider gekleidet war, näherte sich und verbeugte sich ehrerbietig.

»Dies ist mein Majordomo, Madame,« sagte Monsieur de L'Isle, indem er den Herbeikommenden vorstellte.

Dann legte er das Kind feierlich dem alten Neger auf die Arme und sagte zu ihm:

»Empfangen Sie Ihre Prinzessin, Monsieur Louis, und tragen Sie dieselbe vor uns nach dem Palaste! Ich folge mit Madame!«

Der alte Neger nahm, ohne daß eine Muskel seines sehr verständigen Gesichts sich gezuckt hätte, das Kind

und ging die schattige Allee, nach dem Hause vor ihnen her.

»Erhabene Frau und theuere Schwester, wollen Sie meinen Arm annehmen?« fragte Monsieur Henri mit einer Verbeugung, indem er ihr seine Dienste mit der Miene eines Ritters ohne Furcht und Tadel anbot.

»Ich danke, Monsieur,« antwortete die erhabene Frau, indem sie ihm gestattete, ihren Arm in den seinigen zu legen und sie durch den schönen schattigen Gang, die Anlagen und die Blumen, welche hauptsächlich aus Rosen bestanden, zu führen. Diese erfüllten die ganze Insel mit ihrer Gluth und die Luft mit ihrem Wohlgeruch. Sie wurden immer zahlreicher, wenn man sich dem weißen Hause mit seinen vielen hohen Kaminen und der großen Vorhalle näherte. Sie kletterten an den Säulen hinauf, die Frieße entlang, und beschatteten die Fenster.

»Welcher schöne Ort!« sagte Madame entzückt.

Monsieur Henri führte sie die weißen steinernen Stufen hinauf, durch die Vorderthüre und in eine weite Halle, wo mehrere halb offene Thüren zu beiden Seiten zahlreiche, geräumige Zimmer in ihrer Sommereinrichtung mit Strohmatten, weißen, Vorhängen, Leinendecken und Blumen sehen ließen, während die weit geöffneten Thüren auf der hinteren Seite einen schönen Anblick auf Gärten, Weinberge und Obstanlagen gewährten, die sich nach dem Ufer hinabsenkten.

»Willkommen an meinem Hofe, erlauchte Frau,« sagte Monsieur de L'sle, indem er die erste Thüre zur Rechten öffnete und seinen Gast in ein hübsches, luftiges Zimmer

führte. Er geleitete sie zu einem Lehnstuhl, ließ sie auf denselben setzen und klingelte dann.

Auf diesen Ruf erschien eine hübsche Mulattin mit anständigen Zügen und von ungefähr dreißig Jahren, die sich verbeugte und dann auf Befehle wartete.

»Das ist Mademoiselle Madeleine, Ihre erste Kammerdame, Madame,« sagte Monsieur Henri, und stellte damit die Frau ihrer neuen Gebieterin vor.

»Und nun, Mademoiselle, führen Sie Ihre erhabene Herrin in ihr Zimmer. Monsieur Louis? – Ah! da sind Sie. Uebergeben Sie die Prinzessin der Obhut Mademoiselle's.«

Die Frau nahm das Kind, verbeugte sich gegen Madame und ging ihr die Treppe hinauf nach einer Reihe von Gemächern rechts von der Eingangshalle voran, deren zahlreiche Fenster auf die schönen Anlagen der Insel und die umliegende See gingen, und deren Sommermöbel mit der höchsten Sorgfalt für Bequemlichkeit und Eleganz geordnet waren.

»Meiner Treu! Der Verrückte versteht hauszuhalten,« dachte die Dame, dann wendete sie sich zu Monsieur Louis und entließ ihn.

Der Alte verbeugte sich tief und entfernte sich, und Madeleine ging gleichfalls mit ihrer Pflegebefohlenen fort.

Madame nahm den Kopf in beide Hände.

»Ja!« sagte sie, »es unterliegt keinem Zweifel, daß ich verrückt bin oder es bald werden muß! Da komme ich

am äußersten Ende der civilisirten Welt an, und was finde ich? Einen stattlichen Verrückten, der sich Inselkönig nennt und ein paar wilde Mulatten, die mich in den eleganten Phrasen, der Tuilerien anreden und seinen Titel anerkennen. – Ah! da kommt Mademoiselle, meine Kammerdame gerade zur rechten Zeit!«

Die Rückkehr der Mulattin machte dem Selbstgespräch Madame's ein Ende und erinnerte sie dann, daß es angemessen sein würde, wenn sie ihre Toilette machte. Mit Hilfe Madeleine's wurde das schwarze Atlaskleid angelegt, die gut gefärbten, schwarzen Locken gekräuselt, der weiße Spitzenkragen und die Handschuhe angezogen und Madame war bereit, zum Frühstück hinabzugehen.

Louis, der vor der Thüre gestanden hatte, verbeugte sich und ging der Dame voran, um ihr den Weg nach dem Frühstückszimmer zu zeigen.

Es war ein köstliches Gemach, recht von der Halle, und die Dielen waren mit Strohmatten bedeckt. Die zahlreichen mit Musselinvorhängen versehenen Fenster gewährten den Anblick schöner grüner Wiesen, die mit dem zarten hellen Pflanzenwuchs des Frühlings bedeckt waren und durch Obstbäume in voller Blüthe Abwechslung erhielten.

Der mit feinem weißen Damast gedeckte, einem Silberservice und weißem Sevresporzellan geschmückte Tisch war mit allen Seltenheiten der Jahreszeit versehen.

Monsieur des L'Isle (wenn der Leser nicht vorzieht, daß wir ihn den Inselkönig nennen) stand in Bereitschaft,

um Madame an den Tisch zu führen, eine Galanterie, welche er mit der stattlichen Artigkeit eines Guise oder eines Medici vollbrachte.

Louis nahm an einem Tische zwischen den zwei offenen Fenstern Platz, von wo aus er Kaffee, Thee oder Chocolate reichte.

Madame fand reichliche Beschäftigung durch die Beobachtung ihres Wirthes. Sie verwickelte ihn in ein Gespräch, da sich hoffte, das Maß seiner Verrücktheit er-messen und ausfindig machen zu können, ob und wie sie am besten seinen alten Händen die Herrschaft über sein Besitzthum entlocken könnte – zuerst, ob sie dies nicht im Stande sein würde, ohne ihre Zuflucht zum Gesetz zu nehmen, und dann, ob sie es nicht selbst mit Hilfe desselben thun könne. Zu dem Ersten war wenig Aussicht vorhanden – der Geist des Greises zeigte sich in jeder anderen Beziehung, wie dieser einzigen, mit einer Kraft, Klugheit und Entschiedenheit begabt, welche bewies, daß er höchst wahrscheinlich selbst für die schlaueste Frau kein Gegenstand der Beherrschung werden würde. Und für das Zweite bot sich keine Gewißheit dar, denn obgleich er in einer Beziehung unzweifelhaft von Verstand war, würde er doch bei dem ersten Argwohn über ihre Absicht, ihn einer ärztlichen oder gerichtlichen Untersuchung zu unterziehen, sicher so viel Schlaueit gehabt haben, seinen Wahnsinn zu verbergen – und hierin hätten ihn seine zwei gebildeten Slaven, Louis und Madeleine, jedenfalls unterstützt, da sie aus irgend einem Grunde unzweifelhaft seine Manie begünstigten.

Madame war jedoch nicht die Frau, welche eine Absicht schnell aufgegeben oder an deren Ausführung verzweifelt hätte.

Und diese ganze Zeit über, während ihr Kopf eifrig mit dem Entwerfen von Plänen beschäftigt war, überschüttete sie der Greis, das voraussichtliche Opfer ihrer Ränke, mit Artigkeiten und Aufmerksamkeiten.

Als das Frühstück vorüber war, richtete sich Madame ihre persönliche Bedienung ein. Sie behielt Madeleine als Kammerjungfer, und ein hübsches Mulattenmädchen, Namens Coralie, die jüngere Schwester Madeleine's, wurde zur Wärterin der »Prinzessin Etoile« ernannt, Frivole, der Bruder dieser Mädchen, als Page und Ausläufer, aus den Gärten in das Haus genommen, und die Haushaltung Madame's war vollständig.

Der folgende Tag war Sonntag. Madame war eine fromme Katholikin, und besuchte die Messe gewissenhaft. Hier bot sich ihr eine Schwierigkeit dar, an die sie früher nicht gedacht hatte. Wo und wie sollte sie der Messe beiwohnen? Sie klingelte.

Ihr Mädchen erschien auf ihren Ruf.

»Madeleine, wie weit ist es nach dem Festlande?«

»Ungefähr fünfzehn Meilen.«

»Ganz wohl. Wie weit ist die nächste katholische Kirche von hier?«

»St. Inigo, die nächste, Madame, ist fünfzig Meilen von hier.«

»So weit! Ei, Madeleine, mein Schwager, Dein Herr, Se. Majestät, der König der Inseln, war doch immer ein guter Katholik, als er Monsieur Henri hieß?«

»Und der ist er auch noch, Madame.«

»Aber gute Katholiken sind verpflichtet, die Messe jeden Sonntag einmal zu hören?«

»Ja, Madame.«

»Ja, Madame!« Es ist ganz schön, wenn Du sagst, »ja, Madame!« Aber, wie auf der Welt willst Du diese Nachlässigkeit von Seiten Deines Herrn mit Deiner Erklärung in Einklang bringen, daß er noch immer ein guter Katholik sei?«

»Aber Madame wird verzeihen, Sie folgern zu schnell. Mein Gebieter vernachlässigt seine Christenpflichten nicht. Der Gottesdienst wird jeden Sonntag im Schlosse abgehalten.«

»Es ist also wahr, daß heute früh hier Messe gelesen werden wird?«

»Ja, Madame.«

»Aber wer wird sie lesen?«

»Unser heiliger Vater, der Papst.«

»Geh' zum – ich meine, gehe voraus.«

Madame hätte sich in ihrer Entrüstung fast erlaubt, lästerliche Worte anzuwenden.

Madeleine ging, ohne sich durch die Aufregung ihrer Herrin stören zu lassen, vor ihr her, die Treppe hinunter bis an die Thüre der Kapelle, welche sich in einem schönen Zimmer im Erdgeschoß befand.

Madame trat ein und fand sich in einem Gemach, das als Kirche eingerichtet war.

Am oberen Ende stand ein Altar, der mit Heiligenbildern und Statuetten verziert, mit Blumenkränzen geschmückt und durch zahlreiche Wachslichter erleuchtet war.

Aus einem silbernen Rauchfasse, das vor demselben brannte, stieg ein angenehmer Duft empor, der die Luft erfüllte. Dunkle Transparentroileaux an den Fenstern brachten einigermaßen die Wirkung bemalten Glases hervor, und bewirkten eine ebenso glänzende wie feierliche Atmosphäre. Zwischen den Fenstern erblickte überall das Bild eines Heiligen oder eines Engels. Die Kirchstühle waren durch Reihen zierlicher weißer Bänke ersetzt. Sämmtliche Slaven der Inselplantage waren in ihren reinen, weißen Sonntagssommerkleidern versammelt und verhielten sich ruhig und andächtig. Vor dem Altar stand mit dem Rücken gegen die Versammlung ein sehr großer, würdevoller, alter Mann mit der dreifach gekrönten Mitra in päpstlichem Gewande.

Madame sank in Folge der Erschöpfung, welche das höchste Erstaunen hervorgebracht hatte, auf den nächsten Platz. Was hatte das zu bedeuten? Wer war dieser Mann? Wer durfte es wagen, ein untergeordneter Priester, Bischof oder Erzbischof, oder selbst ein Cardinal, das päpstliche Gewand anzulegen?

Jetzt erklangen die Töne einer Orgel und erfüllten die Luft. Sie sah sich um und erblickte die Orgel, die sich hinter ihr und neben der Thüre befand, durch welche sie

hereingekommen war, aber ein Schirm von der halben Höhe des Instruments verbarg den Organisten ihren Augen. Was konnte dies Alles bedeuten?

Aber die Messe hatte begonnen, und Madame war eine zu fromme Katholikin, als daß sie Zeit mit dem Denken verloren hätte, wenn es Zeit zum Beten war. Sie sank daher auf die Kniee und fing in gehöriger Form und unzweifelhaft mit der strengsten Wahrscheinlichkeit an, sich jeder möglichen Sünde auf der Liste anzuklagen. Und in Ihrer Andacht enthielt sie sich des Umherblickens und vermied es, ihre Augen zu dem geheimnißvollen Greise zu erheben, der am Altare Messe las.

Als sich der Priester endlich am Schlusse der Feierlichkeit gegen die Gemeinde umdrehte, feierlich die Hände ausstreckte und das *Deo gratias* anstimmte, erhob Madame die Augen und erkannte zu ihrem unaussprechlichen Entsetzen Monsieur Henri!

»Gut! das ist besser wie alles Uebrige! Er ist die ganze Woche über König und am Sonntag Papst. Aber es würde Todsünde von mir sein, wenn ich Diesen Wahnsinn noch länger fortdauern ließ. Ich würde mir den König sechs Tage gefallen lassen. Papst! heilige Jungfrau! nein, dem muß ein Ende gemacht werden. Ich werde einen Vorwand erfinden, um zur Stadt zu gehen, mir von ihm einen Kahn geben lassen, nach dem Festlande und der Hauptstadt hinüber fahren, und mir einen Verhaftsbefehl wegen Verrücktheit gegen ihn ausfertigen lassen. Ich werde keine Zeit verlieren! Ich will es morgen thun.«

Während Madame diese Entschlüsse faßte, zerstreute sich die Versammlung ruhig. Da dieses Zimmer nur einen Eingang hatte, so kam der Priester selbst herab und blieb, als er an seinem Gaste vorüberging, stehen, streckte die Hände auf das Feierlichste über ihrem Kopfe aus und sagte ernst und langsam:

»Benedicite, ihr erlauchte Tochter!« und ging dann mit abgemessenen Schritten weiter.

Der Sonntag war auf der Insel ein Tag des Himmels – wie die Insel selbst ein irdische Paradies.

Die fünfzig Neger, welche an diesem Tage von jeder Arbeit frei und in ihre Festanzüge gekleidet waren, wanderten in Gruppen umher auf den grünen Feldern, an den murmelnden Bächen oder dem Silberstrande des Ufers, oder saßen bei einander in den schattigen Hainen, oder ruhten an der Erde ausgestreckt unter einem riesigen Baume, oder versammelten sich in einer großen Laube um einen von ihnen, der aus dem Buche der Bücher lesen gelernt hatte, oder vereinigten ihre Stimme zu einem Dankpsalm, der freudig aus diesem grünen, blühenden Eiland aufstieg und die ganze sonnige Luft mit Harmonie erfüllte. Und auf den herrlichen Tag folgte eine Mondscheinnacht, und ihre sonntäglichen Erholungen schlossen mit der Versammlung aller Neger und dem Singen eines Abendliedes. Dann trennten sie sich, nachdem sie das einfache Sonntagsabendessen zu sich genommen hatten, das sie aus Kaffee, Kuchen und Obst bestand und unter den Bäumen aufgetragen wurde.

Und Monsieur Henri saß nicht, mehr als Papst, sondern als König auf der Galerie an der Vorderseite seines Hauses mit seiner Nichte auf dem Kniee, seiner Schwägerin neben sich und den beiden Lieblingsdienern, Madeleine und Louis, in der Nähe, und sah den verschwindenden Gestalten seiner Leute nach, die in Gruppen von zwei bis drei oder mehr Personen nach ihren hübschen weißen Hütten gingen.

»Ich glaube, meine Unterthanen sind glücklich, theure Schwester! wenigstens lasse ich es mir angelegen sein, sie dazu zu machen! und sie lieben mich! ja, sie lieben mich! Das erhält mich in meinem hohen Alter,« sagte der Greis.

Und gewiß gab es auch kein glücklicheres Volk, wie diese Untergebenen des guten Greises – diese Unterthanen eines Königs aus eigener Machtvollkommenheit.

Sie scheinen zufrieden und glücklich zu sein,« sagte Madame.

»Es bleibt ihnen Nichts zu wünschen übrig, und sie dagegen lassen mir auch Nichts zu wünschen übrig. Außerdem habe ich auch seine Regierungssorgen – Louis besorgt alle meine Angelegenheiten,« fuhr der Greis mit der Miene unendlicher Befriedigung fort.

Am folgenden Tage hat seine Majestät seine erlauchte Schwester um eine geheime Unterredung, bei welcher er sie um eine vollständige genaue Darstellung des Unglücks ihres erlauchten Sohnes des Prinzen bat. Und Madame gab ihm einen entstellten Bericht über die Sache

und erzählte ihm, daß Monsieur Victoir nach einer Colonie verbannt worden sei, weil zu Gunsten der Bourbonen conspirirt habe, und daß ihn seine junge Frau, eine englische Dame von hohem Range, in seinem Unglück, verlassen hätte. Während der Greis diese Erzählung anhörte, schien er zwischen überschwenglicher Bewunderung für den Heldenmuth seines Sohnes und tiefem Schmerz über dessen Unglück getheilt zu sein.

Dann sprachen sie von den Angelegenheiten der Insel. Und Madame erkannte aus Allem, was sie sah und hörte, daß Monsieur Henri de L'Isle, trotz seiner Monomanie und, vielleicht gerade in Folge derselben, einer der besten Herren, und weisesten Gebieter sei, der wirklich verdiente, mit dem dreifachen Titel, welchen er in Anspruch nahm, König, Priester, und Vater seines Volkes genannt zu werden.

Bei seiner Ankunft auf der Insel hatte er Louis und Madeleine vorgefunden – ein hübsches verständiges Geschwisterpaar, von denen ersterer zwanzig, letztere zehn Jahre alt war. Er hatte ihnen Beiden Lesen, Schreiben und die Buchführung gelehrt. Sie waren ihm Beide ganz ergeben, und in den zwanzig Jahren seit welchen er auf der Insel wohnte, hatte sich zwischen ihm und ihnen eine Anhänglichkeit entwickelt, die eher der vertrauten Freundschaft Gleichgestellter, wie der gegenseitigen Achtung eines Herrn und seiner Diener glich. Aber ihre ehrerbietige Liebe für ihren Herrn wurde zum Götzendienst. Keine Abgeschmacktheit, mit sich der Greis in Folge seiner

Manomanie schuldig machte, konnte ihrem ehrfurchtsvollen Gesichte ein Lächeln entlocken. Sie schienen ihn wirklich lieber für einen König halten, wie zugeben zu wollen, daß er ein Wahnsinniger sei. Ihre vorsichtige Ehrerbietung gegen ihn, ließ sie nie auf einen Augenblick in Verlegenheit bringen, Madame mochte noch so unerwartete verwirrende Fragen über den Wahnsinnigen, ihren Herrn, an sie richten – ihre Antworten waren immer schnell bei der Hand, ernst, ehrerbietig und unverfänglich.

»Bitte, wie lange ist es her, daß Monsieur Henri das Glück hat, die ganze Woche König und am Sonntag Papst zu sein?« fragte Madame an demselben Vormittag Louis.

»Für uns fortwährend, seitdem er sich als solcher zu erkennen gegeben hat, Madame,« antwortete Louis mit einer ehrerbietigen Verbeugung.

»Hat Monsieur Henri auf, dem Festlande Freunde und Nachbarn?« fragte die Dame Madeleine.

»Sehr viel, Madame.«

»Und wissen sie, daß er verrückt ist?«

»Das können sie nicht wissen, da er es nicht ist,« antwortete die Frau ehrerbietig.

Und Madame konnte nie, weder Louis noch Madeleine, noch irgend einen anderen Neger auf der Pflanzung zu dem geringsten Zeichen verlocken, daß sie argwöhnten, es stehe mit dem Hirn ihres Herrn nicht ganz wie sollte.

Diese Geschwister waren die Hauptstützen ihres alten Herrn. Louis leitete seine Farm, die Obstanlagen, die

Weinberge, den Garten und die Fischerei und besorgte den Verkauf der Erzeugnisse des Ganzen. Madeleine führte sein Haus, hielt den Tisch und die Garderobe in Ordnung, und pflegte ihn bei jeder Unpäßlichkeit. Madame erkannte sofort, daß sie selbst im Hause überflüssig sei, daß sie keine andere Stellung einnähme, wie die eines geehrten Gastes, der gern immer bleiben durfte, von dem man aber weder erwartete, noch wünschte, daß er sich die geringste Mühe gäbe, oder in die Leitung des Haushaltes mische. Diese Stellung war ihrem Gefühl durchaus nicht angenehm, und sie beschloß sofort ihren Entschluß auszuführen, noch am nämlichen Tage nach dem Festlande überzusetzen und sich gegen ihren Schwager einen Verhaftsbefehl wegen Wahnsinn zu verschaffen. Nachdem sie von Monsieur Henri erfahren hatte, daß die Insel zu der Grafschaft Northampton gehöre und die Grafschaftsstadt Eastville seit, bat sie um die Erlaubniß, die Barke zu benutzen und sich nach jener Stadt fahren zu lassen, wo sie, wie sie sagte, für sich und das Kind einige Sommerstoffe einzukaufen wünsche.

Monsieur Henri gewährte ihr dies mit der herzlichsten Artigkeit, und setzte hinzu, daß er selbst die Ehre haben werde, seine geliebte Schwester zu begleiten.

Dies war eine ganz unerwartete Schwierigkeit. Seine Gegenwart mußte ihre Absicht vereiteln. Sie bat daher, daß er sich nicht die Mühe nehmen möge, sie zu begleiten, und seine Bequemlichkeit und Gesundheit berücksichtigen solle.

Aber Monsieur de L'Isle ließ sich an Artigkeit nicht übertreffen. Er versicherte seiner Schwägerin, daß es ihm außerordentliches Vergnügen machen werde, sie nach Eastville zu begleiten. Und er theilte ihr ferner mit, daß er selbst Geschäfte bei Gericht habe, die seine persönliche Gegenwart erforderten.

Es blieb ihr daher weiter Nichts zu thun übrig, wie sich in die Nothwendigkeit zu fügen, und ihr Vertrauen auf die Umstände zu setzen. Und da er selbst wirklich vor Gericht ging, so wurde sie vielleicht gerade dadurch in den Stand gesetzt, ihn ohne Schwierigkeit den Händen der Behörde zur sicheren Aufbewahrung zu übergeben. Sie nahm daher seine Dienste mit großem Danke an.

Er theilte ihr jedoch mit, daß ein ganzer Tag dazu erforderlich sein würde; nach Eastville zu reisen und wieder zurückzukehren, und daß er daher mit ihrer Erlaubniß, Befehl geben wolle, die Barke bei Sonnenaufgang am folgenden Tag in Bereitschaft zu halten.

Auch in diese Anordnung willigte sie mit scheinbarer Dankbarkeit.

ZWÖLFTES KAPITEL. DIE TOCHTER DES SEEMANNES.

Wie herrlich ging am folgenden Tage die Sommersonne über jenem grünen, blühenden, duftigen Eilande auf!

Madame blickte von dem mit Rosen bekränzten Balcon ihres Vorderzimmers auf das köstliche Schauspiel hinaus. Die ganze Insel war mit glänzendem Grün bedeckt, funkelte von Thautropfen und wurde von Millionen Rosen in jeder möglichen Gestalt geschmückt. Es gab Haine

von Zierbäumen von lieblicher Schönheit und Wohlgeruch, die blühende Mandel mit ihrem zarten Duft und den herrlichen weißen Blüthen, die aussahen, als ob ich eine Decke von Sommerschnee über ihre eleganten Blumen ausgebreitet habe, die Granate mit ihrem leuchtenden grünen Laube und den harlachrothen Glocken, der stattliche mit den strahlenden Blumen, die königliche Catalpa mit ihrem Wohlgeruch, die fürstliche Magnolia mit ihren tiefgrünen glänzenden Blättern und sämtlichen Wohlgerüchen Arabiens in ihren reinen weißen Kelchen, Obstgärten mit Pfirsichen, Aepfeln, Kirschen, Apriosen und Pflaumenbäume, die sämtlich mit ihren rothen, weißen oder bunten Blüthen bedeckt waren; Gänge zwischen blühenden Johannisbeeren, Stachelbeeren und Himbeeren, und endlich schimmerten durch die Zweige der duftigen blühenden Acacien an dem weißen Strande die schneeigen Segel der leichten Barke, der »Sylphide«, die im Morgenwinde wie die Flügel eines schönen Seevogels flatterten – und dahinter blitzte und funkelte die dunkelblaue See und über Alles die carmoisinrothe, purpurne und goldene Pracht der aufgehenden Sonne.

Madame hatte dieses erhabene schöne, bezaubernde Bild kaum in sich aufgenommen, als Louis an die Thüre ihres Zimmers klopfte und meldete, daß das Frühstück, das Boot und sein Herr auf die Befehle Madame's warteten.

Sie ging nach dem Frühstückszimmer hinab, wo sie den Tisch gedeckt und Monsieur Henri zur Reise gerüstet fand.

Und nachdem das aus köstlichem Kaffee, zartem Brod, frischer Butter und Eiern, Obst und Rahm bestehende Mahl genossen war, sagte Monsieur Henri, auf die Befehle Madame's warte und führte sie nach der Barke.

Die Sylphide war ein schönes Segelboot, außen hellgrün und im Innern weiß und roth bemalt. Sein Verdeck und die Takelage und Segel waren reinlich und zierlich, wie das Gesicht, die Hände und die Kleidung einer Dame. Von dem großen Maste flatterte ein schneeweißes Wimpel mit den goldenen Lilien von Frankreich.

Vier schwarze Matrosen in zierlichen Strohhüten, blauen Hemden und weißen Beinkleidern standen auf dem Verdeck und warteten auf ihre Befehle. Sie zogen die Hüte vor ihrem Gebieter und der Dame, als die Beiden erschienen.

Monsieur Henri half Madame auf das Verdeck steigen, und setzte sie auf einen behaglichen geflochtenen Stuhl unter einem Thronhimmel im Heck.

Louis nahm seinen Platz am Steuer ein, die vier Matrosen traten an die Winde, der Anker wurde gelichtet, die Segel füllten sich und die Sylphide schoß auf die blaue, blitzende Fluth hinaus.

Als sie um die östliche Spitze kamen, mußten sie wenden und um die Halbinsel fahren, um nach der Küste von Northampton zu gelangen, die im Westen lag. Nach einer angenehmen Fahrt von drei Stunden erblickten sie das Festland mit seinen Bergen und Thälern und den dunkelgrünen Wäldern und Wiesen.

Es war ein schönes, aber einsames Ufer.

Auf der ganzen Ausdehnung desselben war nur ein einziges Haus zu erblicken – ein altes, halbverfallenes, graues Steingebäude, das weit draußen auf einer Landspitze stand, die sich in das Meer hinaus erstreckte und halb durch die alten Waldbäume bei demselben verborgen wurde.

»Das ist Brandes Landspitze, wo wir landen,« sagte Monsieur Henri, ging dann nach vorn, und befahl den Leuten, die Segel einzuziehen und dort, wo sie sich befanden, Anker zu werfen.

Hierauf wurde ein kleines Boot ausgesetzt, Monsieur Henri und Madame stiegen in dasselbe und Louis folgte ihnen, nahm das einzige Ruder und führte sie schnell nach dem Ufer, das sie nach Verlauf weniger Minuten erreichten.

Monsieur half Madame aus dem Boote, nahm ihren Arm unter den seinigen, und fing mit Hilfe eines Stockes mit goldenem Knopfe an, den unebenen Abhang des Ufers hinaufzusteigen.

Als sie auf der Höhe ankamen und in gleicher Linie mit dem alten verfallenen Hause standen, kamen drei bis vier hübsche gesunde Knaben von wildem Aussehen herausgelaufen, um zu erfahren, wer komme. Zwei große neufundländer Hunde, die auf den zerbrochenen steinernen Stufen lagen, sprangen auf, wurden aber augenblicklich durch das Erscheinen eines sehr hübschen schwarzlockigen Mädchens von ungefähr 13 Jahren beruhigt, die an die Vorderthüre trat, ihren beiden Günstlingen die Hand auf die Köpfe legte und sagte:

»Lege Dich, Wind! Lege Dich, Welle! Betracht Euch gut, Ihr Jungens! Seht Ihr denn nicht, daß es Monsieur Henri ist?«

Und die Hunde fügten sich, noch immer knurrend, mit Widerstreben, und die hübsche Brünette kam die alten mit Moos bewachsenen Stufen herab, und ihren Gästen entgegen.

»Willkommen, Monsieur Henri! Sie müssen den Hunden verzeihen. Sie haben Sie natürlicher Weise gekannt und sie haben nur gegen die Fremde Einwendungen gemacht,« sagte das braune Mädchen, indem es dem alten Herren die Hand reichte, die dieser ergriff, kräftig drückte und festhielt, während er sagte:

»Ach, Barbara! Barbara! Immer hübscher wie je, mein wackeres Mädchen! Ei, was bist Du für eine Jungfrau! und wie befindet sich der alte Capitain? Wie, Barbara? Und der hübsche junge Maat?«

Das junge Mädchen lachte und ließ dabei eine Reihe der weißesten und gleichmäßigsten Zähne sehen, die einen blendenden Gegensatz zu ihren Kirschlippen, der nußbraunen Hautfarbe und den schwarzen Haaren und Augen bildeten. Sie war jung und arglos, als daß sie bei einer solchen Frage hätte erröthen sollen.

»Der Capitain ist wieder fort? Nicht wahr, Barbara?«

»Ja Sir, mit einer Ladung nach Havanna. Er wird ost-indischen Zucker und Syrup mitbringen.«

»Ei, was bist Du für eine geschäftskundige Barbara! Du weißt ja Alles?«

»Ja ja, Sir!« rief Barbara lachend; »und hören Sie, Monsieur –« sagte sie, indem sie sich geheimnißvoll zu ihm herabbückte und so leise flüsterte, daß nur die letzten Worte ihrer Mittheilung zu verstehen waren – »für Madame.«

»O, Barbara, Du abscheuliche kleine Schmugglerin! Ich sollte Dich den Behörden überliefern!«

»Nein, nein, Monsieur. Sie sind für Madame – die Confituren,« sagte das Mädchen.

»Für Madame? Ganz wohl. Ich habe Dich Madame noch nicht vorgestellt! Das muß ich thun,« sagte er, ergriff ihre Hand mit drolliger Förmlichkeit, drehte sich nach der Dame um und setzte hinzu: »Madame L'Orient, mein Schatz Barbara, die Tochter meines wackeren Capitain Brande, des Besitzers und Befehlshabers der guten Brigg Kelpie, die zwischen dieser Küste und Westindien, den Bermuden, Süd-Amerika, England – jeder möglichen Gegend, fährt! *Ma belle* Barbara begleitete den Capitain früher auf allen seinen Reisen, aber jetzt bleibt sie zu Hause und beaufsichtigt die Jungen, während ihr Vater zur See ist, und treibt ein wenig Schmuggel, wenn er nach Hause kommt – nicht wahr?« fragte er scherzhaft, indem er dem Mädchen an das Kinn griff.

»Nein – nein, Monsieur!«

»*Mon Dieu!* sie hat einen Korb mit westindischen Confituren versteckt, der nie einem Zollhause zu nahe gekommen ist! Aber sie pfuscht nicht im Schmuggel! O nein, das thut sie nicht! *Eh bien!* Sie sagt, sie wären für Madame bestimmt, wir wollen sie entschuldigen und ihr danken.«

»Wollen Monsieur und Madame hereinkommen und ausruhen?« fragte das Mädchen.

»Nein, nein, mein Kind – aber kannst Du uns den alten Wagen geben? Wir wollen nach Eastville fahren.«

»O ja, Monsieur. Wollen Sie, daß ich fahre?«

»Nein, mein Kind, ich habe Louis bei mir, und wenn das auch nicht der Fall wäre – Gottes Tod! Glaubst Du denn, daß ich behaglich da sitzen und Dir erlauben würde, die Zügel zu führen?«

»Monsieur ist sehr artig, aber er weiß, daß ich gewohnt bin, Passagiere von der Küste nach Eastville zu führen.«

»Nicht, wenn es Herren sind, meine Schöne! Aber wie bald können wir den Wagen bekommen?«

»Wenn Sie und Madame hereinkommen und sich setzen wollen, so werde ich die Pferde sogleich anspannen!«

»Durchaus nicht, Kleine! Sage meinem Diener, wo er sie finden kann – er wird es thun.«

»Aber Monsieur,« sagte das Mädchen lachend, »wenn Sie unser Haus oft besuchen, so werden Sie mich verziehen! Ich werde den Gebrauch meiner Hände verlernen und sie weich und weiß werden lassen, wie die einer Dame.«

»Der wackere junge Maat der Kelpie wird Nichts dagegen haben, meine Schöne!« erwiderte der alte Herr, als er sich umschaute und Louis das Ufer heraufkommen sah, diesem winkte und ihm befahl, nach dem Stalle zu gehen, den Wagen herauszuholen, die Pferde, einzuspannen und vorzufahren.

Louis verbeugte sich und gng nach einer auffälligen Reihe grauer, steinerner Gebäude in einiger Entfernung hinter dem Wohnhause, die vermuthlich vor langer Zeit den Namen Stall verdient hatten.

Da die Gäste es ablehnten, in das Haus zu kommen, so lief Barbara hinein, um Stühle für sie zu holen.

Während sie dies that, rief Madame, nachdem sie sich umgesehen und im Geiste das Schauspiel der Verödung mit der lieblichen Insel verglichen hatte, von der sie heute früh fortgegangen waren:

»Was ist das für ein auffälliges altes Haus! Wie kann der Besitzer ein so hübsches Gebäude zu Grunde gehen lassen?«

»O, ich weiß nicht! Mein guter Freund, Capitain Brande, taugt nur für das Wasser und sein ganzes Geschlecht zu Nichts anderem. Er gehört zu der Klasse alter Seewölfe, die diese Küste seit ihrer ersten Ansiedelung und noch vorher fortwährend besucht haben! Er hat die Erbin dieses ganzen Besitzthums – die Mutter Barbara's – geheirathet, und als sie starb, hinterließ sie ihm diese und ihre drei kleinen Brüder. Barbara hat dem Vater das Haus geführt und bei den Kindern Mutterstelle vertreten, und mehr kann man von dem armen Kinde nicht verlangen! Aber Sie sehen, wie der Capitain das Haus hat verfallen lassen.«

»Aber sagen Sie mir,« fragte Madame, »wollen Sie sagen, daß dieses junge Mädchen mit den Kindern hier Tag und Nacht ohne Schutz an diesem einsamen verlassenen Platze bleibt?«

»Nicht ganz; sie hat zwei treue Neger, ein altes Ehepaar, die sie Neptun und Amphitrite nennt. Und dann diese Hunde! Eine jede von diesen Bestien könnte einem starken Manne an den Hals springen und ihn niederreißen.«

»Und was meinen Sie mit der Schmutzgelei?«

»Ei, meine kleine Barbara geräth nach ihren Salzwasserahnen, die mit Ausnahme derjenigen, welche Piraten waren, sämmtlich Freihändler gewesen sind.«

»O! Und dieses junge Geschöpf gleicht ihnen!« sagte Madame in frommem Entsetzen.

»Ich könnte nicht sagen, daß dies in ihren seeräuberischen Neigungen der Fall wäre, aber was ihre freihändlerischen Liebhabereien betrifft, so versichere ich Ihnen, dieses junge Geschöpf hat so großen Wohlgefallen an der Freibeuterei, daß ihr eine geschmuggelte Aloe besser schmecken würde, wie die köstlichste Apfelsine, für welche der Zoll bezahlt worden wäre! Die kleine Sünderin! Eben jetzt flüsterte sie mir zu, daß sie hundert Büchsen mit westindischen Confituren besitze, von denen keine einzige im Zollhause gewürzt worden sei! Und wie liebt sie außerdem noch das Meer! Sehen Sie nur, wie ihre schwarzen Augen blitzen, wenn sie von einem Schiffe spricht! Wenn sie ein Junge wäre, so würde sie davonlaufen und zur See gehen, und da sie ein Mädchen ist, so weiß ich nicht, was bei ihren Anlagen und unter ihren Verhältnissen aus ihr werden wird. Still! antworten Sie mir nicht, da kommt sie.«

Barbara kam heraus und brachte zwei Stühle, welche sie ihren Gästen gab. Dann eilte sie, während sie sich setzten, wieder fort und kehrte mit einem Tischchen zurück, das sie vor sie hinstellte und mit einem weißen Tuche bedeckte. Dann schwebte sie noch zwei bis drei Mal in das Haus, holte das weißeste Brod, die frischeste Butter, das klarste Guavagelée und die köstlichsten eingemachten Pinien herbei, und endlich eine Flasche Wein, die Monsieur Henri in die Höhe hob und bestürzt betrachtete, und dann, nachdem er wieder etwas zu sich gekommen war, rief:

»Ei, Du kleines keckes Geschöpf! Weißt Du denn nicht, daß dieser Wein nie, *nie* ausgeführt wird, da es so gut wie Hochverrath, wenn nicht eine Kirchenschändung ist, ihn aus Italien zu schicken! Ei, das ist ja das ausschließliche Getränk des Papstes! Wie kannst Du das wagen! Wo hast Du ihn her? Du siehst, daß ich Dich frage, Mademoiselle!«

Das Mädchen lachte fröhlich und rief:

»Versuchen Sie ihn, Monsieur! Versuchen Sie ihn, Madame!«

»Nicht eher, als bis Du mir gesagt hast, wo er her ist! Du siehst, daß ich Nichts von Höflichkeit weiß, ich beharre auf meiner Frage, Mademoiselle.«

»Mein Vater hat ihn aus der Levante mitgebracht, als er von seiner letzten Reise zurückkam, Monsieur,« sagte Barbara lachend.

»Und natürlicher Weise haben die Zollbeamten zwischen dort und hier den Kork herausgezogen und den Geruch probirt.«

»O, natürlicher Weise! und den Inhalt gekostet und mit den Lippen geschmatzt! Natürlicher Weise,« rief Barbara fröhlich lachend und klatschte dabei in die Hände.

Das köstliche Frühstück wurde verzehrt, und als sie damit fertig waren, brachte Louis den Wagen.

Monsieur Henri half seiner Schwägerin auf den Rücksitz und setzte sich neben sie, Louis nahm den vorderen Platz ein, ergriff die Zügel und schickte sich an, fortzufahren. Dann nahmen Monsieur und Madame Abschied von ihrer jungen Wirthin und der Wagen machte auf den Weg.

Die Straße nach Eastville führte durch einen dichten Tannenwald und die ganze Fahrt würde ohne die ängstlichen Gedanken Madame's, welche sie stumm erhielten und die ganze Gesellschaft ein wenig verdüsterten, eine sehr angenehme gewesen sein.

Wir wissen, mit welchen Absichten Madame Orient an diesem Tage nach dem Festlande kam, nämlich um einen Verhaftsbefehl gegen ihren gutmüthigen alten Wirth und eine Vollmacht zur Verwaltung seines Vermögens und zur Bewahrung seiner Person zu erlangen.

»Aber hat es jemals eine so unglückliche Frau wie mich gegeben?« fragte sie sich.

Denn kaum hatte sie den Alten von der Insel hinweggebracht, so schien sein Wahnsinn wie ein Kleidungsstück von ihm herabgefallen zu sein, und er sprach und

handelte so verständig, wie nur irgend Jemand – ohne die mindeste Miene *à la Grand-Monarque*, ohne Geschwätz von Krone und Scepter, Thron und Königreich und nur mit dem heiteren, fröhlichen Benehmen eines alten französischen guten Kameraden. Was hatte das Alles zu bedeuten? War jene köstliche Insel ein bezauberter Ort, der seinen Besitzer mit dem Wahnsinn einer eingebildeten Monarchie erfüllte? Und wurde er, wenn er das Ufer verließ, sofort des Zaubers ledig? Es schien sich wirklich so zu verhalten.

Als sie aus dem Tannenwalde herauskamen, erreichten sie nach einer Fahrt von einer Stunde den Flecken Eastville, das damals nur eine kleine Gruppe von Häusern war, die sich um das Gerichtshaus am Kreuzwege angesiedelt halten.

Sie fuhren zuerst nach dem Dorfladen, damit Madame ihre angebliche Absicht ausführen und einkaufen konnte.

Und als dies vorüber und das kleine Packet mit Leinwand, Zwirn und Nadeln zusammengepackt und in den Wagen geschafft worden war, stiegen Madame und Monsieur wieder ein, setzten sich und fuhren nach dem Gerichtshause, wo eben Sitzung war und sämtliche Beamte sich an ihren Posten befanden. Monsieur de L'Isle hatte dort weiter keine Geschäfte, wie die Bezahlung seiner Abgaben.

Madame wartete vergeblich auf eine Gelegenheit, ihn als Wahnsinnigen zu denunciren. Es bot sich ihr keine

dar. Seine Unterhaltung über Alles und mit den zahlreichen Personen, welche er traf, war so klar, scharf und verständig, daß sie sich, wenn sie auf die Möglichkeit hingedeutet hätte, daß er ein Wahnsinniger sei, selbst der Gefahr ausgesetzt haben würde, für eine Verrückte oder Betrügerin erklärt zu werden. Mit einem Worte, Madame sah sich gezwungen, ihre Absicht bis zu einer günstigeren Gelegenheit aufzuschieben.

Monsieur Henri vollendete seine Geschäfte und richtete die Köpfe ihrer Pferde nach dem Ufer.

Es war fast Sonnenuntergang, als sie die Landspitze und das alte verfallene Haus Barbara Brande's erreichten.

Barbara hatte den Thee für sie in Bereitschaft gesetzt, der Tisch wurde unter einer grünen Ulme gedeckt und mit importirten, wenn auch geschmuggelten Leckerbissen, wie Guavagelée, Anchovispasteten, eingemachtem Fleische u. s. w. besetzt, von denen Barbara triumphirend erklärte, daß sie nie durch Zoll verschlechtert worden seien.

Nach dem Thee verabschiedeten sie sich von Ihrer schönen jungen Wirthin und kehrten auf ihre Barke zurück. Sie fuhren bei Mondschein nach Hause und kamen noch zur rechten Zeit an.

Später machte Madame viele ähnliche Versuche, ihren Wohlthäter für wahnsinnig erklären zu lassen, aber stets ohne Erfolg, denn obgleich Monsieur de L'Isle, so lange er sich auf die Insel beschränkte, sechs Tage in der Woche König und am siebenten Papst war, so wurde er doch, sobald er dieselbe verließ, oder irgend Jemand von der

äußeren Welt auf derselben empfing, ein einfacher, heiterer, verständiger Landedelmann, den nur ein Wahnsinniger der Verrücktheit hätte beschuldigen können. Aber gleichviel, ob Monsieur Henri auf der Insel, oder außerhalb derselben König oder Landedelmann war, blieb er doch immer der nämliche große, edle, warmherzige Wirth, Freund und Gebieter, der alle Diejenigen, welche auf seiner lieblichen Insel und unter seiner wohlthätigen Herrschaft lebten, glücklich machte.

DREIZEHNTES KAPITEL. DIE INSELPRINZESSIN.

Und in dieser Atmosphäre der Liebe und Schönheit wuchs Etoile, die unübertreffliche kleine Inselprinzessin auf. Sie war so lieblich, wie das herrlichste Bild, das je einem Dichter in seinen begeistertsten Träumen vorgezeichnet hat. Das Innere einer Seemuschel war nicht weißer, oder von einem zarteren Rosa angefliegen, wie ihre schöne durchsichtige Farbe, die gelbe Seide des Maises nicht goldiger, wie ihre glänzenden Locken, und das bescheidene Veilchen hatte kein tieferes, reineres Blau, wie ihre himmlischen Augen. Aber trotzdem, daß sie blond war, hätte man doch in ihrem zarten Gesichte das gemilderte Bild einer *dunklen Dame* erkennen können, die wir schon gesehen haben. Das zarte, rosige Gesicht Etoile's war eine zarte Uebertragung der schönen dunklen Züge ihrer Mutter Estelle.

Das Leben dieses lieblichen Kindes auf der köstlichen Insel verfloß wie in himmlischer Traum. Es wurde sogar noch mehr durch bezaubernde Illusionen verschönert,

wie das gewöhnliche Leben der Kindheit. Man kehrte ihr, daß der stattliche, wohlwollende alte Herr, ihr Großonkel, wirklich ein König, und sie in Wahrheit eine Prinzessin, und daß die Insel ihr Erbreich sei. Sie verbrachte auf der ruhigen Insel eine Art zauberhaftes Leben, ohne jemals ihre schöne Heimath zu verlassen, oder auch nur zu wünschen, daß sie sich von ihr entfernen könnte. In dem freundlichen Hause wurde ihre Erziehung von Monsieur Henri geleitet, der sie in Allem unterrichtete, was die solideren Zweige des Wissens genannt werden, und von Madame, die ihr Unterricht in der Musik, im Tanzen und Sticken gab. Außer dem Hause blieb sie auf Monsieur Henri's ausdrücklichen Befehl sich selbst und der Natur überlassen. Hier lebte sie in vollkommener Freiheit in einem Paradiese, dessen wohlthätige Lieblichkeit immer nur dazu dienen konnte, zu verhindern, daß ihre graciöse Lebhaftigkeit unschicklicher Unart wurde. Hier spielte sie mit der unschuldigen Freiheit, des Eichhörnchens oder des Vogels stieg auf die Gipfel der hohen Bäume, wenn ihre schattigen Zweige sie dazu einluden, und lernte dadurch klettern, wie ein Kätzchen, oder machte sich an ihrem krystallklaren vor den Sonnenstrahlen geschützten Badeplatze im blauen Wasser des Meeres mit den Wellen bekannt, bis sie es lernte, sie zu durchschneiden, wie der junge Schwan das Schwimmen lernt. Und auf diese Weise machte ihre körperliche Ausbildung die besten Fortschritte.

Und wenn dieser lieblichen Etoile gelehrt wurde, sich für eine Prinzessin zu halten, so wurde ihr doch auch

nicht weniger eingeschärft, daß sie ihre Stellung als eine hohe, heilige Aufgabe zur Beförderung des Wohlergehens und des Glückes Derjenigen, welche bald von ihr abhängen sollten, betrachten, müsse. Und diese Belehrenungen entfernten sich auch wirklich nicht so weit von der Wahrheit, wie man beim ersten Blick glauben durfte. Denn wenn dieses herrliche Mädchen auch nicht wirklich die Prinzessin war, so blieb sie doch jedenfalls immer die Erbin, sollte, die unbeschränkte Herrin der Insel und der Bewohner derselben werden und mehr wie königliche Macht über sie besitzen, sowie eine mehr wie königliche Verantwortlichkeit für sie fühlen. Und das erkannte das junge Wesen auch. *Nie* verbitterten eigennützige, unüberlegte Forderungen jemals die Harmonie der Stimme, wenn sie mit ihnen sprach; kein düsteres Stirnrunzeln trübte die Freundlichkeit ihres Gesichtes, wenn sie sie ansah. Und in Folge dessen wurde ihr von diesen dankbaren Wesen nur durch Lächeln, Segenswünsche und hingebende Dienstleistungen gedankt.

Madame wollte dem aufwachsenden Mädchen seine königliche Einbildung rauben, aber Monsieur war entschlossen, ihre schönen, stolzen Illusionen zu bewahren. Und das einzige Mal, wo man Monsieur sich wüthendem Zorn hingeben sah, war, als er eines Morgens zufällig hörte, wie Madame L'Orient Etoile belehrte, daß sie, anstatt eine Prinzessin zu sein, ganz im Gegentheil eine elende kleine Bettlerin und von der Wohlthätigkeit und den Launen ihres Großonkels abhängig sei, der durchaus

nicht etwa ein König, sondern nur ein erbärmlicher alter Wahnsinniger wäre.

Als Monsieur Henri dies hörte, stürmte er hastig in das Zimmer, stampfte mit dem schweren Stocke auf die Diele und brüllte mit Donnerstimme:

»Weib! – Ich habe viel von Deiner Undankbarkeit und Arglist ertragen! Aber wage es noch einmal, an der königlichen Abkunft Deiner Prinzessin zu zweifeln, so sollst Du Deinen Verrath mit dem Kopfe bezahlen.«

Es trat eine furchtbare Pause ein.

»Madame! Hören Sie?« donnerte der Wüthende.

Madame hörte es allerdings und wurde weißer, wie das Taschentuch, das sie an die blutlosen Lippen drückte, während sich ihre Augen vor Schrecken weit öffneten, bis ihre schwarzen Pupillen aus einem breiten Kreise hervorblickten.

Aber sie war nicht im Stande zu sprechen, und konnte nur dem Greise entsetzt nachschauen, als er stolz aus dem Zimmer schritt.

»O! *mon Dieu!* welche Lage!« rief Madame, als sie ihren Athem wieder gefunden hatte – »der alte Unmensch! der alte Verrückte! der furchtbare Menschenfresser! *Bon Dieu!* Was hat mich dazu verlockt, hierher zu kommen: und mich in seine Gewalt zu begeben? *Grand Dieu!* Und ich bin von jeder menschlichen Hilfe entfernt! *O Ciel!* Wenn es ihm wirklich einfallen sollte, daß ich Etwas gegen ihn im Sinne hätte, so würde er – mir den Kopf im Handumdrehen herunterschlagen lassen. Das weiß ich recht gut. Und dieser gelbe Satan von einem Louis, der

ihm nie widerspricht, gleichviel, ob er König oder Papst zu sein vorgiebt, würde es thun! *Mon Dieu! mon Dieu!* Was soll aus einer armen Frau werden, die ihr böses Geschick den Händen eines Tollen, Verrückten überliefert hat?«

Und Madame riß, halb außer sich vor Furcht, an der Klingelschnur, so daß Louis sofort in ihr Zimmer gestürzt kam.

»Haben Sie geklingelt, Madame?«

»Ja, das sollte wohl denken. Mit Ihnen wünsche ich zu sprechen! mit Ihnen! Kommen Sie her! Sagen Sie mir einmal, was würden Sie thun, wenn es dem alten Verrückten einfallen sollte, eine Hinrichtung zu befehlen?«

»Verzeihen Sie, Madame, ich verstehe nicht. Ich kenne keinen Verrückten.«

»*Diable!* Nun, so nehmen Sie denn an, daß mein Schwager, Ihr Herr, Se. Majestät der Inselkönig, Ihnen befehlen sollte, einen anderen Diener den Kopf abzuschlagen, was würden Sie dann thun?«

»Ich würde ihm gehorchen, Madame.«

»Würden Sie das? Nun, nehmen Sie an, daß er Ihnen den Befehl gäbe, ein Mitglied seiner eigenen Familie zu enthaupten?«

»Ich würde es thun, Madame.«

»Dann würden Sie verdienen, daß man Sie aufhängt!« rief die Dame, die in kalten Schweiß ausbrach.

Louis verbeugte sich ehrerbietig.

»Und – wenn es nun sogar mein Kopf wäre?« ächzte sie.

»Ich würde ihn herunterschlagen müssen, geehrte Madame.«

»Mon Dieu – ich werde noch verrückt werden! Fort!«
Louis verbeugte sich tief und ging.

Madame sank auf ihren Stuhl und drückte das Taschentuch vor das entsetzte Gesicht.

Und von diesem Tage an fühlte sich Madame L'Orient nie auf einen Augenblick sicher vor den Launen des Wahnsinnigen. Sie hörte ganz und gar auf, Ränke gegen die Ruhe und Würde des Königs zu schmieden, und dachte nur an die besten Mittel, ihre persönliche Sicherheit herbeizuführen, bis sie von der Insel entkommen konnte.

Vor allem wünschte sie nach Paris zurückzukehren, wo, wie sie hoffte, ihr »Unglück«, wie sie ihre Sünden nannte, jetzt vergessen sein konnte. Aber um nach Paris zu reisen und dort behaglich zu leben, bedurfte es einer großen Geldsumme, und obgleich Monsieur Henri der Edelmuth selbst war, so zweifelte sie doch, daß er es in diesem Falle für angemessen halten würde, ihr so viel zu geben, als sie für genügend hielt. Sie theilte ihm jedoch ihre Absicht mit und fand Monsieur Henri ganz bereit, ihr mit Geld auszuhelfen, so viel sie nur wolle. Aber als sie von ihrem Wunsche sprach, ihre Enkelin Etoile mit nach Paris zu nehmen, stampfte Monsieur Henri mit dem Stocke auf die Diele, was bei ihm die Stelle eines Fluches vertrat, und schwur, daß die Prinzessin die Insel nie verlassen, sondern dableiben solle, damit ihre Erziehung an seinem Hofe vollendet werde. Madame willigte endlich

erschrocken und erschöpft ein, das Mädchen zurückzulassen.

Es bot sich Ihr eine sehr schöne Gelegenheit zur Reise dar. Capitain Brande in seinem schönen neuen Klipper, dem Mercur, lag an der Landspitze und nahm eine Ladung Tabak ein, um nach Havre zu segeln. Es wurde ein Platz für Madame L'Orient gemiethet.

Und in Folge dessen nahm an einem schönen Junitage Madame von ihrer kleinen Enkelin Abschied, wurde von Monsieur Henri galant auf die niedliche Sylphide begleitet und fuhr nach dem an der Landspitze liegenden Mercur. Eine dreistündige Fahrt brachte sie zu dem Klipper, wo sie erfuhren, daß derselbe in Folge einer Verzögerung bei der Einschiffung eines Theiles der Ladung erst mit der nächsten Fluth den Anker lichten werde. Es blieb nun Monsieur Henri weiter Nichts zu thun übrig, wie Madame nach dem Hause Barbara Brande's zu führen, damit sie dort ein paar Stunden auf die Abfahrt des Klippers warten konnte.

Das alte Haus auf der Landspitze war noch verfallener und schlechter reparirt, wie bisher.

Die schwarzhaarigen, helläugigen, barfüßigen Jungen waren zu hübschen Burschen geworden.

Und Barbara war zu einer schmucken Brünette mit schön entwickelter Gestalt, Haar mit dem purpurnen, schwarzen Schimmer des Falkenflügels, und Augen gleich den seinigen, wenn er auf die Beute stößt, geworden!

Dieses Mädchen von der wilden Seeküste war ein herrliches Geschöpf, und Jedermann, welcher die körperliche Schönheit zu würdigen wußte, betrachtete mit unverhohlener Bewunderung, als sich auf der Klippe stand, am sie zu empfangen.

»Kommen Sie herauf, Monsieur! kommen Sie herauf, Madame! Es freut mich sehr, daß ich Sie sehe!« sagte das lächelnde und mit Ihrer ganzen früheren kindlichen Fröhlichkeit in die Hände klatschende Mädchen. »Kommen Sie herauf«

»Ja, ja, es ist ganz gut, wenn Du und zurufst, ›kommen Sie herauf,‹ während man doch ebenso gut versuchen könnte, an einer senkrechten Mauer in die Höhe zu klettern,« antwortete der Greis betrübt, und setzte mit der rechten Hand seinen Stock als eine Art Enterhaken ein, und schleppte mit der linken die Last der Dame die beschwerliche steile Anhöhe hinauf.

»Reichen Sie mir die Hand, Madame,« sagte Barbara, indem sie sich lachend herabbeugte und die ihrige der Dame entgegenstreckte, welche sie ergriff und die gutmüthige Helferin fast herunterzog, ehe sie den Gipfel der Anhöhe erreichte. Aber Barbara hatte einen festen Fuß und eine kräftige Hand und brachte ihre Last sicher herauf.

»*Grand Ciel!*« rief Madame, die nach dieser beschwerlichen That außer Athem war.

Sie gingen nach dem Hause, stiegen die wankenden Stufen zu der Thüre hinauf und traten in das große heitere Vorzimmer. Auf dieses gingen an jeder Seite zwei

geräumige Stuben. Dieses Stockwerk war der einzige bewohnbare Theil des Hauses. Barbara öffnete die Thüre des ersten Zimmers zur Linken und ließ ihre Gäste in eine große, aber spärlich möblirte Wohnstube ohne Teppiche oder Vorhänge und nur mit einem Dutzend Stühlen von schwarzem Eichenholz, einem Tische von demselben Material und einem Portrait von Paul Jones über dem Kaminsims, eintreten. Dies war das behaglichste und am besten möblirte Zimmer im Hause. Barbara ließ ihre Gäste niedersetzen, brachte ihnen Erfrischungen und entschuldigte sich, als sie wieder hinausging, um zu ihrer Beschäftigung zurückzukehren – nämlich dem Einpacken des Reisekoffers für ihren ältesten Bruder, John, jetzt einem hübschen Burschen von sechszehn Jahren, der seine erste Fahrt im Mercur machen wollte. Während Barbara den Koffer packte, beobachtete der Greis sie durch das offene Fenster und ließ dabei von Zeit zu Zeit einen Scherz gegen sie los.

»Nun, meine niedliche Barbara, John geht also zur See, wie ich höre.«

»Wer hat Ihnen das gesagt, Monsieur?« fragte das lustige Mädchen.

»Ah! *n'importe!* Aber sage mir, Barbara, wird der hübsche junge Maat diese Fahrt mitmachen?«

Jetzt wendete das Mädchen so viel Kraft an, um ein widerspenstiges Packet in den Koffer zu stopfen, daß es ihr das Blut in Strömen auf die Wangen trieb und sie stumm blieb. Und Monsieur Henri wiederholte die Frage nicht.

Monsieur und Madame blieben da und speis'ten mit Barbara zu Mittag, und am Nachmittag begleitete der Alte seine Schwägerin auf den Mercur, sah, daß sie in der Kajüte untergebracht war, nahm dort von ihr Abschied und kehrte auf seine Barke zurück. Auf dem Heimwege fuhr er an der Landspitz vor und stieg auf einen Augenblick aus, um Barbara Etwas unter vier Augen zu fragen.

»Nun, sage mir schöne Barbara,« fragte er, »macht der hübsche junge Maat diese Fahrt mit?«

»Allerdings, Monsieur. Er ist der unzertrennliche Gefährte meines Vaters – seine rechte Hand, wie man sagt.«

»Ich habe ihn nicht an Bord gesehen.«

»Er ist auf dem Festlande und bringt einige Fässer Tabak, die eingeschifft werden sollen.«

»Aha! Nun, wann soll es gehören, schöne Barbara?«

»Was, Monsieur?«

»Ach, laß doch zwischen uns kein Geheimniß treten, mein Kind.«

»Nun, Monsieur, ich will es Ihnen wohl allein sagen,« antwortete das junge Mädchen mit tiefem Erröthen – »wenn er von dieser Reise zurückkehrt, Monsieur, wird ihm mein Vater den Befehl über den Mercur übergeben.«

»Und er wird dann sein Schwiegersohn werden?«

Barbara erröthete, lächelte und nickte bejahend.

»Und Dein Bruder, John?«

»Er macht jetzt die erste Fahrt, und nachher wird er Maat bei Julius werden.«

»So! Und wird ihn die Schwester John's begleiten?« fragte der Greis.

Barbara erröthete und antwortete dann:

»Ich wollte, es könnte geschehen! Es verlangt mich so sehr danach, zur See zu gehen! Mein Herz ist schon oft dort gewesen.«

»Bei Julius?«

»Ehe ich Etwas von Julius gesehen oder gehört habe,« antwortete das Mädchen etwas mißvergnügt.

»O, das weiß ich! ich weiß es, mein Kind! Du mußt die Scherze eines Greises verzeihen, der den Antheil eines Vaters an Dir nimmt. Gute Nacht, Liebe, gute Nacht!« sagte Monsieur Henri und drückte ihr herzlich die Hand.

»Gute Nacht, lieber Monsieur Henri.«

Monsieur de L'Isle entfernte sich. Die Fragen, die er an Barbara gestellt hatte, waren nicht die Folge der Neugier gewesen. Er nahm, wie er gesagt hatte, den Antheil eines Vaters an dem Schicksal dieses mutterlosen Mädchens und hatte seine geheimen Pläne zur Beförderung ihres Glückes und desjenigen ihres zu künftigen Gatten. Er kehrte zu seiner Barke zurück und fuhr bei Sternlicht nach Hause. Und am folgenden Tage lichtete der Mercur mit der ersten Fluth die Anker und trat die Reise nach Havre an.

Madame kam nach einer glücklichen Fahrt von fünf Wochen in Havre an und reis'te sofort nach Paris. Sie erreichte diese Hauptstadt ein paar Wochen vor der Ankunft ihres Sohnes Victoir, mit welchem sie auf diese Weise wieder vereinigt wurde.

Sie begleitete ihn nach England, als er sich dorthin begab, um seine Gattin auf die beschriebene Weise zu fordern.

Und als ihm dieses Unternehmen mißlang, empfahl sie ihm, eine Petition um Gehör vor dem geistlichen Gerichte einzureichen, die Sache während seiner Abreise einem geschickten Anwalt zu übergeben und sich dann nach Amerika einzuschiffen und bei seinem Onkel, dem freundlichen alten Wahnsinnigen, zu leben, der sich für den Inselkönig hielt, aber trotzdem seinen Neffen mit offenen Armen aufnehmen würde. Madame beschloß gleichfalls, ihren Sohn zu begleiten und sich wieder auf der Insel festzusetzen, wo sie unter dem Schutze Victoir's vollkommene Sicherheit erwartete.

Bei ihren Erkundigungen in den St. Catharinen-Docks fand sie, daß ihr alter Bekannter, Capitain Brande, mit seinem Klipper, dem Mercur, eben nach der Chesapeake abfahren wollte, und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, für sich und ihren Sohn einen Platz auf dem Schiffe zu nehmen.

Sie schifften sich am nämlichen Abend ein und segelten am folgendem Morgen ab.

Und von der Stunde ihrer Abreise an war, wie gesagt, die Stimmung Monsieur Victoir's trüber geworden, bis sie zur Verzweiflung wurde. Eine Vorahnung des nahen Todes bedrückte ihn. Die Nothwendigkeit, seine irdischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, drängte sich ihm auf, und unter dem Einflusse dieses Gefühles drang er in seinen Freund, Julius Luxmore, die Vormundschaft

über seine junge Tochter anzunehmen und fertigte ein Testament aus, worin er sie seiner Obhut übergab, und überlieferte dieses Mr. Luxmore.

»Wenn ich leben bleibe, Luxmore,« sagte er »so werde ich Estelle finden, sie von dem Leben ihres Kindes benachrichtigen, und sie durch dieses Kind zwingen, sich in meinen Willen zu fügen. Wenn sterbe, Luxmore, so sollst Du Etoile unter Deinen Schutz nehmen, ihre Mutter von ihrem Dasein benachrichtigen aber die ewige Trennung Estelle's von Montessor zur Bedingung für die Rückgabe ihres Kindes machen.«

»Ich verspreche Dein Testament auszuführen und alles Andere zu thun, was Du wünschest, aber ich muß Dir trotzdem sagen, daß Dein Geschwätz von dem Tode eine Abgeschmacktheit ist, die beweis't, daß Du ein Hypochonder bist,« sagte Julius Luxmore.

Victoire schüttelte den Kopf und versank in düsteres Schweigen.

Und drei Wochen nach diesem Gespräche litt der Mercur, wie wir berichtet haben, Schiffbruch und alle auf demselben Befindlichen kamen um, mit alleiniger Ausnahme Julius Luxmore's, der, nachdem er von Lord Montessor gerettet und auf die Königin Charlotte gebracht worden war, und der dort Niemand fand, der ihn kannte, aus besonderen Gründen vorgab, daß er Julius Levering heiße.

In dem Koffer, der aus dem Schiffbruche des Mercur gerettet worden war, fand er das Testament Victoir L'Orient's und bewahrte es sorgfältig auf.

Als die Königin Charlotte Baltimore erreichte, und die traurige Nachricht von dem Schiffbruche des Mercur Schmerz und Schrecken über das Land verbreitete, hörte man gleichfalls, daß sämmtliche an Bord befindlich gewesenen Personen, mit Ausnahme eines gewissen Mr. Levering, umgekommen seien, den Niemand zu kennen schien, und der auch in der That verschwunden war.

Und o! als die furchtbare Geschichte von dem Schiffbruche des Mercur mit fast allen darauf Befindlichen im Lande bekannt wurde, verdüsterte sie gar manches Haus und machte viele Herzen bekümmert. Die langsam durch Städte und Dörfer wandernde furchtbare Nachricht gelangte endlich nach Eastville und der Landspitze zu Barbara Brande, und dieses Haus traf sie wie ein Blitzstrahl und zerschmetterte es! Denn Alles war dahin – das Schiff die Ladung und die Mannschaft! – der Vater, der Bruder und der Geliebte! Alle mit einem einzigen Schlage dahin! Alle verloren, außer diesem Mr. Levering, den Niemand kannte, für den aber Lord Montessor sein Leben gewagt hatte!

VIERZEHNTE KAPITEL. BARBARA BRANDE.

Wir haben die schöne Estelle verlassen, als sie vor der Liebe über das Meer entfloh.

Wir haben Lord Montessor verlassen, wie er eifrig eine Spur von ihr aufsuchte.

Wir haben von dem Inselkönig und der Inselprinzessin auf ihrem Reiche im Meere Abschied genommen.

Wir haben uns von Julius Luxmore in dem Augenblicke getrennt, wo er von dem Verdeck des Schiffes verschwand.

Und endlich verließen wir die arme, verwundete junge Löwin, Barbara Brande, in der Stunde ihrer höchsten Noth, wo ihr jede irdische Stütze mit einem Schlage entrisen worden war.

Wir kehren zuerst zu Barbara Brande zurück. Sie besaß eine stärkere, festere, entschlossener und muthvollere Natur, wie irgend ein Mädchen, oder die meisten Männer. Aber als der Schlag fiel – der Schlag, welcher sie auf einmal des Vaters, des Bruders, des Geliebten, der Mittel zum Unterhalt beraubte, brach sie wie zerschmettert unter demselben zusammen.

Ich habe einen riesenhaften Waldbaum vor meinem Fenster von dem Blitze treffen sehen – gesehen, wie in einem Augenblicke die Aeste, der Stamm und die Wurzel durch einen Pfeil des Himmels gespalten wurden.

So traf sie der Blitzstrahl ihres Schicksals – zerriß und verbrannte Hirn und Herz und Gestalt, und sie brach unter demselben zusammen.

Aber sie war stark und konnte nicht sterben – sie war eine menschliche Seele und konnte nicht unbeweglich da liegen, wie der vom Blitze getroffene Baum.

Der energische Geist bemühte sich bald, sich aus den Schlingen des Schmerzes und des Todes zu befreien, und verlangte danach, sich in gewaltige, stürmische Thätigkeit zu stürzen, in welcher das Schmerzgefühl aufgehen konnte.

Sie überwand die Qual – sie besiegte sie, wie man Alles auf dieser Welt überwinden kann! Ja, sie besiegte sie, aber die Welt war verändert, oder vielleicht sie selbst.

Das Leben erschien ihr nie wieder als das nämliche. Sie fand Alles düster und geistlos. Sie war des unaufhörlichen Kreislaufes der Tage und Nächte müde, des eintönigen Aufgehens und Untergehens der Sonne, der bedeutungslosen, mitleidslosen Gesichter der Männer und Weiber überdrüssig, und wurde von Abscheu gegen alle Esser und Trinker, Arbeiter und Schläfer, Käufer und Verkäufer auf dieser langweiligen, unerträglichen Welt erfüllt!

In einer solchen Stimmung sind gar viele Menschen schon wahnsinnig geworden, aber der Geist Barbara Brande's war zu stark und gesund, als daß ihr Bewußtsein des Leidens in Wahnsinn hätte aufgehen können.

In einer solchen Stimmung haben Viele Selbstmord begangen – aber Barbara Brande hatte, so sehr sie ein ungebildetes Kind des Meeres war, so gewaltsam sie auch zur Verzweiflung getrieben wurde, doch eine viel zu hohe Achtung vor den Gesetzen Gottes und gegen sein Geschenk des Lebens, als daß sie dieses Leben hätte, wegwerfen und unaufgefordert vor den Geber treten sollen.

So kämpfte sie wacker, um ihren Geist von den hemmenden Fesseln des Schmerzes und der Verzweiflung zu befreien.

Ihr Herz sehnte sich, das furchtbare Bewußtsein ihres Verlustes durch Thätigkeit zu verscheuchen, eine solche

Thätigkeit, wie diejenige, in welche sich der verzweifeln-
de Mann stürzt und seine Verzweiflung vergißt – eine
beschwerliche, gefährliche Thätigkeit! Kampf, Schlacht,
Krieg! – der Krieg gegen die Verhältnisse, gegen die Men-
schen, gegen die Elemente.

Bei solchen unwiderstehlichen Impulsen sind Frauen
zuweilen Soldaten geworden und haben sich auf dem
Schlachtfelde Lorbeeren erworben, aber Barbara Brande
hätte, trotz ihrer Kraft, ihres Feuers, ihres Herzens und
ihres glühenden Verlangens, das wahnsinnig machende
Bewußtsein des Schmerzes auf einer stürmischen Lauf-
bahn zu verlieren, doch nie etwas Derartiges thun kön-
nen. Ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit wurde ihr nicht
gestattet haben, ihr Mädchenkleid mit dem des Mannes
zu vertauschen, und ihre angeborene Wahrhaftigkeit ihr
nicht erlaubt haben, eine Täuschung in Bezug auf ihr
Geschlecht auszuüben, und ihr freier, wilder, unbändiger
Geist hätte sich ebenso wenig dem Zwange der Disciplin
unterwerfen können, wie Ihr weiches Herz im Stande ge-
wesen wäre, an dem Blutvergießen auf dem Schlachtfel-
de Theil zu nehmen.

Und obgleich das verwundete, gequälte junge Ge-
schöpf daran dachte, konnte es ein solches Leben doch
nicht beginnen.

Eine getroffene Löwin, in deren Fleisch der Pfeil noch
zuckt, legt sich nicht in geduldigem Schmerze nieder,
sondern stürmt brüllend durch die Wüste, bis der Pfeil
aus der Wunde fällt, oder sie todt niederstürzt.

So ging es Barbara!

Es verlangte sie danach, sich in einen wilden, stürmischen Kampf zu stürzen.

Inzwischen suchten zwei junge Brüder von elf und zwölf Jahren in ihrem Gesichte Trost und Hilfe – blickten zu der jungen, sanften Schwester auf, die auch die einzige Mutter war, die sie jemals hatten kennen lernen.

»O, Schwester, Schwester! starre nicht so vor Dich hin! Du erschreckst uns mit Deinen Augen zu Tode!« sagten sie, als sie zu ihr in das trübselige, halbmöblirte, alte Wohnzimmer kamen. Sie knieten neben ihr nieder und legten die Köpfe in ihren Schooß. Ihre Arme umschlangen die Knaben, ihr Gesicht senkte sich zu ihnen hinab und ihr wild flatterndes Haar fiel auf sie herab. Man hätte sie für eine Wittwe mit ihren verwais'ten Kindern halten können. Aber sie war sogar ein noch verlasseneres Geschöpf – dieses furchtbar beraubte Mädchen mit ihren kleinen Brüdern, denn eine Wittwe besitzt in der Regel einige Kenntniß vom Leben und einige Erfahrung, um dessen Erfordernissen zu begegnen, aber was weiß ein armes, von einem so gewaltigen Unglück niedergeworfenes Mädchen von dem Kampfe gegen das Schicksal?

Nichts!

Dort saß sie – ihre Arme umschlangen die Köpfe der Knaben – sie beugte das Gesicht zu ihnen herab und ihr dunkles Haar wogte um sie,

»O, Schwester, sieh nicht so aus! O, Schwester, sprich mit uns!«

»O, meine Brüder! was soll Eure Schwester zu Euch sagen, was kann Eure Schwester für Euch thun? O, Brüder, das Beste, was wir thun könnten, wäre, daß wir in einem lecken Boote zur See gingen und mit den Anderen versanken! – Aber der Herr verbietet es!« rief sie, und schloß sie wild an ihr Herz.

»O, meine Schwester! denke nicht an solche Dinge! Wir wollen nicht sterben!« sagte Edwy, der jüngere.

Der ältere, Willful, sagte Nichts, blickte aber seiner Schwester mit unaussprechlicher Liebe in das Gesicht.

»O, Brüder, Brüder! Eure Schwester wird zu einer Salzsäule werden, wenn sie hier bleibt!«

»Nun, so bleib nicht da, Barbara! Laß Dir die Versicherungssumme auszahlen und kaufe ein Schiff, und wir wollen es beladen und eine Fahrt nach Havanna machen,« sagte Willful und blickte seiner Schwester dabei innig in das Gesicht.

Jetzt erhob Barbara zum ersten Male das Löwenhaupt, schüttelte das schwarze Haar wie eine Mähne von der Brust – ihre großen, starken Augen leuchteten, ihre Nasenflügel zuckten, wie die eines Rosses, das die Schlachtluft wittert – sie holte tief Athem und rief in leisem, aber entschlossenem Tone:

»Ja, das ist es! ich habe es gefunden! Du hast Recht, Willful! Der Beruf unseres Vaters muß auch der unsrige sein.«

»Fühlst Du Dich jetzt wohler, Schwester?« fragte der sanfte Edwy, indem er den Arm um ihren Hals schlang

und sie auf die Wange küßte – »fühlst Du Dich jetzt wohler?«

»Ja, Gott sei Dank, ja.«

»Und willst Du nicht mehr davon reden, daß Du in einem lecken Boote zur See gehen willst?«

»Nein – das verhüte der Himmel.«

Von da an fand Barbara wieder Muth. Sie faßte die Umstände, die Aussichten, ihre Pflichten und ihre Fähigkeiten, für die Zukunft zu sorgen, in's Auge/
Worin bestanden zuerst Ihre Pflichten?

Ihre Brüder erwarteten von ihr Unterstützung und Leitung. Sie hatte stets Mutterstelle an ihnen vertreten. Jetzt mußte sie auch die Stelle des Vaters einnehmen.

Wie konnte sie sich dieser Verpflichtungen auf gehörige Weise entledigen?

Das Testament ihres Vaters machte sie außerdem, daß es ihr die Hälfte des kleinen Vermögens zuschrieb, zur einziges Vollstreckerin dieses Testament's und zur Vormünderin ihre Brüder.

Das Vermögen bestand aus der wilden unfruchtbaren Farm und dem halbverfallenen Hause auf der Landspitze – eine uneinträgliche, aber unveräußerliche Besitzzung, die eben gerade Gemüse und Getreide genug für die Familie hervorbrachte, und auf derselben befanden sich drei bis vier Neger, die den Garten bearbeiteten und zuweilen, wenn es dem Capitain an Leuten fehlte, auf dem Schiffe halfen. Außerdem gehörte noch die Versicherungssumme des Schiffes mit seiner Ladung dazu, die gleichfalls Barbara vermacht worden war.

Nachdem Barbara ihr Besitzthum im Geiste überblickt und abgeschätzt hatte, kam sie bald zu einem Entschlusse und führte ihn aus. Sie beschloß, nach Baltimore zu gehen, einen Klipper zu kaufen, ihn zu beladen, ihre Neger und zwei Brüder mitzunehmen und nach Westindien zu fahren, um mit den alten Freunden ihres Vaters Geschäfte zu machen.

Barbara verließ daher das Haus und ihre kleinen Brüder der Obhut der Neger und schiffte sich auf dem ersten vorüberkommenden Fahrzeuge nach Baltimore ein, wo sie nach wenig Tagen wohlbehalten ankam. Nach den gewöhnlichen Zögerungen gelang es ihr, die ganze Versicherungssumme zu erhalten, und dann machte sie sich auf den Weg, um einen Klipper zu suchen. Glücklicher Weise stand ihr die Wahl unter Dreien frei, und sie untersuchte dieselben mit vollkommener Ruhe und Fassung, und setzte die grauköpfigen alten Seeleute dadurch in Erstaunen, daß sie den Ersten für ganz untüchtig, den Zweiten für sehr wenig, wenn überhaupt besser erklärte, und befahl, an dem Dritten, welchen sie schließlich kaufte, einige sehr verständige Veränderungen und Ausbesserungen vorzunehmen.

»Was zum Geier haben wir da? Was ist denn das für ein Mädchen, das alle Theile eines Schiffes so gut kennt, wie die Stuben und Schränke in dem Hause ihrer Mutter, und mit der ältesten Theerjacke unter uns über den Bau und die Takelage eines Schiffes streitet? Ja, und die noch dazu unzweifelhaft ein Schiff führen kann, wie der

beste Maat, den wir haben?« sagte ein grauköpfiger alter Seecapitain zu einem anderen.

»Ei, sie ist eine alte Theerjacke, so weit es ein junges Mädchen nur sein kann,« antwortete Jener; es ist die Tochter des alten Brande's, der mit dem Mercur untergegangen ist. Sie wird 21 oder 22 Jahre sein, und Brande hat sie mit zur See genommen, als sie erst fünf Jahre alt war. Barbara kann daher wohl fünfzehn Jahre Seedienst gesehen haben.«

»Aber was will er mit dem Klipper anfangen, den sie gekauft hat?«

»Das weiß der liebe Gott! Vermuthlich um ihrem Bruder das Commando zu übergeben, wenn er erwachsen und im Stande ist, es zu übernehmen.«

Während die alten Seeleute ihr Verfahren sondirten, schloß Barbara, ohne sich durch die Ansichten und Bemerkungen Anderer beirren zu lassen, ihren Kauf ab und verließ den Kai. Barbara kehrte noch in der nämlichen Woche nach Hause zurück, um dort Alles in Ordnung zu bringen, ehe sie in See ging. Sie richtete das alte Haus ein und übergab es, sowie den Garten und die Vorräthe, dem alten Neptun und dessen Frau, denen sie auch eine kleine Geldsumme für ihre etwaigen Ausgaben zurückließ. Nachdem sie alle Vorbereitungen getroffen hatte, schiffte sie sich mit ihren zwei Brüdern und ihren schwarzen Matrosen, dem jungen Neptun und Ignatius zwei kräftigen Söhnen des alten, im Hause zurückgelassenen Paares, in einem die Bay hinauffahrenden Packetschiffe ein.

Ihre alten Bekannten, die Capitaine, geriethen in nicht geringes Erstaunen als sie entdeckten, daß Barbara selbst den Befehl über ihr Schiff übernehmen werde. Ihr Erstaunen würde vielleicht noch größer gewesen sein, wenn sie gewußt hätten, wie vollständig dieses Mädchen mit den Adleraugen und dem Löwenherzen der Aufgabe gewachsen war.

Sie war von Natur und Neigung für ihre Lage geeignet, denn sie besaß große körperliche Gewandtheit, und fühlte leidenschaftliche Neigung für das Seeleben.

Sie war durch die Erziehung und Gewöhnung darauf vorbereitet; denn bei den vielen Reisen, welche sie mit ihrem Vater gemacht hatte, war sie von dem alten Capitain vollständig in der Theorie und Praxis der Schifffahrtskunde unterrichtet worden.

Schließlich wurde sie durch die Umstände dazu gezwungen. Sie mußte nicht allein ihre jüngeren Brüder erhalten, sondern sie auch fähig machen, sich selbst zu erhalten. Diese hingen, wie sie selbst, seit ihrer Geburt an dem Meere, und kein Leben bot ihr und ihnen so viele Vortheile, wie das auf einem Kauffahrer. Endlich, und dann, und dies war nicht das wenigst Wichtige, liebten ihre schwarzen Matrosen, wie ihre Herrin und deren Brüder, den Ocean, und verstanden sich auf Nichts so gut, wie auf die Schiffsarbeit.

Da sie auf diese Weise, von Natur für das Seeleben geeignet, durch die Erziehung darauf vorbereitet war und durch die Verhältnisse dazu getrieben wurde, so können wir doch gewiß nicht Besseres thun, wie ihr erlauben,

Schiffscapitain zu sein, wenn sie es wünscht – besonders da unsere stärksten Einwendungen Nichts nützen würden, um ihr Einhalt zu thun.

Während sie die Beladung ihres Fahrzeuges beaufsichtigte, wohnte sie mit ihren Brüdern in einem ziemlich ruhigen Hause in der Nähe des Kai's. Dort nahm sie eines Tages eine Zeitung vom Tische und ließ gleichgiltig die Augen über die uninteressante Sahara ihrer Anzeigespalten gleiten, wo ihr Blick jedoch durch folgende Bekanntmachung gefesselt wurde.

Ein Landsitz in mubiger Gegend wird auf mehrere Jahre zu kaufen oder zu miethen gesucht. Ein Ort am Meere würde vorgezogen werden. Adressen mit den Bedingungen sind im Postkasten Nr. 333 niederzulegen.

Weiß der Leser vielleicht zufällig, wie vieler Menschen Schicksale sich alle Tage und jede Stunde in Folge des zufälligen Sehens und Beantwortens von Zeitungsanzeigen ändern?

Barbara Brande hatte dieses Gesuch kaum gelesen, so stieg vor ihrem thätigen Geiste auch sofort eine Möglichkeit auf, wie sie ihr noch nie eingefallen war.

»Ein Landsitz in einer ruhigen Gegend – ein Ort am Meere würder vorgezogen werden –. Ei, unser altes Haus auf der Landspitze ist ganz, was der Suchende braucht – wenn es nur reparirt wäre! Aber vielleicht würde diese Person, wenn sie Geld übrig hat, es nehmen und ausbessern – denn da es ganz genau das ist, was er wünscht, so sollte es mich wundern wenn er ein Zweites solches

finden könnte. Solche Häuser sind nicht so leicht zu vermieten, wie am Muschelschalen findet. Und wenn er es nehmen, ausbessern und die Kosten der Reparatur von der Miethe abziehen will, so würde ich es doch ihm lieber vermieten, wie das alte Gebäude müßig liegen lassen, bis es in Stücke fällt. Was mich und die Jungen anbetrifft, so wird unsere Heimath von jetzt an das Schiff sein. Warum soll ich daher nicht die Miethe für das alte Haus nehmen, um für die Jungen einen Anker windwärts zu werfen? Allerdings braucht der alte Neptun mit seiner Frau auch eine Wohnung. Aber es wird leicht sein, eine Bedingung in dem Miethcontract zu machen, wodurch ich ihnen die Benutzung der Hütte sichere, die sie jetzt beiwohnen, und des kleinen Stückchens Garten daneben,« dachte Barbara.

»Ich will es thun, wenn ich kann,« beschloß sie endlich, setzte sich, schrieb ein Billet, brach es zusammen, und adressirte es an den 333. Briefkasten, dann rief sie ihren Bruder Willful und schickte ihn mit demselben fort.

Am folgenden Morgen erhielt sie eine Antwort in geschäftsmäßiger Hand, wodurch sie aufgefordert wurde, sich in der Blankstreet Nr. 10 im Zimmer Nr. 3 einzustellen und welches die Unterschrift S. Copsewood trug.

»Das sieht aus, als ob Mr. Copsewood das Haus mieten wollte,« sagte Barbara, die der Aufforderung ohne Zeitverlust folgte.

Als sie das Haus Nr. 10 so erreichte, das, wie sie fand, ein elegantes Hotel Garni war, fragte sie nach dem Zimmer Nr. 3, und wurde sogleich in ein prächtig möbliertes Gemach geführt, an dessen Thüre sie von einem rothwangigen Mädchen empfangen ward, das artig nach ihrem Namen und ihrem Wunsche fragte, und, als sie erfahren hatte, daß sie Diejenige sei, welche sie erwartete, sie sofort zu der liebenswürdigsten, elegantesten Dame führte, welche Barbara jemals gesehen zu haben glaubte.

Diese schöne, dunkle Frau war in tiefe Trauer gekleidet, die jedoch die außerordentlichen zierlichen Formen nicht verbergen konnte. Ihre reine, bleiche Olivenfarbe wurde durch schwarze, zartgewölbte Augenbrauen, lange, schwarze Wimpern, welche die großen, schmachtenden Augen vollständig verschleierten und eine üppige Fülle seidener schwarzen Locken hervorgehoben, die das ganze Gesicht überschatteten und der tiefen Melancholie desselben noch größeren Ausdruck verliehen.

Barbara Brande war wie bezaubert durch die vollkommene Schönheit, wie durch den tiefen Schmerz, der aus diesem Gesichte sprach.

»Das ein außerordentlich schöner Schatten,« dachte Barbara; »aber wo in der Welt habe ich einen Sonnenstrahl gesehen, der in jedem Zuge diesem herzlichen Schatten entspricht? Wo habe ich ihn gesehen? Meine Bekanntschaft ist nicht so ausgedehnt, daß ich mich nicht leicht erinnern könnte. Bei meiner Seele, ja! Ich besinne mich! Es ist mein Stern der See! Meine Inselprinzessin! Meine goldlockige Etoile! Sie ist der Morgen zu

der Nacht dieser dunklen Dame, der Sonnenschein ihres Schattens.«

Während diese Gedanken schnell durch den Geist Barbara Brande's zogen, stellte das rothwangige Mädchen sie der Dame vor, indem sie sagte:

»Hier, Madame, ist das junge Mädchen, das wegen des zu vermietenden Hauses kommt.«

Die Dame schlug die langen Wimpern auf und fragte:

»Miß Brande?«

»Ja, Madame,« antwortete Barbara und glaubte, nie so harmonische Töne von menschlichen Lippen gehört zu haben.

»Bitte, setzen Sie sich, Miß Brande. Susanne, rücke einen Lehnstuhl her.«

Susanne gehorchte, und Barbara nahm den angebotenen Platz an.

»Ich habe heute früh dieses Billet von Mr. S. Copsewood erhalten, wodurch ich aufgefordert werde, um diese Stunde zu kommen und über ein Haus zu sprechen, das ich zu vermietten habe. Ich habe zufälliger Weise eine Zeichnung von dem Hause bei mir, die mein Bruder Willful gemacht hat, wenn Mr. Copsewood sie vielleicht zu sehen wünscht,« sagte Barbara.

Die Dame sah die Sprechende mit ernster Aufmerksamkeit und einiger Verlegenheit an, während Susanne heiter lächelte und dabei ihre sämtlichen weißen Zähne sehen ließ.

Endlich sagte die Dame:

»Sie irren sich, Miß Brande, das Billet, das Sie erhalten haben, ist von meiner Kammerjungfer Susanne Copswood geschrieben, und ich bin Diejenige, welche ein Haus zu miethen wünscht.

»Sie, Madame?«

»Ich selbst – Mrs. Estel,« antwortete die Dame, indem sie den Accent auf die erste Sylbe ihres Namens legte. »Sie können mir die Zeichnung vorlegen, wenn Sie wünschen, Miß Brande.«

Barbara holte die Zeichnung und, übergab sie Mrs. Estel.

»Wollen Sie mir gefälligst das Haus beschreiben, während ich die Skizze ansehe, Miß Brande?« sagte die Dame.

Barbara erfüllte ihren Wunsch und beschrieb ihr die Lage des Hauses und der Umgebung auf der Landspitze.

»Der Zeichnung und der Beschreibung nach glaube ich, daß mir der Ort gefallen wird. Sie sagen jedoch, daß das Haus sehr verfallen sei?«

»Allerdings sehr, Madame; es würden fünf Wochen Zeit und Arbeit und zweihundert Pfund dazu gehören, um es behaglich zu machen,« antwortete Barbara, deren einfachen Begriffen diese Summe ungeheuer hoch erschien. »Aber ich bin bereit, die Miethe so lange zu entbehren, wie es für die Deckung der Reparaturkosten nothwendig ist, Madame. Und ich glaube auch, daß das Haus eher für Sie in den Stand gesetzt werden könnte, wie Sie ein anderes finden würden, da das Ihnen so gut paßte.«

»Das halte ich für sehr wahrscheinlich. Haben Sie Vollmacht, das Besitzthum zu veräußern?«

»Ich bin 22 Jahre alt, Madame, und die einzige Vollstreckerin des Testamentes meines Vaters und die einzige Vormünderin meiner Brüder.«

Als die Dame dies hörte, schlug sie zum ersten Mal die Augen auf und blickte dem seltsamen Mädchen fest in das Gesicht.

Eine schlanke, schön entwickelte Gestalt ohne überflüssige Fülle, die der Gewandtheit hinderlich gewesen wäre, ein kräftiges, hübsches Gesicht mit blitzenden, schwarzen Augen und pechschwarzem Haare und ein Ausdruck überwundenen Schmerzes auf demselben – ein Kleid und eine Haube von grauem Wollenstoff, ein einfacher Strohhut war das Bild, auf welches der Blick der Dame fiel.

»Wie erreicht man diese Landspitze?« war die nächste Frage.

»Auf den Packetschiffen, die an der Küste der Bay hinfahren, Madame,« antwortete Barbara.

»Ganz wohl. Ich werde mir Ihre Vorschläge ein paar Tage überlegen, Miß Brande, und Ihnen den Erfolg mittheilen.«

»Ich danke, Madame. Es wird jedoch gut sein, wenn Sie benachrichtige, daß ich in acht Tagen nach Westindien abfahre.«

Die Dame schlug hier wieder die Augen mit fragendem Blicke auf, worauf Barbara erwiederte:

»Ich commandire den Sturmvogel, Madame, und werde in sechs Tagen nach Havanna absegeln.«

Die Dame sah das Mädchen erstaunt an.

»Entschuldigen Sie,« sagte sie – »aber habe recht verstanden, daß *Sie* ein Schiff commandiren?«

»Ja, Madame, Sie haben recht verstanden.«

Die Dame war zu gebildet, als daß sie sich einen Ausruf des Erstaunens oder der Verwunderung hätte entschlüpfen lassen sollen; aber sie betrachtete Barbara mit so großem Interesse, daß das Mädchen sich beeilte, zu sagen:

»Sie wundern sich unzweifelhaft, Madame, aber das würde kaum in so hohem Grade der Fall sein, wenn Sie mit den Umständen bekannt wären. Ich bin ein kräftiges Mädchen, für die See erzogen und von meinem Vater, mit dem ich viele Reisen gemacht habe, in der Schifffahrtskunde unterrichtet worden. Als er mit seinem eigenen Schiffe, dem unglücklichen Mercur, umkam, mußte ich mich nach einem Erwerbszweige für meine jüngeren Brüder umsehen. Es bot sich mir keiner so leicht dar, wie der meines Vaters – der eines Kauffahrers. Ich verstehe kein Geschäft so gut, wie dieses. Meine Neger sind alle Matrosen. Meine kleinen Brüder sind alt genug, daß sie das Geschäft lernen können. Und daher bin ich das, was ich bin, Madame.«

Mrs. Estel hatte sie mit der größten Theilnahme betrachtet, und als sie aufhörte zu sprechen, sagte die Dame:

»Miß Brande, ich glaube, ich darf Ihnen versprechen, daß ich Ihnen morgen Antwort über die Vermiethung des Hauses geben kann. Ich glaube auch, daß es keinem Zweifel unterliegt, daß ich es nehmen werde.«

»Sie haben also weiter keinen Befehl für mich, Madame?«

»Ich danke Ihnen – nein.«

Barbara Brande stand auf, verbeugte sich und ging nach der Thüre zu, wohin ihr das rothwangige Mädchen folgte. Sie blieb jedoch, mit der Hand auf der Klinke, stehen, blickte zurück und sagte:

»Verzeihen Sie, Madame, es ist noch eine Bedingung dabei, die ich erwähnen muß, ehe diese Sache weiter geht.«

»Sprechen. Sie, Miß Brande.«

»Es vielleicht nur eine Kleinigkeit für Sie, Madame, aber eine sehr wichtige Sache für mich und *Sie*. Mit einem Worte, habe zwei treue, alte Familiendiener, die auf der Besetzung geboren und erzogen sind, und jetzt in ihrem hohen Alter in einer kleinen Hütte mit einem Garten leben, den sie anbauen, und ich würde wünschen –«

»Ich verstehe, Miß Brande,« fiel ihr Mrs. Estel in das Wort – »wenn ich das Haus miethe, 136 sollen die alten Leute nicht gestört werden. Wünschen Sie sonst noch Etwas, Miß Brande?«

»Ich danke Ihnen, nein, Madame. Ich denke, die Bedingungen sind Ihnen recht?«

»Die Bedingungen sind mir recht.«

»Dann habe ich weiter Nichts hinzuzufügen. Leben Sie wohl, Madame.«

»Leben Sie wohl, Miß Brande.«

Jetzt verließ Barbara das Zimmer in Begleitung des Mädchens.

Als Susanne zurückkam, schloß sie die Thüre, kam zu ihrer Herrin und fragte eindringlich und ehrerbietig:

»Wollen Sie nach jenem trübseligen, öden Orte ziehen?«

»O ja, Susanne! ja, Susanne! Ich habe selbst im Glück die Stadt nie lieben können, und jetzt erstickt sie mich! Menschen mit einer Last auf der Brust brauchen mehr Raum zum Athmen. Ich sehne mich nach den grenzenlosen Wäldern und der unendlichen See, und das ist der Grund, weshalb ich eine öde, unbebaute Küste vorziehe.«

Susanne kam näher zu ihrer Herrin, setzte sich auf den Teppich neben ihr und blickte halb knieend, halb zur Seite gelehnt, mit dem Ausdruck stummer, bittender Zärtlichkeit zu ihrem Gesichte auf.

Mrs. Estel legte freundlich die Hand auf den Kopf des treuen Mädchens und sagte:

»Und außerdem bin ich hier eingekerkert, Susanne. Du weißt, daß ich, seitdem wir hierher gekommen sind, dieses Zimmer nicht verlassen und keinen Menschen gesehen habe. Ich wage es nicht, auszugehen, um nicht in einer solchen Seestadt etwa erkannt zu werden.«

»Argwöhnen Sie denn –«

»Was, Susanne?«

»Daß er hier ist?«

»Mein Herz! mein Herz! Wen meinst Du?«

»Lord Montessor.«

»Nein, nein, Susanne! sage mir das nicht! Er ist mir nicht hierher gefolgt!« antwortete die Dame, deren bleiche Wange zu Marmor zu werden schien. »Sprich, Susanne! sage, daß Du Dich irrst – Du kannst Dich geirrt haben.«

»Theuere Herrin, betrübt es Sie so sehr, daß Mylord die Stärke seiner –«

»Mädchen, Mädchen! wäge Deine Worte ab!«

»Das will ich, Madame – die Stärke seiner Achtung und Ehrerbietung für Sie beweis't?«

»Wozu sollte er sie beweisen? Bedarf es noch eines Beweises? O, warum folgt er mir hierher, nur um einer so bitteren, furchtbar quälenden Kampf wieder zu necken!« dachte die Dame, während sie dasaß und die weißen Hände rang.

»Theuere Herrin, beruhigen Sie sich. Bedenken Sie, daß Mylord allerdings das Gesetz auf seiner Seite hat. Verzeihen Sie, theuere Herrin, wenn ich Sie erinnere, daß Sie, trotz Allem, was geschehen ist, doch seine Gemahlin sind, und er wenigstens ein Recht auf das Gehör hat, das Sie ihm nie geschenkt haben – mit einem Worte, ein Recht, seine Sache gegen Sie zu vertheidigen und –«

Die Hand der Dame sank sanft, aber fest auf den Kopf des knieenden Mädchens, ihr bisher bleiches Gesicht wurde jetzt durch das Aufschwellen einer erstickenen Bewegung dunkel gefärbt, und sie flüsterte dumpf:

»Hüte Dich, Susanne – Du weißt nicht, was Du sagst – er muß frei und geehrt sein – er hat eine glänzende Laufbahn vor sich – er muß mich von sich stoßen – ich fliehe, damit er dies thun soll – ich würde sterben, um ihn von mir zu befreien!«

Susanne blickte erschrocken zu dem Gesicht ihrer Gebieterin in seiner düsteren, furchtbaren Qual auf.

»Susanne! wiederhole nie in Deinem Leben diesen Rath. Aber sage mir jetzt, bist Du fest überzeugt, daß Du ihn gesehen hast?«

»Ja, fest überzeugt, Madame.«

»Wo?«

»Gestern Nachmittag in der St. John's-Kirche.«

»Hat er Dich nicht gesehen?«

»Nein, Madame, ich saß weit, hinten in einer dunklen Ecke. Ich trug einen Schleier, und Sie wissen, daß wir, wenn wir einen dicken Schleier dicht vor den Augen haben, selbst in weiter Entfernung durch denselben sehen können, während Die in der Ferne Nichts zu erkennen im Stande sind. Ohne meine dunkle Ecke und meinen Schleier, glaube ich, würde mich Mylord bemerkt haben, denn er sah sich sehr viel um.«

»Sah er wohl aus?«

»O, Mylady verzeihen Sie, wie konnte er wohl aussehen?«

Die Dame stöhnte und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Die Dienerin fuhr fort:

»Nein, Mylady, er sah nicht wohl aus! Er war sehr mager, blaß und eingefallen, und hatte eine Ruhelosigkeit

und Aengstlichkeit im Gesicht und im Benehmen, daß es mir bald das Herz brach. O, theuerste Herrin, wie können Sie es über sich gewinnen –«

»Susanne!« Das Wort klang wie ein scharfer Schrei.

»Verzeihen Sie, Mylady, meine Gefühle verleiten mich zuweilen zur Indiscretion.«

»Ich fürchte wirklich, daß Du nicht sicher bist, mein Kind,« sagte Mrs. Estel ernst.

Hierauf trat eine kurze Pause ein, und dann fuhr Mrs. Estel fort:

»Ist dies das einzige Mal gewesen, wo Du ihn hier gesehen hast, Susanne?«

»Ja, Madame, aber ich wußte schon vorher, daß er hier war.«

»Du hast es gewußt, Susanne, und mich nicht gewarnt?«

»Sie wollten mir nicht erlauben, Ihnen von dem Schiffbruche zu erzählen, Madame.«

»Nein, nein! ich kann nicht von Schiffbrüchen hören! Es giebt Schiffbrüche an Herzen und Seelen, denen keiner auf dem Ocean gleichkommen kann, und – aber wir sprachen von *ihm*, und ich sehe nicht ein, was der Schiffbruch, von dem Du redest, mit ihm zu thun hat, da er, Gott sei Dank, keinen Schiffbruch gelitten hat.«

»Er hat sehr viel damit zu thun, theuere Herrin! Sie haben sich seit Ihrer Ankunft in dieser Stadt fortwährend auf dieses Zimmer beschränkt, sind nie ausgegangen –

haben nie Jemand hier gesehen – nie eine Zeitung gelesen – nie Neuigkeiten gehört, und mir nicht einmal erlaubt, Ihnen Etwas von einer Sache zu sagen, die das allgemeine Gespräch der Stadt ist, von der Sie aber doch Nichts wissen. Und doch hat sie Etwas mit Lord Montresor zu thun, Mylady, da sein Heldenmuth bei dieser Gelegenheit der Gegenstand des allgemeinen Beifalles ist.«

»Beifall! Allerdings, der Beifall scheint das natürliche Gefolge der Schritte Lord Montressors zu sein, aber ich warte schon lange, um zu hören, welche besondere Handlung Se. Lordschaft bei dieser Gelegenheit den Beifall hervorgerufen hat.«

»Um dies zu erklären, Mylady, würde ich ausführlich von jenem unglückseligen Schiffbruche sprechen müssen, von dem Sie nicht haben hören wollen.«

»Fahre fort, Susanne, fahre fort, und mache ein Ende, Kind, denn ich sehe, daß weder Du, noch ich Ruhe haben werden, ehe ich einwillige, alle Schrecknisse anzuhören, die Du mir so gern erzählen willst. Fasse Dich also nur kurz, und schone Dich und mich so viel wie möglich,« sagte die Dame, stützte den Ellnbogen auf die Lehne ihres Stuhles, legte die Stirn in die Hand und machte sich bereit, zuzuhören.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. DER WEIBLICHE CAPITAIN.

Susanne fing an und erzählte so viel von den Umständen des Schiffbruches, wie ihr aus den Zeitungen und den Gesprächen Derjenigen, mit welchen sie gesprochen hatte, bekannt geworden war. Eine wichtige Thatsache

behielt sie jedoch für eine besondere Erzählung zurück – den Umstand der Entdeckung und des Begräbnisses der Leiche Victoir L'Orient's.

Lady Montessor hörte ihr mit zur Erde gesenkten Augen zu. Aber jener bittere Schmerz hatte schon lange die Quelle der Thränen ausgetrocknet, die sonst bei der traurigen Erzählung reichlich hätten strömen müssen. Jetzt jedoch blieben ihre lieblichen Augen thränenlos und ihre tiefe, melodische Stimme ruhig, als sie über Das, was sie gehört hatte, sprach:

AaEs allerdings eine furchtbare Tragödie gewesen, aber das Leben ist so voll von Tragödien, von denen die Augen der Welt Nichts sehen und der Geist der Welt Nichts kennt – Herzenstragödien, Seelentragödien, Stürme, in denen nicht Schiffe und – ihre Ladungen, sondern Hoffnungen und Aussichten auf ewig verschlungen werden!«

»Aber Lord Montessor, theuere Herrin! Sein Heldenmuth –«

»War ein Theil von ihm und setzt mich nicht im Mindesten in Erstaunen, mein Kind.«

»Wird ihr Nichts Freude machen? – Nicht einmal der Heldenmuth ihres Geliebten?« fragte sich Susanne, während sie das farblose, regungslose Gesicht ihrer Herrin beobachtete.

»Feßle Dich nicht mit mir an dieses Zimmer, mein Kind. Nimm Deinen Hut und mache einen Spaziergang – aber sei nur verständig und halte Dich in den Nebenstraßen und auf der schattigen Seite, und schlage den

Schleier nicht zurück. Geh', Susanne,« sagte die für die Gesundheit ihrer Dienerin besorgte Dame.

»Ich danke Ihnen, theuere Herrin, aber ich habe kein Verlangen danach, und überdies habe ich Ihnen noch nicht Alles erzählt.«

»Ich glaube, Du hast es doch, gethan, mein Kind. Bitte, sprich nicht mehr von der Sache,« sagte die Dame mit matter Stimme.

»Aber, theuere Herrin, das Ereigniß, das ich Ihnen zu erzählen habe, betrifft Sie so nahe und so wesentlich.«

Die Dame schüttelte traurig und ungläubig den Kopf.

»Erlauben Sie mir, es Ihnen zu sagen, Madame, ja, es ist meine Pflicht, es Ihnen zu sagen ich hätte es Ihnen schon früher mittheilen sollen, aber ich fürchtete mich, Sie plötzlich damit bekannt zu machen, damit es Ihnen nicht schaden sollte, und jedes Mal, wo ich auf die Sache anspielte, verwiesen Sie mich zur Ruhe. O! es ist, als ob eine Ertrinkende fortwährend das Rettungsboot zurückstieß, das sich ihr näherte. Und überdies giebt es einige Namen, die Sie nie vor Ihren Ohren aussprechen lassen wollen.«

»Susanne! Das Gedächtniß ist eine Folterbank und ich – suche zu vergessen – als ob Das möglich wäre, gütiger Himmel!«

»Herrin, darf ich sprechen?«

»Fahre fort.«

»Monsieur Victoir L'Orient –«

»*Halt!*« rief Lady Montessor, indem sie erst auf-
fuhr und dann wieder schauernd auf ihrem Stuhl zu-
rücksank, als ob ihr bei der Nennung dieses Namens eine
Kugel durch die Brust gegangen sei.

»*Lebt nicht mehr,*« fuhr Susanne fort, die sich zu der
zuckenden Gebieterin herabbeugte und dicht vor ihrem
Ohre sprach – »lebt nicht mehr; hören Sie, Mylady? Er ist
todt. Ertrunken, im Meere begraben!«

Lady Montessor richtete das gleiche, ungläubige Ge-
sicht zu der Sprechenden auf.

»Ja, todt, ertrunken, im Meere begraben,« wiederholte
das Mädchen nachdrücklich.

Lady Montessor veränderte weder ihre Stellung, noch
ihren Ausdruck, sondern blickte die Sprechende kalt und
wild an.

»Mit einem Worte, Madame, er ist mit dem Mercur un-
tergegangen.«

»Ei, das ist er auch im *Duc d'Anjou*,« sagte die Dame in
seltsamem, ironischem Tone.

»Ich weiß es, aber dies Mal ist er ertrunken, Mylady.«

»Das ist er auch das erste Mal. Er macht sich Nichts
daraus, es schadet ihm nicht das Mindeste!« sagte Estelle
ungläubig.

»Madame, das Ertrinken ist ihm dies Mal jedenfalls
schlecht bekommen.«

»Ich glaube, man wird finden, daß er sich ganz wohl
befindet, Susanne.«

»O! ich sehe, Sie glauben es nicht! Aber da ist ein vollständiger Bericht über die ganze Geschichte in dem *Baltimore American*.«

»Ei, das stand auch bei dem ersten Mal in der *Londoner Times* – einer zuverlässigen Zeitung, Susanne, und Du kennst den Ausgang.«

»O, Mylady, aber jetzt unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß der Unglückliche todt ist. Solche Unfälle überleben die Menschen nicht zwei Mal – das zweite Mal ist er sicher todt – und bei ihm war es so. Seine Leiche wurde von der Königin Charlotte aufgehoben. Lord Montessor und Mr. Levering, der Mann, den Lord Montessor gerettet hatte, beschworen seine Identität, die auch noch weiter durch die Papiere, die er bei sich hatte, und die Zeichen in seinen Kleidern bewiesen wurde, wenn ein weiterer Beweis nöthig gewesen wäre. Seine Identität wurde erwiesen, und er erhielt Gegenwart der ganzen Schiffsmannschaft ein christliches Begräbniß. Lord Montessor und Mr. Levering sahen, wie die Anderen seine Leiche der Tiefe übergaben.«

Während Susanne so ernst und feierlich sprach, wurde das ironische, wahnsinnige, ungläubige Lächeln der Zuhörerin durch Ueberzeugung und Entsetzen verdrängt. Das Gesicht der schönen Estelle erlitt eine große, furchtbare Veränderung. Ihre vorige Blässe wurde noch tiefer, ihre Augen lagen in blauen Kreisen, sie schien ohnmächtig werden zu wollen, sammelte sich aber, klammerte sich an den Arm des Stuhles, um sich festzuhalten, und fragte mit dumpfer Stimme fast im Grabestone:

»Ist es wahr?«

»So wahr, wie das Evangelium, theuere Herrin! Ihr Todfeind ist todt.«

»Dann sei der Herr seiner Seele gnädig! – denn er bedurfte der Barmherzigkeit in hohem Grade,« sagte Lady Montessoro feierlich.

Hierauf folgte eine Pause von ungefähr einer halben Stunde, während deren Lady Montessoro ihr Gesicht auf die Hände stützte und in tiefen Gedanken im Gebet da-
saß, und dann sagte die Dame:

»Susanne, Du kannst den Spaziergang machen, den ich Dir gerathen habe, und dabei nach dem Ocean-Hause gehen, Miß Brande aufsuchen und ihr mittheilen, daß ich mich entschlossen habe, die Besizung zu miethen, und daß ich das Geschäft sofort abschließen werde, wenn sie heute Nachmittag die nöthigen Documente ausfertigen lassen will.«

Susanne sah betrübt und enttäuscht aus und rührte sich nicht.

»Hast Du meinen Befehl gehört, Susanne?«

»Ja, Madame, ich habe ihn gehört! Verzeihen Sie aber, theuerste Herrin, wird Das, was ich Ihnen eben gesagt habe, Ihren Entschluß nicht ändern?«

»In welcher Beziehung?«

»Daß Sie sich aus der Welt an die einsame Meeresküste, zurückziehen?«

»Warum sollte das?«

»Verzeihen Sie, theuerste Herrin, verzeihen Sie Sie einem Mädchen, das Sie mehr liebt, wie sein eigenes Leben, daß es von diesem Gegenstande spricht, aber bedenken Sie jetzt, daß Sie auf ewig von jeder Belästigung durch diesen Menschen frei sind, und daß das Glück in Ihrem Bereiche liegt.«

»Höre auf, Susanne!«

»Schenken Sie mir Gehör, Mylady! Haben Sie Barmherzigkeit gegen sich, und vor Allem gegen *ihn*! Ziehen Sie nicht in jenes einsame Haus an der Küste, bleiben Sie hier, warten Sie auf ihn; er ist Ihnen über das Meer gefolgt und wird Sie in wenig Tagen finden; empfangen Sie ihn, Mylady, hören Sie ihn an und thun Sie dann, was Sie wollen. Weder der bigotteste Mönch, noch eine Nonne, noch der puritanischste Pietist irgend eines Bekenntnisses dürfte es wagen, Ihr Verfahren zu tadeln – es ist während dieser ganzen schweren Zeit tadellos gewesen, und kein Heiliger oder Engel könnte Ihnen jetzt Vorwürfe machen, wenn Sie ihn empfangen. Lassen Sie ihn vor, verhören Sie ihn, Mylady! O! wollte Gott, daß es einen Weiseren gäbe, wie ich, der zu Ihnen sprechen könnte – einen frommen Geistlichen, auf den Sie Vertrauen setzen könnten. Ach, ich bin ungelehrt in der Theologie und meine einfache Herzensweisheit wird vielleicht verachtet,« sagte Susanne fast weinend.

»Du weißt, daß sich das nicht so verhält, mein *Kind*. Ich würde der einfachen Weisheit Deines Herzens eben so leicht, ja, noch eher vertrauen, wie der Meinung des Erzbischof's von York. Ist nicht Dein Verhältniß zu mir

weit eher das einer Freundin, wie einer Dienerin, Susanne? Besitzest Du nicht mein Vertrauen? Berathe ich mich nicht oft mit Dir, *Kind*?«

»Ja, Mylady, aber – wenn Sie nur dies Mal aus meinem *Rathe* Nutzen ziehen wollten,« antwortete das Mädchen.

»Susanne, mein gutes, liebevolles Kind,« fing die Dame in traurigem Tone an, »ich will Dir nun sagen, warum ich Lord Montessor nicht empfangen darf. Allerdings ist der böse Engel meines Lebens todt – aber die furchtbare Erinnerung, daß ich sein Opfer gewesen bin, wie es der gute Mr. Oldfield nachsichtig nannte, ist nicht mit gestorben. Allerdings haben das Gesetz und die Kirche nicht allein mich freigesprochen, sondern auch gerechtfertigt – mich nicht allein für nicht schuldig, sondern für wirklich unschuldig erklärt. Aber das befreit mich nicht von der Entwürdigung, daß ich wegen eines schweren Verbrechens vor Gericht gestanden habe! Mein Friede ist dahin, mein Ruf vernichtet, meine Hoffnungen zerstört – ich bin ein menschliches Wrack, ein wandelnder Schatten eine lebende Todte – ganz ungeeignet, mich an den Glanz der Zukunft Charles Montessors zu heften. Er ein Mann von hohem Talent. Er ist ausgezeichnet und wird berühmt werden. Jeder glückliche Mann hat Schaaren bitterer, neidischer Feinde, die grausam und scharfsichtig jede mögliche Schwäche seines Lebens oder seines Charakters erfassen und blossstellen. Sollen solche Menschen die Macht haben, von Lord Montessor zu sagen ›Er hat das Opfer eines französischen Verschwörers geheiratet – seine Frau hat einmal als Angeklagte, in Exeter vor

den Assisen gestanden!« Nein, nein! o nein! Barmherziger Himmel, nein!«

»Aber Mylady! theuere Herrin! Hören Sie Ihre arme Susanne ein wenig an. Lassen Sie Mylord bei der Entscheidung dieser Sache, die sein Glück eben so sehr betrifft, wie das Ihrige, auch eine Stimme haben. Lassen Sie ihn zu Ihnen sagen, was er, wie wir wissen, zu sich selbst sagt – ›ich lege auf diese köstliche Hand mehr Werth, wie mir die ganze Menschheit möglicher Weise geben könnte. Ich würde ihren Verlust für ein größeres Unglück halten, wie wie den Verlust der Gunst der ganzen Welt!« – Wie dann?«

»Susanne! Susanne! Ehe ich mein entehrtes Leben mit seinem geehrten vereinigte, würde ich zu den wildesten Sünden der Erde entfliehen – ja! ohne die Gnade Gottes würde ich eher die Erde selbst verlassen,« rief sie mit leidenschaftlichem Nachdruck.

»Ei, Mylady, ich will weiter Nichts sagen,« erwiederte Susanne, die anfang zu weinen – ein unausweichlicher Ausweg für sie, wenn sie sonst Nichts weiter zu thun wußte.

Lady Montessor ließ die Stirn wieder in die Hände sinken und vertiefte sich auf ein paar Minuten in ihre Gedanken, richtete dann den Kopf auf und sagte:

»Susanne, mein Kind, Du bist einem edlen, aber zu übereilten Impulse gefolgt, als Du die Heimath, die Freunde und das Vaterland verließest, um das Schicksal

eines unglücklichen Weibes zu theilen. Ich hatte sehr Unrecht, als ich Dir gestattete, es zu thun. Ich hätte dies damals einsehen sollen, aber die Verwirrung und die Hast meiner Flucht verdrängte jeden anderen Gedanken. Es ist jedoch noch nicht zu spät, den Schaden wieder gut zu machen.«

»Mylady! gütiger Himmel! Was meinen Sie?« rief Susanne und faltete die Hände, wie zur Abwehr gegen Das, was, wie sie fühlte, nun kommen sollte.

»Susanne, ich kann Dich nach England zurück schicken.«

»Ich habe Sie beleidigt! o, ich habe Sie beleidigt! Verzeihen Sie, Mylady! theuere, theuerste Herrin!« rief Susanne händeringend.

»Nein, »das hast Du nicht gethan, mein Kind. Wie könntest Du mich beleidigen, Susanne? Ich habe Dich nie höher geschätzt, wie in diesem Augenblicke, wo ich davon rede, Dich von mir fortzuschicken. Und gerade, weil ich Dich so hoch schätze, will Dich entlassen. Ich denke an Deine Zukunft, Susanne. Wenn Du mich verläßt und nach England zurückkehrst, wirst Du vielleicht ein heiteres, glückliches Leben führen und mit der Zeit glücklich heirathen, während für Dich, wenn Du mich in meinen düsteren Zufluchtsort begleitest, Nichts, wie ein trauriges, einsames, eheloses Leben zu erwarten ist.«

»Mylady, ich habe unter den Verheiratheten aus meiner Bekanntschaft nie so viel Glück gesehen, daß ich sie beneiden sollte, und überdies ist mir immer gesagt worden, daß das Leben eines Mädchens in ihrer Liebe liege,

und ich glaube es. Die Liebe Ihrer armen Susanne vereinigt sich nun vollständig in Ihnen. Es würde ihr das Herz brechen, wenn sie Sie verlassen müßte. Mit einem Worte, theuere Herrin, wenn Sie ihr den Befehl geben, zu gehen, so würde sie zum ersten Mal in ihrem Leben ungehorsam sein und Ihnen folgen, bis Sie ihr ein Plätzchen in Ihrem Hause gäben oder – sie der Polizei überlieferten,« sagte Susanne, die ihrem verborgenen Humor, der unter begünstigenden Umständen zum Witz geworden sein würde, wieder ein wenig den Zügel schießen ließ. »Du meine Güte, bin ich nicht eine Art Schützling Ihrer Gnaden? Haben Sie mich nicht als barfüßiges Mädchen aus einer Hütte genommen, mich hübsch angekleidet und mich in Ihre eigene Parkschule geschickt, und mich eine Woche, einen Monat und ein Jahr nach dem anderen zum Lernen angespornt? Und haben Sie mich nicht von da an in Ihre eigenen Dienste genommen, und spornen Sie mich nicht noch immer an, meinen Geist zu bilden, und haben Sie mir nicht Bücher geliehen und sogar meine Lectüre geleitet? Und haben Sie nicht einen Monat und Jahr nach dem anderen immer mehr von meinem Leben in das Ihrige aufgenommen, bis keines mehr ohne Sie für mich glücklich ist? Und Sie sprechen jetzt davon, mich zu verstoßen? – Verzeihen Sie, theuere Herrin, ich habe offen, ich fürchte, fast zu kühn gesprochen; aber es war nur die Wahrheit. Ich kann Sie nicht verlassen.«

Lady Montessor wendete den Kopf ab, um die Aufregung in ihrem Gesichte zu verbergen und antwortete nach einer kurzen Pause:

»Nun, wir wollen ein anderes Mal hiervon sprechen, Susanne! Gehe inzwischen nach dem Ocean-House und bringe das junge Mädchen zu mir; die Umstände, welche Du mir mitgetheilt hast, machen Eile nöthig.«

Susanne stand mit einem tiefen Seufzer auf, setzte den Strohhut mit dem dichten grünen Schleier auf, zog einen schwarzseidenen Shawl fest um die Schultern und ging ruhig an die Ausführung ihrer Aufgabe.

Nach zwei Stunden kehrte sie in Begleitung Barbara Brande's, des jungen Willful und eines Advocaten mit dem Contract zurück.

Lady Montessor saß in ihrem dicht verhängten Wohnzimmer an einem Ecktischchen mit dem Ellnbogen auf demselben, und hatte den Kopf von dem wenigen noch vorhandenen Lichte abgewendet, und stützte ihn auf die Hand, so daß die langen schwarzen Locken um denselben herabfielen und die Züge ihres schönen Gesichts in noch tieferen Schatten hüllten. Und so empfing sie die Gesellschaft.

Barbara Brander näherte sich zuerst, grüßte sie ehrerbietig und sagte, daß sie den Advocaten mit dem Contract und ihren älteren Bruder als Zeugen mitgebracht habe.

Lady Montessor erhob die Augenbrauen ein wenig, erkannte die Gegenwart der Anderen durch eine Verbeugung an und sagte zu Barbara:

»Lassen Sie Ihrem Advocaten das Document vorlesen, Miß Brande – er braucht nicht näher zu kommen; ich

kann seine Stimme von dort aus hören, wo er steht; Susanne, gieb den Herren einen Stuhl – Miß Brande, setzen Sie sich gefälligst neben ihn.«

Barbara kehrte zurück und ersuchte dem Advocaten, zu beginnen.

Die Documente wurden vorgelesen und für gut befunden.

Dann brachte Barbara den Contract zu der Dame und legte ihn ihr zur Unterzeichnung vor.

Susanne tauchte eine Feder in die Tinte und überreichte sie ihrer Herrin, welche unter beiden Documenten den Namen Estel schrieb. Dann wurde die Feder Barbara übergeben, die den ihrigen unterzeichnete, und hierauf Susanne Copsewood, welche ihren besten Autograph als erste Zeugin darunter setzte, und zuletzt dem jungen Willful Brande, der seinen Namen als zweiter Zeuge darunter schrieb. Dann wurden die Papiere an Lady Montessor und Barbara Brande überliefert. Hierauf bot erstere die Bezahlung für das erste Jahr an, aber Barbara zog es vor, die Summe zur Ausbesserung des Hauses zu verwenden, und nachdem sie hierüber freundschaftlich überein gekommen waren, hatte die Sache ihr Ende erreicht. Der Advocat stand auf, nur sich zu entfernen, und durfte dies thun, aber als Barbara und ihr Bruder fortgehen wollten, gab ihnen Lady Montessor ein Zeichen, wodurch sie dieselben ersuchte, noch ein paar Minuten zu bleiben.

Barbara kehrte zurück und setzte sich auf einen Stuhl, der ihr von Susanne angeboten wurde.

Willful setzte sich bescheiden in einiger Entfernung nieder.

»Sie haben durch den Schiffbruch des unglücklichen Mercur gelitten?« fragte Lady Montessor im Tone tiefen Mitgefühls.

»Madame, es war das Schiff meines Vaters, als es unterging, verlor ich meinen Vater, meinen Bruder und meinen Verlobten –, Alles, Alles, außer diesen zwei Knaben, wofür ich lebe.«

»Wackeres Mädchen! Sie leben nun für sie!«

»Ach!Madame, Sie wissen also, daß auf dieser Welt, zuweilen mehr Muth dazu gehört, zu leben, wie zu sterben!«

Lady Montessor versuchte zu sprechen, konnte sich aber nur verbeugen, und brachte nach, einer kurzen Pause das Gespräch auf eine andere Richtung.

»Aber Miß Brande, ist nicht die Laufbahn, die Sie gewählt haben, ein seltsames beschwerliches Leben für ein Mädchen – besonders ein so junges, schönes?«

»Wenn ihr Name Barbara Brande ist, nicht – wenn sie auf der See erzogen ist und sie liebte, wenn sie stark und muthig ist, wenn das Schicksal, indem es ihr einen betäubenden Schlag versetzte, unempfindlich gegen persönliche Gefahr gemacht hat, wenn sie durch den bittersten Schmerz fähig wird, mit der Kraft der Verzweiflung gegen alle Stürme zu kämpfen, wenn sie für zwei Brüder sorgen muß, die vielleicht, wie Alle aus ihrer Familie und vielleicht sie selbst, für weiter Nichts geeignet sind, wie das Meer, gewiß nicht,« sagte Barbara ernst.

»Bitte, verzeihen Sie meine Einmischung; das Interesse, welches Sie mir eingeflößt haben, Miß Brande, veranlaßt mich, zu sprechen – aber würde es nicht besser sein, wenn Sie Ihre Brüder, wenn sie die Schifffahrtskunde lernen müssen, zu einem Kauffahrteicapitain gäben, auf welchen Sie Vertrauen setzen, und dann für sich selbst eine weiblichere Beschäftigung auf dem Festlande suchten?«

»Nein, Madame; ich kann weder meine Brüder verlassen, noch sie von mir geben – besonders, wenn sie zur See gehen sollen. Außerdem ist mein Leben nicht das anderer Frauen – ein Unglück, wie das meinige, kann nie vergessen werden.«

»Sagen Sie das? Sie sind noch jung – in Ihrem Alter kann man jedes Unglück vergessen – außer Schuld oder Schande,« setzte die Dame in ergreifendem feierlichem Tone hinzu.

»Weder die eine, noch, die andere hat sich je unserem bescheidenen Hause genähert, und soll es auch nie, so lange Barbara Brande die Zügel führt.«

»Sie sprechen mit großer Zuversicht, junges Mädchen. Wissen Sie nicht, daß es nicht immer in der Macht des Herzens steht, die schwersten Uebel des menschlichen Lebens abzuwenden?«

»Ich spreche voll Vertrauen auf den göttlichen Schutz, Madame, das auf der einen Seite ebenso weit von Anmaßung, wie auf der anderen von Zweifel entfernt ist. Der Herr segnet treues Mühen. Um die Versuchung von meinen Brüdern fern zu halten, ziehe ich es vor, über sie zu

wachen. Es giebt keinen menschlichen Hüter, der einer älteren Schwester gleich käme, außer einer Mutter.«

»Einer Mutter!« stöhnte Lady Montessor traurig und nachdenklich, da sie vielleicht an die londoner Schöne dachte, die ihre mütterlichen Sorgen und Verantwortlichkeiten an eine unwürdige, französische Wärterin, und eine gewissenlose französische Gouvernante übertragen hatte, und deren Pflichtvernachlässigung die Ursache des Unglückes ihrer Tochter gewesen war.

»Ich habe die meinige sehr früh verloren, bin seitdem fortwährend die Mutter meiner jüngeren Brüder gewesen, und wenn ich jemals über ihr knabenhaftes Benehmen unmuthig werde, so brauche ich mich nur zu erinnern, daß sie, die Waisen meiner theueren Mutter sind, um Nachsicht mit ihnen zu haben. Der Beruf, welchen ich um ihretwillen sowohl, wie um meiner selbst willen gewählt habe, paßt nicht weniger für ein Mädchen, wie die Bühne, das Comptoir oder eine von den hundert anderen Arten, auf welche arme Frauen ihr Brod verdienen, oder ihre Familien erhalten. Daß mehr Muth und Festigkeit dazu gehört, macht ihn doch gewiß für ein Mädchen nicht unmöglich; das wird keine Frau sagen.«

»Nein, nein, das thut es allerdings nicht.«

»Ich möchte lieber ein Schiff durch den wildesten Sturm führen, den jemals ein Schiff ausgehalten hat,« sagte Barbara, »wie vor den Lampen einer Bühne einem gemischten Publicum gegenüber stehen und eine Rolle in einem Schauspiele ausführen – wie ich finde, daß sogar gebildete Frauen in Ihrer Stadt zuweilen thun. Ei, ich

hörte die alten Seecapitaine unten im Oceun-House ihre persönlichen Vorzüge kritisiren! Das von mir gewählte Leben mag vielleicht unweiblich erscheinen, aber es wird mich keinen Unwürdigkeiten aussetzen,« sagte Barbara.

»Ich habe Nichts weiter zu sagen, wir wollen die Sache ruhen lassen,« erwiderte Lady Montessor.

Barbara stand auf; um sich zu entfernen.

»Warten Sie gefälligst, Miß Brande. Ich habe Sie nicht zu einer nutzlosen Plauderei zurückgerufen. Aus Ihren Worten habe ich entnommen, daß Ihr Schiff in Zukunft Ihre Heimath sein wird?«

»Ja, Madame.«

»Wird es Ihre einzige sein? Verzeihen Sie die Frage und beantworten Sie dieselbe so aufrichtig, wie sie gethan ist.«

»Das will ich.«

»Dann erlauben Sie mir, Miß Brande – ich weiß, welche tiefe Anhänglichkeit man für dem Ort seiner Geburt fühlt und wie stark die Ihrige für die Landspitze sein muß. Ich und mein Kammermädchen werden in dem großen Hause nur wenig Platz in Anspruch nehmen. Wenn Sie daher von Ihrer Reise zurückkehren, so kommen Sie wie bisher dorthin; Ihre beiden alten Neger werden noch immer dort sein um Sie zu bedienen; kommen Sie mit ihren Brüdern dorthin und betrachten Sie es als Ihre Heimath, wie früher.«

»Madame, Sie sind sehr gütig. Ihr edles Anerbieten hat mich überrascht, und so gern ich es auch annehmen möchte, weiß ich doch nicht, ob es recht von uns sein

würde, wenn wir von Ihrer außerordentlichen Güte Nutzen ziehen wollten.«

»Ich bitte Sie, sich weder zu bedenken, noch zu zaudern, mein liebes Kind. Ich versichere Ihnen, daß Ihre Rückkehr nach der Landspitze eine Freude für mich sein wird.«

»Ich danke nochmals aus tiefstem Herzen, Madame, aber ich kann mich nicht sogleich dazu verstehen, von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen. Es würde von meiner Seite zu eigennützig und habgierig aussehen.«

»Damit nehmen Sie sich Zeit, mein Kind: Aber merken Sie es sich, daß der Anblick Ihrer Segel in der Nähe der Landspitze, oder Ihres Gesichts in seinen Räumen, der Abmietherin desselben zu jeder Zeit nur Vergnügen machen kann.«

»Ich danke Ihnen innig, Madame, und verspreche, daß, so oft ich von einer Reise zurückkehre, gleichviel, ob ich lange Zeit bei Ihnen bleibe, oder nicht, mein Segel bei der Landspitze, und mein Gesicht in den Räumen des Hauses gesehen werden soll,« antwortete Barbara dankbar und schickte sich nochmals an zu gehen.

»Bleiben Sie noch einen Augenblick. Ich wünsche sogleich nach jenem Hause abzureisen.«

»Ehe es ausgebessert ist, Madame?«

»Ja – ehe es ausgebessert ist. Wenn es für Sie und Ihre Brüder bewohnbar gewesen ist, so wird es gleichfalls für mich bewohnbar sein, und ich kann die Ausbesserungen

selbst beaufsichtigen. Ich denke, man kann in der Nachbarschaft Arbeiter finden?«

»Es gibt *keine* Nachbarschaft, Madame, aber Sie können in Eastville Arbeiter finden.«

»Ganz wohl, das wird meinem Zweck entsprechen. Sagen Sie mir, Miß Brande, wissen Sie von einem Schiffe, das bald absegeln wird und uns mitnehmen könnte?«

»Die Seemöve wird morgen mit der ersten Fluth nach Havanna absegeln. Sie hat Raum für Passagiere, aber ich glaube, keine Passagiere. Es ist ein gutes Schiff. Wenn Sie bereit wären, mit ihm zu segeln. so könnte, Capitain Brewster Sie auf der Landspitze aussetzen.«

»Ich will mit ihm fahren, wenn ich eine Kojе bekommen kann. Miß Brande, können Sie mir die Gefälligkeit erweisen, Ihren Bruder Erkundigungen einziehen zu lassen, ob ich eine bekommen kann?«

»Ich zweifle nicht im Mindesten, daß Sie en Kojе werden bekommen können, aber ich werde mich selbst bei Capitain Brewster, der in Oean-House logirt, erkundigen und Willful zu Ihnen schicken, um Sie davon zu benachrichtigen.«

»Ich danke Ihnen recht sehr.«

»Dann giebt es noch eines, was ich Ihnen sagen sollte – ja, sogar zweierlei. Zuerst ist es nothwendig, daß Sie einen Vorrath von Lebensmitteln mitnehmen. Da es näher, wie in Eastville, keinen Laden bei der Landspitze giebt – und zweitens, daß Sie, wenn Sie überhaupt reisen wollen; *heute Abend* an Bord gehen.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Bemerkungen, Miß Brande, und werde versuchen, ihnen Folge zu leisten.«

»Jetzt will ich mich von Ihnen verabschieden, da ich ohne Zeitverlust zu Capitain Brewster gehen muß, um einen Platz zu besorgen. Leben Sie wohl, Madame.«

»Leben Sie für jetzt wohl. Wenn ich reise, so werde ich Sie heute Abend wiedersehen, wo nicht, werden wir uns während unseres Aufenthaltes oft treffen.«

»Und wenn Sie vielleicht keinen Platz auf der Seemöve bekommen könnten, Madame, so wird der Sturmvogel in acht Tagen abfahren; ich würde Sie gern mitnehmen und könnte es Ihnen in meiner Kajüte ganz bequem machen.«

»Ich danke Ihnen, Miß Brande, und ohne die große Eile, welche ich habe, würde ich allerdings vorziehen, Sie zu begleiten. Apropos, werden Sie auf Ihrer Fahrt die Bay hinab an der Landspitze anlegen?«

»Jedenfalls, Madame. Ich werde es unbedingt thun müssen.«

»Wenn ich dann eher dort bin, wie Sie, werde Sie gern aufnehmen.«

»Ich danke Ihnen, Madame. Jetzt muß ich wirklich eilen, daß ich fortkomme, Leben Sie wohl, Madame.«

»Leben Sie wohl, Miß Brande.«

Und Barbara und ihr Bruder entfernen sich.

»Jetzt müssen wir Alles in Bereitschaft bringen, Susanne, für den Fall, daß wir, wie ich erwarte, einen Platz auf der Seemöve bekommen können. Packe meine Koffer sogleich, Mädchen, und dann können wir die anderen Angelegenheiten besorgen.«

Susanne gehorchte, und der Nachmittag wurde von den Vorbereitungen so vollständig in Anspruch genommen, daß Willful Brande sie, als er am Abend mit der Nachricht kam, daß die Dame und ihre Dienerin einen Platz auf der Seemöve bekommen könnten, damit die Bitte verband, daß sie sich an diesem Abend an Bord begeben möchten, weil das Schiff am Morgen mit der ersten Fluth in See stechen würde, in Bereitschaft für die Reise fand.

Willful bot ihnen auf die Anweisungen seiner Schwester seine Dienste an, rief einen Wagen, half den Reisenden einsteigen und blieb, nachdem er sie hatte fortfahren sehen, zurück, um den Karren mit ihrem Gepäck beladen und fortschaffen zu lassen.

Barbara erwartete ihre neuen Freunde auf dem Kai und begleitete sie auf die Seemöve.

Sie fanden in dem Capitain einen kräftigen, wackeren alten Seemann. Er wartete auf dem Verdeck, empfing seine Passagiere mit studirter Artigkeit und führte sie in eine behagliche Kajüte hinunter, und nachdem Barbara sie und ihre Dienerin gut untergebracht sah, verabschiedete sie sich von ihnen mit dem Versprechen, auf ihrer Fahrt durch die Bay bei der Landspitze anzulegen. Eine Stunde später kam Willful Brande mit dem Karren mit dem Gepäck an, das an Bord geschafft und weggestaut wurde.

Und am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang segelte die Seemöve mit Lady Montessor und ihrer Kammerjungfer nach Havanna ab.

Der Wind war frisch und schön, das Wetter lieblich, das Wasser bot einen herrlichen Anblick und alles Andere versprach eine schnelle angenehme Reise.

Die Dame und ihre Dienerin hatten die Staatskajüte erhalten und diese war auf die Anforderung Barbara's zierlich eingerichtet – die Kojen mit weißen Decken und die Fenster mit Musselinvorhängen versehen worden. Die Artigkeit veranlaßte Capitain Brewster, die Kajüte seinen Passagieren fast ausschließlich zu überlassen.

Aber die traurige Estelle verbrachte den größten Theil ihrer Zeit sowohl bei Tage, wie bei Nacht damit, daß sie an dem Fenster ihrer Staatskajüte saß und auf die wogende See hinausblickte.

Am neunten Tage ihrer Fahrt kam gerade bei Sonnenuntergang Capitain Brewster in die Kajüte und benachrichtigte die Dame, daß sie sich Brande's Landspitze näherten.

Estelle nahm Hut und Mantel ging mit Susanne auf das Verdeck und betrachtete ihre zukünftige Heimath.

Und dort, eine Meile zur Rechten vor ihnen, stieg die, düstere, fahle Landspitze mit ihren alten Bäumen und dem halbverfallenen Hause auf.

Ihr Gepäck wartete bereits in dem Boote, welches sie an das Land führen sollte. Der Capitain half der Dame und ihrer Dienerin hinuntersteigen und folgte ihnen, die Ruderer setzten ihre Riemen in Bewegung und nach zwanzig Minuten langten sie am Ufer an.

Der Capitain leistete ihnen beim Landen bereitwillig Beistand, ließ das Gepäck hinaufschaffen und kam endlich zu der Dame hinauf, gegen welche er sein Bedauern über die Trennung aussprach, verabschiedete von ihnen, und stieg wieder in sein Boot, das schnell nach dem Schiffe zurückgerudert wurde.

Und Estelle und ihre Dienerin blieben allein in der Dämmerung auf dem Strande stehen.

SECHZEHNTE KAPITEL. DIE VERFOLGUNG.

Am nämlichen Abend saß Lord Montessor in seinem Zimmer in Gasthause. Er sah blaß und erschöpft aus. Seit seiner Ankunft in Baltimore war ein Monat verflossen und er hatte trotz seiner eifrigen Bemühungen seine Spur von seiner verlorenen Gattin gefunden. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie die Stadt verlassen habe, und hatte an diesem Abend den Entschluß gefaßt, am folgenden Morgen nach Newyork abzureisen.

Während er so in düsterem Schweigen und ohne Berücksichtigung der neben ihm auf dem Tische liegenden Zeitung da saß, ainig die Thüre auf und Gridley, sein Kammerdiener, kam zu ihm.

Gridley war ein ernster Mann von verständigem Aussehen, in mittleren Jahren, mit ziemlich kahlem Kopfe, stämmig, schwarz gekleidet und hätte für einen Geistlichen der Hochkirche gehalten werden können.

»Nun, Gridley?«

»Ei, Mylord, ich habe die allerwichtigste Nachricht für Sie,« sagte der Gentleman Seiner Lordschaft in pomphaftem Tone.

»Sprich, was ist es? Irgend Etwas in Bezug auf Deine Herrin?« rief Lord Montessor, indem er hastig aufstand.

»Ja, Mylord. Wenn ich jemals Lady Montessor in meinem Leben gesehen habe, so habe ich Ihre Gnaden heute Abend aus einem Hause kommen und in einen Wagen steigen sehen.«

»Zu welcher Stunde? Wo? Sprich, Mensch, im Namen des Himmels!«

»Aus No. 10 in der Blackstreet.«

»Weißt Du das gewiß?«

»Als der Wagen abfuhr und die Leute, welche Mylady die Hausthüre geöffnet hatten, hineingingen und sie schlossen, stieg ich die Stufen hinauf und besah mir die Nummer.«

»Und dann?«

»Und dann lief ich so schnell ich nur konnte hinunter und mit aller möglichen Eile dem Wagen nach. Aber obgleich ich so schnell lief, kam mir der Wagen, der sehr eilig fuhr, zuvor und verschwand mir aus den Augen.«

»In welcher Richtung?«

»Bei den Kai's, Mylord.«

»Um welche Zeit war dies?«

»Ungefähr halb neun Uhr, Mylord.«

»Du bist also ganz fest überzeugt, daß das Haus, aus welchem Sie km –«

»No. 10o Blackstreet, Mylord, ganz zuverlässig.«

»Geh' und rufe eine Droschke.«

Der Diener verbeugte und entfernte sich sofort, um zu gehorchen.

Lord Montessor vertauschte sein Hauskleid mit einem Tuchrocke, nahm den Hut und die Handschuhe und war nach Verlauf von drei Minuten – als Mr. Gridley den Kopf durch die Thüre steckte, um die Droschke zu melden – in Bereitschaft, in dieselbe zu steigen.

Er nahm seine Uhr heraus.

»Es ist jetzt ein Viertel auf elf – eine späte Stunde, um einen Besuch zu machen – aber unter den jetzigen Umständen darf ich nicht wählerisch sein. Ich werde mich überzeugen, ob sie in jenem Hause wohnt, und wenn dies nicht der Fall sein sollte, wo sie wohnt,« dachte Lord Montessor, als er Platz in der Ecke nahm.

»Wo soll ich hinfahren, Sir?« fragte der Kutscher.

»No. 10 Blackstreet,« antwortete Lord Montessor.

Eine halbstündige Fahrt führte sie an das Haus. Lord Montessor stieg aus und sah nach seiner Uhr – es war jetzt elf. Er betrachtete das Haus; alle Fenster waren dunkel, sämtliche Zimmer still und die Bewohner schienen Alle zu schlafen. Er war sehr verdrießlich. Er hatte gehofft, daß er das Haus früher erreichen würde und daß irgend ein glücklicher Zufall, wie eine Abendgesellschaft, ein lange ausgebliebener Bewohner, ein später Gast, oder eins von den tausenden anderen täglichen Ereignissen, die eine Familie spät munter erhalten, am diesem Abend hätte stattgefunden haben könne.

Er war sehr ärgerlich.

Er hätte sich fast dazu entschließen können, das ganze Haus zu wecken, um den Bewohnern die Fragen vorzulegen, von denen, wie er fühlte, sein Schicksal abhing. Aber dies war, wie er wußte, wenn auch noch so wünschenswerth, doch ganz unthunlich. Ach! hätte er die hohe Wichtigkeit dieser kostbaren Stunden gekannt, so würde er die Familie geweckt haben! Unter den vorliegenden Verhältnissen sagte er zu sich selbst, daß er schwächlich und ungeduldig sei – daß ein paar Stunden keinen Unterschied ausmachen könnten – daß der Vormittag eine viel geeignetere Zeit für seinen beabsichtigten Besuch und seine Fragen wäre, und mit diesem Entschlusse stieg er wieder in die Droschke und befahl:

»Zurück nach dem Hotel.«

Um zehn Uhr am folgenden Morgen stieg Lord Montessor wieder in eine Droschke und fuhr nach den Hause in der Blackstreet. Er sprang ohne zu warten, bis auf das Klingeln des Kutschers geöffnet worden war, heraus, die Stufen hinauf und erreichte die Thüre gerade, als der Bediente sie öffnete.

»Ist Lady Montessor zu Hause?« lautete seine diplomatische Frage. :

»Lady Montessor wohnt nicht hier, Sir,« antwortete der Neger.

»Können Sie mir sagen, wo sie wohnt?«

»Das weiß ich nicht.«

»Schicken Sie – (Lord Montessor sah nach dem Namen auf dem Schilde an der Thüre) – Miß Brownloe hierher.«

»Ja, Sir, kommen Sie herein, und setzen Sie sich, Sir. Welchen Namen soll melden, Sir?«

»Sagen Sie ein Herr.«

»Ja, Sir.«

Der Mann verschwand und ließ Lord Montessor in dem Salon zurück. Bald darauf erschien die Herrin vom Hause. Sie war eine kräftige, große Frau von mittleren Jahren und einfach in Grau gekleidet.

»Vermuthlich Mrs. Brownloe?« sagte Lord Montessor, indem er aufstand und der Dame einen Stuhl hinstellte.

»Ja, Sir.«

»Lord Montessor, Madame,« sagte er, um sich ihr vorzustellen.

»Ah! – Nehmen Sie gefälligst wieder Platz, Mylord. Sie haben nach mir geschickt, wie ich hörte?«

»Ja, Madame. Ich komme, um mit ihrer Erlaubniß nach einer Dame zu fragen, die gestern Abend halb neun Uhr in einem Wagen hier fortgefahren ist.«

»O, Sie meinen Mrs. Estel?«

»Estelle! Estelle!« rief Lord Montessor im Geiste – und setzte dann laut hinzu:

»Ja, Madame, ich spreche von Mrs. Estel.«

»O! sie hat uns, wie Sie sagen, gestern Abend verlassen.«

»Es sollte mich sehr freuen, wenn Sie mir mittheilten, wohin sie sich begeben hat, Madame.«

»O, das weiß ich nicht! Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Ich glaube jedoch, daß sie die Stadt verlassen hat.«

»Vielleicht ist irgend ein Mitglied Ihrer Familie besser unterrichtet?«

»O nein! Ich weiß, daß sie das nicht sind; denn ich war neugierig, zu erfahren, wohin die Dame ging und fragte, aber Niemand konnte mir Auskunft geben – sie wußten weiter Nichts, als welche Anweisung das Kammermädchen dem Kutscher gegeben hatte, und welche der Bursche, der später auf das Gepäck aufpaßte, dem Karrenschieber gab.«

»Und diese war –?«

»Nach dem Light-Street-Kai, Sir.«

»Und das ist die einzige Auskunft, die Sie mir geben können?«

»Die einzige, Sir; ich bedauere, daß sie so geringfügig ist – interessieren Sie sich für die Dame?«

»Ja, Madame. Ich danke Ihnen aufrichtig für die Auskunft, die Sie mir gegeben haben. Guten Morgen, Madame,« sagte Lord Montessor, der nicht geneigt war, sich gleichfalls ausfragen zu lassen und sich verabschiedete.

»Nach dem Light-Street-Kai,« befahl er dem Droschenkutscher, als er wieder in den Wagen stieg.

Und er wurde nach der Light-Street geführt.

Als er dort ankam, stieg er aus und ging unter den Lastträgern, Matrosen, Arbeitern und der gemischten Menge der Docks umher, wendete sich endlich an einen alten Seemann und fragte, welche Schiffe seit gestern Abend acht Uhr den Kai verlassen hätten.

»Das einzige Schiff, das den Hafen überhaupt verlassen hat, Capitain, ist die Seemöve, Capitain Brewster, die

heute früh bei Sonnenaufgang nach Havanna abgefahren ist,« antwortete der alte Seemann.

»Hat sie Passagiere gehabt?«

»Das ist mehr, wie ich sagen kann, Capitain.«

Lord Montessor überließ es Mr. Gridley, sich unter die Matrosen auf dem Kai zu mischen und ausfindig zu machen, ob die Seemöve Passagiere mitgenommen habe, und ob diese Passagiere Frauen gewesen seien, stieg wieder in den Wagen und fuhr nach dem Gasthause zurück, um den Ausgang abzuwarten.

Es war spät Nachmittags, als sich Gridley bei seinem Herrn einstellte.

»Nun, Gridley?« fragte Lord Montessor hastig.

»O, Mylord, ich habe erfahren, daß sich zwei Frauenzimmer, die der Beschreibung Myladys und ihrer Dienerin entsprechen, gestern Abend neun Uhr auf der Seemöve eingeschifft haben, die nach Westindien absegelte.«

»Aha! dann habe ich sie wieder. Aber ist es gewiß, daß die Dame nach Westindien reis't?«

»Ja, Mylord, ganz gewiß,« antwortete der Bediente, der einen sehr natürlichen Irrthum beging.

»War die Auskunft, welche Du erhalten hast, zuverlässig?«

»Unzweifelhaft, Mylord, da sie von dem Kutscher selbst kam, der Mylady von der Blackstreet nach dem Schiffe gebracht hat, und von dem Karrenführer, der das Gepäck Mylady's nach dem Kai brachte, und von den Trägern, welche es nach dem Schiffe bringen halfen – die ich sämmtlich ausfindig gemacht und gefragt habe, Mylord.«

»Du hast Deine Pflicht gut gethan und ich danke Dir, Gridley. Hast Du dabei etwa zufällig von einem anderen Schiffe gehört, das bald nach Westindien segeln wird?«

»Nein, Mylord.«

»Gieb mir die Abendzeitung.«

Gridley gab seinem Herrn die Zeitung.

Lord Montessor suchte die Schiffsnachrichten auf und ließ sein Auge die Liste entlang gleiten, woher er murmelte:

»Nach Liverpool – hm – nach Havre – hm – nach New-Orleans – hm – hm – hm – nach Havanna – da haben wir es! Nach Havanna, der Sturmvogel, Capitain Brande, am 1. October. Heute haben wir den 25. September, Gridley, in acht Tagen fahren wir nach Havanna – halte Dich in Bereitschaft.«

SIEBZEHNTE KAPITEL. CAPITAIN BARBARA'S ERSTE FAHRT.

In der Frühe des folgenden Morgens ging Lord Montessor nach dem Kai hinab, um sich nach dem Sturmvogel zu erkundigen.

Man zeigte ihm einen hübschen, schmucken, kleinen Klipper, der in einiger Entfernung weiter unten im Flusse lag.

Er rief ein Boot, stieg hinein und befahl, ihn nach dem Sturmvogel zu bringen.

Als Lord Montessor bei dem Schiffe ankam, fand er sich mitten in einem starken Gewühl. Viele andere,

schwer beladene Boote lagen rings um den Klipper, dessen Mannschaft, die aus vier Negern zu bestehen schien, damit beschäftigt war, die Ladung einzunehmen.

Lord Montessor befahl seinen Bootsleuten, nach Backbord zu rudern und ging sogleich an Bord, wo er außer den vier schwarzen Matrosen, die damit beschäftigt waren, schwere Ballen aus den Booten heraufzuwinden, zwei kräftige Knaben von zehn und zwölf Jahren auf dem Verdecke fand.

»Könnt Ihr mich zu dem Capitain weisen?« fragte Lord Montessor.

Die Schwarzen hielten auf einen Augenblick in ihrer Arbeit inne, um einander anzusehen und zu grinsen.

»Der Capitain, meine Freunde – der Capitain – wo ist er?« wiederholte Lord Montessor, welcher glaubte, daß sie seine erste Frage nicht verstanden hätten.

»Der Herr fragt nach dem Capitain! Meine Augen, Sam! Ich glaube, er reis't nach dem Lande nirgendwo,« sagte einer von den Leuten, und Alle ließen nach Negerart ihre Taue schlaff hängen und hörten auf da zu arbeiten, um sich umzusehen, zu grinsen oder zu plaudern, wie sich die Gelegenheit eben bot.

Aber noch ehe Lord Montessor Zeit hatte, seine Frage zu wiederholen, wurde er durch eine helle, schallende, tönende Stimme überrascht, welche rief:

»Ahoi da! Was treibt Ihr Leute? Munter, munter! Vorwärts! vorwärts! so –!«

Die Männer faßten kräftig ihre Taue, und die schweren Ballen und Kisten schwebten bald zwischen den Booten unten und dem Schiffsgeländer.

Lord Montessor drehte sich um, um zu sehen, von woher die kräftige Stimme kam, und erblickte auf dem Verdecke ein schlankes, hübsches Mädchen mit schön entwickelter Gestalt, offenem, entschlossenem Gesicht, glänzendem, dunklem Haar und blitzenden, schwarzen Augen, mit einem kleinen Sprachrohr in der weißen Hand. Ihr Kleid und die Kapuze von grober, grauer Serge konnte ihre eigenthümliche Schönheit nicht verbergen.

»So – so ist es recht! Zieht an! Munter, Burschen! – Munter! – so –!« rief die nämliche kräftige Stimme, während die Leute die Ladung heraufholten.

Dann ließ sie das Sprachrohr sinken und kam Lord Montessor entgegen, der auf sie zuing.

»Eine Schwester, Tochter oder vielleicht die Frau des Capitains, die während seiner Abwesenheit den Dienst versieht. Eine pikante Lage,« dachte Lord Montessor, als er vor der jungen Amazone stand und den Hut abnahm.

»Wie befinden Sie sich, Sir? Haben Sie Geschäfte mit mir?« fragte Barbara. Der Ton war offen, kurz, entschieden, fast schroff.

»Ich habe Geschäfte mit dem Capitain, wenn Sie so freundlich sein wollen, mir zu sagen, wo ich ihn finden kann, junge Dame.«

»Aha! Sie wünschen Brande zu sehen, Sir.«

»Ja, Madame.«

»Nun, da ist er,« sagte Barbara, indem sie die Hand stolz und zärtlich auf den Kopf des älteren Knaben legte, der neben ihr stand.

Lord Montessor sah erstaunt und überrascht aus.

»Entschuldigen Sie, Madame, habe ich Sie recht verstanden?«

»Daß dieser Bursche Brande ist? Ja, Sir! das Schiff gehört ihm und seinem Bruder, und segelt unter seinem Namen. Aber bis er majorenn sein wird, und die nöthigen Kenntnisse in der Schiffahrt erlangt hat, bin ich, seine Schwester, der eigentliche Capitain. Ich bin die verantwortliche Person hier, Sir. Wenn Sie Geschäfte mit dem Schiffe haben. (Ahoi, da, Bob! nimm das lange Boot und gehe an das Land, um die Ballen da fortzubringen.) Jetzt bin ich bereit, Sie anzuhören, Sir.«

»Entschuldigen Sie, Madame! Aber da ich erwartete, Capitain Brande zu finden, um mit ihm zu unterhandeln, so kam ich an Bord, da ich hoffte, daß ich für mich und meine Leute Platz zur Fahrt nach Westindien würde finden können.«

»Wer sind Sie, Sir?« Die Frage war offen, direct und schroff, wie ihre ganze übrige Redeweise.

»Verzeihen Sie, ich hätte Ihrer Frage zuvorkommen sollen – ich bin der Viscount Montessor.«

»Und wie viele Leute haben Sie, Sir?«

»Zwei – einen Kammerdiener und einen Stallknecht.«

»Nun, Sir, ich sehe keinen Grund, warum Sie hier nicht eine Kojе bekommen könnten. Wir sind darauf eingerichtet, eine beschränkte Anzahl von Passagieren unterzubringen. (Munter dort, Bursche!). Wir segeln am 1. October ab, Sir, wenn es Wind und Fluth erlauben, und wollen Sie gern mitnehmen.«

Dies war eine Verlegenheit.

Lord Montessor war natürlicher Weise viel zu hoch gebildet, als daß er seine Verwunderung, Verlegenheit und seinen Zweifel hätte aussprechen, und ebenso besaß er so große Selbstbeherrschung, als daß er diese Empfindungen gegen ein weniger scharfsichtiges Wesen, wie die Amazone, von ihm hätte verrathen sollen.

Aber Barbara sah und begriff sein Erstaunen, Zaudern und seine Neugier vollständig – vielleicht pikirte dies sie, denn sie rief plötzlich:

»Nun, Sir, da Sie in Geschäften gekommen sind, so machen Sie ein Ende. Fragen Sie, Sir. Ich will mich lieber von einem Herrn fragen lassen, wie ihn stumm vor mir stehen und die Qualen der unterdrückten Neugier erdulden sehen.«

Das Blut stieg Lord Montessor in die Stirn und er antwortete halb mißvergnügt, halb belustigt:

»Ich bedauere, daß ich ein so verrätherisches Gesicht habe – aber ich bin überzeugt, daß Sie mir die unwillkürliche Kundgebung des Erstaunens verzeihen werden, das empfand, als ich ein so junges, hübsches Frauenzimmer in einer so neuen Lage fand.«

Barbara verbeugte sich – tief und vielleicht ironisch.

»Sie klagen mich an, Sir, wenn auch nicht in Worten, doch in Gedanken. Ich muß mich vertheidigen. Kommen Sie, Sir! Legen Sie die Anklagen vor – lassen Sie mich hören, wodurch ich die Gesetze Gottes oder der Menschen verletzt habe.«

»Was für eine böse Sieben!« dachte Montessor, sagte aber, »nein, Miß Brande, ich klage Sie nicht an – ich wundere mich nur – und bitte Sie deshalb um Verzeihung.«

»(Er hält mich für zänkisch,« sagte Barbara zu sich selbst und dann laut): »Sie brauchen sich nicht zu wundern, Sir. Es ist höchst einfach. Ich bin die Vormünderin von zwei jungen Brüdern, die ich erhalten und erziehen muß, damit sie sich selbst erhalten können. Ich habe hierfür geeignete Mittel gewählt.«

»Aber könnte nicht ein Etwas – ich bitte um Verzeihung, ich werde zudringlich.«

»Nein, Sir. Da ich Sie zum Verhör herausgefordert habe, nicht. – Sie wollten fragen –?«

»Ob sich nicht eine etwas weiblichere Beschäftigung hätte finden können?«

»Ich habe es mir wohl gedacht! Da ist es wieder! Was nennen Sie ausschließlich weibliche Beschäftigung? – Nähen, unterrichten, Theater spielen, Kostgänger aufnehmen oder verkaufen?«

Barbara that einen langen tiefen Athemzug, der ihre Brust von der Last dieser Gedanken zu befreien schien, und fuhr fort.

»Nein. Sir, diese mögen alle hinlänglich weiblich sein; aber sie verlangen gewisse Eigenschaften, die mir glücklicher oder unglücklicher Weise fehlen, und sie machen Alle eine Einschließung, Unterredung und Begünstigung nöthig, die meine Seele keinen Augenblicke ertragen könnte! Denn ich bin zur Freiheit, Unabhängigkeit und Herrschaft geboren!«

»Aber diese Alle scheinen mir nicht unvereinbar mit dem Leben einer Wirthin, Lehrerin oder Verkäuferin zu sein.«

Barbara lachte geringschätzig.

»Ja, Miß Brande, es scheint mir, daß Sie in einem Hause, einer Schule, oder einem Laden, der Ihnen selbst gehörte, vielleicht genügende Freiheit, Unabhängigkeit und Herrschaft finden können.

»Und noch vielmehr in einem *Schiffe*, das mir gehört!« rief Barbara, und ihre schwarzen Augen blitzten triumphirend.

Lord Montessor betrachtete die schöne Amazone mit einem Ausdrücke, worin sich Erstaunen und Bewunderung mischten. Sie fuhr fort:

»Nein, Sir, ich bin von Natur und durch die Erziehung unfähig, mein Leben damit zu verbringen, daß ich alten Junggesellen Kaffee einschenken, kleinen Kindern das A-B-C lehren, oder den müssigen Damen in den Läden die Waaren herunterholen soll. Und auf der anderen Seite bin ich sowohl durch meine Constitution, wie meine Erziehung, für meinen jetzigen Beruf geeignet. Ich liebe, wie alle Männer und Frauen meines Hauses, das Meer;

ich bin von meinem vierten Jahre an bis zum vierzehnten mit meinem Vater gesegelt, der mir die Schifffahrtskunde gelehrt hat, die ich in Folge meiner großen Vorliebe für die Sache viel schneller und vollständiger aufgefaßt habe, wie gar mancher stumpfsinnige oder böswillige Cadet der Schifffahrtsschule. Da ich nun so auf mein Seeleben vorbereitet, dazu getrieben und von ihm angezogen bin, so beginne ich es. Nun, Lord Montessor, es liegt Etwas in meinem Blute und meinen Verhältnissen, was das ruhige Landleben nicht vertragen könnte, das Sie mir vorgezeichnet haben. Eben so wenig, wie die Mehrzahl der Frauen das Leben zu ertragen vermöchte, in welches ich mich mit Enthusiasmus stürze. So sei es! Jedermann nach seinem Geschmack und Talent; das halte ich für die Bestimmung Gottes.«

»Ich habe weiter Nichts zu sagen, Miß Brande, außer die Frage: angenommen auch, daß Sie, wie Sie sagen, für Ihre Stellung geeignet seien, sind Sie dann sicher? Wird Ihnen in Nothfällen, die sich ereignen könnten, wo das Leben von der Disciplin abhängt, Ihre Mannschaft gehorchen?«

Barbara lächelte stolz und zuversichtlich. »Lord Montessor, Sie sind unzweifelhaft besser mit der Geschichte bekannt, wie ich! Haben Sie jemals in Ihrer Lectüre gefunden, daß, wenn die Zügel der Regierung in die Hände von Frauen gefallen sind, diesen es weniger gelungen ist, wie den Männern, ihre Autorität aufrecht zu erhalten

und Aufstände zu überwinden? Hat die herrliche englische Elisabeth jemals vor ihren Ministern oder ihrem Volke gebebt, oder ihren königlichen Willen nicht durchgesetzt? – Oder ist die furchtbare, russische Catharina bei den blutigsten Schauspielen ihrer Zeit jemals erbleicht? Es giebt noch heutzutage solche Elisabeth's und Catharina's, und zwar in den bescheidensten Verhältnissen des Lebens, Sir.«

Lord Montessor verbeugte sich, und Barbara fuhr fort:

»Was meine Mannschaft anbetrifft, so habe ich die Mittel, sie zum Gehorsam zu zwingen.«

Lord Montessor sah ungläubig aus.

»Die Gesellschaft auf diesem Schiffe besteht nur aus acht Personen – zuerst ich, als wirklicher Capitain, und meine schwarze Dienerin – dann kommen meine zwei Brüder, die ihrer Schwester ergeben sind, dann meine zwei Neger, die mir gehorchen, würden, wie nur alte Familiendiener thun können, die von meiner Kindheit an zu Land und zur See über gewacht haben, und endlich zwei angeworbene Leute – Einer von ihnen ist ein alter Seemann, der meinen Vater oft begleitet hat und vollkommen zuverlässig ist, und der Andere ein junger Bursche, dessen Gesicht eine Empfehlung sein würde, wenn er auch keine andere hätte – wie er hat. Sie sehen daher, Sir, daß ich darauf rechnen kann, keine ungehorsame oder gefährliche Person am Bord zu haben.«

»Ich sehe, Sie haben bei der Auswahl ihrer Leute Verstand bewiesen.«

»Bei alledem, Sir, setzen Sie doch vielleicht nicht genügendes Vertrauen auf meine Befähigung für den Posten, den ich übernommen habe, daß Sie mir Ihr kostbares Leben auf der Reise anvertrauen. Trotzdem haben jedoch die Herren Gobright und Comp. in der Light-Street – Männer, bei welchen man seinen Wahnsinn argwöhnt, mir eine sehr werthvolle Ladung anvertraut.«

Lord Montessor verbeugte sich zerstreut; seine Gedanken waren zu einer weit entfernten Person gewendet.

»Soll ich annehmen, daß Sie die Fahrt nicht mit uns zu machen wünschen, Sir?« fragte Barbara.

Dies brachte Lord Montessor wieder zur Sache zurück.

»Durchaus nicht, Miß Brande. Ich würde unter keinen Umständen diese Gelegenheit vorübergehen lassen – nein, nicht um einen Platz in dem Kabinet Sr. Majestät.«

»Nun, dann kommen Sie in die Kajüte und lassen Sie uns über die Bedingungen sprechen. Komm gleichfalls, Willful, Du mußt die Geschäfte besorgen lernen,« sagte Barbara, und winkte Lord Montessor und ihrem Bruder, ihr zu folgen.

Sie gingen hinunter, und die Bedingungen wurden, da der eine Theil bereitwillig und der andere nicht abgeneigt war, bald abgeschlossen.

Die Sonne näherte sich dem Untergange, als Lord Montessor das Schiff verließ, um nach seinem Gasthause zurückzukehren.

Er verwandte die folgenden Tage der Woche darauf, Briefe nach England zu schreiben und sich auf seine Reise vorzubereiten.

War es seltsam, daß er bei seinem Gespräche mit Barbara nicht ein einziges Mal den Zweck seiner Reise erwähnte, oder auch nur entfernt darauf hindeutete? Wir glauben es nicht, denn der Gegenstand war für ihn viel zu heilig, als daß er ihn, außer in der dringendsten Noth, oder in der Hoffnung, Auskunft zu erhalten, hätte erwähnen sollen. Und welche Nothwendigkeit lag vor, daß er Barbara in das Vertrauen zog – welche Nachrichten konnte er von ihr erwarten – oder welcher Zusammenhang, konnte möglicher Weise zwischen seiner zarten, zurückhaltenden Estelle und dieser schönen Tochter der See bestehen? Ja, er dachte keinen Augenblick an eine solche Möglichkeit. Und wie bald würde ihm doch, wenn er die Sache nur ein einziges Mal erwähnt hätte, Barbara haben sagen können, daß Mrs. Estel nicht, wie er glaubte, nach Westindien, sondern einem viel näheren Punkte gereis't sei.

So viele bloße Papierwände giebt es im Leben!

Es war ein schöner frostiger Morgen, der erste October, als der Sturmvogel abfahren sollte. Ein frischer Wind, der sich während der Nacht erhoben hatte, wehte aus Nordwesten. Lord Montessor stieg bei Tagesanbruch in eine Droschke, um nach dem Kai hinunter zu fahren. Sein Kammerdiener und Stallknecht folgten ihm mit dem Gepäck. Eine Fahrt von einer Stunde brachte sie nach dem

Orte ihrer Einschiffung. Der Kai bot ein geschäftiges, lebhaftes Schauspiel dar. Der Hafen war von Schiffen gefüllt, deren hohe Masten, Raaen und Taue sich scharf an dem Hintergrunde des klaren, blauen Himmel abzeichneten. Aber der Sturmvogel lag etwas weiter unten im Flusse, und um ihn zu erreichen, mußte er eines der zahlreichen Boote miethen, die zwischen den Schiffen hin und her glitten.

Lord Montessor rief seinen Stallknecht herbei und befahl ihm, ein's zu miethen.

Der Mann erreichte seine Absicht bald, und ein großes Boot, das geräumig genug war, um Lord Montessor, seine Begleiter und ihr Gepäck aufzunehmen, legte sich dicht neben den Kai, wo sie standen. Zuerst wurden die Koffer in das Boot hinabgelassen, dann folgte Lord Montessor mit seinem Kammerdiener und Stallknecht, und setzte sich in das Heck. Die vier Bootsleute ergriffen die Riemen, und das Boot glitt über die Fluth dahin.

Nach Verlauf von wenigen Minuten lagen sie neben dem Sturmvogel, der sich, auf das Schmuckste aufgetakelt, anschickte, die Anker zu lichten. Sie fuhren nach Backbord, wo Lord Montessor sofort die Leiter hinaufstieg und das Verdeck erreichte.

Das Verdeck bot ein interessantes Schauspiel dar. Einige von den Leuten waren mit den Tauen beschäftigt, Andere mit dem Gangspill, der älteste Bruder stand am Steuer.

Aber der interessanteste Anblick auf dem Verdecke war die schöne Amazone, Barbara Brande, in ihrem starken,

grauen Sergekleide und mit dem bloßen Kopfe. Der frische Wind spielte mit ihren schwarzen Flechten und färbte ihre gebräunten Wangen mit tiefer Röthe. Dort stand sie ruhig und ertheilte in ihrer hellen, durchdringenden, entschiedenen Stimme Befehle.

Als sie Lord Montessor erblickte, kam sie ihm sofort entgegen und sagte in freundlichem Tone:

»Willkommen, Sir! Sie kommen gerade zur rechten Zeit. Wir werden in einer halben Stunde die Anker lichten. Sie wissen, wo Sie Ihr Quartier finden, Sir. Wollen Sie hinuntergehen, oder –«

»Ich werde auf dem Verdecke bleiben, Miß Brande,« antwortete Lord Montessor, der gern sehen wollte, wie dieses Mädchen ihr Schiff in Gang bringen würde – vielleicht auch einigermaßen an der Rathsamkeit, sein Leben einem solchen Wagnisse anzuvertrauen, zweifelnd.

»Ganz wohl, Sir! wie Sie wollen.«

Und Barbara verließ ihn und ging nach vorn.

»Ahoi, dort, Willful! Sorge dafür, daß das Gepäck Lord Montessors herauf kommt.«

Der Knabe verließ das Steuer, um zu gehorchen. Das Heraufholen der Koffer erforderte nur wenige Minuten und das Wegstauen derselben nur noch ein paar mehr.

Als das Deck wieder rein war, kam Barbara nach vorn, um Befehle zu geben, was sie in kurzem, festem, schallendem Tone that, der einem Fremden, welcher weniger darauf vorbereitet gewesen wäre, wie Lord Montessor, hätte in Erstaunen setzen müssen.

»Alle Mann zum Ankerlichten! Alle Mann an ihre Posten! – und Du, Willful, an das Steuer!«

Die Befehle wurden schnell ausgeführt.

»Bemannt das Gangspill!«

Die vier Matrosen kamen nach vorn und ergriffen die Hebel.

»Vorwärts! Kräftig vorwärts, Leute! Und Du, Edwy, spiele auf, mein Junge!«

Dieser Befehl wurde dem jüngeren Bruder gegeben, der die Pfeife an den Mund führte und eine lebhafte Melodie zu spielen anfang, während die Leute mit ihrer ganzen Kraft am Gangspill arbeiteten.

Der Anker war bald gehoben, an seinen Platz geschafft und befestigt.

»Die Steuerbordbrassen herein! – Die Backbordbrassen oben herein!« rief Barbara.

Es geschah.

Fertig zum Aufsetzen der Topsegel! Bemannt die Leeschoten! Laßt die Bauchgordingen und die Gaitaue nach! Alle scharf gebraßt!«

Nachdem jetzt Alles in Ordnung war, bewegte sich das Schiff langsam vor dem Winde auf einen Schooner zu, der auf der Leeseite herein kam.

Barbara rief:

»Ahoi, Willful! was treibst Du da? Das Steuer rechts! Halte von dem Schooner dort weg! So, stetig – stetig!«

Der Knabe begriff die Gefahr und strengte sich an, bis jede Möglichkeit eines Zusammenstoßes vorüber war.

»Setzt den Klüver auf! – So! – Das große Segel hinauf – rund abgebraßt – so – so! – Fertig, um das Besansegel aufzusetzen! – Und Du, Willful, das Steuer rechts! – Stetig – stetig!«

Die Segel füllten sich und das Schiff bewegte sich schnell vorwärts. Aber Barbara glaubte, daß sie mehr Leinwand führen könne. Sie gab die nöthigen Befehle.

Die Leute arbeiteten kräftig, und das Schiff, das jetzt so viele Segel trug, wie es nur konnte, erreichte bald die offene See.

Barbara holte tief Athem und kam dann nach hinten, um mit ihrem Passagier zu sprechen. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten, und ihr schwarzes Haar flatterte im Winde. Sie schien durch ihre Anstrengung durchaus nicht angegriffen zu sein. Lord Montessor dachte, als er sie betrachtete, daß er in seinem Leben noch nie ein schöneres Mädchen gesehen habe.

»Wir haben Aussicht zu einer angenehmen Reise, Sir,« sagte sie. »Der Wind kommt in dieser Jahreszeit bei uns meistens aus Nordwesten, und wir werden vermuthlich auf der ganzen Reise von ihm begünstigt werden. Während dieses Monats haben wir auch nicht viel Aussicht auf einen Sturm.«

Lord Montessor verbeugte sich. »Das ist eine angenehme Nachricht, Miß Brande; aber legen Sie unterwegs in irgend einem Hafen an?«

»In keinem Hafen; Sir, aber ich werde auf ein paar Stunden bei meiner alten Heimath vor Ufer gehen, Sir,

wo ich an das Land muß, um ein Geschäft mit der jungen, verwittweten Dame vollständig abzuschließen, die mein Haus gemiethet hat. Und wenn Sie geneigt sind, mich dorthin zu begleiten, Sir, kann ich Ihnen eins der ältesten Häuser in Maryland zeigen – eins, das im Jahre 1635 gebaut worden ist.«

»Und wann werden wir diese Landspitze erreichen?«

»Bei diesem guten Winde in sechs bis sieben Tagen, Sir.«

Welches Verhängniß verhinderte nun Lord Montessor, sich nach dem Namen der »verwittweten jungen Dame« zu erkundigen, die das Haus Barbara Brande's gemiethet hatte? – oder sogleich ihre Einladung, an das Land zu gehen und ihr Haus zu besehen, wenn sie bei der Landspitze ankamen, anzunehmen? Daß das Leben voller blinder, verfehlter Möglichkeiten ist, erscheint mir als die einzige mögliche Antwort.

Sie unterhielten sich noch viel länger, und Lord Montessor wurde jeden Augenblick mit seiner Bekanntschaft zufriedener, denn Barbara Brande zeigte eine Offenheit, Aufrichtigkeit und Unbefangenheit, welche Jedermann Achtung abnöthigte.

Sie hatten, wie Barbara voraussagte, eine sehr schöne, angenehme Fahrt, und ankerten am achten Tage bei Sonnenaufgang vor der Landspitze.

Lord Montessor kam auf das Verdeck, wo er Barbara damit beschäftigt fand, Befehle zu ertheilen. Als sie ihn erblickte, kam sie nach hinten.

»Guten Morgen, Sir! Sie sind früh auf den Beinen! Wir haben eben geankert. Wir werden den ganzen Tag hier liegen. Sehen Sie, Sir, dort ist meine liebe alte Heimath.«

Lord Montessor blickte über das Wasser nach der düsteren Landspitze, die mit ihrem dunklen Walde auf der Leeseite emporstieg. Die Sonne, welche hinter dem Ufer aufging, hüllte das Ganze in den tiefsten Schatten, und es hatte ein düsteres, abstoßendes Aussehen.

»Es ist sehr malerisch,« sagte Lord Montessor.

»Ja, und in seinen Einzelheiten sehr interessant. Man bringt das Boot in Bereitschaft. Ich würde Sie gern mitnehmen, wenn Sie mich begleiten wollen.«

»Ich danke Ihnen, Miß Brande – wenn Sie oder Ihre Abmietherin mir erlauben wollen, heute in Ihren Wäldungen zu jagen, so werde ich gern an's Land gehen,« sagte Lord Montessor mit einer Verbeugung.

»O, Sir, wir haben hier keine Jagdgesetze! Unser Wild ist eben so frei, wie zahlreich – unsere Wälder ebenso offen, wie unbewohnt. Es ist mir sehr angenehm, daß Sie sich einen Tag lang unterhalten können. Es giebt auch gute Jagd auf der Landspitze, und der alte Neptun, unter dessen Aufsicht sie steht, wird ein ebenso guter Führer sein, wie irgend ein Wildhüter in England,« erwiderte Barbara.

Lord Montessor dankte ihr.

»Und nun lassen Sie uns frühstücken, Mylord, und dann zu dem Boote.«

Lord Montessor ging zuerst hinab, um seinem Stallknecht zu befehlen, daß er seine Flinte, Pulverhorn,

Jagdtasche und die übrigen Erfordernisse zurecht machen solle, und folgte dann Barbara in die Kajüte, wo das erste Morgenmahl aufgetragen war.

Nach dem Frühstück überließ Barbara das Schiff der Obhut Willful's und zweier Matrosen, und stieg mit ihrem jüngeren Bruder, Lord Montessor und dessen Stallknecht in das Boot, das schnell nach der Landspitze gerudert wurde. Als sie das Ufer erreichten, sagte Barbara:

»Wollen Sie nach dem Hause hinaufgehen, Sir?«

»Nein, ich danke Ihnen recht sehr, Miß Brande, ich werde es nicht thun,« antwortete Lord Montessor, der sich nicht gern der unbekannten Dame aufdringen wollte, die das Haus Barbara's gemiethet hatte.

»Dann komm' hierher, Edwy, und führe Lord Montessor zu Onkel Neptun. Sage dem Alten, daß er die Hunde mitnimmt und Sr. Lordschaft zeigt, wo er die Vögel finden wird,« befahl Barbara.

Edwy kam herbei und verbeugte sich zum Zeichen seiner Bereitwilligkeit.

Und die Reisegefährten trennten sich – Barbara Brande ging zu dem Hause hinauf, während Lord Montessor und sein Begleiter den Wald aufsuchten.

ACHTZEHNTE KAPITEL. DIE EINSIEDLERIN.

Wir verließen Estelle und ihre Dienerin am einsamen Strande der Landspitze, während die Nacht nahte.

Sie blickten um sich.

Zu ihren Füßen lag das Gepäck, aber sie hatten Niemand, der es fortgeschafft hätte. Ueber ihnen stieg das

steile, mit Cedern bedeckte Ufer ohne sichtbaren Pfad abschüssig auf.

Im Westen wogte das unendliche Meer, das jetzt immer dunkler wurde.

Im Osten direkte sich der undurchdringliche Wald aus, den die herabsinkenden Schatten der Nacht in immer tiefere Finsterniß hüllten.

Sie wendeten sich von dem düsteren Schauspiele ab, um einander in das Gesicht zu blicken.

»Ihr Heiligen, Mylady! welche wilde Küste! Glauben Sie, daß irgend ein lebendes Wesen hier wohnt?« fragte Susanne schaudernd.

»Ei, allerdings, Du weißt es ja, Kind.«

»Ich bitte um Verzeihung, Mylady, aber das weiß ich wirklich nicht! Ich fürchte, der Capitain hat uns am unrechten Platze an das Land gesetzt, und was mich anbetrifft, so ist es mir, als ob ich an einer wüsten Insel ausgesetzt worden wäre.«

»Aber hast Du das Haus vom Schiffe aus gesehen?«

»Ja, Mylady, aber jetzt, wo ich mir die Sache überlege, macht es das mir noch furchtbarer, denn es muß ein behextes Haus gewesen sein, und wir befinden uns an einem gespenstigen Orte, denn was ist sonst daraus geworden? Ich sehe nicht einmal einen Schornstein davon!«

»Weil wir uns zu tief unter dem Ufer befinden. Das Haus ist oben auf der Landspitze hinter den Bäumen.«

»Wie soll Ihnen dann einen Weg bahnen, theuere Herrin? Denn sie können nie durch diese Dornen kommen.«

»Es muß natürlicher Weise ein benutzter Weg da sein, und es befinden sich hier in der Nähe ein paar alte Neger, die, wie mir Miß Brande gesagt hat, die Schlüssel haben, und uns nach dem Hause hinaufführen und es aufschließen werden. Der Weg nach ihrer Hütte geht, wie sie sagte, von dem Landungsplatze aus. Wir wollen ihn suchen, Susanne.«

»O, Ihr Heiligen! Mylady, der Himmel wird so finster, daß ich ein brennendes Haus nicht würde sehen können!« sagte das Mädchen und blickte dabei aufmerksam zur Erde – »und das Gras ist so dicht mit abgefallenem Laube bedeckt, daß –«

»Ihr Diener, Missis!« sprach eine freundliche, etwas knarrende Stimme auch dem Gebüsche neben ihnen.

»O!« schrie das Mädchen – »barmherzige Vorsehung, was ist das? Wir werden von diesen Wilden ermordet werden!« und sie flog vor Schrecken außer sich auf ihre Herrin zu.

Estelle legte die Hand beschwichtigend auf die Schulter des Mädchens und wendete sich der Ursache des Schreckens zu.

Es war der freundliche alte Neger, Neptun, der jetzt aus dem Gebüsche kam und vollständig sichtbar wurde. Und wenn der furchtbare Gott des Meeres mit dem Scepter in der Hand aus dem Wasser emporgestiegen wäre, hätte er das Herz des einfachen englischen Mädchens nicht mit größerem Schrecken erfüllen können. Und die Wahrheit zu gestehen, blickte die Herrin die Erscheinung gleichfalls etwas zweifelhaft an, und zwar mit gutem

Grunde, denn der Alte war ein ziemlich merkwürdiger Gegenstand.

Er hatte eine hohe, kräftige, aber von der Last von hundert Wintern etwas gebeugte Gestalt. Sein Gesicht war schwarz, hart, glänzend und von Furchen durchzogen, wie eine gedörrte Pflaume, und von schneeweißem Haar und Bart eingefäßt, die geisterhaft gegen dessen schwarze Farbe abstachen. Ein Anzug von Barchent, der fast eben so alt und vom Wetter mitgenommen zu sein schien, wie er selbst, und eine zerrissene Decke, die er mit einem Dorn am Halse befestigt hatte, und die ihm in weiten Falten um den Leib herabhing, ein schwarzer Wachstuchhut, den er mit einem rothen Taschentuche festgebunden hatte, und Schuhe von ungegerbtem Leder vervollständigten seine seltsame, malerische Kleidung.

In der Hand trug er einen starken, unbearbeiteten Knüttel, auf welchen er sich beim Gehen stützte.

Als er zu den Fremden kam, zog er den Hut und das Taschentuch vom Kopfe, hielt sie in der Hand und ging unter Verbeugungen, als ob er sich wegen ihrer Furcht entschuldigen wollte, auf sie zu.

Das Mädchen bebte zurück. Aber die Herrin ging, ihm entgegen.

»Ihr Diener, Missis,« wiederholte der Greis mit einer demüthigen Verbeugung, und blieb dann mit dem Hute in der Hand vor ihnen stehen.

»Guten Abend; sind Sie der Diener Miß Brande's?«

»Ja, Missis.«

»Sie hat mir ihr Haus vermiiethet. Wir sind eben angekommen, um Besitz davon zu nehmen. Wollen Sie daher so gut sein, die Schlüssel zu holen und uns den Weg dorthin zeigen?« sagte die Dame.

Dies Ereigniß kam so unerwartet, daß es einige Zeit dazu brauchte, sich einen Weg in das unvorbereitete Hirn des alten Negers zu bahnen. Er wußte nicht, was er sagen oder thun sollte, und stand nur unter wiederholten Verbeugungen vor ihnen. Lady Montessor gab ihr Verlangen nochmals zu erkennen.

Aber der Alte antwortete nur durch eine wiederholte tiefe Verbeugung und die nichtssagenden Worte:

»Ja, Missis – so ist es.«

Lady Montessor warf einen hoffnungslosen Blick auf Susanne, die ihrer Herrin über die Schulter sah und deren Furcht vor dem sanften, ehrerbietigen Benehmen des Schwarzen verschwunden war.

»Ei, was ist das für ein alter Dummkopf!« rief sie ungeduldig, indem sie vor den Greis trat.

»Ja, Herzchen, so ist es,« antwortete dieser mit einer Verbeugung gegen sie, und durch die ungezogenen Worte durchaus nicht verletzt.

»Still, still! Kannst Du nicht begreifen, daß meine Herrin das Haus von Miß Brande gemiethet hat, alter Einfaltspinsel, und daß sie hinein will?« fragte Susanne ärgerlich.

»Ganz richtig, Herzchen. Wann wird Miß Brande nach Hause kommen?« fragte der Alte sanft.

Susanne verlor den letzten Ueberrest ihrer Geduld.

»Höre, alter Dummkopf, wir sind es müde, hier zu stehen! Wo sind die Schlüssel?« fragte sie gebieterisch.

Die Schroffheit des Tones brachte den Alten endlich zum Handeln.

»Es ist nur ein Schlüssel da – der zur Vorderthüre, und ich habe ihn bei mir. Ja, Missis, da ist er,« sagte er und holte einen mächtigen, altmodischen, eisernen Schlüssel herbei, der zu einem Gefängnißschlosse hätte passen können.

»Nun, jetzt geh' voraus und schließe die Thüre auf,« befahl Susanne.

»Ja, Missis, ganz recht, Kind,« lautete die milde Antwort, während der alte Mann den schmalen, verborgenen Pfad betrat, der nach der Landspitze hinaufführte.

»Aber halt! Wird das Gepäck hier sicher sein?« fragte Susanne.

»Ja wohl, Herzchen. Es giebt Nichts, was es stören könnte,« erwiderte Onkel Neptun.

»Nehmen Sie meinen Arm, theuere Herrin, der Weg ist sehr steil und durch das herabgefallene Laub schlüpfrig,« sagte das Mädchen.

Es war noch nicht ganz dunkel.

Lady Montessor nahm den dargebotenen Beistand an, und nach wenig Minuten erreichten sie die Höhe und standen vor den alten Bäumen und dem Hause, das halb von Ihnen versteckt wurde, und in der Ferne nur undeutlich zu erkennen war.

Onkel Neptun stieg die Treppe hinauf und schloß die Thüre auf.

»Nehmen Sie sich in Acht, Mylady! Auf dieser gebrechlichen Treppe ist kein einziges Bret fest!« rief Susanne, welche die Schritte ihrer zarten Dame durch die verfallene Thüre leitete.

Der alte Neptun war schon darin und klopfte auf Etwas, was er in der Hand hielt, und womit er bald darauf Licht machte, mit dessen Hilfe sie den altmodischen Vorsaal vollständig überblicken konnten, und neben der Vorderthüre einen kleinen Schrank sahen, aus welchem der Greis eine Zunderbüchse und ein Licht geholt hatte.

»Hierher, Missis. Ganz recht! das ist das beste Zimmer,« sagte er, indem er die Thüre zur Rechten aufmachte und sie in ein großes, spärlich möblirtes Gemach treten ließ.

Das einzige Talglicht machte die Finsterniß hier so furchtbar sichtbar, daß der Greis, nachdem er es auf den einzigen Tisch gestellt und zwei Binsenstühle für die Fremden herbeigeht hat, hinaus an den kleinen Schrank eilte und noch drei bis vier Lichter holte, die er anzündete und in einer Reihe auf den Kaminsims setzte.

Bei dieser Extrabeleuchtung sah sich Susanne kritisch im »besten Zimmer« um. Das weite, trübselige Gemach hatte ein großes Verdienst – fleckenlose Reinlichkeit. Die kahlen Wände waren weiß, die Dielen reinlich. Zwischen den beiden Vorderfenstern stand ein eichener Tisch und auf diesem das Modell einer Fregatte unter vollen Segeln – das Werk Willful Brande's. Und in gleichen Entfernungen im Zimmer waren ein halbes Dutzend Binsenstühle angebracht; der weite Kamin lag voll Bündel frischen

Cedernreisigs, auf dem Kaminsims erblickte man mehrere seltene Seemuscheln, ein ausgeblasenes Straußenei, einen Wallfischzahn, ein Blatt mit der alten »Constitution«, Stücken Bernstein, Korallenzweige und andere von Capitain Brande bei seinen zahlreichen Reisen gesammelten Gegenstände. Dies war Alles. Obgleich man erst den 10. October hatte, war die Nacht doch sehr kalt und das Zimmer wirklich frostig.

»Wünschen Sie Feuer zu haben, Missis?« fragte Onkel Neptun.

»Ja, allerdings. Was denkst Du denn? O, ich, glaube, wir hätten ebenso gut nach Lappland reisen können!« rief Susanne.

Der Greis nahm die immergrünen Reiser aus dem Kamin, trug sie hinaus und kehrte bald mit einem Arm voll Ginster zurück, womit er ein Feuer anzündete. Als die freundliche Flamme knisterte, im Schornstein aufstieg und im Zimmer Licht und Wärme verbreitete, rieb sich Susanne die Hände, wünschte ihrer Herrin Glück und rückte ihr einen Stuhl an das Feuer.

»Nun denn, Papa, Du bist bei genauerer Bekanntschaft wirklich ein hübscher alter Bursche – wie sollen wir unser Gepäck heraufbekommen?« fragte das Mädchen.

»Hm – hm – ganz recht, Kind. Ich und meine Alte und Sam können es holen.«

»Sam?«

»Ja, ja, Herzchen – der Insel-Sam, der eben zum Besuche bei uns ist.«

»Vermuthlich ein Bekannter von Euch? Nun, ganz wohl, alter Papa, gehen Sie und sorgen Sie dafür, und Sie sollen für die Mühe gut bezahlt werden.«

»Ganz recht, Herzchen,« antwortete der alte Bursche und verließ das Zimmer mit einer Verbeugung.

Als sich die Thüre hinter ihm schloß, legte Susanne ihren Hut und Shawl ab, brachte sie auf einem Stuhle unter und trat zu ihrer Herrin, die während dieser Zeit in tiefer Zerstreuung dagesessen hatte.

»Erlauben Sie, daß ich es Ihnen bequem mache, Madame,« sagte sie sanft und ehrerbietig, indem sie die Bänder aufknüpfte und ihr den Hut und Mantel abnahm.

Lady Montessor ließ ihr dies thun und holte dann tief Athem.

»Seufzen Sie nicht, theuere Hertin,« sagte Susanne, welche die Veranlassung der Nachdenklichkeit der Gebieterin erkannte – »die alte Scheune ist doch im Grunde genommen nicht so ganz schlecht. Das Geld wird sie schon behaglich machen, und selbst jetzt ist sie schon vollkommen reinlich.«

»Setze Dich und höre auf, Dich zu beunruhigen. Das Haus ist ganz gut,« sagte Lady Montessor.

Susanne gehorchte und blieb ungefähr eine Viertelstunde lang sehr ruhig, worauf man die Leute mit dem Gepäck herbeikommen hörte. Sie eilte hinaus und ihnen entgegen. Die Koffer wurden hereingebracht und für jetzt auf den Vorsaal gestellt, und die Männer kehrten zurück, um die Körbe zu bringen.

Aber die alte Frau, welche sie begleitet hatte, kam in das Zimmer, um der Dame ihre Dienste anzubieten. Sie ging auf sie zu und verbeugte sich mit dem gewöhnlichen:

»Dienerin, Missis.«

Lady Montessor schlug das schmachtende Auge auf, um die Neuangekommene anzusehen. Es war eine kleine, alte, vertrocknete, pechschwarze Negerin, die aussah, als ob sie durch das Alter hart geworden wäre. Sie trug einen buntcarrierten, wollenen Rock und ein Taschentuch um den Kopf.

»Dienerin, Missis,« wiederholte sie; »kann ich Etwas für Sie thun?«

»Wer sind Sie, gute Frau?« fragte Lady Montessor sanft.

»Ich heiße Tante Amphy, Herzchen; ja, so heiße ich – Tante Amphy. Ich bin im ganzen Lande ringsum als anständige, angenehme alte Frau bekannt, die es versteht, sich richtig aufzuführen – und der jede Dame Vertrauen schenken darf. Ja, das bin ich, Herzchen.«

»Ich zweifle nicht daran,« antwortete, Lady Montessor; indem sie dieses Original mit großer Neugier betrachtete – »Sie sagen, Sie heißen –«

»Tante Amphy, Kind! Ja, so heiße ich! Wenigstens nennt man mich so, obgleich mir meine Pathen bei der Taufe den Namen Amphitryte, nach der Meerkönigin, gegeben haben.«

»So! Nun, kann ich Etwas für Sie, thun, Amphy?«

»Gott behüte Sie, mein Kind! Nein, Herzchen! nicht das Geringste! Ich bin ganz unabhängig und danke meinem göttlichen Herrn dafür. Ich will nur fragen, ob ich Ihnen Etwas nützen kann, Kind, wenn ich Ihnen das Haus und die Möbel zeige – da Sie es gemiethet haben, so wie es steht – und ob ich die Betten machen kann, oder das Abendessen für Sie fertig machen soll, oder sonst Etwas.«

»Ich danke, Sie sind sehr gütig. Ich nehme Ihre Dienste an und werde Sie belohnen; da mein Kammermädchen, Sie können sich mit ihr berathen und ihr helfen. Susanne, komm' hierher, Kind.«

Susanne näherte sich.

»Da ist diese gute Frau, Amphy, die Dich durch das Haus führen und Dir allen Beistand leisten wird, dessen Du bedarfst.«

»Ja, Kind – ja, das will ich,« unterbrach sie die Tante.

»Nun gut, Frau, kommen Sie und zeigen Sie mir vor Allem, wo die Küche ist,« sagte Susanne.

»Ja, Herzchen – kommen Sie nur mit mir und fürchten Sie sich nicht, denn es giebt keine Gespenster im Hause,« sagte Amphy.

Sie brauchten nicht weit zu gehen. Amphy durchschritt nur das Zimmer, machte die andere Thüre auf der linken Seite auf, und führte ihre Begleiterin in den Raum, der als Küche benutzt wurde – welcher armselige Ort! aber wie reinlich war er doch. Ein breiter Kamin mit eisernen Feuerböcken und ein Sims darüber, worauf eine Reihe messingener Leuchter stand ein Eckschrank – der obere

Theil mit Glasthüren – der gewöhnliche irdene Geschirre enthielt, ein hölzerner Tisch und vier hölzerne Stühle waren die einzigen sichtbaren Möbel.

»Da, Herzchen! was meinen Sie dazu? Ist das nicht eine anständige Küche?« rief die Alte triumphirend.

»Wo sind denn die Küchengeräthschaften?« fragte Susanne, die der anderen Frage auswich.

»Was, Herzchen?«

»Der Theekessel, die Pfannen, die Röstgabeln und dergleichen mehr.«

»O! o, Kind! freilich! Die sind im Schranke.«

»Nun, wenn Sie mir dann zeigen wollen, wo Holz und Wasser zu bekommen ist, werde ich Feuer machen und den Kessel aufsetzen, bis die Körbe ankommen.«

»Ich will das Holz und Wasser holen, Kind – gehen Sie nur und helfen Sie bei dem Auspacken der Körbe.«

»Ganz wohl! danke; gehen Sie.«

Das Feuer wurde bald angezündet, die Körbe hereingebracht und ausgepackt, und die geschickten Finger Susanne's bereiteten schnell ein keines, leichtes Mahl, das aus schwarzem Thee, geröstetem Brod und zwei Eiern bestand, die sie zierlich auf einem Präsentirteller ordnete, hineinrug und vor ihre Herrin setzte.

»Nun, versuchen Sie, Etwas zu essen, theuere Herrin,« sagte sie zärtlich – »diese Eier sehen köstlich aus, dieses Brod ist herrlich geröstet, und dieser Thee – es ist noch nie besserer von Canton gekommen! – Versuchen Sie ihn, während ich hinausgehe und nach anderen Dingen sehe.«

Und sie verließ die betrubte Dame, rief Amphy aus dem Vorsaale und befahl ihr, daß sie ihr den Weg zu dem besten Zimmer zeigen solle.

Die Alte machte nur die Thüre auf, welche die Verbindung zwischen dem Zimmer, worin sie sich befanden, und der Hinterstube bildete, und sagte:

»Da! das ist das Schlafzimmer der Miß Barbara, und es ist das beste im Hause.«

Es war ebenso kahl und reinlich, wie die anderen Zimmer. Ein offener, mit duftendem Tannenreisig gefüllter Kamin zwischen zwei Schränken für Leinwand und Keider, eine Bettstelle mit einem gut gemachten Bette unter einer weißen Decke, ein hoher, dreibeiniger Toiletten-tisch, der mit einem groben, weißen Tuche, bedeckt und mit einem kleinen Spiegel versehen war, ein Waschtisch von Tannenholz mit einem einfachen irdenen Waschbecken und Krüge und zwei Rohrstühle waren die einzigen Möbel.

»Das ist Alles sehr reinlich und nett, um das wenigste und *meiste* davon zu sagen,« bemerkte Susanne, indem sie sich umsah. »Aber ist das Zimmer, und besonders das Bett, in der letzten Zeit gelüftet worden?«

»Gott behüte Sie, Kind! es ist fortwährend gelüftet worden! Sie können gar nicht denken, welche Mühe wir haben, um die Luft von dem alten Hause auszuschließen,« antwortete Amphy.

»Ich glaube Ihnen! Aber es ist nothwendig, daß ein Feuer gemacht und das Bett auseinander genommen

wird, um die Tücher zu wechseln, denn sie könnten feucht sein.«

»Feucht! hi! hi! hi! Gott behüte Sie, Herzchen! So alt das Hals auch ist, giebt es doch weder das geringste Bi-schen Feuchtigkeit, noch Moder, noch Schimmel irgend-wo in demselben. Es liegt hier so hoch oben, daß jedes Mal, wo es regnet, jeder Tropfen von dem Wasser gleich wieder abläuft, und es ist so trocken, daß wir hier oben kaum einen Kohlkopf zum Wachsen bringen können. Feucht! Gott behüte Sie, Herzchen!«

»Nun, es freut mich, das zu hören, aber jedenfalls ist es kalt. Nehmen Sie daher das Reisig dort aus dem Kamin und machen Sie Feuer, während ich die Ueberzüge vom Bette nehme. Wo ist der Leinwandschrank?«

»Dort,« antwortete Amphy, zeigte auf den Schrank zur Rechten und nahm dann die Tannenzweige, um sie fortzutragen.

Nach kurzer Zeit war das Zimmer behaglich gemacht, Susanne verschloß und entfernte sich in Begleitung Amphy's.

»Nun, Kind, es ist noch ein anderes Schlafzimmer diesem gegenüber da, das auf der anderen Seite an die Küche stößt und von dem Capitain bewohnt wurde. Gott gebe seiner Seele die ewige Ruhe! und ich glaube, das würde für Sie passen. Es ist so reinlich, wie ein Pfennig, nur voll von Matrosengeschichten.«

»Ich danke, Mutter Amphy, ich werde, mich ganz wohl befinden,« sagte Susanne, als sie in das Wohnzimmer kam.

Susanne ging sogleich zu Lady Montessor, die sie mit auf den Rand des Tisches gestütztem Ellnbogen, niedergesenktem Kopfe und von den herabströmenden Locken beschattetem Gesichte fand. Sie war in tiefes Nachdenken versunken und das bescheidene Mahl stand fast unberührt neben ihr.

Susanne scheuß einen tiefen Seufzer aus.

»So ist es immer! so ist es immer! Ich mag ihr das zierlichste Mahl zubereiten, und sie ißt niemals. Wenn ich das Bett auch noch so weich mache, so schläft sie doch kaum jemals, und ich – ich verbringe mein Leben damit, sie nutzlos zu warten und zu pflegen! Ich weiß nicht, *wovon* sie lebt, wenn es nicht der Kummer und der Trotz ist, und sie ist furchtbar hartnäckig! Wenn ich mich jemals wieder an eine davongelaufene Dame hänge, so will ich – aber der Herr behüte sie! und der Herr verlasse mich, wenn ich sie jemals verlasse,« dachte Susanne, während sie schweigend abräumte und Amphy winkte, ihr aus dem Zimmer zu folgen.

»Kommen Sie in die Küche und trinken Sie eine Tasse Thee mit mir, Mutter Amphy. Mein Herz ist schwer und ich brauche Jemand, mit dem ich reden kann,« sagte Susanne, nachdem sie die Thüre des Wohnzimmers hinter sich zugemacht hatte.

»Ich danke von ganzem Herzen, Kind, daß Sie so gütig sind. Ich möchte wirklich einmal eine Tasse Thee trinken, und ich will dafür einstehen, daß die Madame den allerbesten hat,« antwortete die Alte, während sie Susanne in die Küche folgte.

Nachdem sie den Tisch zurecht gerückt, gedeckt und sich daran gesetzt hatten, sagte Amphy:

»Du meine Güte, ist es nicht schön!«

»Wer?«

»Das Kind dort drin – ich meine die Madame – wunderbar schön! – Aber was fehlt ihr, Herzchen? Sie scheint in bitterem Leid zu sein! Ist das Kind eine Wittwe?«

»Hm! ja, sie ist eine Wittwe! (Da haben wir noch eine Folge davon, daß man eine davongelaufene Dame begleitet! Ich werde meine Seele durch das Lügen, oder, was ebenso schlimm ist, durch die Verdrehung der Wahrheit verderben,« dachte Susanne.

»Eine Wittwe! Das arme Ding! Sie nimmt es sich wunderbar zu Herzen! Seit wie lange ist sie Wittwe, Herzchen?«

»Seit einigen Monaten.«

»Das ist wirklich wunderbar guter Thee! Ein paar Monate, und sie hat noch nicht angefangen, sich zu trösten? Und deshalb kommt sie vermuthlich hierher an diesen einsamen Ort?«

»Ja.«

»Gott behüte uns! Ei, es ist wunderbar wie sie sich zuerst geberden – diese jungen Wittwen! Aber es dauert nicht lange, besonders wenn sie so jung und hübsch sind, wie sie – und sie ist wunderbar schön! Und wenn ich eine hübsche Wittwe sehe,« fuhr sie fort, »so erinnert mich das an eine hübsche junge Wittwe, die ich gekannt habe, und deren Mann am Fieber gestorben war. Gott behüte

uns! Wie stellte sie sich zuerst an! Kein Mensch konnte sie festhalten, und Niemand durfte es wagen, ihr zu nahe zu kommen! Mit der Zeit ging sie hin und kaufte einen einsamen Landsitz ganz weit draußen im Walde. Und dann zog sie hin, um sich vor der Welt zu verbergen, weigerte sich, Gesellschaft anzunehmen und ihre liebsten Freundinnen zu empfangen, verbrachte den ganzen lieben, langen Tag damit, daß sie in der Acaciallee auf und ab ging und an ihren Mann im Grabe dachte. Mit der Zeit, gegen den Herbst hin, kam ein junger Capitain Lovel, der eine Art Bekannter von ihr war, aus der Fremde wieder, und er schickte zu ihr hin und bat um die Erlaubniß, in ihrem Walde jagen zu dürfen, er werde weder in die Nähe des Hauses kommen noch irgend Jemand stören. Und sie gab ihm die Erlaubniß, weil sie zu betrübt war, als daß sie sich das Geringste daraus gemacht hätte. Und so lief er mit der Flinte und dem Hunde einen Tag nach dem andern durch den Wald. Endlich traf er sie zufällig einmal auf ihren einsamen Spaziergängen. Zuerst war es nur eine Verbeugung auf der einen Seite und ein Seufzer auf der anderen, als sie an einander vorübergingen. Das nächste Mal war es eine Verbeugung auf der einen Seite und ein melancholisches Lächeln auf der anderen – dann hieß es: guten Morgen, Madame, und ›wie befinden Sie sich, Sir?‹«

»Nach einiger Zeit wurde daraus ›ein schöner Tag, Madame,‹ – ›Wie ist die Jagd ausgefallen, Sir?‹ ›Gut, obgleich außerordentlich ermüdend, Madame.‹ ›Wollen Sie nicht

hereinkommen und ausruhen, Sir?« Und so kam der hübsche Capitain nach und nach dazu, daß er das Haus besuchte, bis er sie mit der Zeit im folgenden Mai heiratete! Sie können sich darauf verlassen, Herzchen! Ich sage Ihnen keine Unwahrheit! Anstatt auf den Kirchhof zu ihrem todten Manne zu gehen, ging sie zu dem Altar mit einem lebendigen – und anstatt sich um das Leben zu bringen, ließ sie sich noch einmal trauen! So sind sie! Ach, der junge Capitain war ein Schlaukopf! er kannte die hübschen jungen Wittwen recht gut und ich kenne sie auch; ich verstehe mich auf ihre Art und Weise! Sie tröstete sich! und das wird das Kind dort drin auch thun. Merken Sie es sich, wenn in einiger Zeit ein junger hübscher Capitain kommen und *sie* jagen sollte –, ei, so wird sie es müde werden, hier zu bleiben, und wieder in die Welt gehen, um einen jungen Capitain zu jagen. Das ist Alles! o, machen Sie sich nur keine Sorgen.«

»Aber Ihre Theorie paßt nicht auf meine Herrin, Mutter Amphy. Sie ist keine gewöhnliche Frau und ihr Kummer ist auch kein gewöhnlicher,« antwortete Susanne, die durch die Entrüstung über den Gedanken, daß ihre hohe unglückliche Gebieterin mit einer anderen Wittwe verglichen werden könne, der die Grenzen der Vorsicht hinausgeführt wurde.

»Gott behüte uns! Kind, hat sie schwerere Trübsal erlebt, wie den Verlust, eines Mannes?«

»Sie hat den Mann, die Eltern und viele Verwandte und Freunde durch einen einzigen schweren Schlag verloren! Jetzt trauert sie um sie Alle.«

»Gott im Himmel, Herzchen! Was sagen Sie mir!« rief die Alte und verdrehte entsetzt die Augen.

»Ich sage Ihnen die Wahrheit.«

»War es ein Schiffbruch?« fragte Amphy, deren Gedanken zu dem Mercur zurückkehrten.

»Noch schlimmer. Es war ein Erdbeben.«

»Ein Erdbeben – Du meine Güte! Wo ist das geschehen, Herzchen?«

»In einem Lande über dem Meere! Aber Sie müssen wissen,« daß ich nicht gern von diesen Dingen rede, Amphy. Trinken Sie daher Ihren Thee als gute Seele und lassen Sie mich den meinigen trinken.«

»Ja, Herzchen, ja, es ist wirklich guter Thee, besonders mit weißem Zucker. Ich bedauere das Kind recht sehr – wirklich, recht sehr.«

»Eigentlich,« dachte Susanne, »ist es doch ebenso gut, daß ich ihr diese Gründe für die Trauer meiner Herrin angegeben habe, als daß sie sich fortwährend darüber wundert und vielleicht davon schwatzt.«

Dann brachte sie das Gespräch auf etwas Anderes und fragte nach den Nachbarn, die, wie sie fand, in dieser Gegend ganz fehlten, und dann nach dem herkömmlichen Gespenst, welches in jedem alten halbverfallenen Landhause heimisch ist und natürlicher Weise seine Pflicht auf der Landspitze thun mußte, und sie fand, daß es in diesem Falle »eine ganz weiß gekleidete Dame« war, die bei Nacht im Hause umherwanderte, weinte und die Hände rang.

»Gott behüte mich, daß ich an Gespenster glaube, aber ich möchte doch lieber diese Geschichte nicht gehört haben, denn wenn ich zufällig im Finstern oben durch die Zimmer gehe, oder aus einem Fenster sehe, wird es mir kaum möglich sein, nicht ein Stück Mondschein, oder die silberne Rinde eines weißen Ahorns, oder einer Birke für den Geist der weißen Dame zu halten,« sagte Susanne.

»Ach, Kind, wenn das das Schlimmste ist, was Sie sehen –«

»Aber wer war sie denn bei ihren Lebzeiten?«

»Ach, Herzchen, sie hat vor vielen, vielen Jahren gelebt. Sie hieß Miß Blanche Brande. Sie war unglücklich in der Liebe, Kind, und, sie welkte dahin und starb, und ist seitdem fortwährend hier herumgewandert.«

»Ein sehr schwachherziger Geist! Ich glaube nicht, daß ich mich vor Miß Blanche fürchten werde,« sagte Susanne.

»Warten Sie nur bis Mitternacht, Herzchen! Warten Sie nur bis Mitternacht!«

Da es jetzt sehr spät war, so stand die Alte auf, um sich zu entfernen.

»Es ist Holz genug für morgen früh da, Herzchen, und wenn es der Herr [Gott?] erlaubt, werde ich am Morgen kommen und Ihnen wieder einen Eimer Wasser holen, damit Sie den Kessel ansetzen können.«

»Ich danke, ja und wenn Sie und Ihr Mann es einrichten können, daß Sie uns das Wasser bringen und das Holz

klein machen, und mir im Hause helfen, wenn Ihre Dienste nöthig sind, so ist meine Herrin freigebig und Sie werden gut bezahlt werden.«

»Ich habe nicht an das Bezahlen gedacht, Herzchen, aber, das können Sie gerade machen, wie Sie wollen. Ich werde morgen zeitig kommen,« sagte sie, und machte sich dadurch zum Gehen bereit, daß sie ihr carirtes Tuch jetzt unter dem Kinne zuband und ihren Strickstrumpf ergriff. »Gute Nacht, Kind. Es ist mir viel lieber, daß Sie und nicht ich die ganze Nacht in diesem einsamen alten Hause bleiben. Der Herr segne Sie, Herzchen.«

Nach diesem Wunsche entfernte sich die Namensschwester, der Meeresgöttin.

Susanne war nicht mehr wie gewöhnlich abergläubisch – das heißt bei hellem Tage, oder in einem Zimmer voll Menschen glaubte Sie nicht an Geister, aber um 10 Uhr in einer dunklen Nacht und allein in einem Zimmer eines verfallenen Landhauses, welches in dem Ruhestand, daß es von Gespenstern bewohnt werde, fühlte sie sich wenigstens unbehaglich. Sie brachte schnell die Küche in Ordnung und ging in das Wohnzimmer ihrer Herrin.

Sie fand Lady Montessor in derselben Stellung, in welcher sie dieselbe vor zwei Stunden verlassen hatte. Es schien, als ob sie sich während dieser Zeit nicht gerührt habe. Das Feuer war so vollständig abgebrannt, daß im Kamin nur noch wenige Kohlen glimmten.

»Theuere Herrin, es ist zehn Uhr vorbei – wollen Sie sich zu Bett begeben?«

»Ja,« antwortete Lady Montessor mit einem tiefen Seufzer.

»Ihr Zimmer ist gut gelüftet und gewärmt – soll ich Sie jetzt hinführen?«

»Ja,« antwortete die Dame wieder mit einem tiefen Seufzer, indem sie aufstand.

Susanne machte die Thüre auf und führte ihre Herrin in das Schlafzimmer. In dem weißen Kamin ein freundliches Feuer und verbreitete einen rothen Schein durch das ganze Zimmer.

»Ich hoffe, Sie finden hier Alles so behaglich, wie es die Umstände erlauben, Mylady?«

»Ja,« sagte die Trauernde in demselben Tone der Erschöpfung und setzte dann in ihrer Sorgsamkeit für ihre ergebene Dienerin hinzu: »Ich danke Dir, Susanne.«

Das Mädchen eilte hinaus und kehrte mit der großen Reisetasche zurück, in welche sie das Nachtkleid und die Toilettengegenstände ihrer Dame gepackt hatte. Diese nahm sie schnell heraus und legte sie in Bereitschaft, dann half sie ihrer Herrin beim Auskleiden, und als sie zum Bettgehen bereit war, schickte sie sich wie gewöhnlich an, sie zum Gebet allein zu lassen, das Lady Montessor sprach, ehe sie sich zur Ruhe begab.

»Glauben Sie, daß Sie heute Nacht gut schlafen werden, Mylady?« fragte Susanne liebevoll.

»So gut wie gewöhnlich, mein Kind,« antwortete Lady Montessor ausweichend.

»Nun, dann gute Nacht, Mylady; die Engel mögen Sie behüten.«

»Gute Nacht – aber halt, ist Dein Schlafzimmer behaglich?«

»Ja, ich danke Ihnen, Mylady; ich habe das Zimmer gerade gegenüber auf der anderen Seite, und wenn Sie in der Nacht munter sein oder Etwas Brauchen sollten, so klopfen Sie mir nur – ich gewiß Sie gewiß hören.

»Ich danke Dir, mein Kind; ich werde es thun, wenn ich Dich brauche. Jetzt geh' zur Ruhe. Gute Nacht.«

»Gute Nacht, theuere Herrin, und der Herr sei mit Ihnen,« sagte Susanne, als sie sich entfernte und die Thüre hinter sich schloß.

NEUNZEHNTE KAPITEL. DAS KIRCHHOFGESPENST.

Susanne begab sich in ihr Zimmer, das sogar noch spärlicher möblirt war, wie die anderen. Es hatte einen umfangreichen Kamin, der mit immer grünem Reisig gefüllt war und, wie in dem Anderen, zwischen zwei Schränken stand. Und es gab dort eine Bettstelle mit einem gutgemachten Bette, unter einer warmen blau und weiß carirten Decke, einen Lehnstuhl und einen Tisch, worauf man einen Quadranten, einen Kompaß, einen alten Chronometer, ein Lehrbuch der Schifffahrtskunde und andere seemännische Dinge erblickte. Auf dem Kaminsims gab es verschiedene Merkwürdigkeiten, wie zum Beispiel, die Hand einer Mumie, den Schädel eines Neuseeländers, das Skelett des Fußes einer Chinesin und andere ähnliche Kostbarkeiten, welche der selige Captain Brande auf seinen zahlreichen Seereisen gesammelt hatte.

»Hu! Das kann Einem das Blut erstarren, selbst ohne den Geist der weißen Dame! Nun, es ist wenigstens ein Trost, daß man beten kann,« sagte Susanne, nachdem sie sich umgesehen hatte. »Und so wahr ich auf die ewige Seligkeit hoffe,« setzte sie hinzu, als sie das Zimmer untersuchte, »es giebt vor den Fenstern keine Läden und inwendig keine Vorhänge. Wenn es daher dem Geiste Blanche's beliebt, durch Scheiben zu gucken, so werde ich die Augen zumachen müssen, um ihn nicht zu sehen. Nun, dem Himmel sei Dank, daß Einem wenigstens das Gebet bleibt, und man kann sich nicht sehr fürchten, wenn man eifrig betet.«

Und nach diesem Troste untersuchte Susanne das Bett, und da sie die Tücher frisch und trocken fand, so entkleidete sie sich schnell, sprach ihr Gebet, löschte das Licht aus und sprang in das Bett!

Aber sie konnte nicht schlafen. Sie mochte sich so viele verständige Vorstellungen machen, wie sie wollte, so wurde ihr Herz doch durch den Gedanken an die vollständige Einsamkeit des Hauses, die kahlen Zimmer, die tiefe Stille ihres eigenen Gemaches, die unklare Angst vor entlaufenen Neger, von deren jeweiligen Schandtaten sie öfters voll Entsetzen Beschreibungen gelesen hatte, die Geschichte von der weißen Dame, deren Geist im Hause und in der Umgegend umherwandern sollte – Gedanken, die am Tage oder in Gesellschaft nur Verachtung in ihr geweckt haben würden, jetzt um Mitternacht, als sie allein war, mit abergläubischer Furcht erfüllt, die sie sich weder erklären, noch abwehren konnte.

Zur Rechten von ihrem Bette war ein großes Fenster ohne Vorhänge und Läden, und so oft sie sich ihrem ruhelosen Umherwerfen nach jener Seite wendete, wurde ihr die ganze Gegend vor demselben sichtbar.

Und welche Gegend! Ein flaches Land, wo es hier und da eine einsame gespenstige Tanne, oder eine Ceder gab, und in der Mitte einen alten Familienkirchhof mit geisterhaften Grabsteinen, die düster in dem trüben Lichte der Sterne schimmerten. Das Meer war nicht sichtbar, sein eintöniges, trauriges Murmeln ließ sich nur undeutlich vernehmen und bildete eine seltsam passende Begleitung zu dem düsteren Anblicke.

Bei jedem Umdrehen und jedem Blicke auf die wilde, dunke Landschaft wurde Susanne aufgeregter und in Folge dessen abergläubischer und furchtsamer.

Und ein wenig nach Mitternacht erhob sich der Wind mit Seufzen und Stöhnen, das der Stimmer eines Bewohners jenes Kirchhofes glich, der aus seinem Todtenschlafe erwachte, um nächtlich auf der Erde umher zu wandern.

Susanne zog die Decke über den Kopf und hielt den Athem an. Da sie halb erstickte, so machte sie den Kopf wieder frei, und blickte hinaus. Dort schimmerten die gespenstigen Grabsteine düster unter dem bewölkten Himmel.

»O, du meine Güte! Ich werde den Verstand verlieren, wenn ich hier bleibe!« rief Susanne, indem sie sich aufrichtete und die Decke von sich warf. Sie blickte vorsichtig nach dem Fenster und schaute hinaus. Ihre sitzende

Stellung gewährte ihr eine viel weitere Aussicht, wie sie vorher gehabt hatte.

Aber nach dem ersten Blicke sank Susanne mit einem halb unterdrückten Schrei zurück und verbarg ihr Gesicht in den Kopfkissen.

Sie hatte die Gestalt eines weißgekleideten, zierlichen weiblichen Wesens gesehen, das langsam zwischen den Grabsteinen umherging!

Ihre Augen wurden durch die Kissen verdeckt, in welche sie den Kopf drückte; aber sie konnte das Bild jener weißgekleideten schönen Gestalt mit dem wogenden, schwarzen Haar und den gefalteten Händen nicht verbannen!

Susanne wollte zuerst in das Zimmer ihrer Herrin fliehen und diese wecken, aber der Schrecken hatte ihr die Herrschaft über ihre Füße geraubt, und sie blieb daher schauernd und hilflos liegen. Dann erinnerte sie sich des allmächtigen Schützers und fing an zu beten.

Nun steht es fest, daß das aufrichtige Gebet einer einfachen treuen Seele das beste Mittel gegen jede Furcht ist, und beim Beten beschwichtigte sich das wilde Klopfen des Herzens des Mädchens.

Und mit der wiederkehrenden Ruhe kam die Kraft der Bewegung und sie dachte wieder daran, zu ihrer Herrin zu eilen und dort Schutz zu suchen, aber dann erwachte wieder das edle Bedenken, daß sie deren Ruhe stören würde. Und sie faßte den Entschluß, sich zu bezwingen und ergeben zu beten, und Susanne empfahl sich der

Obhut des Himmels und wagte es nochmals, sich umzudrehen und nach dem Fenster zu sehen. Die gespenstige Gestalt war verschwunden, und Susanne sank mit einem Seufzer der Erleichterung auf ihre Kissen zurück. Die Reaction einer so starken Aufregung brachte ihre natürliche Folge hervor, und Susanne wurde von den Armen des tiefen Schlafes der Erschöpfung umschlossen.

Das helle Morgenlicht, das ihr in das Gesicht schien, weckte sie. Sie erschrak, als sie sich in einem fremden Bette und Zimmer fand, und konnte sich ein paar Secunden lang nicht besinnen, wie sie dorthin gekommen war. Aber als die Erinnerung zurückkehrte stand sie sogleich auf, da sie fühlte, wie fest und lange sie geschlafen haben müsse, und wie spät es sei.

Sie kleidete sich hastig an und ging leise durch den Vorsaal nach dem Zimmer ihrer Herrin, die sie anscheinend schlafend fand.

Dann kehrte sie zurück und begab sich in die Küche. Kaum hatten ihre Schritte auf den Dielen widerhallt, so erregte ein Klopfen an der Hinterthüre ihre Aufmerksamkeit. Sie machte dieselbe auf, und fand die alte Amphy mit einem Eimer Wasser dort.

»Gott behüte Sie, Kind! Wie spät stehen Sie auf! Da bin ich schon drei Mal an der Thüre gewesen, und diesmal habe ich mich hingesetzt, um zu warten – und wenn es den ganzen Tag gedauert hätte! Aber ich denke mir wohl, daß Sie müde gewesen sind.«

»Ja, sehr müde. Kommen Sie herein.«

Die Alte trat ein und füllte den Kessel, während Susanne das Feuer anzündete.

»Wie haben Sie vergangene Nacht geschlafen? Haben Sie Etwas gesehen?«

»Still – ich werde es Ihnen später erzählen. Ich glaube nicht, daß ich irgend Etwas gesehen habe, aber glaube, ich habe mir eingebildet, daß ich eine weißgekleidete, weibliche Gestalt zwischen den Grabsteinen habe umhergleiten sehen,« antwortete Susanne, die bei der Erinnerung schauderte.

»Das ist sie! So wahr Sie leben, das ist sie!« rief die Alte in entsetztem Tone.

»Unsinn! Es war Einbildung, eine optische Täuschung,« antwortete Susanne, deren abergläubische Furcht mit dem Schatten der Nacht verschwunden und deren Verstand mit dem Tageslicht zurückgekehrt war.

»Das ist einerlei, wie Sie es nennen, Kind – das ist Alles einerlei, und ich will lieber einen lebendigen Löwen oder einen Räuber sehen, wie so Etwas. Haben Sie gebrannten Kaffee?«

»Nein, ich will Ihnen welchen zum Brennen geben,« sagte Susanne, ging an einen Korb und holte ein Packet heraus, welches sie ihrer Gehilfin übergab. Dann ließ sie dieselbe bei ihrer Arbeit kehrte nochmals nach dem Zimmer ihrer Herrin zurück, die sie jetzt munter fand.

»Habe ich Sie durch mein Hereinkommen geweckt, Mylady?«

»Nein, liebes Kind, ich will eben aufstehen.«

»Haben Sie gut geschlafen, Madame?«

»Wie gewöhnlich, Susanne.«

»Sie sind doch hoffentlich in der Nacht durch Nichts gestört worden, Mylady?«

»Nein, Susanne.«

»O, natürlicher Weise nicht, *ihre* Fenster haben Läden und liegen außerdem noch auf der anderen Seite des Hauses,« dachte Susanne, die auf einen Augenblick in die Leichtgläubigkeit zurückfiel.

Aber ihre Herrin stand jetzt auf und Susanne half ihr bei der Toilette.

Man hat die Königin Maria Stuart getadelt, weil sie sich in ihrem Gefängniß in Fotheringay jeden Tag ebenso sorgfältig ankleidete, wie in ihrem Palaste in Holyrood. Ich zweifle nicht, daß dies eher eine reine mechanische Gewohnheitssache, wie eine Folge des Nachdenkens war. Jedenfalls setzte sich Lady Montessor bei ihrer einfachen Morgentoilette nur vermöge der Macht der Gewohnheit auf einen Stuhl, und überließ ihr schönes schwarzes Haar den liebevollen Händen ihrer Kammerjungfer, welche es hinten zu einem ebenso zierlichen Zopfe flochten und vorn die Locken in ebenso schönen Ringeln ordnete, als ob die Dame, anstatt sich in diesem halbverfallenen Hause zu verbergen, in ihrem Boudoir in der Burg Montessor Morgenbesuche habe empfangen wollen. Und dann ordnete sie mit der gleichen sorgsamten Aufmerksamkeit das schwarze Cashmirkleid mit seinem weißen Spitzenkragen und Aermeln.

Und dann überließ sie wie gewöhnlich ihre Herrin ihren Gedanken und ging in das Wohnzimmer, um die Läden aufzumachen, das Feuer anzuzünden und die einzige Tafel für das Morgenmahl in Bereitschaft zu setzen.

Hierauf kehrte sie nach der Küche zurück, wo sie fand, daß Amphy den Kaffee gemahlen, Zwieback bereitet und zum Backen angesetzt hatte, und jetzt damit beschäftigt war, ein fettes Rebhuhn zum Braten zurecht zu machen.

»Du meine Güte! Wo kommt die Wachtel her?« fragte Susanne erstaunt und entzückt darüber, daß dieser Leckerbissen für die Tafel ihrer Herrin vorhanden war.

»Ich weiß nicht, was Sie eine Wachtel nennen, aber wenn Sie das Rebhuhn da meinen, so thun Sie am besten, wenn Sie meinen Alten dort fragen, Herzchen; er kann jetzt in seinem Hundertsten Jahre eine Flinte noch ebenso gut brauchen, wie irgend ein junger Bursche; hörst Du, nicht wahr?« fragte die Alte sto, indem sie liebevoll mit dem Kopfe gegen die Hinterthüre nickte, wo jetzt Susanne den alten Neptun erblickte, der dort auf seine Flinte gestützt wie gewöhnlich mild lächelte.

Der Alte nahm seinen Hut mit dem Taschentuche ab und verbeugte sich mit seiner gewöhnlichen sanften Begrüßung:

»Diener, Missis.«

»Guten Morgen, Vater – haben Sie das da gebracht?«

»Ja, Missis – ich dachte, daß die Madame, da sie so zart aussieht, gern etwas Feines zum Frühstück haben möchte.«

»Ich werde es ihr sagen, daß Sie es gebracht haben. Sie sind sehr gut. Sie wird Ihre Freundlichkeit gewiß anerkennen.«

»Es hat nicht viel zu sagen, Missis, und ich wollte, ich könnte mehr für die Madame thun: sie sieht wirklich wunderbar zärtlich[!] aus.«

Und der alte Bursche sprach aufrichtig; ein solcher Beweis der Freundlichkeit war bei ihm oder seinem Geschlecht nichts Ungewöhnliches, denn es giebt vielleicht auf der ganzen Erde keine so treuen, liebevollen Geschöpfe, wie die alten Familienneger in Maryland.

Der Alte schien über das Vergnügen, welches er bereitet hatte, entzückt zu sein, stellte die Flinte hin und beschäftigte sich dann mit dem Spalten und Aufhäufen des Holzes und machte sich überhaupt nützlich.

»Nun, Missis,« sagte er, »jetzt haben Sie Holz genug für den ganzen Tag.«

»Ich danke Ihnen wirklich recht sehr; aber ich bin keine Mistreß,« sagte Susanne lächelnd.

»Wie soll ich Sie denn nennen, Herzchen?«

»Ich heiße Susanne Copsewood, und bin nur die Kammerjungfer Lady Mont – ich meine der Mrs. Estel, Sie können mich daher nennen, wie Sie wollen, nur nicht Mistreß.«

»Ja, Miß Susanne,« antwortete der Alte lächelnd.

»Ach ja! Das wird gut sein. Nennen Sie mich so, Vater.«

Der Alte lächelte; es machte ihm Freude, daß er sich von diesem rothwangigen, freundlichen Mädchen fortwährend Vater nennen hörte – da er nicht wußte, daß

dies ein Zeichen der Ehrerbietung war, welche Susanne in ihrem Vaterlande sehr alten Leuten aus niedrigeren Klassen erwies.

Da das Frühstück jetzt fertig war, so stellte sie dasselbe sorgsam auf einen Präsentirteller und trug es in das Wohnzimmer, wo es ihre Herrin am Tische der alten Stellung trauriger Zerstreung fand.

Susanne stellte das Frühstück auf den Tisch und sagte dann in der Absicht, ihre Herrin zu einem e a zu veranlassen, triumphirend:

»Da, Mylady! Sehen Sie die Wachtel an!«

»Ich danke, Susanne,« antwortete die Dame zerstreut.

»Aber Sie sehen sie ja nicht an – Sie fragen nicht einmal, wo sie herkommt?«

Lady Montessor gab keine Antwort und Susanne bemerkte endlich gereizt:

»O, wir sind freilich in dem fabelhaften Lande, wo die Wachteln schon gebraten zum Küchenfenster herein fliegen.«

»Was hat Dich verdrossen, mein liebes Kind?« fragte die Dame, die jetzt erst bemerkte, daß ihre treue Dienerin aufgeregt aussah.

»Nichts, theuere Herrin, außer daß Sie wegen dieser Wachtel, die mir als eine Gabe Gottes erscheint, nicht mehr Neugier haben, als ob der Förster Ihres Vaters sie zum Frühstück für Hyde-Hall geliefert hätte.«

Bei dieser unerwarteten Erwähnung ihrer alten Heimath wurde Lady Montessor todtenbleich und Susanne beeilte sich, sich zu entschuldigen.

»Nein, nein – sage Nichts, Du bist nicht zu tadeln, Kind.«

Es trat eine Pause ein und dann bat Susanne ihre Herrin, Etwas von dem Frühstück zu genießen und besonders die ›Wachtel‹ zu kosten.

Lady Montessor erfüllte ihren Wunsch eher, um dem Mädchen Freude zu machen, als weil sie ein Bedürfnis darnach gefühlt hätte.

Es fiel ihr ein, daß sie ihrer Herrin von der Erscheinung der weißgekleideten Dame erzählen wolle, aber sie verbannte klüglicher Weise den düsteren Gegenstand und erstattete ihr, anstatt dessen, den angenehmeren Bericht von dem hundertjährigen Jäger, dessen Flinte das Wild für das Frühstück geliefert hatte.

Lady Montessor hörte ihr zu und antwortete:

»Sage dem alten Manne meinen Dank, Susanne, und laß seine Bemühungen nicht unbelohnt.«

Und Susanne that, was ihr ihre Herrin befahl.

Nach dem Frühstück, und nachdem das junge Mädchen mit Hilfe Amphy's die unteren Zimmer in Ordnung gebracht und die wenigen Bücher der Lady Montessor ausgepackt und auf dem Tische im Wohnzimmer aufgestellt hatte, ließ sie ihre Herrin mit Lesen beschäftigt zurück, ging hinauf und durchsuchte die Zimmer, die sie ohne alle Möbel fand; viele von den Fensterscheiben waren zerbrochen; die geschlossenen Läden hatten diesen Schaden von außen nicht bemerken lassen – der Bewurf war gesprungen und in gefährlichen Massen von der Decke

herab, und die Schlösser an den Thüren waren sämtlich untauglich. Aber die Dielen und das ganze Holz, sowie das Mauerwerk befanden sich im besten Zustande.

Vom zweiten Stockwerke ging Susanne nach dem Dachgeschoß hinauf, das sie in selbst noch schlechterer Verfassung fand, da die Fensterläden vollständig verschwunden und nicht allein der Bewurf herabgefallen, sondern auch die Sparren zerbrochen waren; aber hier waren das übrige Holzwerk und die Dielen gleichfalls gesund, obgleich die dunklen Flecken an den Wänden und am Boden bewiesen, daß bei Regenwetter das Dach vieles Wasser durchließ.

»Es ist furchtbar verfallen, aber doch ein gutes, gesundes Haus,« dachte Susanne, »und ein paar hundert Dollars werden es zu einem sehr behaglichen machen.«

Dann ging sie hinab und fragte die alte Amphy, wie sie am besten nach Eastville gelangen könne, wohin sie sich zu begeben wünschte, um Arbeiter zur Ausbesserung des Hauses zu dinge.

Amphy versicherte ihr, daß das Pferd »Charley« und der Wagen, welche Miß Barbara unter der Aufsicht des Alten zurückgelassen hatte, ihr zu Gebote ständen und daß der Alte selbst sie gern hinüberfahren werde.

Dieser Vorschlag wurde sofort angenommen und Susanne ging hinein, um ihre Herrin von der beabsichtigten Reise zu benachrichtigen.

Sie fand Lady Montessor am Fenster, wo sie das Buch mit der einen Hand auf dem Schooße hielt, ohne zu lesen, während der andere Arm, den sie auf das Fensterbret stützte, ihren gesenkten Kopf trug. Susanne theilte ihr ihre Absicht mit und erhielt sofort die Zustimmung ihrer Herrin.

Die alte Amphy versprach während der Abwesenheit des Mädchens das Haus zu beaufsichtigen und eines ihrer eigenen Hühner für die Dame zum Mittagessen zuzubereiten, und der alte Neptun brachte den Wagen mit dem Pferde herbei, um Susanne nach dem Dorfe zu fahren. Sie machte sich reisefertig und war bald unterwegs.

Sie blieb mehrere Stunden fort, fand es aber unmöglich, einen einzigen Arbeiter zu finden, der versprechen wollte, vor acht bis zehn Tagen nach dem Hause auf der Landspitze zu kommen. Und mit dieser unerfreulichen Nachricht mußte sie nach Hause zurückkehren.

In dem Haine bei dem Hause gab es eine seltsame Laube, das Werk Capitain Brande's, die er aus sechs Kieferknochen eines Wallfisches errichtet hatte, indem er sie in einem Halbkreis aufstellte und Trompeterblumen daran pflanzte, die sie bald mit ihren glänzenden dunkelgrünen, sternförmigen Blättern und den flammendrothen, kelchförmigen Blumen dicht überzogen.

Als Susanne zurückgefahren kam, sah sie Lady Montessor in dieser Laube sitzen und zerstreut auf das Meer hinausschauen.

Susanne ging auf sie zu.

»Der Abend wird kühl, theuere Herrin! Bitte, bleiben Sie nicht hier sitzen,« bat sie mit zärtlicher Sorgfalt.

Die Dame schlug die großen traurigen Augen zu dem Gesicht ihrer treuen Dienerin auf und erhob sich ohne ein Wort zu erwiedern, um sie nach Hause zu begleiten.

Die alte Amphy hatte den Thee im Wohnzimmer schon fertig, und sobald er aufgetragen und nach Beendigung des Mahles das Geschirr wieder abgeräumt war, zog sich Lady Montessor in ihr Zimmer zurück und entließ ihre Dienerin für heute.

Die alte Amphy klagte über Ermüdung, weil sie am vorigen Abend länger wie gewöhnlich aufgeblieben sei, nahm Abschied und ging fort.

Susanne war gleichfalls in Folge ihrer geringen Ruhe ermüdet und schläfrig, verschloß daher das Haus, löschte das Feuer aus, sprach ihre Gebete, und ging zu Bett. Aber mit der Dunkelheit, der Einsamkeit und dem Schweigen kehrte ihre abergläubische Furcht zurück. Sie schloß die Augen und zog dann, da sie mit diesem Schutz gegen gespenstige Erscheinungen noch nicht zufrieden war, die Bettdecke fest über den Kopf. Aber Susanne hatte eine kräftige Lunge, die einen tüchtigen Vorrath frische Luft verlangte und das Gefühl der Erstickung wurde so unerträglich, daß sie ihr Gesicht aufdecken mußte, um athmen zu können. Aber sie hielt die Augenlider geschlossen.

Gütiger Himmel! wie einsam, wie still und finster war es! Sie konnte die Dunkelheit nicht sehen, aber sie fühlte

sie ebenso, wie die Stille und Einsamkeit im innersten Herzen, und bebte vor unbestimmten Schrecken.

Es dauerte lange, ehe sie sich beruhigen konnte.

Endlich schlief sie jedoch ein.

Wie lange sie geschlafen hatte, wußte sie nicht, denn die Schlafenden berechnen keine Zeit, und warum sie erwachte, konnte sie nicht sagen, denn Träumende sind sich der Ursachen nicht immer bewußt – aber als sie erwachte, öffnete sie unüberlegt die Augen, drehete sich nach dem vorhangslosen Fenster um und sah den sternenhellen Himmel, das flache Land mit seinen einzelnen Bäumen, den Kirchhof mit den schimmernden gespenstigen Grabsteinen, und dort – o, barmherzige Allmacht! die gleitende Gestalt des weißgekleideten Mädchens!

Das entsetzte Mädchen hatte keine Kraft, den Blick, der durch einen Zauber gefesselt zu sein schien, von jener schönen Gestalt mit ihren wehenden schneeweißen Gewändern, dem flatternden schwarzen Haar und den langen, zarten Händen, die sie wie im tiefsten Schmerze rang, während sie langsam und mit abgemessenen Schritten hin und her ging, abzuwenden, dann kam sie, als sie den einförmigen Pfad verließ, zum unaussprechlichen Entsetzen Susanne's langsam und ruhig auf ihr Fenster zu.

Gerade als das wilde weiße Gesicht aus der Finsterniß draußen hereinklickte, sank Susanne halb ohnmächtig und kaum mit hinlänglicher Kraft, um die Decke über ihren schwindelnden Kopf zu ziehen, auf das Kissen zurück

und lag dort durch das Entsetzen halb gelähmt mit wogendem Herzen, dessen Schläge in der Erwartung, daß jeden Augenblick eine übernatürliche Entwicklung eintreten könne, fast aufhörten, bis sie endlich, wie schon früher durch das peinliche Gefühl des Erstickens und die dringende Nothwendigkeit, Athem zu schöpfen, gezwungen wurde, das Gesicht aufzudecken.

Ringsum war Alles wieder still, dunkel und einsam. Das gespenstige Gesicht war von dem Fenster verschwunden. Aber sie schloß noch immer in tödtlicher Furcht vor dessen Rückkehr die Augen und lag schauernd da. Sie würde Alles, was sie auf der Welt besaß, für die Gesellschaft irgend eines menschlichen Wesens gegeben haben. Aber trotzdem zwang sie liebevoller Sorgfalt für die ungestörte Ruhe ihrer leidenden Herrin, nicht Schutz suchend nach deren Zimmer zu fliehen.

Und so lag sie schauernd und bebend da und erhob nur zuweilen die Augenlider ein wenig, um einen vorsichtigen Blick auf das Zimmer und durch das Fenster zu werfen, aber Alles blieb stumm, finster und einsam, bis zum Morgen, wo das freudige Krähen der Hähne der Tante Amphy, und die freundlichen Rosastreifen am östlichen Horizont, welche den nahenden Tag verkündeten, ihre abergläubische nächtliche Furcht in die Flucht jagten und ihrem ermüdeten Körper gestatteten, zu ruhen.

Sie mußte lange und fest geschlafen haben, als ein scharfes Klopfen an der Scheibe zunächst bei ihrem Ohr sie veranlaßte, erschrocken aufzufahren.

Es war schon spät und Tante Amphy stand draußen und klopfte an das Fenster.

»Du meine Güte, Kind! Sind Sie wirklich todt oder wollen Sie ewig schlafen?«

»O, sind Sie es, Mutter Amphy?«

»Freilich bin ich es und es geht schon auf sieben Uhr, Kind.«

»O, wirklich! ich werde gleich aufstehen und Sie herein lassen,« antwortete Susanne, die aus dem Bette sprang und sich hastig anzog.

»Da, was meinen Sie dazu, für das Frühstück Ihrer Herrin?« fragte die Alte, indem sie triumphirend einen schönen fetten Rothhals vor dem Fenster in die Höhe hielt.

»Wie nennen Sie den Vogel?« fragte Susanne.

»Vogel? Gott behüte Sie! Das ist ja kein Vogel, Kind! Es ist nach dem Canevasrücken eine von den besten Enten, die über das Wasser fliegt! Es ist ein Rothhals, und mein Alter hat ihn heute früh zum Frühstück für das Kind geschossen.«

»Ei, Ihr Mann ist der allerbeste Jäger. Meine Herrin muß ihn gut belohnen. Er ist jedenfalls der allerbeste Jäger.«

»Gott behüte Ihre Seele, das ist er nicht! Der liebe Alte ist nie ein Jäger gewesen! Das alte Geschöpf ist zu gutmüthig, als daß er Etwas für sich behalten sollte, wenn das zärtliche Kind dort drin es zum Frühstück gebrauchen könnte.«

»Ja, das ist er wirklich,« sagte Susanne ging dann an die Hinterthüre, um die gute Alte herein zu lassen.

Und an diesem Vormittag unterrichtete Susanne die Tante Amphy, während diese den Rothhals rupfte und für das Frühstück zubereitete, in einigen von den Geheimnissen der Jagdgesetze im alten Lande.

Hierüber gab die arme Schwester der Meerkönigin ihr Erstaunen und ihre Entrüstung zu erkennen, »daß Lord's und Lady's es wagten, die freien wilden Geschöpfe des Herren zu monopolisiren, während sie augenscheinlich zum Besten Aller, sowohl der Schwarzen, wie der Weißen bestimmt wären, und sie danke Gott, daß sie in einem freien Lande lebe, wo kein solcher Unsinn gelte.«

Susanne lachte herzlich über die Aufregung der Alten und beschwichtigte sie dann dadurch, daß sie ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit in der Kochkunst lobte.

Dieser Tag verfloß so ziemlich, wie der vorhergehende; Susanne unterließ es in edelmüthiger Ueberwindung, ihre Herrin durch die Geschichte von der Geistererscheinung auf dem Kirchhofe zu beunruhigen und bemühte sich jetzt bei Tage nicht, sich zu überzeugen, daß es nur eine Folge ihrer Einbildung gewesen sei. Sie beschloß jedoch, ihr Fenster nicht ohne Vorhänge und den Besuchen furchtbarer Gespenster ausgesetzt zu lassen, nahm daher einen Reitrock von grünem Merino und fabricirte daraus eine starke Decke, die sie vor dem Fenster neben ihrem Bette anbrachte.

Wenn in der folgenden Nacht das Gespenst auf dem Kirchhofe umherwanderte, so wußte Susanne in Folge dessen Nichts davon. Und sie schlief mit Hilfe fleißigen Betens ein, und ihr Schlummer blieb ungestört.

Und sie wurde auch bis zu der Nacht von der Ankunft des Schiffes Barbara Brande's durch keine Geistererscheinungen wieder beunruhigt.

ZWANZIGSTES KAPITEL. DIE ANKUNFT LORD MONTRESSOR'S.

Es war, wie gesagt, ein herrlicher Tag in dem goldenen Monat October. Susanne war zeitig aufgestanden und befand sich bereits in der Küche, als Amphy kam. Das Gesicht der Alten sah ganz erfreut aus, als sie mit dem Ausrufe eintrat:

»Guten Morgen, Herzchen! Guten Morgen!«

»Ei, Mutter Amphy, Sie sehen so erfreut aus, als ob Ihnen Jemand ein großes Vermögen vermacht hätte!« sagte Susanne.

»Besser, Herzchen! Gott behüte uns, Kind, es ist besser wie dieses! Miß Barbara kommt – treten Sie da heraus, und dann will ich Ihnen etwas Schönes zeigen.«

Susanne folgte ihr durch den Saal und die Vorderthüre, wo sie unter der alten verfallenen Halle stehen blieb, während Amphy auf das Meer hinauszeigte und rief:

»Da, was sagen Sie dazu?«

Die Blicke Susanne's folgten der Richtung des schwarzen Fingers und fielen auf ein nettes, an der Landspitze vor Anker liegendes Fahrzeug.

»Da, was sagen Sie jetzt? Sieht es nicht aus, wie ein weißer Schwan, der auf dem Wasser sitzt? Das ist das Schiff Barbara's,« rief Amphy triumphirend.

»Und woher wissen Sie, daß es das Barbara's ist?« fragte Susanne.«

»Wie ich das weiß? Gott behüte Sie! Wie weiß ich irgend Etwas? Aus dem Grunde, weil kein anderes Fahrzeug hier vor Anker geht, wenn es nicht den Brande's gehört.«

Und sie hatte Recht, denn noch während sie sprach, wurde ein Boot von dem Fahrzeug herabgelassen, es stiegen mehrere Personen hinein und dann fuhr es schnell auf das Ufer unter dem Hause zu.

»Da!! so alt meine Augen sind, kann ich jetzt doch sehen, daß die Person hinten Miß Barbara ist, und der Junge ist der kleine Master Edwy und die Ruderer sind unsere eigenen Söhne – aber – wer zum Geier ist der schmucke Gentleman, den Miß Barbara bei sich hat? Herzchen, sehen Sie einmal hin! Ihre Augen sind jünger, wie die meinigen.«

Susanne richtete den Blick hin und wendete sich voll Erstaunen und Schrecken ab.

»Ei, was fehlt Ihnen, Herzchen?«

»Mich friert,« antwortete Susanne und eilte schnell nach dem Hause zurück.

Sie hatte Lord Montessor im Boote gesehen! Lord Montessor näherte sich dem Ufer! Sie ging sofort an die Thüre ihrer Herrin und lauschte. Im Zimmer war Alles still. Sie drückte die Klinke nieder und trat leise ein.

Lady Montessor hatte die Arme über dem Kopfe auf das Kissen gelegt, und ihr schwarzes Haar quoll unter einem Spitzenhäubchen hervor und strömte über das Bett –

und so lag sie in dem tiefen, schweren Schlummer, der oft den Trauernden besucht, der die ganze Nacht hindurch gewacht und geweint hat.

»Ich will es nicht wecken! Die Trübsal wird bald genug kommen. Wie einfältig war der Kaiser, der seinen Höflingen befahl, ihn nie zu wecken, außer wenn er schlimme Nachrichten hören sollte! Die schlimmen Nachrichten kommen immer zu schnell – man braucht sich nicht zu beeilen, ihnen entgegen zu gehen! Aber ich weiß doch nicht, warum die Nachricht von der Ankunft Lord Montessor's für eine schlechte gehalten werden sollte,« dachte Susanne, während sie in ihr Zimmer ging, um ihrem Aeußeren einige Sorgfalt zu widmen. Nachdem sie ihr Häubchen aufgesetzt und die seidene Schürze vorgebunden hatte, ging sie auf den Vorsaal hinaus, da sie erwartete, daß die Gesellschaft aus dem Boote jetzt gelandet sein werde.

Sie hatte Recht – die Gesellschaft kam den Hügelabhang herauf, aber als sie oben angekommen waren, blieben sie stehen und sprachen ein paar Secunden mit einander und trennten sich dann wieder.

Lord Montessor schlug in Begleitung des jungen Edwy und seines Stallknechtes mit den Flinten und Jagdtaschen den schmalen Pfad ein, der in den tiefen Wald nach der Hütte Neptun's führte, und Barbara Brande kam mit dem jungen Neptun nach dem Hause herauf.

Die alte Amphy, welche ungeduldig auf das Kommen wartete, eilte ihnen jetzt im Laufe entgegen. Zu jeder anderen Zeit würde Susanne ein krampfhaftes Lachen angestimmt haben, wenn sie diese achtzigjährige, Greisin mit zurückgeworfenem Kopfe, scharf eingesetzten Ellnbogen hätte traben sehen, daß jeder Schritt die ganze Fläche ihrer unbeschuhten Füße sehen ließ.

Es gewährte einen schönen Anblick, als sich das hübsche gesunde Gesicht Barbara's mit einem herzlichen Lächeln der Begrüßung bedeckte, indem sie beide Hände ausstreckte, um die ihrer liebevollen alten Dienerin zu ergreifen.

Dann kamen sie zusammen plaudernd herbei, bis sie die verfallene Thürhalle erreichten, wo Susanne stand.

»Wie befinden Sie sich, Susanne? Ich hoffe, Ihre Herrin ist wohl?« sagte Barbara und reichte dem Mädchen freundlich die Hand.

»Meine Herrin befindet sich ziemlich ebenso wohl, wie gewöhnlich, Miß, aber ich weiß nicht, ob es ihr ganz recht sein würde, Besuch zu empfangen – besonders Herren,« antwortete Susanne, die Miß Brande, wenn auch ungerechter und unverständiger Weise, für eine Art Veräterin zu halten schien, weil sie Lord Montessor nach der Landspitze gebracht hatte.

»Aber ich glaube trotzdem, daß es ihr nicht unangenehm sein wird, mich zu sehen,« antwortete Barbara gutmüthig. »Benachrichtigen Sie sie, daß ich da bin, mein Kind.«

»Sie ist noch nicht aufgestanden, Miß, und noch nicht einmal aufgewacht.«

»Allerdings hatte ich nicht überlegt, daß es noch sehr zeitig ist. Nun, mein Kind, Ihre Herrin erwartet mich – wollen Sie mich in das Haus lassen?«

»O, ich bitte um Verzeihung, Miß!« rief Susanne, über die Unart erröthend, deren sie sich unbewußter Weise schuldig gemacht hatte, und sprang auf die Seite, um Miß Brande vorüber zu lassen.

»Kommen Sie mit, Susanne. Ein Theil meiner Geschäfte hier besteht darin, daß ich einige geheime Schränke öffnen will, die Sie sonst nie finden würden, um ihren Inhalt – Vorräthe von westindischen Confituren, Einge-machtem, Gewürzen, Likören und dergleichen mehr, Ihrer Herrin anzubieten, wenn sie mir den Gefallen thun will, sie anzunehmen. Und ich möchte sie lieber Ihnen jetzt übergeben, während sie schläft und Sie Zeit haben, denn wenn sie aufwacht, wird sie vermuthlich Ihres Beistandes bei der Toilette bedürfen, und wenn sie angekleidet ist, wird sie vielleicht wünschen, mich zu sehen,« sagte Barbara und ging ihr in das Wohnzimmer voraus.

»Jedenfalls,« dachte Susanne, »hatte es meine Herrin gerade nicht sehr nöthig, ihr Geld von dem Banquier zu entnehmen. Diese Wilden hier wollen sie durchaus erhalten! Die Schwarzen liefern Wildpret und die Weißen die Confituren. Ich fange in der That wirklich an, diese Barbara lieb zu gewinnen,« schloß sie, während sie Miß Brande in das Zimmer folgte.

Barbara ging an den Kamin, drückte auf eine Feder neben demselben, ein Stück der eichenen Vertäfelung sprang auf, und ließ einen der tiefen verborgenen Schränke sehen, die man in alterthümlichen Landhäusern so oft findet. Die Regale waren mit Reihen von Büchsen, Krügen und Flaschen besetzt, in denen importirte Kostbarkeiten unter hermetischem Verschuß befanden.

»Da, dieser Schrank enthält die Confituren und Liköre,« sagte Barbara, indem sie eine Blechdose und eine Flasche herausnahm und auf einen Stuhl stellte, ehe sie die Täfelung wieder an ihren Platz gleiten ließ.

Dann ging sie nach der anderen Seite und öffnete einen zweiten ebenso gefüllten Schrank.

»Dieser enthält die eingemachten gewürzten Gemüse und die Gewürze selbst,« sagte sie, nahm zwei Krüge heraus, und stellte sie auf den Stuhl neben die Flasche und den Büchsen, verschloß dann die Füllung und sagte zu Susanne:

»Der Inhalt dieser Schränke steht Ihrer Herrin rückhaltslos zu Diensten, wenn sie ihn annehmen will, und jetzt kennen Sie das Geheimniß, die Thüre zu öffnen.«

»Ich liebe diese Barbaren wirklich,« dachte Susanne, und sagte dann laut:

»Ich danke Ihnen recht sehr, Miß Brande. Da klingelt meine Herrin! Ich muß zu ihr. Bitte, machen Sie es sich bequem, Miß Brande. Ich weiß, meine Herrin wird sich sehr freuen, Sie zu sehen, und das Frühstück wird bald fertig sein.«

»Ich danke Ihnen, ich habe auf dem Schiffe gefrühstückt. Lassen Sie sich durch mich nicht von Mrs. Estel fern halten.«

»Mrs. Estel! Sie nennt sie noch immer Mrs. Estel, ich möchte wissen, ob sie den anderen Namen meiner Herrin nicht kennt,« dachte Susanne, deren Gedanken noch immer in der größten Verwirrung waren. Aber ehe sie in dieser Beziehung zur Gewißheit kommen konnte, wurde sie durch ein zweites Klingeln erschreckt und eilte fort, um demselben Folge zu leisten.

Barbara zief ihre alte Dienerin Amphy, die sich auf dem Vorsaal aufgehalten hatte, herein, und schalt sie aus, weil sie mitten im November barfuß ging.

»Gott behüte Sie, Miß Barbara, Kind! Ich habe den Fuß gern kühl auf der weichen Erde.

»Dein Fuß wird *in* der weichen Erde kühl werden, wenn Du so fortfährst,« sagte Barbara.

»Ich werde aufhören, Herzchen – ja, das werde ich.«

»Wenn Du das nicht thust, so wirst *Du* aufhören – darauf kannst Dich verlassen. Da, hier sind ein paar gute Bissen für Dich und Deinen Alten auf die Winterabende,« sagte Miß Barbara und gab ihr die Büchsen, die Flasche und die Krüge; »und unten im Boote wirst Du Winterkleidung und ein Stück Flanell zusammengepackt finden.«

»Ja, Herzchen – ja, Kind, vielen Dank, und werde dafür sorgen.«

»Wo ist der Alte?«

»Er ist zu dem Boote gegangen, um die Jungen zu sehen, Kind! Ja, der alte Bursche ist hinunter gegangen, Herzchen.«

Susanne war inzwischen in das Zimmer Lady Montessor's gegangen.

»Wessen Stimme habe ich im Wohnzimmer gehört?« fragte die Dame.

»Die der Miß Barbara Brande, Mylady.«

»Aha! Sie ist also angekommen?«

»Ja, Mylady – Heute früh bei Sonnenaufgang.«

»Ich denke, ich werde aufstehen, Susanne – denn es wird mich freuen, sie zu sehen.«

»Ja, Madame,« antwortete Susanne so ernst, daß Lady Montessor sie ansah, und als sie jetzt erst ihre unruhige Miene bemerkte, ausrief:

»Ei, Susanne, was fehlt Dir, mein Kind?«

»Miß Barbara ist nicht allein gekommen, Mylady.«

»Miß Barbara ist nicht allein gekommen? Nun, ich hatte wirklich nicht erwartet, daß sie das thun würde – aber was hat das zu bedeuten?«

»Sehr viel, theuere Herrin.«

»Gütiger Himmel! Was meinst Du, Susanne?«

»Theuere Lady Montessor, ist Ihnen nie die Möglichkeit in den Sinn gekommen, daß Derjenige, welcher uns von Exeter nach Baltimore verfolgte, uns selbst von Baltimore hierher verfolgen könnte?«

»O! Nein, nein, nein. O, gütiger Himmel, nein! Sage das nicht, Susanne! Sage mir nicht, daß uns Lord Montessor hierher gefolgt ist!« rief die Dame im höchsten Schrecken.

»Ich wollte, ich könnte es sagen, theuere Herrin, aber das wird die Sache nicht ändern. Mylord ist heute früh mit Miß Brande an das Land gestiegen.«

»O, Schicksal, Schicksal! O, Schicksal, Schicksal!« rief Lady Montessor händeringend.

»Ja Schicksal! Es ist eben ein Schicksal und es nutzt Nichts, dagegen anzukämpfen, theuere Herrin! Ich würde es an Ihrer Stelle nicht versuchen! Ich würde nachgeben,« rief Susanne, die nie dazu gebracht werden konnte, die Hoffnung aufzugeben, daß ihre Herrin sich vielleicht noch überreden lassen würde, nach England und zu allen vermeintlichen Vortheilen ihrer gesellschaftlichen Stellung zurückzukehren.

»Schweige hiervon, Susanne. O, ihr Engel des Himmels, wie soll ich diesem neuen Anspruch an meine Hefigkeit begegnen? Susanne, wo ist Mylord?«

»Das ist das Wunderbare dabei, Mylady! Ich hätte leicht vermuthen können, daß er uns hierher gefolgt wäre, wenn er nicht nach dem Landen, ohne dem Hause zu nahe zu kommen, seinen Bedienten, und seine Flinte genommen hätte und zur Jagd in den Wald gegangen wäre, und das kann ich durchaus nicht begreifen.«

»Und das würde er nie thun, wenn er von unserer Anwesenheit etwas wüßte und uns hierher gefolgt wäre! Hier giebt es noch ein größeres Geheimniß, Susanne! Es

ist wohl möglich, daß er uns nicht gefolgt ist – aber selbst in diesem Falle ist es kaum wahrscheinlich, daß er uns nicht entdecken würde.«

»Ach, theuere Herrin, wenn er von Ihrer Gegenwart an diesem Orte Nichts weiß, so würde es sehr leicht sein, uns vor ihm zu verbergen, wenn nicht Eins wäre.«

»Und was ist das?«

»Ihr Name, theuere Herrin – Ihr Name – ›Mrs. Estel!‹ Ah, wenn Sie sich nur Mr. Thompson oder Mrs. Smith genannt hätten!«

»Ja, aber mein Kind, keiner von diesen Namen gehört mir, während derjenige, welchen führe, mein Taufname und der einzige ist, von dem ich weiß, daß ich ein Recht dazu habe, und der einzige, durch dessen Benutzung ich Niemand ein Unrecht thue,« antwortete die Dame traurig.

Susanne seufzte und blickte in das traurige Gesicht und wünschte – ja, betete, daß sie einen Theil der Last Ihrer Herrin tragen könnte.

»Hilf mir aufstehen, mein Kind, und reiche mir mein Hauskleid und die Hausschuhe. So, ich danke Dir. Jetzt geh' und grüße Miß Brande von mir und bitte sie hierher zu kommen,« sagte Lady Montessor, während sie ihren Morgenrock anzog, in die Schuhe schlüpfte und auf den einfachen Lehnstuhl sank.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DER LETZTE KAMPF.

Sobald Susanne die Thüre hinter sich zugemacht hatte, ließ Lady Montessor das Gesicht in die Hände sinken, und ein Seufzer nach dem anderen quoll aus ihrem schwer belasteten Busen empor.

»O, Montessor! o, mein theurer Geliebter daß ich diesen köstlichen Trank von meinen vertrockneten Lippen stoßen muß, der für meine dürstende Seele das Wasser des Lebens sein würde! O, weh' mir, Lord Montessor, daß ich Dein liebendes, treues Herz hintergehen und verwunden muß! Daß ich mich von dem Licht, Leben und der Wärme, die Du mir bringst, abwenden und mich lebendig in der Dunkelheit und Kälte des Grabes verbergen muß – Wie lange, gütiger Himmel! wie lange! Ich bin so jung – werde so viele Jahre noch leben! Wie soll ich diesen lebendigen Tod ertragen, o, ihr Geister des Himmels, wie soll ich ihn ertragen! Wird mein Herz brechen? Werde ich den Verstand verlieren? Wird der Tod kommen und meine Qual endigen? Ich weiß es nicht, aber lieber jedes Schicksal, jedes Leiden für mich, wie daß ein Flecken auf Deinen edlen Namen fallen sollte, mein Geliebter! Und in meinem bitteren Kelche giebt es doch noch einen süßen Tropfen! Den Gedanken, daß ich für Dich leide, wie ich für Dich sterben würde! Und doch, wenn ich Dich heute nur auf einen Augenblick sehen, meine arme Hand von der Deinigen nur auf einen Augenblick umschlossen fühlen, einem Blicke aus Deinem Auge begegnen könnte, welches Leben würde dann wieder mein sterbendes Herz

erfüllen! O, Herz, sei still, sei stark! Es darf nicht sein! Wir dürfen einander nicht wiedersehen! O, Herz, lerne stumm dulden!«

Während sie so klagte und mit sich selber kämpfte, klopfte es an ihre Thüre.

»Jetzt werde ich von ihm hören –,« sagte sie, indem sie ihre Bewegung mit einer gewaltigen Anstrengung bezwang, ihre Stimme zur Festigkeit zwang und die Klopfende hereinrief.

Barbara Brande öffnete die Thüre und kam herein. Aber die Spuren des bitteren Leidens zeigten sich noch deutlich in dem schönen Gesichte der Lady Montessor, daß Barbara, anstatt sie, wie sie beabsichtigt hatte, lächelnd zu begrüßen, erschrocken zurückfuhr und rief:

»Gütiger Himmel, Mrs. Estel, sind Sie krank?«

»Ja – und nein, Miß Brande! Kommen Sie herein, schließen Sie die Thüre, denn ich wünsche mit Ihnen im Vertrauen zu sprechen.«

Barbara gehorchte ihr in der größten Verlegenheit.

»Rücken Sie Ihren Stuhl gefälligst zu mir, Miß Brande, denn ich muß leise sprechen.«

Barbara, die in immer größere Verlegenheit gerieth, gehorchte.

»Miß Brande, ich bedauere es außerordentlich, daß ich Ihnen, ehe ich Baltimore verließ, nicht mein volles Vertrauen geschenkt habe.«

»Ihr Vertrauen würde mich geehrt haben, Madame,« sagte Barbara mit wachsendem Erstaunen.

»Wenigstens würden Sie es unzweifelhaft gerechtfertigt haben.«

»Ich würde mich Ihres Vertrauens nicht unwürdig gemacht haben, Mrs. Estel.«

»Ich bin davon überzeugt! Aber ich führe noch einen anderen Namen, wie Estel!«

»Madame!«

»Sehen Sie mich nicht so an und sprechen Sie auf diese Weise, meine liebe Miß Brande, sonst werden Sie das Vertrauen zurückschrecken, das ich Ihnen so gern schenken will,« sagte Lady Montessor, in einem Tone und mit der Miene so hoffnungslosen Jammers, daß das Herz Barbara Brande's gerührt wurde und sie sehr sanft sagte:

»Sprechen Sie, Madame, ich werde Ihres Vertrauens nicht unwürdig sein! Sie sagten, Ihr Name sei nicht Estel!«

»Nein – ich sagte, daß ich noch einen anderen Namen führte. Estelle ist wirklich mein Name, denn ich würde ihn sonst gewiß nicht führen. Aber es ist mein Taufname – nicht mein Familienname. Ich bin in der Welt als die Gräfin Montessor bekannt.«

»Gräfin Montessor! Gütiger Himmel!« rief Barbara erstaunt.

»Und Sie haben dies nicht geahnt?«

»Nein, Madame, auf Ehre, ich habe es nicht geahnt!«

»Und doch war Derjenige, der mir seinen Namen und Titel gegeben, hat, Ihr bisheriger Pasagier, und landete heute früh mit Ihnen.«

»Das ist ganz richtig, Madame. Lord Montessor hat für sich und zwei Bediente auf meinem Schiffe die Ueberfahrt nach Havanna bezahlt und ist heute früh an das Land gekommen, um einen Tag im Walde zu jagen – das ist Alles, was ich weiß! Ich bin im höchsten Grade erstaunt, Mylady,« sagte Miß Brande mit der größten Verwunderung.

»Glauben Sie, Miß Brande,« fragte Lady Montessor mit der Miene des tiefsten Interesses, »daß Lord Montessor Diejenige, welcher Sie Ihr Haus vermietet haben, kennt, oder argwöhnt, wer sie ist?«

»Ich weiß es nicht, Madame, da es nicht unmöglich ist, daß er gleichfalls Etwas verhehlt hat; aber dem Anscheine nach sollte ich schließen, daß er Nichts von Ihrer Gegenwart in diesem Hause weiß.«

»Verzeihen Sie die Nothwendigkeit, welche mich zwingt, Sie auszufragen, Miß Brande, und bitte, sagen Sie mir, haben Sie gegen Mylord jemals den Namen Derjenigen genannt, die Ihr Haus gemietet hat?«

»Nein, Madame, nie.«

»Dann bitte ich Sie, es nie zu thun, denn wenn Lord Montessor jemals den Namen Estelle hört, so würde es ihm die einzige Andeutung geben, die er braucht, um mich zu erkennen und meinen Zufluchtsort ausfindig zu machen.«

»Verzeihen Sie, Mylady, aber dies Alles ist ganz unerklärlich!«

»Ja, das ist es für Sie allerdings! – und ich habe den Anschein, als ob ich Sie zum Glauben auffordere, ohne

Ihnen mein Vertrauen zu schenken. Ist es nicht so? Nun, ich will Ihnen eine Erklärung geben, und wenn Sie Geduld haben wollen, werden Sie eine traurige Geschichte hören. Aber können Sie mir eine halbe Stunde schenken?»

»Ich stehe Ihnen, Lady Montessor, den halben Tag lang zu Diensten, wenn Sie über mich befehlen wollen,« sagte Barbara, die ihr Herz zu ihrer interessanten Abmieterin hingezogen fühlte.

»Nun, dann hören Sie mich an, Miß Brande! Lasen Sie jemals die englischen Zeitungen?»

»Selten oder nie, Mylady.«

»Dann haben Sie nie einen Bericht über eine unglückliche englische Dame von hohem Range gelesen, die auf dem Gipfelpunkte des Glückes und der Seligkeit in den bodenlosen Abgrund der Schande und Verzweiflung inabgestürzt wurde! Sie haben nie Etwas von einer solchen gehört?»

»Nein, nein. Gütiger Himmel, nein!« rief Barbara schaudernd.

»Dann sehen Sie sie an, Miß Brande! Sie steht vor Ihnen,« sagte Lady Montessor, indem sie aufstand und das Auge auf das entsetzte Gesicht Barbara's richtete.

»Nein, nein, nein! Herr des Himmels! Sie können diese Schuldige nicht sein, Mylady!« rief Barbara und verbarg das Gesicht in den Händen, um das bleiche, gespenstige Antlitz und die leuchtenden, schwarzen Augen nicht zu sehen, die Diejenigen zu verzehren schienen, auf welche sie blickte.

»Ich sagte eine unglückliche, nicht eine schuldige Frau! Sind Unglück und Schuld gleichbedeutend? Dann bin ich allerdings sehr schuldig, da ich ein sehr unglückliches Weib bin!« sagte Lady Montessor in ergreifendem, leidenschaftlichem Tone.

»Verzeihen Sie, Mylady, wenn ich Sie nicht verstanden habe,« antwortete Barbara gerührt.

»Wie können Sie das auch, ehe Sie es gehört haben! Nun, dann geben Sie Achtung, Miß Brande, ich will Ihnen meine Geschichte erzählen,« sagte die Dame und sank wieder auf ihren Stuhl.

Und während Barbara Brande mit schmerzlicher Theilnahme zuhörte, erzählte Lady Montessor die tragische Geschichte ihrer zwei Trauungen und endete mit der Darlegung der Beweggründe, welche sie veranlaßt hatten, sich von Lord Montessor zu entfernen.

Barbara hörte ihr unter strömenden Thränen zu, ergriff dann die abgemagerte Hand der Dame und sagte:

»Wiegt er Nichts in der Wagschaale seiner Liebe für Sie?«

»Nichts.«

»Weder Rang, noch Reichthum, noch Ruhm?«

»Nein, ach nein!«

»Er hat Ihnen in Ihrer Prüfung edel beigestanden?«

»Allerdings! Das hat der theuere Mann gethan.«

»Er ist Ihnen über das Meer gefolgt?«

»Ja, ja!«

»Und er sucht Sie noch immer auf?«

»Allerdings! Ja, allerdings!«

»Wie können Sie sich ihm dann noch immer entziehen, Lady Montessor? Der Mann, der Anspruch auf Sie machte, lebt nicht mehr, selbst wenn sein Anspruch auch noch so gerecht gewesen wäre, und es ist kein Schatten von einem Grunde vorhanden, warum Sie vor einem so treuen Freunde fliehen, wie sich Lord Montessor gezeigt hat.«

»Seine Ehre! Miß Brande. Seine Ehre sollte ihm verbieten, sich mit einer solchen Unglücklichen, wie ich bin, zu vereinigen.«

»Die Ehre eines Mannes steht meiner Ansicht nach in seiner ausschließlichen Hut, Mylady, und kann nur durch Schuld oder Thorheit verletzt werden.«

»Aber die Ehre der Frau, mit welcher sich Lord Montessor verbindet, sollte der Frau Cäsar's gleichen, nicht nur rein, sondern auch unbeargwöhnt sein!« sagte die Dame. »Ich habe mich daher von ihm entfernt und seinem Namen entsagt! Deshalb will ich mich vor seiner Verfolgung verbergen, wenn auch mein Herz brechen, mein Verstand wanken, oder mein Leben durch den Schmerz dieser fortwährenden Anstrengung vernichtet werden sollte, bis er, des Wartens und Suchens müde, mich endlich verstößt und vergißt.«

»Und Sie können kaltblütig beschließen, ihn dazu zu zwingen?« rief Barbara.

»Kaltblütig! Miß Brande! O, sehen Sie mich an und sagen Sie, ob Sie glauben, daß ich dies kaltblütig thue!

Nein, nein. Aber er muß gezwungen werden, die unglückliche Cremonie, welche uns in der Kirche von Hyde vereinigt hat, durch das Parlament aufheben zu lassen, und er muß sich mit einer Dame, einer ihm an Rang Gleichstehenden mit unbefleckter Ehre vereinigen.«

»Lady Montessor, wenn ich seinen Charakter recht begriffen habe, so kann er das nie thun.«

»Er kann und muß es thun!« Er ist es seiner Familie, seiner Stellung, seinem wachsenden Ruhme schuldig.«

»Sie erlauben gleichfalls einer weltlichen Erziehung viel Einfluß auf sich, Lady Montessor! Sie haben alle Vorurtheile der Vornehmheit! Sie denken zu viel an die Familienstellung, den Ruf und mehr, wie Lord Montessor vielleicht. Ich sage Ihnen, daß nach der Pflicht die Liebe das höchste Gut auf der Welt ist, und Lord Montessor weiß es. O, Madame, wie können Sie die innige Liebe mißachten, die er für Sie hegt?« sagte Barbara flehend.

»Ich soll sie mißachten? – O, gütiger Himmel!« rief die Dame, die noch bleicher wie vorher wurde.

»Ich sehe, daß Sie das nicht wirklich thun. Ich erkenne den Kampf in Ihrem Geiste. O, Madame, geben Sie Ihrer einfachen, besseren Natur nach! Machen Sie ihn und sich selbst glücklich! Erlauben Sie mir, daß in den Wald schicke und ihn hierher rufe, damit er seine Sache selbst führt,« bat Barbara mit inniger Beredtsamkeit.

»Miß Brande! Nein, wenn Sie mich nicht vor Ihren Augen sterben sehen wollen, so thun Sie es nicht. Sie wissen nicht, was Sie verlangen! Sie ahnen nicht, welchen

Demüthigungen ihn eine Verbindung mit mir aussetzen würde. Sie kennen England nicht.«

»Was kann ich dann für Sie thun? Und warum haben Sie mich unnöthiger Weise durch diese furchtbare Geschichte betrübt?« fragte Barbara, mehr bekümmert, wie erzürnt über das, was ihr einfacher, ehrlicher, gerader Charakter als die unnütze Selbstqual einer krankhaften Empfindlichkeit betrachtete.

»Nicht um Sie unnöthiger Weise zu betrüben, Miß Brande, sondern da Lord Montessor die Spur meines Zufluchtsortes nicht gefunden hat, um Sie zu bitten, daß Sie mir beistehen, mich noch länger vor ihm zu verbergen. Und dieser Beistand, um den ich Sie bitte, ist auch nur negativer Art, nur Ihr Schweigen, daß Sie es vermeiden, in seiner Gegenwart den Namen Ihrer Abmietherin zu nennen. Wollen Sie mir in dieser Beziehung gefällig sein, Miß Brande?«

»Ich will mich in jeder Hinsicht von Ihren Wünschen leiten lassen, Lady Montessor.«

»Ich muß Sie noch um Eins bitten: Nennen Sie mich nie wieder Lady Montessor, und denken auch mich nicht als die Gattin Lord Montessors. Das ist eine Lage und eine Stellung, denen ich entsagt habe. Ja, ich weiß nicht einmal gewiß, ob jemals ein wahres Recht darauf gehabt habe, denn sehen Sie, als ich England verließ, schwebte die Frage über die Rechtmäßigkeit meiner kindischen Heirath vor dem Geistlichen Gericht. Und Sie wissen, das Gesetz ist eine so unsichere Sache, daß die Entscheidung

der Bank der Bischöfe ganz anders, und vielleicht gerade das Gegentheil von der Ansicht gewesen sein kann, welche der erste Advocat unserer Zeit, Lord Dazzleright, ausgesprochen hat, der die Giltigkeit der ersten Trauung leugnete und die Gesetzmäßigkeit der zweiten vertheidigte. Sie sehen daher, daß der einzige Name, an welchem ich ein unbestreitbares Recht habe, der mir bei der Taufe gegebene ist, welcher durch die Ehe nicht verändert wird – Estelle – nennen Sie mich Mrs. Estel!«

»Ich will es thun, da Sie es wünschen, Madame. Möge Gott Sie behüten und Sie auf Ihrem schweren Pfade leiten, denn ich fange jetzt an, einzusehen, daß Sie in einer Hinsicht Recht haben,« antwortete Barbara ernst. »Denn so lange der geringste Zweifel an der vollständigen Gesetzmäßigkeit der Ceremonie herrscht, welche Sie mit Lord Montessor vereinigt hat, können Sie als Christin Nichts weiter wie abwarten – gleichviel, was Baron Dazzleright und Pfarrer Oldfield dagegen sagen. In dieser Beziehung ist der Instinkt einer Frau von reinem Herzen eben so viel werth, wie wie alle juristischen Ansichten und theologischen Dogmen auf der Welt. Sie haben Recht, Mylady, und ich erblicke in ihrer schmerzlichen Anhänglichkeit an das Recht die schönste Hoffnung für Ihre späteren Jahre.«

»Ja! für mein Leben in einem anderen Dasein – und das erscheint dem Herzen – dem sehnenden Herzen von Fleisch und Blut so fern und so unbestimmt.«

»Nein, ich spreche von Ihren künftigen Jahren, in dieser Welt. »Die Gottesfurcht ist zu allen Dingen nütze –

denn sie hat die Verheißung des irdischen Lebens sowohl, wie des zukünftigen!« Warten Sie geduldig auf den Herrn – er kann Sie aus diesem furchtbaren Abgrunde erheben und Ihre Füße auf einen Felsen setzen!«

Es lag in dem kräftigen, ernsten, heiteren Glauben dieses edlen Mädchens, das selbst einen so furchtbaren Schlag erlitten hatte, Etwas, was die trauernde Frau, zu der sie sprach, aufmunterte, stärkte und begeisterte.

Estelle hatte stets die Kraft gehabt, zu *dulden*, aber jetzt gab der herzliche Händedruck Barbara's, der innige Ton ihrer Stimme, das heitere Vertrauen ihrer Verheißung der Leidenden die Kraft, zu hoffen.

Da Barbara fühlte, daß sie Lady Montessor jetzt am besten dadurch dienen würde, daß sie sich entfernte und sie ruhen oder Erfrischungen zu sich nehmen ließ, so wiederholte sie ihr Versprechen, Lord Montessor vom Hause fern zu halten, und entfernte sich.

Estelle sank vor dem Bette auf die Kniee, drückte das Gesicht in die Kissen und betete.

Nach einiger Zeit kam Susanne mit dem Frühstück herein, da sie glaubte, daß ihre Herrin dasselbe an diesem Vormittage lieber in ihrem Zimmer würde zu sich nehmen wollen.

Auf die dringenden Bitten Susanne's zwang sich Lady Montessor, einen Schluck Kaffee und ein Stück Brod und Gelée zu sich zu nehmen, schob aber dann ihren Teller von sich und wendete sich ab.

»Schließe die Vorderthüre und halte das Haus dunkel und ruhig. Ich werde später in das Vorderzimmer gehen

und mich an das Fenster setzen, wo ich, ohne gesehen zu werden, auf das Meer hinausschauen kann,« sagte die Dame, als sie ihre Dienerin entschloß.

Welch ein langer, schwerer, erschöpfender Tag!

Barbara durchwanderte, unter Berathungen über die Ausbesserungen und Veränderungen, welche nothwendig waren, mit der Dienerin der Lady Montessor das Haus und die Umgebung.

Lord Montessor schweifte mit dem kleinen Edwy und seinem Stallknechte, mit den Hunden und Flinten durch den Wald in weiter Entfernung hinter der Landspitze.

Nachdem Estelle die Stubenthüre verschlossen hatte, setzte sie sich an das Vorderfenster und blickte, durch die geschlossenen Läden gegen die Blicke von außen geschützt, aufmerksam durch dasselbe und beobachtete das Meeresufer in der Hoffnung, einen Blick auf die geliebte Gestalt werfen zu können. Wie lange und geduldig saß sie da und wartete auf diesen einzigen, flüchtigen Moment schmerzlicher Freude! Als der Tag zu Ende ging und die Sonne hinabstieg und die Lichter und Schatten sich veränderten, sank sie hinter dem Fenster auf die Kniee und fuhr, mit den gefalteten Händen auf dem Bret und den Knieen auf den Händen, fort, durch die Läden hinaus auf die dunkler werdende Küste und das Meer zu blicken, das noch immer von dem Widerscheine der letzten Strahlen der untergehenden Sonne blickte.

Endlich, als sie eben anfang, zu fürchten, daß sie ihn nicht sehen werde, ehe der Abend zu dunkel wurde, als

daß sie seine Gestalt erkennen konnte, wurde ihre Geduld belohnt.

Rechts von ihr kam eine Gesellschaft aus dem Walde, und sie erkannte in dem Vordersten unter ihnen seine wohlbekannte majestätische Gestalt in dem grünen Jagdanzuge mit der Jagdtasche an der Seite, dem Gewehre auf der Schulter und zwei Jagdhunden hinter sich.

Nach ihm kamen der Knabe, der alte Neger und der Stallknecht, sämtlich schwer mit Wildpret beladen. Er blieb an demselben Orte stehen, wo er sich früh von seinen Schiffsgefährten getrennt hatte, wartete und richtete das Gesicht nach dem Hause – auf das nämliche Fenster, wo sie knieete und hinausschaute.

O! hätte er nur wissen können, wer hinter jenem grünen Laden lauschte! Aber augenscheinlich wußte er es nicht – ahnete Nichts von der Nähe, Derjenigen, die er so eifrig suchte, und die in diesem nämlichen Augenblicke hinter ihren Läden hervor voll so leidenschaftlicher Liebe und unter schmerzlichen Gebeten auf ihn schauete.

Er rief den alten Neger zu sich, schien die besten Stücken der Jagdbeute aus jedem Bündel zu wählen, band sie zusammen, übergab sie Neptun und zeigte auf das Haus.

Der alte Neptun griff an seinen Hut und stieg den Abhang hinauf.

Und Lord Montessor ging hinunter, bis er aus den Augen entschwand. Dann wurde sie vollständig von ihrer Kraft verlassen!

»Es ist vorbei!« rief sie und sank ohnmächtig zu Boden.

Als sie wieder zum Bewußtsein kam, war es ganz im dunkel – die Erinnerung kehrte langsam zurück, und Schmerz war ihr Begleiter. Sie erhob sich auf dem Elln-bogen und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, um die herabhängenden Flechten zu entfernen, und sah sich um.

Der Mondschein, der freundlich durch die verschlos-senen Läden drang, war das Einzige, was ihre Aufmerk-samkeit erregte. Sie öffnete dieselben und sank, mit dem Kopfe, wie vorher, auf das Fenster gestützt, auf die Kniee und schauete auf das Meer hinaus.

Dort auf dem mondhellen Wasser lag wie ein be-schwinger Vogel das Schiff, das Alles enthielt, was sie auf Erden liebte. Sie konnte Nichts thun, wie mit brechen-dem Herzen dort knieen, für ihn beten und ihm nach-schauen.

Sie wurde durch ein leises Klopfen an der Thüre – nicht im Wohnzimmer, sondern im Schlafzimmer – ge-weckt. Sie stand auf, ging matt in das Zimmer und setzte die Hand auf die Klinke, als eben die Stimme Susanne's leise fragte:

»Sind Sie wach, theuere Herrin?«

Sie öffnete als Antwort die Thüre und ließ ihre Diene-rin herein.

»Theuere Herrin, wie lange und fest müssen Sie ge-schlafen haben? Jetzt bin ich seit Sonnenuntergang drei Mal an der Thüre gewesen, habe immer Alles ruhig ge-funden,« sagte das Mädchen, das Nichts davon ahnete,

daß ihre Herrin eine Stunde lang ohnmächtig dagelegen hatte.

Da Lady Montessor keine Antwort gab, so fuhr Susanne fort:

»Miß Brande ist unten in Zimmer und wartet, um Abschied von Ihnen zu nehmen, Mylady, da sie heute Abend auf das Schiff zurückkehrt.«

»Bitte sie, hereinzukommen,« antwortete Estelle mit so dumpfer Stimme, daß Susanne zurückschrak, als ob das Gespenst vom Kirchhofe dicht neben ihr gesprochen hätte.

Sie faßte sich jedoch wieder, ging hinaus, um ihren Befehl zu erfüllen, und kehrte bald darauf mit Lichtern zurück und führte Miß Brande herein. Susanne setzte die Lichter hin, reichte dem Besuche einen Stuhl und entfernte sich.

»Haben Sie ihn heute Abend gesehen, Miß Brande?«

»Nein, Mylady, ich habe ihn nicht gesehen. Er blieb bis Sonnenuntergang in dem Walde, wo er zurückkehrte und sogleich auf das Schiff ging. Ich bin den ganzen Tag hier im Hause gewesen und habe ihn daher nicht gesehen.«

»Ich glaube, wir können jetzt darauf rechnen, daß ich vor einer Entdeckung sicher bin.«

»Ja, Madame, denn er verräth keine Neugier über meine Abmietherin, obgleich er ihr, da er in ihrem Walde gejagt hat, schicklicher Weise eine sehr schöne Auswahl Wildpret schickte. Der alte Neptun hat es gebracht.«

Da Barbara nur gekommen war, um Abschied zu nehmen und schnell nach ihrem Schiffe zurückkehren wollte, so sagte sie Lady Montessor Lebewohl, und schickte sich an, sich zu entfernen. Sie war jedoch noch nicht viele Schritte weit aus dem Zimmer, so wurde sie durch die klagende Stimme der Dame zurückgerufen.

»Miß Brande, verzeihen Sie, aber um welche Stunde segeln Sie ab?«

»Morgen früh bei Sonnenaufgang, Madame.«

»Ich danke Ihnen. Der Himmel gebe Ihnen eine glückliche Reise.«

»Und Ihnen Freude und Trost, Mylady.«

So trennten sie sich.

Lady Montessor entließ an diesem Abende, nachdem sie ihr Mahl kaum berührt hatte, ihre Dienerin sehr bald, und schloß sich in ihr Zimmer ein. Und als das Haus still war, ging sie an das Fenster, setzte sich nieder, schaute auf das Meer hinaus und beobachtete die weißen Segel des Schiffe, das ihren Geliebten enthielt. Dort saß sie Stundenlang, bis der Mond am Horizonte verschwand und die Erde und das Meer in vollständiger Dunkelheit zurückließ.

Dann stand sie auf und ging mich stundenlang in dem öden Zimmer auf und ab, bis im Osten leise der Tag dämmerte.

Dann setzte sie sich wieder an das Fenster und wartete mit schwer auf die Hand gestütztem Kopfe, bis der erwachende Tag die Segel des scheidenden Schiffes ihren Augen noch ein Mal auf einige Augenblicke zeigte.

Und sie beobachtete dieses Schiff, geizte mit jedem Augenblicke, wo sie es sehen konnte, wie man ein geliebtes Gesicht betrachtet, von dem man fühlt, daß es bald auf immer unseren Blicken entschwinden wird.

Sie beobachtete es, bis sie die Segel lösen und andere aufziehen sah, und alle sich mit dem Winde füllten, als der Sturmvogel den Ankerplatz verließ und zierlich auf seinem Cours die Bay entlang davon glitt.

Sie beobachtete es, als die Segel in der Ferne kleiner wurden – sie beobachtete mit angestrengten Augen, bis der Sturmvogel am Horizonte nicht größer aussah, wie eine Schneeflocke auf der blauen See, in die er bald überzugehen schien.

Er war verschwunden! Er war verschwunden!

Aber sie veränderte weder ihre Stellung, noch verwendete sie den Blick, sondern blieb mit fest auf Stelle, wo das Segel am Horizonte verschwunden war, gerichteten Augen sitzen.

Es war spät Nachmittags, und Susanne hatte oft wiederholt Besuche an der Zimmerthüre ihrer Herrin gemacht, um zu horchen, ob sie Etwas von ihr hören würde, und sogar ein paar Mal geklopft, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, so daß sie endlich unruhig wurde, leise die Thüre aufmachte und hineinschauete, und da sie das Bette unberührt sah, erschrocken in das Zimmer ging und sich nach der Wohnstube begab, wo sie am Vorderfenster ihre Herrin ganz still sitzen, die Stirn an die Fensterscheibe lehnen und, dem Anscheine nach, auf die Bay hinausblicken sah.

»Ei, theuere Herrin, wie unvorsichtig! Sind Sie die ganze Nacht aufgewesen?« fragte Susanne, indem sie besorgt auf ihre Gebieterin zuging.

Aber die starre Gestalt sprach weder, noch rührte sie sich.

»Herrin! Lady Montessor!« rief das Mädchen, und trat näher zu ihr.

Aber weder ein Wort, noch eine Geberde antwortete diesem Rufe.

»Sie ist dort eingeschlafen – sie wird sich erkälten – sie muß geweckt werden! Mylady! Herrin! theuere Gebieterin!« rief Susanne, und ergriff die Hand, die an ihrer Seite herabhing.

Aber diese Hand war eben so kalt.

»Gütiger Gott, wie kalt sie ist! Madame! Theuere Herrin! Himmel! was fehlt ihr?« rief das Mädchen, indem es die Arme sanft und ehrerbietig um die Schultern ihrer Herrin schlang und versuchte, ihren Kopf zu erheben.

Bei dieser Berührung murmelte die Leidende in seltsamen Tönen undeutliche Worte.

»Was fehlt Ihnen – theuere Herrin, was heißt dies?« fragte Susanne im größten Schrecken.

»Fort! fort! fort!« rief Estelle in dumpfem, wiederholendem Tone.

»O! Sie haben geschlafen – raffen Sie sich auf, theuere Herrin! Erwachen Sie!«

»Fort! fort! fort!«

»O Himmel! Was fehlt ihr? Was soll ich mit ihr anfangen? Lady Montessor, sprechen Sie mit mir – sehen Sie

mich an – ich bin es – Ihre arme, treue Susanne! Bitte, sprechen Sie mit mir!«

»Fort! fort! fort!«

Susanne schlang wieder die Arme ehrerbietig um die Schultern ihrer Herrin und versuchte, ihren Kopf zu erheben.

Und bei dieser Berührung richtete die Dame ein todtenbleiches Gesicht auf sie, aus welchem jede Spur von Röthe verschwunden war, und hohle Augen, in denen das Licht des Verstandes erloschen zu sein schien.

»Ja, die heldenmüthige Seele, die solche furchtbare Heimsuchungen so lange wacker und geduldig ertragen hatte, war endlich unterlegen – das zu gewaltig angestrengte Herz und Hirn besiegt – das Licht des Verstandes erloschen.

Lord Montessor setzte inzwischen auf dem Sturmvogel seine Reise nach Westindien fort. Und, Leser, dies war gut – dies war das Beste!

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL. JULIUS LUXMORE.

Es dürfte wohl an der Zeit sein, daß wir Einiges von Mr. Luxmore sagen, den wir schon so lange sich selbst überlassen haben.

Man wird sich erinnern, daß nach seiner Rettung von dem Tode in den Wellen der erste Gedanke, der im dem Geiste dieses schlaunen jungen Mannes aufstieg, nicht das fromme Gefühl der Dankbarkeit gegen die göttliche Vor-
sieh-ung für seine fast wunderbare Erhaltung, sondern im

Gegentheil der sündhafte Entschluß war, seinen wahren Namen zu verbergen und einen falschen zu nennen.

Für diese Handlung hatte er, wie sich später zeigte, einen sehr starken Beweggrund.

Julius Luxmore war von frühester Jugend von einer heftigen Leidenschaft erfüllt gewesen – nämlich der Liebe zum Geld. Es war für ihn ein Gegenstand unausgesetzten Sinns, wie er sich das größtmögliche Vermögen in der aller kürzesten Zeit erwerben könne. Die Geldgier vereinigt sich, wie das Verlangen nach irgend einem besonderen Gegenstande des Strebens, mit einer instinktmäßigen Kenntniß des bequemsten Weges zu ihrer Befriedigung.

Schon im zwölften Jahre zeigte sich dem verständigen Knaben der Handel als das kürzeste Mittel zur Erlangung des Reichthums.

Als er sich daher in seinem vierzehnten Jahre als verlassene, unabhängige Waise, ohne nahen Verwandten auf der Welt und nur mit einem einzigen anständigen Anzuge und einer Guinee in der Tasche sah, wendete er sich an seinen Nachbar, den alten Capitain Brande, und wurde von diesem als Schiffsjunge auf dem Mercur angenommen.

Auf dieser ersten Reiae wurde er mit Barbara, der Tochter und beständigen Begleiterin des Capitaing, bekannt.

Capitain Brande war sehr gütig gegen den elternlosen Knaben, der Schutz bei ihm gesucht hatte, und Barbara, der die Verwaisung als die furchtbarste Heimsuchung erschien, behandelte ihn wie einen lieben Bruder.

Es machte dem alten Seemanne Vergnügen, diese Kinder in seinen Mußestunden nicht nur in den verschiedenen Zweigen der gewöhnlichen Schulbildung, sondern auch in der Schiffahrtskunde zu unterrichten, und sogar während der langen Nachtwachen lehrte er ihnen, ohne zu viel von ihren Ruhestunden in Anspruch zu nehmen, die Namen der Sterne und die Sternbilder.

Er ermuthigte einen edlen Wetteifer in dem Knaben und dem Mädchen, die in keiner Fertigkeit einander gleichstehen konnten, denn Julius besaß eine größere körperliche Kraft und Barbara einen scharfen Verstand, und deshalb zeichnete sich Julius in der Praxis und Barbara in der Theorie der Führung eines Schiffes aus. Aber der alte Capitain wollte sich nicht damit begnügen, dies so bleiben zu lassen, und bei seinem Unterricht feuerte er den Geist des Knaben zu größerer Thätigkeit an, und ermuthigte das Mädchen, indem er dessen festes Händchen leitete, seine volle Kraft an der Takelage in Ausübung zu bringen.

Das fortwährende Zusammensein des Jünglings und des Mädchens mußte nothwendiger Weise die eine oder die andere Folge haben – entweder gegenseitige Abneigung, oder gegenseitige Liebe – und es entstand das Letztere daraus.

Ihr Schiff war nach London bestimmt, und bei der Ankunft im Hafen versuchte Julius die Aufgabe zu lösen, wie er seine kostbare Guinee mit solchem Vortheil anlegen konnte, daß endlich zwei daraus wurden – denn sein Geld bei jeder Speculation zu verdoppeln, war für den

sanguinischen Burschen einer von dem ersten Grundsätzen der Finanzwissenschaft.

Ein Zufall begünstigte ihn – der Zufall hilft Denen, welchen es wirklich Ernst ist, stets.

Während er eines Tages durch die engen Straßen von Liverpool schlenderte, kam er zu einer Auction, wo Waaren eines Händlers mit Sheffielder Stahlwaaren verkauft wurden. Er hielt sich eine Zeitlang dabei auf, beobachtete das Bieten, und kaufte dann für seine Guinee Maroquinkästchen, von denen jedes eine stählerne Scheere, Pinzette, Federmesser, Schnürsenkel, Nadelbüchse, Fingerhut, Stecknadeln, kurz, jedes mögliche Zubehör für das Arbeitskästchen einer Dame enthielt. Nachdem er sich diese verschafft hatte, brachte er sie auf das Schiff, wo er sie versteckte, bis er Gelegenheit fand, sie in seine Matratze einzunähen – denn Julius hatte nicht im Entferntesten die Absicht, dem Zollhause zu gestatten, daß es seinen Profit theile.

Als er in Baltimore ankam, wurden diese zwanzig Kästchen, die in England Stück für Stück fünf Schillinge werth waren, von dem Knaben leicht für sieben Schillinge verkauft, so daß er bei seinem ersten Unternehmen mit einem Kapital von einer Guinee sieben, oder siebenhundert Procent verdient hatte.¹ Der Gedanke raubte

¹Im Original geht es um Dollars. Ein Kästchen, im Werthe von einem Dollar, bekam er für ein Viertel davon. In Baltimore bekam er zwei Dollars pro Kästchen. Also das Achtfache dessen, was er einzahlte. Zieht man den Einkaufspreis ab, erhält man den Faktor 7.

ihm, fast den Athem. Auf diese Weise mußte er schnell zu einem großen Vermögen kommen.

Aber Julius sollte erst noch lernen, daß der Handel, trotz aller seiner Vortheile, ein sehr unsicheres Geschäft ist – daß seine großen Gewinne sehr oft durch bedeutende Verluste aufgewogen werden. Sein nächstes Unternehmen war nicht ganz so glücklich.

Die erste Reise Julius' war auch die letzte, bei welcher Barbara ihren Vater begleitete. Die schwankende Gesundheit ihrer Mutter und deren bald darauf erfolgender Tod machte es nöthig, daß sie als ältestes Kind zu Hause blieb, um für die Jüngeren zu sorgen.

Julius begleitete den Capitain jedoch nach Westindien, und von da an stets auf allen seinen Reisen, und stieg in Zeit von wenigen Jahren von der Stelle eines Schiffsjungen zu der des Maaten.

Seine Heimath am Ufer war immer die Landspitze, wo ihn Barbara mit der warmen Zärtlichkeit einer Schwester empfing.

Als die Jahre verflossen, wuchs die Kraft und Schönheit, sowie die gegenseitige Liebe des Jünglings und des Mädchens.

Julius hatte sich, trotz der schwankenden Natur seines Geschäft's, doch einiges Vermögen erworben, und besaß an dem Tage, wo er die Hand Barbara's erbat, mehrere hundert Pfund.

Der alte Capitain Brande willigte mit Freuden in eine Verlobung, unter der Bedingung, daß die Trauung erst nach Beendigung der Reise stattfinden solle, die sie

damals eben unternehmen wollten, und nach welcher der Maat als Capitain Luxmore das Commando über das Schiff und die Hand der Tochter des Capitains, der sich zur Ruhe setzen wollte, erhalten sollte.

Ach! wir wissen, wie diese viel verheißende Reise endete – mit dem Schiffbruche des Mercur und dem Untergange aller an Bord Befindlichen, mit Ausnahme Julius Luxmore's, der aus den Wogen eine wilde Hoffnung in Verbindung mit einem schlimmen Plane brachte. Die Verhältnisse, in welchen er sich bei seiner Wiederkehr zum Leben befand, bildeten die erste furchtbare Versuchung für seine Redlichkeit. Er sah sich als den einzigen Ueberlebenden von einer schiffbrüchigen Mannschaft, ohne daß Jemand seine Person kannte. Er fand sich als Vormund eines jungen Mädchens von fast fabelhafter Schönheit und unermeslichem Reichthum, das stets ein einsames Leben auf einem Eiland – ihrem Erbe – geführt, und keine Gesellschaft weiter hatte, wie einen halb wahnsinnigen Greis von neunzig Jahren und eine Anzahl Negerclaven, die, wie ihre schöne Insel, ihr als Erbe zufallen sollten.

Sie war von ihrem wahnsinnigen alten Onkel Prinzessin genannt worden, aber konnte dies im Bezug auf sie denn eigentlich ein so wahnsinniger Ausdruck sein? Sie war vielmehr eine kleine Inselkönigin, denn sollte ihr nicht das ganze Land von dem einen von den Wellen gespülten Ufer bis zum anderen, und sämmtliche darauf befindlichen Menschen unbedingt gehören – nicht allein

zur Regierung, sondern auch zum Kaufen und Verkaufen, wenn es ihr beliebte? Sie würde allerdings Monarchin alles Dessen, was sie überschaute, und nicht mit beschränkten, sondern absoluten Rechten sein.

Und diese schöne kleine Millionairin, diese Königin von elf Jahren wurde in vier oder fünf Jahren heirathsfähig.

Welche reiche Beute würde sie gewesen sein! Der Gedanke brachte den ehrgeizigen und habgierigen jungen Mann fast außer sich.

Er überlegte. Wenn er fünf Jahre wartete und sie dann heirathete, so war dies das leichteste und sicherste Mittel, sich ein unermeßliches Vermögen zu verschaffen. Diese liebliche keine Etoile – dieser strahlende Stern des Meeres – diese junge Inselprinzessin hatte ihre schöne, einsame, meerumschlungene Heimath nie verlassen und nie ein anderes menschliches Geschöpf gesehen, wie ihren wahnsinnigen alten Onkel und ihre Slaven. Gut! er beschloß, daß sie nie eine andere Person außer ihm selbst – Julius Luxmore – sehen solle. Er wußte recht gut, daß er ein hübsches Gesicht, eine schöne Gestalt und eine starke Gabe zu gefallen besaß, und beschloß, diese Vorzüge, sich ihre Liebe zu erwerben – und wenn ihm dies nicht gelingen sollte, seine Macht als ihr einziger Vormund, zu benutzen, um eine Heirath mit ihr herbeizuführen, ehe er einwilligte, sie von der einsamen Insel hinwegzulassen.

Ihr zärtlicher alter Onkel konnte diesem Plane kein Hinderniß entgegensetzen, da dessen Ausführung der

Zukunft angehörte, während wenige Wochen oder Monate dem Leben eines Mannes von neunzig Jahren, der bereits in die zweite Kindheit eingetreten war, nothwendiger Weise ein Ende machen mußte. Aber es war gut, wenn er sich selbst diesem alten Verrückten geneigt machte, und Julius Luxmore beschloß dies zu thun.

Es gab ein ernstes Hinderniß auf seinem Wege, dies konnte seine Pläne nicht vereiteln, denn Julius beschloß, daß dies nicht der Fall sein solle; aber es war ein Schmerz. Es war der Gedanke an Barbara Brande, die er, trotz seines selbstsüchtigen Ehrgeizes, noch immer liebte – der Gedanke an Barbara in ihrer furchtbaren Verlassenheit – an Barbara, die edle und treue, die jetzt von der überwältigenden Last des Schmerzes niedergedrückt wurde – und die er eher so schnell, wie möglich, erheben, stützen und trösten, wie hintergehen, verrathen und verlassen sollte – der Gedanke an Barbara, den er nicht verbannen konnte, und der seinem Herzen die bitterste Qual bereitete; denn Julius Luxmore war weder in der Sünde ergraut, noch in der Schuld verhärtet – seine herrschende Leidenschaft war mächtig versucht worden und hatte seine Redlichkeit verführt – er hatte seine Seele an den Bösen verkauft und war entschlossen, seine Absicht auszuführen – weiter Nichts! Und dies war allerdings genug.

Er wußte, daß der Glaube an seinen Tod dem edlen, wahrhaften, vertrauensvollen Charakter Barbara's weniger Schmerz machen werde, wie die Kenntniß von seiner Treulosigkeit – einer Treulosigkeit, deren Schändlichkeit durch ihr furchtbares Unglück so bedeutend erhöht wurde. Er beschloß, Barbara an seinen Tod glauben zu lassen, und gab aus diesem Grunde einen falschen Namen an.

Er fühlte allerdings, daß dieser Betrug entdeckt werden könne, war aber entschlossen, für diesen Fall die ganze Verantwortlichkeit dadurch auf Andere zu wälzen, daß er behauptete, er hätten sich in dem Namen geirrt.

Und um jede Möglichkeit, als Julius Luxmore erkannt zu werden, so lange wie möglich hinauszuschieben, hatte er sich nach der Landung in Baltimore entfernt und verborgen.

Er reis'te nach Newyork, und von dort mit einem Schiffe die Küste hinab. Er landete in Norfolk, kaufte dort einen kleinen, hübschen Schooner, bemannte ihn mit Negern und lenkte denselben nach der Ostinsel, oder L'Orient.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL. ETOILE L'ORIENT.

Es war ein warmer, heller Octobernachmittag, als Julius Luxmore die lieblichste aller Inseln erblickte. Sie lag wie ein kostbarer Juwel an dem wogenden Busen der

Bay. Der Gürtel von Bäumen, der dessen Ufer einfaßte, fing eben an abzusterben, und war auf der nördlichen und westlichen Seite von glühendem Karmin angehaucht, und die schon tief stehende Sonne fachte ihn zu flammenartigem Glanze an. Im Gegentheil bewahrte das Gras und Gebüsch im Innern der Insel noch immer sein Frühlingsgrün und in der Mitte dieser Oase standen die weißen Gebäude der Insel.

Julius Luxmore konnte bei seiner Unbekanntschaft dem gewöhnlichen Landungsplatze zu keinem Entschlusse kommen, nach welchem Punkte der Insel er seinen Lauf senken mußte. Er beschloß jedoch endlich vor Anker zu gehen, in seinem kleinen Boote die Insel zu untersuchen und dann vielleicht seinen ersten Besuch im Hause zu machen. Er gab den Leuten den Befehl, den Anker fallen zu lassen und das Boot auszusetzen. Nachdem, diese Anordnungen ausgeführt worden waren und er sorgfältig Toilette gemacht hatte, stieg er in das Boot und verfügte sich allein nach der Insel.

Bei seiner Annäherung wurde dieses Kleinod der See wo möglich noch schöner und lieblicher. Die stille Ruhe und Krystallreinheit des Wassers, das dessen Ufer bespülte, spiegelte das flammende Laub zurück. Julius Luxmore führte sein Boot dicht unter die überhängenden Zweige und ruderte so in dem tiefen Schatten rings um die Insel, um einen passenden Landungsplatz zu suchen.

Nach kurzer Zeit erreichte er einen kleinen, von Felsen umschlossenen Einschnitt mit durchsichtigem Wasser, der für die Grotte der Najadenkönigin, oder das Schönheitsbad aller Seenymphen hätte gelten können.

Und o, Orpheus! welche Töne brechen das Schweigen, wie das Klingen von tausend silbernen Glöckchen?

Es ist eine Stimme voll bezaubernder Melodie – eine liebliche, volle, elastische Stimme, die ein freudiges Liedchen singt, dessen Worte man vor den entzückenden Tönen oft kaum vernimmt.

Um diesen herrlichen Gesang zu genießen, ohne die Sängerin zu stören, führte Julius Luxmore sein Boot unter den Schatten einer hohen Erle, wo er in der tiefen Dunkelheit verborgen blieb.

Nach kurzer Zeit verstummte der Gesang, und dann folgte ein Plätschern in dem stillen Wasser des Einschnittes.

Er schaute aus seinem Versteck hervor, sah aber ein paar Sekunden Nichts, wie die immer breiter werdenden Kreise, wo das Wasser gestört worden war – und dann – o Amphytrite und alle Najaden – was war es? War es eine Seejungfer oder eine Sterbliche?

Das Gesicht und der Kopf eines schönen Mädchens in dem lieblichen Alter zwischen der Kindheit und Jungfräulichkeit. Das aber der Kindheit noch näher stand, erschien über der Oberfläche. Dieses schöne Geschöpf war in ein langes, nie Gewand gekleidet, welches ihre Gestalt vollständig verbarg, als sie graciös umherschwamm und

sich in dem schönen, durchsichtigen Wasser bewegte. Julius Luxmore wagte es kaum, zu athmen, um das liebliche Bild nicht zu verscheuchen, von welchem er den bezauberten Blick nicht verwenden sie schwamm, oder untertauchte, oder den strahlenden Kopf mit dem goldenen, von blitzenden Thau geschmückten Haar erhob, sang sie fortwährend einzelne Strophen eines heiteren, fröhlichen Liedes, wenn auch mit leiser Stimme, als ob ihre lebhaften Bewegungen im Wasser einen Theil des überströmenden Lebens in Anspruch nähmen, das Anfangs ihren Gesang erfüllt hatte. So fuhr sie fort zu singen und zu spielen – tauchte einmal unter und brachte die Hände mit den perlenartigen Steinchen des Grundes gefüllt herauf, welche sie nach dem Himmel warf, um sie als einen liliputanischen Hagel in das ruhige Wasser fallen zu sehen, das dann in tausend von den Regenbogenfarben blinkenden Tropfen aufsprühte – dann wieder schnell zu der Mündung des zauberischen Beckens schwamm, umdrehte und zurückeilte, wobei sie das Wasser in launenhafter Nachahmung des Schreckens mit den weißen Armen schlug, und dann wieder mit erhobener Brust und nur wenig erhobenem Kopfe leicht, wie ein Lotusblatt, auf der Oberfläche umhertrieb, bis die Sonne unterging.

»Das ist meine Inselprinzessin! Das ist mein Stern der See! wie sie der arme Victoir nannte. Es kann keine Andere sein!« sagte Julius Luxmore, der im einer Art Verzückung bei dem Gedanken an den zukünftigen Besitz des zauberischen Geschöpfes hinblickte.

»Ach, Barbara, Barbara! Selbst Du würdest mich kaum tadeln, daß ich mich von einer solchen Perle blenden lasse,« fuhr er fort, während er die schöne Wilde mit den Augen verschlang.

In diesem Augenblicke hörte man eine Stimme von der Insel: –

»Etoile! Etoile! meine Perle!«

»Hier, Mama! hier!« antwortete der helle Silberton der Schwimmenden.

Und auf diese Worte kam eine nett gekleidete Quadronne in mittleren Jahren aus dem Gebüsch am Rande und stieg vorsichtig zu dem Ufer hinunter.

Als sie erschien, kam das Mädchen lachend aus dem Wasser und rang das triefende Haar aus.

»Kleine Najade!« sagte die Wärterin und streckte ihr liebevoll die Hand entgegen, um ihr beim Heraufsteigen zu helfen.

»Nein! wenn nicht die Königin der Najaden meinst! – Amphitrite, wenn Du willst, aber nichts Geringeres,« lachte das Mädchen, als es zu seiner Wärterin kam, und dann verschwanden Beide zwischen den Bäumen.

»Hat es jemals unter dem Himmel etwas so wunderbar Schönes gegeben! und soll dieses köstliche Geschöpf einmal mir gehören? Bei meinem Leben und Gewissen, das kann geschehen, denn ich wüßte nicht, was es hindern sollte! Selbst wenn nicht ein fünfjähriges Warten das schnellste, leichteste und sicherste Mittel wäre, ein unermeßliches Vermögen zu erlangen, so würde es doch noch immer der Mühe werth sein, zu warten, um eine

solche Perle, wie sie ist, allein zu erwerben,« dachte Julius Luxmore, während er sein Versteck verließ und sein Boot zur Untersuchung des Ufers der Insel weiter führte.

Nachdem er dieselbe fast ganz umschifft hatte, kam er zu dem eigentlichen Landungsplatze mit dem zierlichen Kai, dessen schützende Geländer und Treppe grün und weiß angemalt waren.

Hier befestigte er sein Boot und überlegte, ob es schicklich sei, sich zu dieser späten Stunde nach dem Hause zu begeben.

Die Sonne war untergegangen, aber der Widerschein ihrer letzten Strahlen färbte noch den ganzen Horizont im Westen mit Karmin, während der Osten von dem Scheine des aufgehenden Vollmondes in goldene Pracht gehüllt wurde. Die liebliche Insel lag in dem doppelten Lichte wie ein Zauberland da. Aus den unteren Fenstern des weißen Hauses strahlten Lichter.

Julius Luxmore konnte der Versuchung, vorwärts zu gehen, nicht widerstehen. Er prüfte aufmerksam seinen Anzug. Er hatte mit Rücksicht auf diesen möglichen Besuch, ehe er das Schiff verließ, seine Toilette sorgfältig gemacht, und fand jetzt, als er sich betrachtete, daß sie weder beschmutzt worden, noch sonst in Unordnung gerathen sei.

Er verließ sein Boot, ging die Treppe hinauf und unter den langen Aesten oder Bäume weiter, die über seinem Kopfe zusammentrafen, durch die lange, nach dem Hause führende Allee, bis er endlich eine Terrasse mit einem Gitterwerk erreichte, das dicht mit noch immer

blühenden Rosen bedeckt war. Er hatte diesen Ort eben erreicht und eine graciöse, blonde, weißgekeidete weibliche Gestalt erblickt, die sich auf dieses Geländer stützte, als er plötzlich einen Stoß erhielt, von einer gewaltigen Last niedergeworfen wurde, und sich unter einem großen Bullenbeißer befand, der seine Schultern fest gepackt hatte. So fest das Thier ihn auch hielt, geschah dies doch mit einer gewissen klugen Mäßigung, denn obgleich seine kräftigen Zähne zu fühlen waren, drangen sie doch nicht durch das Tuch des Rockes, geschweige denn durch die Haut des Mannes. Aber Julius Luxmore war überzeugt, daß bei dem ersten Versuche zu entfliehen, diese furchtbaren Zähne tief in sein Fleisch versenkt und mit seinem Blute gefärbt werden würden.

Dies Alles geschah in einem Augenblicke, denn die weißgekleidete weibliche Gestalt, in welcher Luxmore Etoile erkannte, sprang sofort die Terrasse herab, warf sich halb liebkosend, halb vorwurfsvoll auf das riesenhafte Thier, und sagte:

»Ei, Dragon! wie kannst Du das thun? Was fehlt Dir? Laß augenblicklich los!«

Aber das riesige Thier richtete, ohne loszulassen, die blutunterlaufenen Augen auf seine kleine Herrin, und knurrte widerstrebend.

»Was, Du willst nicht gehorhen?« rief das Mädchen, faßte seine Ohren und schüttelte ihm den Kopf.

Der Hund ließ den Gefangenen los, knurrte aber sehr bestimmt, zum Zeichen, daß er in Bezug auf die Freilassung des Fremden anderer Ansicht sei, wie seine Herrin.

Julius Luxmore, der auf jede Gefahr hin versucht hatte, sich zu erheben, sprang jetzt auf, verneigte sich und wollte eben einen zierlichen Gruß anbringen, den er für diese Gelegenheit vorbereitet hatte, als ihn Etoile dadurch unterbrach, daß sie mit unnachahmlicher Gracie und Einfachheit sagte:

»Fremder, ich bedauere recht sehr, daß sich Dragon so unartig betragen hat. Bitte, verzeihen Sie ihm; er ist von Natur nicht böse und muß sehr krank gewesen sein, daß er so arg gegen einen Gast gehandelt hat. Ich hoffe, Sie werden es vergessen, Sir, aber haben Sie die Güte, in das Haus zu kommen.«

»Ich danke Ihnen, junge Dame,« antwortete Julius Luxmore mit einer Verbeugung, »ich komme, um mit Mr. de L'Isle zu sprechen, wenn er zu sehen ist.«

»Ja, Sir. Wie Ihr Name?«

»Julius Luxmore.«

Das kleine Mädchen führte eine silberne Pfeife, die an ihrem Gürtel hing, an den Mund, und brachte einen hellen, sanften Ton hervor, der augenblicklich einen jungen Mulatten herbeiführte.

»Geh' zu Deinem Gebieter, Frivole, und melde ihm, daß ein Herr, Namens Luxmore, angekommen ist und ihn zu sehen wünscht,« sagte sie.

Der Knabe verbeugte sich tief und ging fort, um zu gehorchen.

»Entschuldigen Sie, junge Dame,« sagte Mr. Luxmore mit einer Handbewegung, als er Etoile verließ und dem Pagen nachging, um hinzuzufügen:

»Sage Deinem Herrn, daß Mr. Luxmore ihm Nachrichten von seiner Nichte und seinem Neffen, Madame L'Orient und Monsieur Victoir, bringe.«

Der Knabe verbeugte sich wieder und eilte damit auf das Haus zu, um seinen Auftrag auszuführen.

Mr. Luxmore kehrte zu dem kleinen Mädchen zurück.

»Das ist diese Ihre Heimath für ein Paradies, junge Dame,« sagte er im Tone aufrichtiger Bewunderung.

»O, finden Sie das? Es freut mich sehr, daß es Ihnen gefällt, aber das ist doch seltsam.«

»Sie finden es seltsam, daß mir dieser reizende Ort gefällt!« rief Luxmore mit ungeheucheltem Erstaunen.

»Finden Sie sie auch reizend? Wie seltsam!«

»Nun ja! Finden Sie dieselbe nicht reizend?«

»O, allerdings! Aber sehen Sie, ich kenne nichts Besseres! Aber es ist sehr seltsam, daß *Sie* die Insel so reizend finden.«

»Aber warum?«

»O, weil Sie aus der schönen Welt draußen kommen!« sagte Etoile mit einem Seufzer der Sehnsucht.

»Aha! Und Sie halten die Welt draußen für so schön?«

»O ja, Sir! das glaube ich.«

»Und warum?«

»O, weil ich sie kenne! – Es ist eine schöne, herrliche, bezaubernde Welt jenseits des Meeres.«

»Aber woher wissen Sie das, mein kleiner Engel?«

»O, Sir, ich kann von hier ihre lieblichen Ufer sehen – allerdings nur unklar, aber ich sehe sie doch und kann

beurtheilen, wie groß ihre himmlische Schönheit in der Nähe sein muß.«

»O! »nur die Ferne macht den Anblick zauberhaft, und die Berge sind von Weitem grün,« sagen die Dichter und Weisen, und da haben wir eine kleine Fee, die in einem Zauberlande lebt und glaubt, daß alle Schönheit, Poesie und Herrlichkeit in der Alltagswelt jenseits des Meeres, wie sie es nennt, zu finden sei!« dachte Mr. Luxmore, indem er das enthusiastische Geschöpfchen vor sich betrachtete.

»Und Sie haben nie die Welt dort drüben gesehen?

»Nie, Sir, Man sagt mir, daß ich aus jener lieblichen Welt gekommen sei, aber das ist so lange her, daß ich mich nicht mehr daran erinnern kann.«

»Ich glaube eher, Sie sind nicht aus der Welt da drüben, sondern von der Welt darüber gekommen,« sagte Mr. Luxmore, der versuchte, ihr zu schmeicheln.

Aber seine kleine Gefährtin war viel zu unerfahren in der Weltlichkeit, als daß sie das Compliment hätte verstehen oder würdigen können, und antwortete einfach:

»Ich besinne mich nicht darauf, Sir. Ich möchte allerdings gern, daß ich mich der lieblichen Welt erinnern könnte, aus der ich gekommen bin.«

»Und Sie haben nie Gelegenheit gehabt, Ihre Erinnerungen auch nur durch einen Besuch auf dem Festlande wieder aufzufrischen?«

»O nein, Sir.«

»Sahen Sie jemals Leute von jenen Ufern?«

»Ach, Sir! ich habe in meinem ganzen Leben nur zwei Personen aus der Welt da drüben gesehen – und Beide waren so schön – gerade wie die Ufer, von woher sie kamen, sahen aber Niemand auf dieser Insel ähnlich.«

»Und wer waren diese Engel oder Halbgötter in menschlicher Gestalt, junge Dame?« fragte Julius Luxmore, dessen Herz von der Qual der Eifersucht erfüllt wurde.

»O, Sir! die eine war Barbara Brande. Sie kam einmal zu Besuch zu mir, nachdem meine Großmutter, Madame L'Orient, fortgegangen war. O! Barbara war viel besser, wie Alles, was ich jemals vorher gesehen hatte! Sie erinnerte mich an eine Herrscherin, wie ich in der Geschichte von ihnen gelesen habe – ich meine nicht eine gewöhnliche Königin, sondern eine kriegerische Herrscherin – eine Führerin von Armeen, eine Boadicea, eine Zenobia, eine Semiramis! Sie hatte die Augen einer Göttin – ebenso voll, klar und majestätisch! Wissen Sie, ob alle Frauen ihrer Welt da drüben Barbara Brande gleichen?«

Julius dachte an jene Barbara, das edle Mädchen, welches die treffende Beschreibung Etoile's in ihrer ganzen Schönheit vor ihm heraufbeschworen hatte, und er antwortete erst, als das kleine Mädchen die Frage wiederholt hatte:

»Vermuthlich nicht. Es giebt nur Wenige, die Ihrer Beschreibung der Miß Brande entsprechen würden.«

»O! aber ich möchte sie gern wiedersehen.«

»Ist Miß Brande sehr oft bei Ihnen gewesen? Kommt sie oft?« fragte Julius sehr unruhig, denn er konnte sich

kaum ein Ereigniß denken, das für seine Pläne drohender gewesen wäre, wie ein Besuch Barbara Brande's auf der Insel.

»O nein! o nein! Sie ist nur ein einziges Mal hier gewesen – das war vor zwei Jahren, gleich nachdem meine Großmutter abreis'te.«

»Wissen Sie, warum sie nie wiedergekommen ist?«

»O, ich denke es mir! Mein Onkel wünscht keine Besuche aus der Welt drüben zu erhalten.«

»Und er hat ganz Recht,« dachte Julius Luxmore bei sich.

Aber Etoile sah nachdenklich aus.

»Ei, schöne Dame, Sie sprachen von *zwei* sehr schönen Gästen – den einzigen Personen vom Festlande, die Sie jemals gesehen haben? – Die eine war Miß Brande! Jetzt bin ich nun neugierig, zu wissen, wer die andere ist?«

»Ei, wissen Sie das nicht?«

»Nein, wirklich nicht.«

»Und können Sie es auch nicht errathen?«

»Ich nicht.«

»Nun denn, das sind natürlicher Weise Sie selbst gewesen, Fremder. Wer hätte es sonst wohl sein können?«

»Nun, wenn das nicht eine aufrichtige Schmeichelei ist, so weiß ich nicht, wie man es sonst nennen sollte,« sagte Julius Luxmore bei sich.

»Aber Sie haben mir noch nicht erzählt, schönes Kind, wie Sie, da Sie nie in der Nähe des Festlandes gewesen sind, wissen, daß es so schön ist?«

»O, Sir, Sie vergessen Etwas! Ich habe es gesehen. Dort ist die Küste, die ich das Sonnenaufgangsufer nenne! – Der Strand sieht aus, wie blitzendes Silber, das Grün auf den Anhöhen gleicht leuchtenden Smaragden und die Morgensonne verbreitet über Alles eine tiefe, rosige Gluth! O! Es ist so schön selbst aus dieser Entfernung, und um wie viel mehr muß es dies in der Nähe sein.«

»O! Die Küste von Accommac! Eine flache Sandstrecke, die nur durch verdorrtes Gras- und verkrüppeltes Nadelholz Abwechslung erhält! Aber vermuthlich verbreitet die alte atmosphärische Magie selbst über jenes öde Ufer einen Zauber,« dachte Julius Luxmore, während er aufmerksam die junge Enthusiastin betrachtete, die, ohne Etwas von seinen geheimen Commentaren zu ahnen, in ihrer aufrichtigen wenn auch irrigen Bewunderung fortfuhr.

»Und dann die andere Küste, die ich das Sonnenuntergangsufer nenne und die tausend Mal herrlicher, mannichfaltiger und schöner ist, wie die andere! Ihr Aussehen verändert sich zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Tagen und sogar zu verschiedenen Stunden, und jede Veränderung ist lieblich oder herrlich. Zuweilen gleicht sie einem goldenen Strande, wo das strahlende Licht des Sonnenuntergangs schräg auf den Sand blitzt – zuweilen hat sie die Farbe des Amethyst, und dann wieder die des Smaragds oder des Rubins, aber die Farbe der Küste wechselt immer mit dem ewig wechselnden, ewig herrlichen Abendhimmel über demselben.«

Er konnte selbst bei dem bleichen Mondschein ihre Augen leuchten und glühen sehen, während sie sprach. Und während er zuhörte und in heißer Bewunderung dieses schönen, so herrlichen, gebildeten, und doch so vollständig unerfahrenen, einfachen Geschöpfes auf sie blickte, erschien der junge Frivole wieder auf der Terrasse und meldete, daß sein Gebieter jetzt bereit sei, Mr. Luxmore Audienz zu geben.

»Das ist schön,« sagte Etoile, die einige Zweifel gehegt hatte, daß der Fremde von dem zurückhaltenden Greise empfangen werden würde. »Das ist gut und ich freue mich.«

»Kommen Sie gefälligst hierher, Sir,« sagte Frivole mit einer Verbeugung und ging über die Rosenterrasse, die Granittreppe und durch den vorderen Eingang des Hauses voran.

»Mein Gebieter ist in seiner Bibliothek,« fuhr er fort als er den Gast durch die Mittelhalle führte, bis sie an der zweiten Thüre zur Rechten ankamen.

»Mr. Luxmore!« meldete er dann und geleitete den Gast herein.

Julius befand sich in einem einfachen, nicht zu großem Gemache mit zwei Fenstern im Hintergrunde. Die einfache Ausstattung bestand aus einer Strohmatten auf den Dielen, Strohstühlen an den Wänden, Fensterläden und

einem Feuerschirm von bemaltem Canevas, einem einzigen runden Mahagonitisch und einem Lehnstuhl an demselben, auf welchem Monsieur Henri de L'Isle, Se. Majestät der Inselkönig, saß, der sich jetzt erhob und in graciöser Stellung »den Gesandten« würdevoll empfing.

Mr. Julius Luxmore warf einen scharfen forschenden Blick auf diesen Potentaten. Der Inselkönig war seit der Zeit, wo wir das letzte Mal von ihm gehört haben, bedeutend älter geworden. Sein ehrwürdiges Gesicht war eingefallen, seine imposante Gestalt gebeugt, sein Anzug war noch immer außerordentlich zierlich und sogar elegant, wenn auch nach der Mode des vergangenen Jahrhunderts.

Monsieur Henri de L'Isle, der Inselkönig, stand mit der rechten Hand auf den Tisch gestützt, die linke geöffnet, in einer Stellung und mit einem Ausdruck da, die wirklich unbeschreiblich waren.

Mr. Julius Luxmore sah sich in einiger Verlegenheit in Bezug auf die Art, wie er diese seltsame Person anreden sollte. Zuerst war es von der höchsten Wichtigkeit für ihn, daß er diesen Potentaten nicht beleidigte, – zweitens, daß er sich ihm beliebt machte. Wie sollte Mr. Luxmore ersteres vermeiden und letzteres herbeiführen? Dies war, in der That eine schwierige Sache, denn wenn der Verrückte zufällig eben einen lichten Augenblick hatte, so würde es beleidigend gewesen sein, ihn mit »Sire« oder »Ew. Majestät« anzureden, während es, wenn er dagegen unter, dem Einfluß seiner Monomanie stand, Verrath und

Verderben gewesen wäre, ihn als Monsieur de L'Isle anzureden. Er füllte inzwischen die schnell verfließenden Augenblicke dadurch aus, daß er langsam näher trat und sich tief verbeugte, und als er nicht näher kommen konnte, blieb er stehen und verbeugte sich schweigend, da er hoffte, daß ein Wort oder eine Geberde von Seiten seines Wirthes ihm eine Andeutung geben könnte.

Dies geschah nicht, denn das Benehmen Monsieur de L'Isle's, oder Sr. Majestät, konnte ebenso gut die geduldige Höflichkeit eines Fürsten, wie eines Privatmannes sein.

Julius gerieth fast in Verzweiflung, da er sich immer mehr zum Sprechen gedrängt sah – er verbeugte sich zum letzten Male und fing an:

»Ich habe die Ehre, mit –« hier hielt er inne, da er weder »Monsieur de L'Isle« noch »Sr. Majestät dem Inselkönig zu sprechen« hinzuzufügen wagte, sondern wartete mit dem Hute in der Hand, daß ihm jener zu Hilfe kommen sollte.

Dieser that aber Nichts dergleichen, sondern nickte nur artig, und wartete auf seine weiteren Worte.

Julius beschloß seinen unvollendeten Satz nicht zu Ende zu bringen und umging die Schwierigkeit dadurch, daß er hinzusetzte:

»Ich habe die Ehre, der Ueberbringer gewisser Documente zu sein, die mir von dem seligen Victoir L'Orient anvertraut worden sind.«

»Dem seligen! *Mon Dieu!* Dem seligen! Und ist der Prinz, mein Neffe, denn todt?« rief der Greis bestürzt;

doch selbst im diesem ergreifenden Augenblicke durch sein Bewußtsein königlicher Würde aufrecht erhalten.

Aber Mr. Julius Luxmore wußte jetzt, woran er war. Er verbeugte sich mit der größten Ehrerbietigkeit, dämpfte die Stimme auf das feierlichste und sagte:

»Sire – ich habe Ew. Majestät mit dem tiefen Schmerze den Tod Sr. Hoheit des Prinzen, Ihres Neffen, Monsieur Victoir L'Orient, zu melden.«

»*Mon Dieu! mon Dieu!* O, unglückseliges Haus! O, bammernswürdiger Prinz!« rief der Greis und sank auf seinen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Beide schwiegen eine Zeit lang – Monsieur de L'Isle in Folge des wirklichen Schmerzes – Mr. Julius Luxmore aus erheuchelter Achtung und Mitgefühl.

Endlich richtete Ersterer den Kopf in die Höhe und sagte:

»Wie und wann ist dies geschehen? Theilen Sie mir Alles ausführlich mit.«

Julius verbeugte sich und erstattete stehend und mit der Mütze in der Hand einen Bericht über die Fahrt und den Schiffbruch des Mercur.

»*Mon Dieu, mon Dieu!*« rief der Greis am Schlusse.

»Aber verzeihen Sie, Sire – Monsieur Victoir, der Prinz, Ihr Neffe, hat eine Tochter hinterlassen.«

»Fahren Sie fort! Monsieur, fahren Sie fort! Sie sprechen von der Prinzessin Etoile.«

Julius verbeugte sich tief.

»Sprechen Sie, Sir.«

Nun erklärte ihm Julius, daß er die Freundschaft und das Vertrauen »Monseigneur« Victoir L'Orient's genossen habe und von diesem mit der Vormundschaft über seine Tochter beauftragt worden sei, und bereit wäre, das Testament des »Prinzen« zu jeder, »Sr. Majestät« beliebigen Stunde vorzulegen.

»Ich will die Documente morgen früh ansehen, Monsieur. Bringen Sie mir dieselben um zehn Uhr in dieses Zimmer. Für fühle ich mich zu tief ergriffen und muß mich entfernen. Lassen Sie mich inzwischen hoffen, daß Sie die bescheidene Gastfreundschaft eines armen Königs annehmen werden. Haben Sie die Güte, zu klingeln, Sir,« sagte der alte Mann in mattem, aber noch immer würdevollem Tone.

Julius ergriff den Klingelzug und sofort erschien der kleine Page Frivole vor seinem königlichen Gebieter.

»Knabe, führe diesen Herrn in das Schlafzimmer, das früher Madame bewohnt hat,« sagte Se. Majestät.

Dann wendete er sich an seinen Gast und setzte hinzu:

»Ich hoffe, Sie werden selbst jeden Mangel an Aufmerksamkeit beseitigen, den Sie etwa bemerken, Sir. Ich habe in der letzten Zeit durch den Tod meines Kammerherrn, Monsieur Louis, einen schweren Verlust erlitten und bin noch nicht im Stande gewesen, dessen Platz wieder auszufüllen. Ich wünsche Ihnen gute Ruhe, Sir,« und der Inselkönig entließ den »Gesandten« mit einem Kopfnicken und einer Bewegung der Hand.

Julius verbeugte sich fast bis auf die Erde und ging rückwärts aus dem Zimmer, wie an einem wahren Hofe.

»Ein artiger Mensch – ein äußerst artiger Mensch. Er gefällt mir recht gut,« dachte Se. Majestät, dem noch nie so geschickte Schmeicheleien gesagt worden waren.

Julius Luxmore folgte inzwischen dem kleinen Pagen durch die Halle nach dem gegenüber liegenden Zimmer, wo ihn der Knabe verließ, um Erfrischungen zu holen.

»So – so,« dachte Julius, als er sich allein befand – »jener schlaue Geschäftsmann, Louis, der Quadrone, welcher der seligen Madame L'Orient viel Mühe gemacht hat und mir vielleicht noch mehr hätte machen können, ist jetzt aus dem Wege geschafft – gut. Und seine Stelle als Premierminister ist noch nicht besetzt – noch besser! Ich werde versuchen, sie auszufüllen – das ist das Beste; ei, Julius Luxmore, Dein Stern ist im Aufsteigen.«

Während dieses Selbstgespräches kam Frivole wieder mit Lichtern und Erfrischungen, die er auf dem Tische aufstellte.

»Wo ist Deine junge Herrin?« fragte Mr. Luxmore den Knaben, da er sie weder als Miß L'Orient, noch als die Prinzessin bezeichnen wollte, weil er nicht wußte, in wie weit dieser Knabe von der Illusion seines Herrn angesteckt sein könne.

»Die Prinzessin ist zu Bette gegangen,OO antwortete Frivole.

Mr. Luxmore begriff!

Die Neger gingen entweder aus Leichtgläubigkeit oder Klugheit auf die Laune ihres Herrn ein. Der einzige noch zu lösende Zweifel in dieser Beziehung bestand darin, ob sie daran glaubten, oder der königlichen Einbildung des

Greises schmeichelten. Und dieses Räthsel beschloß Julius zu lösen – wenn er konnte! Aber Julius Luxmore war trotz seiner Schlauheit der Verschwiegenheit des jüngsten Negers auf der Insel noch nicht gewachsen. Er wagte seinen jungen Diener nicht in klaren Worten zu fragen, ob er seinen Herrn für einen Verrückten halte. Und auf alle seine schlaunen Bemerkungen und indirecten Fragen, welche dem Jüngling seine Ansicht von der Sache entlocken sollte, antwortete Frivole mit einer Fähigkeit zum Ausweichen, welche der Schlauheit des Fragenden vollkommen gleich kam. Das Benehmen des Knaben war zierlich und gewandt. Mr. Luxmore fühlte, daß er mit einer schönen glatten Schlange spiele, deren Bewegungen sämmtlich reizend waren, die sich aber vielleicht umdrehen und ihn stechen konnte. Er ließ Frivole in Ruhe.

Als sein Mahl zu Ende war, erbat sich der Knabe, ihn nach seinem Schlafgemache hinaufzuführen.

Und Mr. Luxmore stand auf und nahm seine Dienste an. Er wurde hinauf in das beste Schlafzimmer im Hause geführt.

Durch die Vorderfenster dieses Zimmers blickte Mr. Luxmore auf das Meer hinaus und sah seinen Schooner in geringer Entfernung von der Küste vor Anker liegen. Er fühlte einige Besorgniß in Bezug darauf, daß dieses Fahrzeug die ganze Nacht über in den Händen der schwarzen Mannschaft bleiben sollte, kam aber nach reiflicher Ueberlegung zu der Entscheidung, daß es das Beste sei, wenn er über Nacht der Gast Monsieur de L'Isle's bliebe.

Er überließ daher das Schiff seinem Schicksal und ging zu Bette.

Es verfloß eine lange Stunde, ehe die innere Befriedigung der körperlichen Ermüdung wich und ihm einzuschlafen gestattete, und dann wurde sein Schlummer durch aufregende Träume von Reichthum und Größe gestört und er erwachte nach einer unruhigen Nacht zeitig durch das Singen einer lieblichen freudigen Stimme unter seinem Fenster. Er kannte diese Stimme und sprang aus dem Bette, ging an das Fenster, verbarg sich hinter dem Vorhange und schaute hinaus. Zuerst erblickte er draußen auf dem Meere sein Schiff, das noch immer sicher vor Anker lag.

Aur der Rosenterrasse unten stand Etoile, deren graciöse Schultern in eine blauseidene Mantille gehüllt waren, um sie gegen die Feuchtigkeit des frühen Morgens zu schützen.

Julius beeilte sich, seine Toilette zu machen und hinunter zu gehen.

Sobald sie hörte, daß sich die Thüre öffnete und den Gast herauskommen sah, drehte sie sich um und kam die Treppe heraufgetanzt, um ihn zu grüßen.

Mr. Luxmore erkannte an ihrem Benehmen, daß sie noch Nichts von der traurigen Nachricht wisse, welche er am vorigen Abend Monsieur de L'Isle überbracht hatte.

Als sie auf ihn zukam, glaubte er, daß sie im Morgenlichte noch viel schöner aussähe, wie sie ihm am Abend vorher erschienen war. Sie zählte erst elf Jahre, war aber gut gewachsen und für dieses Alter schon sehr

entwickelt. Ihre herrliche junge Schönheit hatte den Ausdruck der Frische, der einen köstlichen Anblick gewährte.

Sie kam singend herbei und sagte:

»Es freut mich, daß Sie so zeitig herunterkommen, Mr. Luxmore. Die Sonne geht auf. O kommen Sie und sehen Sie dieselbe über meinem Sonnenaufgangsufer.«

»Recht gern,« antwortete Julius. »Von welchem Punkte werden wir sie betrachten?«

»O, von dem östlichen Ende, der Rosenterrasse hier, wo die Aussicht durch Nichts unterbrochen wird,« sagte sie und tanzte die Stufen hinab voraus.

Julius folgte ihr nach dem östlichen Ende der Terrasse, wo sie unter einem Bogen von Monatsrosen standen.

»Da! Schauen Sie auf das Wasser hinaus! Sehen Sie sich die herrliche Welt dort drüben an,« rief sie lebhaft.

Von der Höhe an, auf welcher sie standen, senkte sich der Boden in einer Folge wellenförmiger, grüner Hügelreihen bis zu dem Ufer hinab, von wo aus die breite, blaue Wasserfluth blitzend zu dem weit entfernten Sonnenaufgangsufer rollte, das in dem köstlichen Lichte des Morgens wirklich herrlich aussah.

»Sehen Sie! O sehen Sie! – wenn alle köstlichen Steine, die jemals geschaffen worden sind, geschmolzen und im Osten ausgegossen würden, so können sie nicht glühen, strahlen und blitzen, wie das da! – Nicht wahr? Sehen Sie! O, sehen Sie! Erst auf dem blauen Wasser eine lange Linie silbernen Lichtes – dann Gold, dann Rubin, dann Topas, dann Saphir, dann alle Farben des Regenbogens in den Wolken! Ach! Jenes Ufer! Werde ich jemals den Fuß

auf jenes Ufer setzen?« rief sie mit einem tiefen Athemzug.

»Ja, das sollen Sie, Schöne! Ich verspreche es Ihnen.«

»O, haben Sie diese Macht, Sir?« rief sie, indem sie sich schnell und mit einem scharfen, durchdringenden Blick zu ihm wendete.

»Ja, ich habe diese Macht, Schöne, sonst würde ich nicht hier sein.«

»Aber sagen Sie mir, wie geht das zu?«

»Sie sollen es im Laufe des Tages erfahren, kleine Dame.«

»Werde ich dieses herrliche Ufer sehr bald betreten?«

»Sobald es angemessen ist, daß sie es betreten,« antwortete Julius Luxmore, dem die optische Täuschung, welche eine wilde, zerrissene öde Küste von einem herrlichen Orte aus, wie der einsamen Insel, schön erscheinen ließ, ein eigenthümliches Interesse einflößte.

Der Ton der Glocke rief sie zum Frühstück in das Haus.

Das Frühstück war in dem Hinterzimmer auf der linken Seite der Halle aufgetragen.

Madeleine, die Quadrone, und ihr Sohn Frivole bedienten. Es waren nur zwei Couverts aufgelegt.

Madeleine knixte und meldete, daß ihr Gebieter nicht bei Tische erscheinen, sondern in seinem Zimmer frühstücken werde, und seinen Gast bitte, ihn zu entschuldigen und über sein Haus und seine Diener zu verfügen.

Julius Luxmore dachte bei sich, daß er dies in der Zukunft mit großem Vergnügen thun werde.

Er führte das Mädchen zu ihrem Platze am Tische und setzte sich ihr gegenüber.

Madeleine war eine gute Hauswirthin, und das Frühstück ausgezeichnet.

Als das Frühstück zu Ende war, ordnete Mr. Luxmore seine Papiere, die er immer auf das sorgsamste bei sich geführt hatte, und machte sich zu seinem Besuche bei Monsieur de L'Isle bereit. Zur bestimmten Stunde stellte er sich bei demselben ein.

Er fand Se. Majestät in demselben Zimmer und an demselben Tische, wo er ihm zuerst vorgestellt worden war. Die Wahrheit zu gestehen, sah der Inselkönig in Folge der traurigen Nachricht, die ihm überbracht worden war, nicht verändert aus. Er trug einen etwas verblichenen Schlafrock von purpurrothem Cashmir und schien jetzt mehr an die Geschäfte, wie an den Kummer zu denken.

»Das freut mich! Aber es ist die Art und Weise der Verückten,« dachte Julius Luxmore, als er sah, wie es stand.

Als der Gesandte auf den Tisch zukam, blickte Se. Majestät auf, nickte graciös und ersuchte ihn, keine Förmlichkeiten zu machen, einen Stuhl zu nehmen und sich zu setzen, damit sie an die Geschäfte gehen könnten.

Mr. Luxmore gehorchte.

Aber es ist nicht nöthig, daß den Leser mit den Einzelheiten der zwischen einem wahnsinnigen und einem Schurken verhandelten »Geschäfte« belästige. Es genüge, wenn wir sagen, daß Mr. Luxmore seine Beglaubigungsschreiben vorlegte, die aus dem Testament Victoir

L'Orient's, sowie verschiedenen Documenten bestanden, welche alle als Beweise für die Authenticität des Testaments Werth hatten.

Die Beglaubigungsschreiben wurden so gut aufgenommen und der Ueberbringer derselben gefiel so sehr, daß sich Julius Luxmore nach einigem schlaun Manövriren so hoch in der königlichen Gunst fand, daß er anstatt des seligen Monsieur Louis zu der Stelle eines Premierministers ernannt wurde.

Dann beschäftigte sich Se. Majestät mit den Einzelheiten der Trauerfeierlichkeiten und bestimmte, daß Purpur getragen werden solle, und hierauf beauftragte er *monsieur le Minister* – nämlich Mr. Julius Luxmore – nach dem Festlande zu fahren und die nöthigen Einkäufe zu besorgen.

Endlich entließ er Mr. Luxmore zur Ausführung dieses Auftrages, schickte nach der Prinzessin und theilte ihr in einer Unterredung unter vier Augen die näheren Umstände des Todes ihrer Verwandten mit. Diese Nachricht gab dem jungen Mädchen einen Ausdruck von Ernst, der jedoch so weit von dem Schmerze entfernt war, wie der goldene Nebelduft dieses Herbstmorgens von Gewitterwolken. Es war nicht natürlich, daß sich die junge Etoile über den Verlust von Verwandten härmte, von denen sie den Einen nie gesehen hatte, während sie von der Zweiten schon seit so langer Zeit getrennt war. Und in der That trauerte auch Niemand. Das junge Mädchen war zu glücklich, der Greis zu matt an Verstand und die Dienerschaft zu gleichgiltig dazu. Der Verlust verbreitete keine

Düsterkeit über die schöne Insel, weil er nicht vollständig erkannt wurde. Nur zuweilen erinnerte sich der wahn-sinnige Greis, daß er von der Betrübniß überwältigt sein müsse, und dann fing er an, seine weißen Haare zu rau-fen und zu rufen:

»O, unglückliche Prinzessin! O, bedauernswürdiges Haus!« und nachdem er den Dahingeschiedenen diesen Tribut an Klagen gezollt hatte, überließ er sich wieder seiner gewohnten Heiterkeit.

Der Greis wurde wirklich den körperlichen Schwächen und der geistigen Beschränktheit, welche das hohe Alter begleiten mit jedem Tage immer mehr zur Beute.

Und Julius Luxmore sah sich bald nicht allein mit der Leitung der Farm, der Fischereien und der Finanzwirth-schaft der Insel betraut, sondern der Pflege der Person des Greises und der Erziehung des jungen Mädchens. Es schien wirklich, als ob die Insel seiner Zukunft bedürftig, gewesen wäre und auf sie gewartet habe. Wenn er ein gewissenhafter, uneigennütziger Mensch gewesen wäre, so würde seine Ankunft eine wirkliche Segnung gewe-sen sein. Aber er war selbstsüchtig und gewissenlos, und benutzte, wie man glauben darf, seine Stellung, in jeder Beziehung zu seinem eigenen Vortheil.

Er schmeichelte dem Greise geschickt und mit Glück, und sicherte sich dadurch die höchste Stelle in der Ach-tung und dem Vertrauen des schwachen Mannes.

Durch zarte Aufmerksamkeit und interessante Beleh-rung erwarb er sich in so hohem Grade die Gunst der

schönen Etoile, daß er gewissermaßen für das Glück des Mädchens wesentlich nothwendig wurde.

Bei dem Verkauf der Producte der Farm und der Fischereien der Insel verlegte er den Handelsplatz auf das östliche Ufer nach Norfolk, ungefähr sechzig Meilen weiter oben an der Bay. Man kann sich leicht denken, daß sein Beweggrund bei dieser Veränderung das Vermeiden einer Gegend war, wo er sicher darauf rechnen konnte, erkannt zu werden.

Kurz, Mr. Julius Luxmore that, was ihm gefiel. Es gab Niemand, der ihm die Herrschaft streitig hätte, der Greis wurde hintergangen; das junge Mädchen bezaubert und die Quadrone war, selbst wenn sie dem Zauber seiner Schlaueit entging, seitdem sie ihren Gehilfen Louis nicht mehr hatte, trotz ihres scharfen Verstandes doch nur ein schwaches Geschöpf, das eher klug behandelt werden mußte, als daß er sie zu fürchten brauchte.

Sein Schooner war einige Wochen lang in der Nähe der Insel vor Anker liegen geblieben, aber die Negermannschaft durfte das Schiff nicht verlassen und hatte sich daher nie dem Ufer genähert. Mr. Luxmore besuchte das Schiff alle Tage, um sich von der Sicherheit desselben zu überzeugen und für die Bedürfnisse der Leute zu sorgen. Und als er es endlich für angemessen fand, nahm er zwei von den Seeleuten der Insel mit sich, schiffte sich mit ihnen auf dem Schooner ein und segelte nach Norfolk, wo er seine gemietheten Leute bezahlte und entließ.

Nachdem er sich so der Fremden entledigt hatte, kaufte er einige Bücher und Bilder für Etoile und einen prächtigen purpurrothen Schlafrock für Se. Majestät, und segelte mit den beiden Negern nach der Insel. Dort kam er nach einer kurzen und angenehmen Fahrt zur allgemeinen Freude wieder an, und es würde schwer zu sagen sein, ob Etoile mehr über ihre Bücher und Bilder, oder Se. Majestät über sein königliches Gewand entzückt war.

Es läßt sich jedoch nicht denken, daß ein Mann von dem Alter, den Gewohnheiten und dem Charakter Julius Luxmore's sich damit begnügen konnte, sich auf die engen Grenzen einer Insel ohne andere Gesellschaft, wie einen alten Geisteskranken, ein junges Mädchen und eine Anzahl Negersclaven, und ohne andere Ortsveränderung, wie eine gelegentliche Reise nach Norfolk, zum Zweck des Verkaufes einer Ladung Mais oder Fische, begnügen konnte. Etoile war trotz ihrer herrlichen Schönheit doch nur ein Kind. Trotz aller seiner goldenen Hoffnungen verfloß ihm die Zeit träge, er wurde ermüdet und gelangweilt, und wunderte sich nicht mehr, daß sich Etoile nach »der herrlichen Welt drüben« sehne. Er selbst, der recht gut wußte, daß sie Nichts weniger wie herrlich war, sehnte sich gleichfalls nach derselben. Mit einem Worte, er fühlte die Nothwendigkeit, ein Mittel zu ersinnen, um mit der übrigen Menschheit in sicheren und häufigen Verkehr zu treten.

Aber dieser Verkehr mit seinen Mitgeschöpfen mußte allerdings, wie die »Gegenseitigkeit« der Engländer, nur für den einen Theil vortheilhaft sein. Er mußte den

Schauplatz verändern, irgend wohin reisen, aber Niemand durfte auf die Insel kommen; kein Mensch sollte jemals Etwas von dem kostbaren dort verborgenen Schatze erfahren.

Aber wir wollen für jetzt diesen jungen Mann sein Glück so gut wie möglich benutzen lassen und seiner verlassenen Geliebten, dem Capitain Barbara Brande und ihrem edlen Passagier, unsere Aufmerksamkeit widmen.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DIE REISE BARBARA'S.

Der Sturmvogel wurde bis zum siebenten Tage seiner Fahrt vom Winde und Wetter begünstigt, bis er ungefähr im 30° nördlicher Breite in den Golfstrom gelangte und auf die Passatwinde traf, die damals aus Osten und Nordosten wehten. Die Heftigkeit und Hartnäckigkeit derselben hielt sie mehrere Tage auf, so daß sie nicht vor dem ersten November im Hafen von Havanna vor Anker gehen konnte.

Hier verabschiedete sich Lord Montessor von Miß Brande, der er beim Abschied herzlich die Hand drückte, während er um Erlaubniß bat und sie erhielt, das Schiff während ihres Aufenthaltes im Hafen besuchen zu dürfen.

Und während sich Barbara mit der Ausschiffung ihrer Ladung beschäftigte, miethete sich Lord Montessor im Hotel Macon ein, und setzte von da aus seine Nachforschungen nach Estelle fort. Er fand, daß die Seemöve ungefähr zehn Tage vor der Ankunft des Sturmvogels eingelaufen sei, ihre Ladung ausgeschifft, ein neues Cargo

eingenommen habe und vor ungefähr acht Tagen nach Rio Janeiro abgefahren wäre. Aber er konnte Nichts von einem Passagier hören, den sie mit nach Havanna gebracht, sondern erhielt im Gegentheil von mehreren Personen, bei welchen er sich erkundigte, die Versicherung, daß sie ganz gewiß Niemand mitgebracht habe.

Aber diesen Aussagen standen die Umstände gegenüber, welche er in Baltimore erfahren hatte. So setzte er mit verwirrtem, entmuthigtem, aber beharrlichem Herzen noch immer die fast hoffnungslose Nachforschung fort.

Im Laufe seiner Nachforschungen, besonders in der Nähe des Hafens, traf er oft mit Barbara Brande zusammen. Sie hatten über den Zweck seiner Reise noch kein einziges Wort gewechselt, und doch war dieser Zweck Miß Brande wohlbekannt. Sie hätte gern das Vorrecht einer Schwester, ihm Rath zu ertheilen, erhalten. Da sie die vollständige Nutzlosigkeit seiner Bemühungen kannte, so hielt sie es von ihrer Seite für eine Art Verrath, wenn sie ihr gestattete, dieselben fortzusetzen. Oft, wenn sie einander trafen, richtet sich ihr mitleidiges Auge mit betrübtem, bittendem Ausdruck auf sein trauriges Gesicht.

Als er sie eines Tages in der Kajüte ihres Schiffes besuchte und Beide an dem runden Tischchen faßen, richtete sie den ehrlichen Blick auf sein abgehärmtes Gesicht und sagte:

»Lord Montessor, schenken Sie mir ihr Vertrauen.«

Er blickte erstaunt auf.

Ihr offenes Gesicht erbleichte weder, noch schlug sie den festen Blick auf den Lord nieder. Ja, in ihrem hellen Tone, dem unerschütterlichen Blicke und der zuversichtlichen Miene lag Etwas von der Autorität einer Sybille. Lord Montessor bewunderte den ehrlichen, wackeren, offenen Charakter Barbara Brande's. Und jetzt war es mehr wie Bewunderung, es war Ehrerbietung, was er für sie fühlte. Aber sie sah ihn fest an, und wartete auf Antwort.

»Aber warum soll ich Sie mit meinem Vertrauen belasten, Miß Brande?« fragte er sanft.

»Weil ich Ihnen helfen kann.«

»Sie können Sie mir helfen?«

»Ja, Sir, denn ich kenne Ihre Geschichte. Fragen Sie nicht, wie ich dieselbe erfahren habe, denn ich kann es Ihnen nicht sagen, ohne das in mich gesetzte Vertrauen zu verletzen, aber ich kenne den Zweck Ihrer Nachforschung, Sir, und weiß, daß sie wenigstens für jetzt ganz nutzlos ist – wie es sich auch ziemt.«

»Miß Brande!«

»Lord Montessor, ich habe keine kleinliche Furcht vor Mißdeutung von Ihrer Seite – Sie sind nicht der Slave der Förmlichkeit, ›die ein guter Diener, aber ein schlechter Herr‹ sein kann. Sie werden mich sicher nicht der Zudringlichkeit beschuldigen – und selbst, wenn Sie es thun sollten –«

»Und selbst, wenn ich es thun sollte –?«

»So würde ich es überwinden,« antwortete Barbara lächelnd.

Aber dann setzte sie plötzlich ernster hinzu:

»Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Ihnen helfen könnte, Sir, und ohne diese Macht, Ihnen beizustehen, würde ich nicht gesprochen haben.«

»Ich danke Ihnen aus tiefster Seele, Miß Brande, und bin überzeugt, daß Sie Ihre Worte rechtfertigen werden. Aber – Sie kennen meine Geschichte! Sie kennen den Zweck meiner Reise! Wissen Sie, wo Lady Montessorit?«

»Sir, diese Frage kann ich nicht beantworten, ohne das in mich gesetzte Vertrauen zu verletzen. Was ich unbedenklich aussprechen kann, will ich Ihnen ungefragt sagen. Erstens ist Ihre Nachforschung an Diesem Orte vollständig hoffnungslos. Lady Montessorit ist nicht Havanna. Zweitens befindet sie sich da, wo sie jetzt ist, wohl und wünscht nur vorläufig vor Ihnen verborgen zu bleiben.«

»Vorläufig!«

»Ich habe gesagt, vorläufig. Setzen Sie sich gefälligst einen Augenblick an die Stelle dieser Dame, so werden Sie einsehen, daß sie als Christin nicht anders handeln kann, wie sie thut. Bedenken Sie, Sir, daß die Giltigkeit ihrer Trauung angefochten worden ist, und daß die schließliche Entscheidung von dem geistlichen Gericht abhängt.«

»Miß Brande! Ein höheres Gericht, wie irgend ein irdisches, hat die Sache bereits entschieden. Derjenige, welcher die Hand der Lady Montessorit in Anspruch nimmt, gehört unter die Todten.«

»Ich weiß es. Aber wie vergeßlich sind die Männer! Sie sollten sich erinnern, Sir, daß dieser Fordernde früher auch – gleichviel ob mit Recht, oder Unrecht – der Besitzer der Hand dieser Dame war. Und deshalb hatte die Dame Recht, Mylord, als sie diesen Umstand – so lange dieser Mann lebte, – für ein Hinderniß für ihre zweite Ehe hielt. Und nun erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, Lord Montessor, daß Ihre einzige Hoffnung auf eine Vereinigung mit Mylady Estelle von der Entscheidung des geistlichen Gerichts abhängt.«

»Um des Himmels willen, wie – was meinen Sie?«

»Daß, wenn das geistliche Gericht das Urtheil fällt, daß die Verbindung zwischen Monsieur L'Orient und Miß Morrelle ungesetzlich gewesen ist –«

»Nun, was?«

»Sie nie aus ihrer Zurückgezogenheit hervortreten wird, wie sie als zarte, hochherzige Frau nie kann. Sollte dagegen das geistliche Gericht entscheiden, daß ihre kindische Heirath gesetzmäßig gewesen ist –«

»Nun dann?«

»Dann Mylord, steht es Ihnen frei, sich um die Wittwe zu bewerben, und ich – Barbara Brande, will Ihnen den Beistand leisten, den ich Ihnen versprochen habe.«

»Miß Brande! Ist dies Ihre Moral? Wie ist es möglich, daß eine Entscheidung des geistlichen Gerichts auf die Rechtmäßigkeit einer bereits geschlossenen Handlung einwirken kann, nachdem dieselbe schon einem höheren Tribunale vorliegt?«

»Das kann sie natürlicher Weise nicht. Die Entscheidung des Gerichts mag ausfallen, wie sie will, so bleibt die Sache in den Augen Gottes die nämliche. Und Estelle, deren weiblicher Instinkt nie durch die Irrgänge des Gesetzes oder die Spitzfindigkeiten der Theologie verwirrt worden ist, fühlt, daß ihre kindische Heirath, wenn auch an und für sich selbst noch so unrecht, doch in ihren Verpflichtungen verbindend war. Diejenigen, welche die Gesetzmäßigkeit dieser Verbindung angreifen, verletzen sie an der zartesten Stelle. Und wenn das geistliche Gericht dagegen entscheiden sollte, so wird es einen Flecken auf sie werfen, den sie nie durch die Verheirathung mit Jemand, der sie liebt, auf diesen übertragen wird!« sagte Barbara, deren Wange über die Freiheit ihrer Sprache mit glühender Röthe bedeckte, welche den Geist der Jungfrau verrieth. Barbara war eben so bescheiden und empfindsam, wie offen und entschlossen. Sie konnte eben so tief fühlen, wie den Schmerz, von diesem zarten, aber wichtigen Gegenstande zu reden, unberücksichtigt lassen.

Lord Montessor bewunderte die seltene Ehrlichkeit, den Muth und die Uneigennützigkeit ihres wirklich großen Charakters. Er schwieg ein paar Secunden, ehe er antwortete, und sagte dann:

»Sie haben mir einigen Stoff zum Nachdenken gegeben, Miß Brande. Ich weiß nicht anders, als daß Sie die beste Auslegerin der Beweggründe und des Verfahrens meiner Gattin gewesen sind, die ich bis jetzt getroffen habe, obgleich ich mit dem Bischof von Exeter und dem

Baron Dazzleright über diese Sache gesprochen habe, die sie Beide aus einem anderen Gesichtspunkte betrachten, wie Sie.«

»Der Grund lag darin, daß der Eine ein Geistlicher war und nur an die theologische Ansicht dachte, i derAndere ein Advocat, der nur die juristische Seite betrachtete, während ich als Weib, auf deren natürlichen Instinkt nur die Gnade Gottes ihr Licht fallen läßt, mit Herz und Seele in alle Gefühle meiner Freundin eingehe.«

»Ich glaube, Sie haben Recht, und Ihrer Darstellung nach hatte Estelle gleichfalls Recht, als sie sich von dem Augenblicke, wo unsere Hochzeitsfestlichkeit gestört wurde, vor mir verbarg.«

»Unzweifelhaft, Mylord! Sir, ich bin überzeugt, daß Sie noch Veranlassung haben werden, dem Himmel zu danken, daß sie dies gethan hat, – daß man unzweifelhaft weiß, daß sie es that.«

»Sie mögen vielleicht Recht haben – im Fall die Bischofsbank die Gesetzmäßigkeit der ersten Trauung erklärt. Aber Miß Brande, da Sie Estelle kennen, da Sie mit Ihr gesprochen haben und mit ihrem Vertrauen beehrt worden sind, so müssen Sie auch wissen, daß der Zweifel, welcher auf der Gesetzmäßigkeit der ersten Trauung ruht, nicht ihr einziger Grund für die Furcht vor mir ist.«

»Ich weiß es, aber er ist der wichtigste; lassen Sie denselben entfernen, so bleibt es Ihnen überlassen, sie dazu zu bewegen, daß sie denselben vergißt oder aufgibt. Und das werden Sie thun.«

Lord Montessor lächelte. Es lag etwas so Zuversichtliches, so Begeisterndes in dem freudigen Vertrauen dieses guten wackeren Mädchens. Er verlangte in hohem Grade noch größere Beruhigung in Bezug auf Estelle, aber er fühlte, daß er gerechter oder edler Weise von Barbara keine weitere Auskunft verlangen konnte, nachdem sie ihm gesagt hatte, daß dies eine Verletzung des Vertrauens sein würde.

Er sprach seine herzliche Dankbarkeit für ihre freundliche Theilnahme aus und entfernte sich mit dem Versprechen, seinen Besuch zu wiederholen. Er kehrte nach seinem Hôtel zurück, um über sein Verfahren nachzudenken.

Am folgenden Tage rief er seinen Bedienten und sagte: »Geh' und suche ein Schiff, das bald nach England abfährt.«

»Mylord, das Schiff, mit welchem wir gekommen sind, der Sturmvogel, wird in einigen Tagen nach Liverpool abfahren,« antwortete dieser.

»Aha! steht es so? Miß Brande hat mir gestern Nichts davon gesagt. Aber,« setzte er bei sich hinzu, »wir waren zu sehr mit der Besprechung anderer Dinge beschäftigt.«

»Aber es ist wahr, Mylord, der Sturmvogel ist, der Ankündigung zufolge, nach Liverpool bestimmt.«

»O ja, vermuthlich hat es Miß Brande für gewiß gehalten, daß ich die Anzeige gesehen hätte und es wisse. Dann gehe nach dem Kai hinunter und miethe Plätze auf dem Sturmvogel. Oder halt – bleibe hier und packe ein;

ich will selbst nach dem Schiffe gehen, um Plätze zu nehmen,« sagte Lord Montessor, der nicht allein gern diesen Vorwand ergriff, um Barbara zu besuchen, sondern sich auch über die Aussicht freuete, auf ihrem Schiffe und in ihrer Gesellschaft, nach England zurückzukehren.

Ein schneller Gang brachte ihn nach dem Kai. Er ließ sich nach dem Sturmvogel übersetzen, auf dessen Verdeck, die schöne Amazone eifrig mit der Ertheilung ihrer Befehle beschäftigt war.

Die Sonne schien an diesem Novembertage hell und warm auf den Hafen und die Schiffe, und fiel auf die stattliche Gestalt Barbara's, die in bloßem Kopfe auf dem Verdecke stand. Jetzt ließ keine Seebrise ihre Flechten flattern, sondern ihr schwarzes Haar lag golden leuchtend in den Strahlen der Tropensonne da. Ihr Anzug verrieth ihre gewöhnliche Rücksichtslosigkeit gegen jede andere Eigenschaft der Kleidung wie ihre Zweckmäßigkeit, und bestand aus dem gewöhnlichen grauen Sergerocke und Leibchen.

Sie war damit beschäftigt, Befehle in Bezug auf die Unterbringung einiger Frachtstücke zu geben. Als sie Lord Montessor die Leiter hinaufsteigen sah, kam sie ihm lächelnd und mit ausgestreckter Hand entgegen.

»Guten Morgen, Lord Montessor; es freut mich sehr, Sie zu sehen.«

»Ich will darauf schwören, nicht so sehr, wie ich, daß ich vor Ihnen sehe, Miß Brande.«

»Aha! Aber Sie müssen einen Grund gehabt haben, um so bald wiederzukommen. Worin können wir Ihnen dienen, Lord Montessor?«

»Sie fahren nach England?«

»Ja, Sir. Es ist das Beste, was ich thun kann! Ich fahre nach Liverpool mit einer Ladung Zucker und Molasse, und werde vermuthlich Manufacturwaaren von Manchester wieder zurückbringen. Kann ich in England Etwas für Sie thun?«

»Sie können mich mit dorthin nehmen.«

»Aha! Haben Sie beschlossen, nach Hause zu reisen?« fragte sie.

»Ich habe nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, nach England zurückzukehren und die Entscheidung des geistlichen Gerichts abzuwarten, wenn sie nicht etwa in Folge der Nachricht von dem Tode Monsieur L'Orient's unterbleibt.«

»Und wenn das geschieht, so werden Sie durch die geeigneten Personen dafür sorgen lassen, daß sie gefällt wird?«

»Vielleicht,« antwortete Lord Montessor.

»Ich freue mich wenigstens, daß Sie beschlossen haben, hinzureisen, um den Gang der Sache zu beobachten, Mylord, und noch mehr, daß ich das Vergnügen Ihrer Gesellschaft auf der Fahrt habe,« sagte Barbara mit so herzlicher Aufrichtigkeit, daß ihr schönes Gesicht von der Freude glühte, welche sie zu erkennen gab.

»Ich danke Ihnen herzlich, und glauben Sie mir, die Freude, welche Sie aussprechen, wird von mir vollständig getheilt. Ich würde noch eine Zeitlang gewartet und vieles Gute entbehrt haben, um mit Ihnen fahren können, Miß Brande,« antwortete Lord Montessor, indem er das schöne Mädchen vor sich mit ehrlicher Bewunderung, aber ohne die geringste Beimischung des Verlangens betrachtete. Er konnte ihre edle Schönheit und ihre Vorzüge würdigen, ohne im Mindesten nach deren Aneignung zu streben.

Dies wußte Barbara instinktmäßig, und ihre offene Herzlichkeit war eine Folge davon.

»Nun gut, dann sind wir Beide zufrieden,« sagte sie lächelnd, und reichte ihm die Hand.

Dann wurden die Verabredungen über die Reise getroffen, und da Lord Montessor sah, daß das Mädchen stark mit dem Einschiffen und Wegstauen der Güter beschäftigt war, so nahm er Abschied und kehrte nach seinem Hôtel zurück. Und am dritten Morgen darnach, den 20. November, einem schönen Tage, lichtete der Sturmvogel mit Lord Montessor und seinen Dienern an Bord die Segel, um nach Liverpool zu fahren.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DIE HERRLICHE UNGEWISSHEIT DES GESETZES.

Da vielleicht nicht alle Leser dieser wahren Geschichte die Leidenschaft Barbara Brande's und ihrer jetzigen Biographin für die See theilen, so will ich sie mit der Beschreibung der Fahrt nach Liverpool verschonen und nur

nebenbei sagen, daß die Reise angenehm, glücklich und von kurzer Dauer war, und daß der Sturmvogel fünf Wochen nach der Abfahrt am 24. December, am Weihnachtsheiligenabend, im Hafen von Liverpool ankerte.

Barbara wurde augenblicklich von einer Fluth von Geschäften überwältigt. Lord Montessor verabschiedete von Miß Brande, versprach ihr, sie bald wieder besuchen, verließ das Schiff, nahm eine Droschke und fuhr nach dem Bahnhofe, und mit dem ersten Zuge nach London, wo er zeitig am nämlichen Abend ankam.

Er befahl seinem Bedienten, sein Gepäck nach Gerard's Hall, Aleyn's Lane, zu schaffen, stieg dann in einen Wagen und fuhr nach der Junggesellenwirthschaft des Baron Dazzleright am Barkeley-Square. Er war so glücklich, Lord Dazzleright zu Hause zu finden, schickte seine Karte hinauf und wurde in das Bibliothekzimmer geführt, wo der Advocat nach wenigen Minuten zu ihm kam.

Lord Dazzleright ging auf ihn zu, reichte ihm warm beide Hände und sagte nicht allein mit der Zunge, sondern mit den Augen, durch sein Lächeln, seine ganze Stellung und den Ausdruck:

»Mein lieber Freund, es freut mich, daß ich Sie sehe.«

Und er ergriff die Hand des Lords, drückte sie und fragte, ohne auf seine Erwiderung zu warten, hastig:

»Was sind die letzten Nachrichten aus England gewesen, welche Sie vor Ihrer Rückkehr erhalten haben?«

»Nachrichten? Nichts weiter, wie das in den Zeitungen Enthaltene. Ich habe keine Briefe aus England erhalten, seit ich aus demselben abgereis't bin.«

»Ei, wie ist das zugegangen? Wir haben oft und dringend geschrieben.«

»Es hat vermuthlich keine Gelegenheit gegeben, mir Briefe zuzusenden. Ich habe, wie Sie wissen, England gegen die Mitte des verflossenen Juni verlassen. Ich erreichte die Vereinigten Staaten am 1. September, reis'te am 10. October nach Westindien ab, kam am 1. November in Havanna an, habe mich am 20. dort eingeschifft, und nun bin ich hier.«

»Aha, ich sehe, wie es steht! Sie sind vor unseren Briefen davongelaufen, so daß Sie nicht von ihnen eingeholt werden konnten. Aber vor allen Dingen, haben Sie *sie* gesehen?«

»Nein.«

»Haben Sie Etwas von ihr gehört?«

»John will es Ihnen erzählen,« sagte Lord Montessor, und dann theilte er ihm die Geschichte seiner langen Nachforschung und des nur theilweisen Erfolges mit.

»Dann haben wir jedenfalls eine Spur, die zu ihrer Auffindung führen wird, wenn wir sie nur fest halten und verfolgen.«

»Wir haben eine Spur, aber ich habe mein Ehrenwort gegeben, ihr nicht eher zu folgen, als bis die Entscheidung des geistlichen Gerichtes bekannt wird.«

»Hm – hm – hm!« murmelte Lord Dazzleright, »und Sie wissen Nichts?«

»Von ihrem Aufenthalte – Nichts, außer, daß sie in strenger Zurückgezogenheit lebt, und daß man glaubt, sie erfreue sich einigermaßen der Gesundheit.«

»Aha! ich dachte jetzt eben nicht an sie, obgleich sie für gewöhnlich alles Andere aus meinen Gedanken verdrängt.«

»Woran dachten Sie denn?«

»An Das, was sich auf dieser Seite des Wassers geeignet hat. Aber Sie sagen, Sie haben Nichts gehört?«

»Nichts, wie die Neuigkeiten durch die Zeitungen. Was können Sie meinen, mein Freund?«

»Ich will es Ihnen sagen, aber setzen Sie sich. Gott behüte uns, da haben Sie mit dem Hute in der Hand, wie ein Almosensammler, dagestanden!- Setzen Sie sich!«

Lord Montessor sank auf einen Stuhl.

Lord Dazzleright klingelte, und als ein Bedienter erschien, befahl er ihm kurz:

»In einer Stunde das Mittagessen in diesem Zimmer.«

Denn Lord Dazzleright war einer von den, die den Gedanken einer Unterhaltung nie von dem Essen und Trinken trennen können.

»Nun, also an die Geschäfte!« sagte er, als er zurückkam und sich neben Lord Montessor setzte. »Zuerst erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu dem erfreulichen Umstande zu wünschen, daß es Ihnen nicht gelungen ist, Estelle finden.«

»Ei, im Namen alles Wunderbaren, warum wünschen Sie mir zu einer so unangenehmen Sache Glück?« fragte Lord Montessor verwundert.

»Ich stelle in Abrede, daß es etwas Unangenehmes gewesen ist. Ich behaupte, daß es eine Fügung der Vorsehung war, und daß es ein Unglück gewesen sein würde, wenn Sie Estelle gefunden hätten.«

»Erklären Sie sich deutlicher! Warum würde es das gewesen sein, wenn die Geliebte, die ich suchte, gefunden hätte?«

»Weil es sich möglicher Weise hätte zutragen können, daß die Geliebte, durch Ihren Ungestüm überwunden, mit Ihnen gekommen wäre.«

»Und welches Unglück würde daraus erfolgt sein?« fragte Lord Montessor ironisch.

»Weiter Nichts, wie Verderben!«

»Verderben?«

»Verderben, wenn Sie nicht lieber ein stärkeres Wort haben wollen.«

»Ein stärkeres Wort?«

»Ja! es giebt ein solches – hören Sie mich an,« und Lord Dazzleright sprach das einzige kurze Wort »Schande!« dicht vor den Ohren Lord Montessor's aus, der aufuhr, als ob er von einer Kugel getroffen worden sei.

»So ist es nicht!« sagte er. »Lassen Sie uns die übertriebenen Ansichten von Dem, was hätte geschehen können, bei Seite legen und ruhig von Dem sprechen, was wirklich ist. Zuerst werden Sie gehört haben, daß Monsieur L'Orient todt ist.«

»Wissen Sie das gewiß?«

»Ich war zugegen, als er aus dem Meere aufgefischt wurde. Ich habe seine Leiche erkannt und bin bei seinem Begräbniß gewesen.«

»Es steht also nicht zu erwarten, daß er wieder erscheinen und Estelle fordern wird?«

»Das sollte ich nicht denken.«

»Aber ich würde es lieber hören, wenn Sie sagten, daß Sie von dem Gegentheil überzeugt sind. Nach der Lehre, welche wir von diesem Herrn über die Gefahr, Etwas als ausgemacht anzunehmen, erhalten haben, ist es besser, daß wir uns nur auf die Gewißheit verlassen.«

»Dann bin überzeugt, daß Monsieur L'Orient uns keine Unruhe weiter machen wird.«

»Nun, ganz wohl! die Umstände verändern die Dinge! Diese Gewißheit des Todes Monsieur L'Orient's verändert das ganze Aussehen der Sache und die ganze Politik des Verfahrens.«

»Lassen Sie hören,« sagte Lord Montessor.

»Da Monsieur L'Orient nie wieder auftreten kann, um sein unglückliches Opfer zu fordern, so müssen wir jetzt an das Werk gehen, um die Giltigkeit mit ihr festzustellen.«

»Was?«

»Allerdings! Wenn wir diese Trauung jetzt feststellen, wird sie nicht dasselbe sein, wie früher – die Erhebung eines unübersteiglichen Hindernisses für die Ihrige, da die nämliche Entscheidung, welche erklärt, daß Estelle die Gattin Victoir's war, beweisen wird, daß sie jetzt seine Wittwe ist.«

»Aber ich sehe doch nicht ein, daß es nothwendig wäre, diese Sache durch das geistliche Gericht zu führen, da die Entscheidung desselben die Sachlage durchaus nicht ändern kann,« sagte Lord Montessor.

»Es ist nothwendig, daß der Name Estelle's von unverdientem Makel gereinigt wird – ja, noch mehr, es ist für Ihre eigene Ehre nothwendig.«

»Ich kann nicht begreifen, daß meine Ehre oder die ihre von der Entscheidung des geistlichen Gerichtes, oder irgend eines anderen Gerichtes auf Erden abhängen soll.«

»Hm! Sie werden doch nicht wollen, daß man sagt, Sie hätten Monsieur Victoir L'Orient's –«

»Still, Sir!« donnerte Lord Montessor, der vor Aufregung erbleichte.

»– Opfer geheirathet?« fuhr Lord Dazzleright, ohne auf die Unterbrechung zu achten, fort.

»Dazzleright! Dazzleright! Sie mißbrauchen meine Geduld!«

»Sie würden doch nicht wollen, daß man das sagt? Ich weiß es. Aber haben Sie es nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachtet? Ich habe es mir wohl gedacht. Nun sehen Sie jedoch, daß es sowohl um Estelle's, wie um Ihrer selbst willen nothwendig ist, daß ihr Name durch die Feststellung der Giltigkeit jener Trauung von unverdientem Vorwurf gereinigt wird. Wir müssen so schnell wie möglich an das Werk gehen, dies beweisen, und dann können Sie sich um die Wittwe bewerben.«

»Dazzleright! Dazzleright! Sie werden gewöhnlich der beste Advocat in England genannt!«

»Mein ehrenwerther Freund, der beste Advocat in England ist Derjenige, welcher es am besten versteht, die juristischen Werkzeuge zu gebrauchen,« antwortete Lord Dazzleright lächelnd.

»Sie selbst haben aufgestellt, daß die kindische Trauung Estelle's gesetzwidrig sei – um Ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen, ›vollständig, ungültig, nichtig und wirkungslos!‹ Sie haben dies sogar bewiesen – zur Befriedigung Sir Allan Parke's, des Bischofs von Exeter, des Pfarrers Oldfield und zu der meinigen bewiesen – kurz, zur Befriedigung eines Jeden, mit Ausnahme Estelle's.«

»Und Sie glauben, daß dies es mir sehr unangenehm würde, an das Werk zu gehen und zu beweisen, daß die nämliche Trauung vollkommen gesetzmäßig, gültig und bindend gewesen ist? Dies im Nothfall zur Befriedigung Sir Allan Parke's, des Bischofs von Exeter, des Pfarrers Oldfields, zu der Ihrigen und aller Anderen, Estelle nicht ausgenommen, zu beweisen? Durchaus nicht. Das wird das Leichteste von der Welt sein. Mein lieber Freund, ein Advocat, der sein Geschäft kennt, kann durch geschickte Anwendung der Gesetze, der Zeugenaussagen und Präcedenzfälle beweisen oder widerlegen, was zu beweisen oder zu widerlegen nöthig ist; in der Jurisprudenz kann Derjenige, welcher zu binden im Stande ist, lösen, und der, welcher zu lösen vermag, binden! Ich will es auf mich nehmen, vor dem geistlichen Gerichte zu beweisen, daß die Trauung zwischen Miß Morelle und Monsieur L'Orient völlig gesetzmäßig, bindend, unlösbar, außer durch ein Verbrechen, oder den Tod gewesen ist.«

»O Dazzleright! o Dazzleright!«

»Mein gewissenhafter Client, Sie haben sich nie den Weg von der Stelle eines Advocatenschreibers, eines Provinzialrabulisten, bis zu der eines Schatzkammerbarons gebahnt, sonst würden Sie gewiß Etwas von den unendlichen Möglichkeiten des Gesetzes für Diejenigen kennen gelernt haben, welche dessen Vorthail zu benutzen wissen. Das Gesetz ist in der *Theorie* die exactischste Wissenschaft – in der *Praxis* die unsicherste. Alles hängt von der Anwendung ihres Kräfte ab. In der Jurisprudenz können wir aufbauen oder niederreißen,« sagte der beste Advocat in England.

»O Dazzleright! o Dazzleright! Rechtfertigen Sie so Ihren Ruf als erster Jurist Englands?«

»Bst! Da kommt Johnson, um zu decken,« sagte der Baron, als dieser Gentleman erschien.

Lord Montessor stand auf und ging im Zimmer hin und her, wobei er bei sich sagte:

»Gott sei Dank, meine süße Estelle weiß Nichts von dieser Weltweisheit. Dieser Rechtsverdrehung und diesem Krümmen und Wenden! Sie hat keinen Antheil daran, ist nicht verantwortlich dafür, und ahnt nicht einmal Etwas davon. *Sie* hat vom Anfange an fortwährend ihren reinen, geraden Weg, den Pfad der Pflicht, der Selbstverleugnung und Aufopferung verfolgt!«

Und in Folge des Gegensatzes zwischen ihr und diesen Achselträgern erschien sie ihm so wahr, so fromm und lieblich, daß seine Gefühle für sie die Gestalt des Gebetes annahmen, und er in tiefem Schweigen am Fenster

stand, bis ihn die heitere Stimme Lord Dazzleright's an den Tisch rief.

»Sagen Sie mir Ein's,« fragte Lord Montessor, als er seinen Platz am Tische einnahm, »sagen Sie mir um meiner alten Freundschaft zu Ihnen willen, wie Sie es mit Ihrem Gewissen vereinbar fanden, die erste Trauung Estelle's zu vernichten, wenn Sie nicht glaubten, daß sie ungesetzlich war, und Sie jetzt möglicher Weise versuchen können, sie festzustellen, wenn Sie glauben, daß sie dies sei?«

»Das will ich Ihnen auseinandersetzen. Wie Sie sagten, kann die Ansicht eines Advocaten, oder die Entscheidung eines Richters die moralische Beschaffenheit eines Falles durchaus nicht ändern. Nun war die moralische Beschaffenheit dieser Sache für mich die, daß kein Sünder von seiner Sünde Vortheil ziehen dürfe – daß Monsieur Victor nicht Erlaubniß erhalten solle, eine Frau davonzuführen, deren er sich auf so unehrenhafte Weise bemächtigt hatte – wenn es irgend ein Gesetz gab, ihn daran zu verhindern! Und ich wußte natürlicher Weise, daß es zu diesen Behufe, wie zu den meisten anderen, gute und schlechte Gesetze genug gab. Und ich beschloß, das Gesetz zu benutzen. Was den gesetzlichen Charakter jener Trauung anbetraf – so ließ sich auf beiden Seiten so Vieles sagen, daß ich, wenn meine eigenen Gefühle nicht betheiligt gewesen wären, es wirklich schwierig gefunden haben würde, mich mit Eifer für eine von beiden Seiten zu entscheiden; aber mein Mitgefühl war stark betheiligt, und ich ging von ganzem Herzen und mit ganzer

Seele an das Werk, um Estelle aus den Klauen des Geiers, Victoir, zu retten. Da nun der Vogel todt ist – obgleich weder die moralische, noch die gesetzmäßige Beschaffenheit jener unglücklichen Trauung durch diesen Umstand mehr verändert wird, wie sie es durch die Entscheidung eines Gerichtes werden konnte – so ist meine Politik doch verändert – jetzt ist es aus den erwähnten Gründen rathsam, daß ich die Macht der Gesetze zur Feststellung der Giltigkeit der Trauung anwende, während es damals rathsam war, daß ich die nämliche Macht benutzte, um sie zu vernichten. Damals war ich gezwungen, zwischen zwei Uebeln zu wählen – jetzt vertheidige ich etwas wirklich Gutes.«

»Gott sei Dank, Estelle weiß Nichts von Ihrer Politik! Ich kann dieses System der Rathsamkeit von *Ihnen* ertragen. Ich kann Ihnen sogar dafür danken und zugeben, daß eine Art Weltklugheit darin liegt. Ja, noch mehr, ich kann Ihre Glückwünsche über das Mißlingen meiner Nachforschung nach Estelle annehmen, und ich kann mich über das Bewußtsein freuen, daß ich seit unserer Trauung kaum einen einzigen Augenblick mit ihr allein gewesen bin. Denn ich möchte selbst um meine Seele zu retten, nicht einen Schatten des Vorwurfs auf ihr gebeugtes junges Haupt herabbringen. Ich will die Entscheidung des geistlichen Gerichtes abwarten.«

»Und dann?«

»Wenn dieses Gericht ihre erste, kindische Heirath so, wie ich zu glauben veranlaßt worden bin, für ungesetzlich erklärt, so folgt daraus, daß die zweite gesetzmäßig

war, und daß Estelle meine rechtmäßige Gattin ist. Wenn es im Gegentheil entscheidet, daß dieselbe giltig gewesen ist – so ist Estelle durch den Tod L'Orient's frei – ich würde um sie werben und sie heirathen. Das ist Alles.«

»Außer, daß im letzteren Falle Estelle von jedem Tadel frei sein würde.«

»Davon ist sie in jedem Falle frei. Sie ist unschuldig an jeder Absicht, Unrecht zu thun.«

»Allerdings, aber die Welt urtheilt nach Handlungen, nicht nach Absichten.«

Lord Montessor machte eine ungeduldige Bewegung und sagte dann:

»Aber da L'Orient, auf dessen Betrieb die Sache vor das geistliche Gericht gebracht wurde, todt ist, so fragt es sich, auf wessen Betreiben der Prozeß fortgeführt wird?«

»Auf das ihres Vaters.«

»Ihres Vaters?«

»Auf das Sir Parke Morelle's.«

»Ist er nach England zurückgekehrt?«

»Und er ist auch zu Verstande gekommen, was noch viel mehr sagen will.«

»Sie setzen mich in Erstaunen! Hat er sich mit seiner unglücklichen Tochter ausgesöhnt?« fragte Lord Montessor verwundert.

»Ruhig – ruhig – übereilen Sie sich nicht. Sie sagen, Estelle sei in Maryland in Nordamerika. Nin ist Sir Parke eben erst aus Italien zurückgekommen und verbringt das Weihnachtsfest in Hyde-Hall in Devonshire. Wie ist es möglich, daß sie ausgesöhnt sein sollen?«

»Ich sollte meinen, daß das durch Briefwechsel hätte geschehen können.«

»Aber es ist nicht geschehen. Sir Parke weiß nicht einmal, wo sie ist, oder das Mindeste von ihren Schritten seit dem Prozeß, außer Dem, was er von Ihnen erfahren hat, nämlich, daß sie sich nach Amerika eingeschifft habe. Er verlangt sehr dringend nach einem Zusammen treffen und einer Aussöhnung mit ihr. Er ist zu stolz und empfindlich, als daß er, wenn auch vorsichtig und versteckt, Anzeigen ausgehen lassen sollte, aber er hat einen vertrauten Agenten nach Amerika geschickt, um sie aufsuchen zu lassen.«

»Eine Stecknadel in einem Heuschaber! Erwartet er sie auf diese Weise in jenem großem Welttheile zu finden?« rief Lord Montessor ungeduldig, denn er erinnerte sich, daß ohne die unnatürliche Strenge Sir Parke's und seine zu späte Reue das arme, unglückliche Mädchen jetzt sicher in dem Schutze ihres väterlichen Hause sein könnte.

»Ja, er hofft, daß sein Agent sie selbst in jenem großen Welttheile finden werde. Sir Parke betrachtet, wie die meisten ungereis'ten englischen Landedelleute, den großen Welttheil Amerika nur als eine große Wildniß mit einigen wenigen Küstenstädten, wie Boston, Newyork und dergleichen mehr, deren Bevölkerung von einer verständigen Polizei durchforscht werden kann. Das ist, trotz der Geographie und der Zeitungen, die Idee Sir Parke's.«

»Bah!«

Lord Dazzleright lachte.

Lord Montessor stand auf und blickte dem Advocaten fest in das Auge.

»Was glauben Sie, Lord Dazzleright, das die Veranlassung zu der Sinnesänderung Sir Parke Morelle's gegen seine Tochter ist?«

»Wir könnten leicht voraussetzen, daß Mutter Natur die Grundursache sei. Jedenfalls ist seine jetzige Erweichung weit natürlicher, wie seine frühere Strenge gegen sie.«

»Sir Parke ist nicht der Mann dazu, der sich durch seine natürlichen Gefühle leiten ließe.«

»Vielleicht nicht immer. Aber was bleibt ihm in diesem Falle weiter übrig, wie eine Revision, seines früheren Urtheils über Estelle? Hat er eine andere Tochter? – Hat er einen Sohn? – Hat er auch eine Nichte, oder einen Nefen, oder irgend einen anderen Erben für seine großen Besitzungen?«

»Allerdings nicht; Sie stellen die Sache klar hin. Aber dieser Umstand allein würde sein Verhalten nicht leiten. Die Meinung der Welt ist für ihn Lebensathem.«

»Eureka! Sie haben es gefunden!«

»Dann bin ich erstaunter, wie je, da ich nicht begreifen kann, wie seine Liebe zur Welt ihn zu Gunsten Derjenigen rühren sollte, welche die Welt verlassen hat.«

»Da irren Sie sich. Das geht den meisten Menschen so, die aus falschen Gründen folgern. Die Welt hat Estelle nicht verlassen! Estelle hat die Welt verlassen; Sie haben sie in solcher Hast verfolgt, daß Sie diesen Umstand nicht bemerkten.«

»Was sagen Sie mir da!« rief Lord Montessor in freudiger Ueberraschung und Ungläubigkeit.

»Daß es in ganz England keine Frau giebt, die mehr von Denjenigen geliebt und geachtet wird, deren Liebe und Achtung werthvoll sind, wie unsere Estelle.«

»Dazzleright, das ist nicht möglich! Die Welt ist nicht so gerecht gegen das Unglück.«

»Die Welt ist, wie der Teufel, nicht halb so schwarz, wie er dargestellt wird. Wissen Sie nicht, daß die Reaction der Action angemessen ist? Anfangs, als das Unerwartete und Ungeheuerliche der gegen Estelle vorgebrachten Anklage ihre Freunde und Bekannten erschreckt hatte, mußten sie unausbleiblich mit Abscheu auf sie blicken. Als dieser Schrecken vorüber war, als die Leute Zeit fanden, sich zu sammeln und zu überlegen, und vor Allem, als die einfachen Umstände, die bei dem Prozeß dargelegt und bewiesen wurden, die übertriebenen Einbildungen der Klatschereien verdrängt hatten, und als man begriff, daß Estelle von dem Augenblicke ihrer Verhaftung am Altare an die Nähe Lord Montessor's vermieden und sich ihm so bald wie möglich entzogen hatte, trat eine mächtige Reaction zu ihren Gunsten ein.«

»Gott sei Dank! O, Gott sei Dank dafür, daß das Publicum Estelle erkennen und ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte!« rief Lord Montessor, der, wenn er auch im Herzen selbst die Schwankungen der öffentlichen Meinung verachtete, sie doch für Estelle fürchtete.

»Danken Sie Gott für Alles und der Welt für Nichts,« antwortete Dazzleright. »Das ganze fromme Leben Estelle's konnte nicht durch einen einzigen Sturm der Verleumdung vernichtet werden. Ich wundere mich durchaus nicht,« fuhr Lord Dazzleright fort, »daß eine Reaction zu Gunsten Estelle's stattfand, und daß sich vornehme, einflußreiche Personen wieder um sie sammeln, wenn man es ihrer persönlichen Frömmigkeit zuschreiben kann – das, Mylord, hat sie gerettet, und außerdem haben Sie ihr durch Ihren Namen, Charakter, Ruf und Ihre Popularität bedeutend genützt.«

»Was ich an gutem Ruf oder guten Meinungen besaß, stand ihr zu Diensten,« sagte Lord Montessor.

»Sie ging unverletzt aus dieser schweren Prüfung hervor. Nachdem ihr Prozeß vorüber war, urtheilten die Leute einigermaßen, wie Sie und ich sie beurtheilen. Ihr schönes, christliches Leben, die Umstände, die bei dem Prozeß an den Tag kamen, ihre darauf folgende Aufopferung dienten alle dazu, ihr die Achtung und Liebe wieder zu verschaffen. Alle Diejenigen, deren gute Meinung Etwas werth ist, lieben und achten sie. Selbst die Neidischen und Böswilligen wagen es nicht, sie zu verleumden, damit ihre Beweggründe nicht durchschaut werden. Und nun sage ich, wie von Anfang an, daß es in England keine Frau giebt, die aufrichtiger geachtet würde, wie Estelle. Sir Parke Morelle, der einigermaßen seinen Verstand wiedererlangt hatte, fand bei seiner Rückkehr dieses Gefühl vorherrschend. Es wirkte auf ihn ein und

beherrschte ihn. Er beschloß, sein in der Irre umherschweifendes Kind zu suchen und nach Hause zu rufen. Wenn sein Entschluß der Bestärkung bedurfte, so erhielt er sie. Das Unglück Estelle's hatte in den höchsten Kreisen Mitleid erregt. Sir Parke und Mylady. Morelle wohnten dem ersten Drawing-Room der Saison bei. Es war ungewöhnlich glänzend und so gefüllt, daß der hohe Herrscher den Einzelnen sich zur Beachtung Vordrängenden nur ein paar Worte schenken konnte. Die Reihe kam an Lady Morelle; stellen Sie sich die Wirkung vor, als die Königin Adelaide – ihre Freundlichkeit ist sprichwörtlich – gnädig nach der Gesundheit der Tochter Lady Morelle's fragte, und ihr Bedauern aussprach, daß sie dieselbe nicht sehe! Dies geschah vorsätzlich und erreichte seinen Zweck. Damen der ältesten Herkunft – von unzweifelhaftem und fleckenlosem Adel, die thun können, was ihnen beliebt, weil ihnen unmöglich ist, Unrecht thun – folgten dem königlichen Beispiele. Die Schüchternen, wenn auch nicht weniger Wohlgeneigten, bildeten die Nachhut. Sie begreifen, daß dies nicht Alles auf einmal bei dem Drawing-Room geschah – obgleich dort die Sonne aufging – dort der Impuls gegeben wurde. Selbst die Feigsten fürchteten sich nicht, sich vorzuwagen, wo das Königthum vorangegangen war.«

»Aber Sir Parke! Lady Morelle! Welche Antworten gaben sie, als sie nach ihrer unglücklichen Tochter gefragt wurden?«

»Hm! Sie antworteten nur, daß sie in Amerika sei, und sie schickten einen vertrauten Agenten dorthin, um sie

zu suchen! *Eh bien!* Sie begreifen, daß die Feuerprobe gut überstanden ist!«

»Gott sei Dank!« rief Lord Montessor innig.

»Amen und langes Leben für die Königin Adelaide!«
erwiederte Dazzleright.

Lord Montessor sah sich um.

»Was suchen Sie?« fragte Lord Dazzleright.

»Meinen Hut.«

»Sie wollen doch nicht fort?«

»Ja.«

»O nein! Da sind köstliche Cigarren – bleiben Sie und versuchen Sie dieselben!«

»Ich kann nicht. Ich fahre mit dem Mitternachtszuge nach Devonshire. Leben Sie wohl!«

»Aber Sie wollen doch gewiß nicht fort?«

»Unbedingt und augenblicklich! Ich werde nicht einmal erst nach meinem Hôtel zurückkehren, da es jetzt elf Uhr ist und der Zug nach dem Westen um zwölf abgeht. Ich werde Ihre Güte daher in Anspruch nehmen und Sie bitten, einen Ihrer Leute zu Gerard's zu hien, um meinen Bedienten die Anweisung zu geben, daß sie mir mit dem nächsten Zuge folgen.«

»Das still ich gern thun. Aber Sie haben mir noch nicht gesagt, nach welchem Punkte in der Grafschaft Devonshire ich sie schicken soll?«

»Das wissen Sie doch gewiß! Ich reise ab, um Sir Parke Morelle in Hyde zu besuchen. Sagen Sie ihnen, daß sie im Morellewappen in Hyde einkehren sollen.«

»Hm! Wissen Sie, daß ich versprochen habe, dort morgen ein Weihnachtsdiner verzehren zu helfen? Es könnte sich daher leicht zutragen, daß ich Ihnen folgte, um Ihnen bei der großen Unterredung beizustehen, die morgen Abend stattfinden muß.«

»Es würde mich sehr freuen, wenn Sie das thun! Soll ich Sir Parke sagen, daß Sie kommen?«

»Wenn Sie die Güte haben wollen.«

»Nun denn, leben Sie wohl,« sagte Lord Montessor und reichte ihm die Hand.

Sein Freund drückte sie warm, wünschte ihm glückliche Reise und dann entfernte sich Lord Montessor. Als er wieder in die Droschke stieg, die während seines Besuches vor der Thüre gewartet hatte, gab er den Befehl:

»Nach dem Great-Western-Bahnhofe.«

Der Kutscher gab seinen Pferden die Peitsche, und sie erreichten ihren Bestimmungsort zur rechten Zeit.

Lord Montessor stieg in den Wagen, der Zug stand im Begriff, abzufahren, und er flog bald der gewünschten Station zu, die er bei Tagesanbruch erreichte.

Dort verließ er den Zug und bestieg den Postwagen, der alle Tage an dem Dorfe vorüberfuhr, wo er hinwollte.

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL. WEIHNACHTEN IM DORFE.

Die Sonne ging auf, als der Postwagen in dem Dörfchen Hyde ankam und bei dem Morellewappen vorfuhr.

Das kleine Gasthaus war freundlich mit Misteln und Stechpalmen verziert.

Die nette kleine Wirthin war geschäftig und heiter. Sie eilte schnell heraus, um die Gäste zu begrüßen, welche ihr die Post mitgebracht haben konnte. Augenscheinlich erwartete sie Jemand – vermuthlich Lord Dazzleright, denn sie warf forschende Blicke in das Innere des Wagens. Ihr ehrliches Gesicht strahlte vor Freude, als sie Lord Montessor aussteigen sah. Aber sie erwartete, daß Jemand nach ihm kommen solle.

Es folgte Niemand. Der Postwagen fuhr weiter.

Die kleine Wirthin knixte.

»Willkommen in Devonshire, Mylord! Kommen Sie herein, Mylord! Hierher, Mylord! Was belieben Sie zu frühstücken, Mylord?« fragte sie in geschäftiger, ehrerbietiger Sorgsamkeit.

Ja, Mylord wollte frühstücken und dann in einer Postchaise nach Hyde-Hall weiter fahren.

Die kleine Wirthin eilte hinaus, um seine Befehle auszuführen und beschäftigte sich dann mit dem Decken des Tisches für das Frühstück. Ihr heiteres Gesicht wurde jetzt durch Besorgniß bewölkt. Sie warf verstohlen forschende Blicke auf das nachdenkliche zerstreute Gesicht Lord Montessor's, und schlug schnell die Augen wieder nieder, da sie fürchtete, dabei überrascht zu werden. Kurz, die kleine Frau würde die Welt, oder wenigstens ihren Antheil an dem Morellewappen dafür gegeben haben, wenn sie nach ihrem Lieblinge Estelle hätte fragen dürfen. Als sie Lord Montrestor aus dem Wagen steigen sah, hatte sie natürlicher Weise erwartet, zu sehen, wie

er sie heraushob, da sie glaubte, daß sie beisammen seien und das Weihnachtsfest bei den Eltern der Dame im Schlosse verbringen würden. Sie konnte nicht begreifen, warum Mylord allein reis'te, um das Weihnachtsfest mit ihrer Familie zu feiern, während sie nicht dabei war. Allerdings waren widersprechende Gerüchte nach Hyde gedrungen. Aber Frau Higgins zweifelte an allem, und da sie jetzt Lord Montessor sah, seufzte sie nach Estelle.

Als das Frühstück fertig war, brachte sie es herein und blieb in der Hoffnung, auf indirectem Wege Etwas von ihrem Pflegekinde zu hören und wartete bei Tische auf.

»Wissen Sie, ob sich die Familie im Schlosse wohl befindet, Mrs. Higgins?« fragte Lord Montessor, als er eine Tasse Kaffee aus ihren Händen empfing.

»Ach, Mylord! Ist es mit Erlaubniß Ew. Lordschaft wohl wahrscheinlich, daß sie sich wohl befinden? Sir Parke ist sehr niedergeschlagen und Lady Morelle nicht mehr die hübsche jugendliche Frau, wie vor einem Jahre,« sagte die Wirthin mit ernstem Kopfschütteln.

Lord Montessor hatte diese Andeutung auf das Unglück der Familie von Seiten der Mrs. Higgins weder verlangt, noch erwartet. Er glaubte einer gewissen Indiscretion schuldig zu sein, indem er überhaupt eine Frage gethan hatte. Jetzt machte er keine Bemerkung über ihre Mittheilung, sondern blieb still.

Das that die Wirthin nicht, da Mylord das Beispiel gegeben und gefragt hatte, so wagte sie es, denselben zu fragen.

»Ich hoffe, Mylady war gesund, als Ihre Lordschaft sie verließen?« sagte Mrs. Higgins, die ihre Frage auf das höflichste – das heißt, in behauptender Form stellte.

»Ich danke, ja,« antwortete Lord Montessor in einem Tone und mit einer Miene, die jede weitere Zudringlichkeit von Seiten der Wirthin zurück wies.

Die keine Frau beschäftigte sich daher mit der Bedienung ihres Gastes und schwieg, bis sie wieder angeredet wurde.

»Kann ich von hier aus eine Postchaise bekommen, die mich nach dem Schlosse bringt, Mrs. Higgins?« fragte Lord Montessor.

»Ich bedauere wirklich recht sehr, Mylord, aber das Geschirr ist heute früh nach Horsford gefahren, um einige Weihnachtsgäste hinzubringen, die gestern Abend von London gekommen sind und wird vor Mittag nicht wiederkommen,« antwortete die Wirthin mit der Miene aufrichtigen Bedauerns.

Horsford! Wie erinnerte ihn dieser Name an den Schauplatz der Voruntersuchung!

»Ah! Sir George Bannerman, das eine Schuld, die noch ausgeglichen werden muß,« dachte Lord Montessor.

Als die Wirthin den erhöhten Ernst Lord Montessor's bemerkte und denselben seiner Enttäuschung in Bezug auf die Chaise zuschreiben zu dürfen glaubte, fügte sie eilig hinzu:

»Aber Mylord, Jenkins ist noch nicht wieder fort.«

»Jenkins? – wer ist das?«

»Ja, Mylord! Jenkins – der Kutscher Sir Parke Morelle's, der heute früh mit dem Wagen vom Schlosse hierher geschickt worden ist, um Lord Dazzleright abzuholen, der noch nicht angekommen ist.«

»Und Jenkins ist, wie Sie sagen, mit dem Wagen noch nicht wieder zurückgekehrt?«

»Nein, Mylord, er sitzt jetzt in der Küche bei geröstetem Speck und einem Krüge Ale.«

»Ganz wohl. Wenn Jenkins mit seiner Mahlzeit fertig ist, so haben Sie die Güte, ihn hierher zu schicken,« sagte Lord Montessor und stand auf.

»Das will thun, Mylord,« antwortete sie und entfernte sich, um zu gehorchen.

Nach einigen Minuten erschien der Kutscher von Hyde-Hall vor Mylord.

Hier gab es wieder ein Erkennen voll peinlicher Erinnerungen! Jenkins war der grauköpfige Alte, welcher an jenem unglückseligen ersten Mai die hochzeitliche Gesellschaft von dem Schlosse nach der Kirche gefahren hatte. Lord Montessor hatte ihn seit jenem düsteren Tage nicht gesehen.

Der Alte stand vor ihm ehrerbietig, mit dem Hute in der Hand, in Erwartung der Befehle Lord Montessor's da.

»Wie geht es Ihnen, Jenkins? Ich hoffe, die Familie im Schlosse befindet sich wohl?« fragte Lord Montessor.

»Hm – hm – ich denke, so wohl wie gewöhnlich,« antwortete der alte Diener zögernd, obgleich ehrfurchtsvoll.

Dann theilte ihm Lord Montessor mit, daß er gekommen sei, um Sir Parke Morelle zu besuchen und gern einen Platz in dem rückkehrenden Wagen zu haben wünsche.

Die Pferde wurden gefüttert; aber Jenkins wollte sie sofort anspannen lassen, und ging mit einer tiefen Verbeugung fort, um dies zu besorgen.

Dann bestellte Lord Montessor ein Zimmer, widmete seiner Toilette so viel Aufmerksamkeit, wie es die Umstände erlaubten, begab sich hinunter, bezahlte die Rechnung und stieg in den Wagen, welcher wartete, um ihn nach Hyde-Hall zu führen.

Es war ein schöner heller Wintermorgen. Eine dünne Lage Schnee, die während der vergangenen Nacht gefallen war, bedeckte die Erde eben nur und erhöhte die Freundlichkeit des Schauspiels. Der Rauchfrost hing wie ein Netzwerk von feinen Perlen auf den Bäumen.

Das kleine Dorf war schon der Schauplatz der Weihnachtsfreude. Misteln und Stechpalmen zierten viele Thüren und Fenster der Häuser auf beiden Seiten der Straße, an deren Ende das Morellewappen stand und in welcher der Wagen jetzt dahinfuhr. Die Nachbarn begrüßten einander, die Kinder liefen in Gruppen singend von einem Hause zum andern, oder kamen mit den Händen, Hüten oder Schürzen voll Kostbarkeiten heraus.

Der Wagen ließ die freundliche Dorfstraße hinter sich und fuhr auf der Chaussee dahin, die nach dem Parke führte.

Ehe sie bei dem großen Thore einfuhren, kamen sie an der kleinen gothischen Kirche, dem Schauplatze der verhängnißvollen Trauung Estelle's und ihrer darauf folgenden Verhaftung, vorüber. Dies war die peinlichste aller Erinnerungen, welche durch seine Rückkehr in diese Gegend geweckt wurden. Die kleine Kirche stand offen und war innen und außen mit Misteln und Stechpalmen geziert, und einige der frömmsten Gemeindeglieder hatten sich versammelt, um dem Gottesdienste beizuwohnen, gingen jetzt umher und unterhielten sich auf dem Kirchhofe, während sie auf den Anfang desselben warteten. Mehrere von den alten Leuten zogen die Hüte vor Lord Montessor, als der Wagen vorbei fuhr.

Lord Montessor konnte dieses Schauspiel in Verbindung mit den Bildern der Vergangenheit, die vor ihm aufstiegen, nicht gut ertragen. Er dankte ihnen daher freundlich durch eine Verbeugung, zog die Vorhänge an den Fenstern vor, gab den Befehl, schneller zu fahren, und sank dann auf seinen Platz zurück, bis sie in den Park einfuhren.

SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL. WEIHNACHTEN IN DEM VERÖDETEN HAUSE.

Nachdem sie durch das Parkthor gefahren waren, veränderte sich der ganze Anblick. Hier gab es keine Spur von Weihnachtsfestlichkeiten, kein winterlicher Kranz von Misteln und Stechpalmen wölbte sich über dem Eingange, hier sangen keine fröhlichen Truppen von Kindern aus dem Dorfe ihr Weihnachtslied, während sie nach dem

Schlosse hinaufgingen, um von dem Haushofmeister seine Bescheerung an Kuchen und Schillingen zu erhalten. Alles war still, düster, als ob ein Todesfall die Familie und das Haus in Trauer versetzt habe. Der Wagen gelangte durch die Winterallee in den Park – eine Allee, die überall von riesigen, immergrünen Bäumen beschattet wurde und deshalb und wegen des Schutzes, den sie so gewährten, aber von der die Behaglichkeit liebenden Familie ausschließlich benutzt wurde. Diese düsteren Bäume mit ihren oben zusammentreffenden Aesten verbreiteten einen grabartigen Schatten auf seinem Wege.

Als sie dem Schlosse näher kamen, wurde die Düsterei immer größer. Die dunkelgraue Vorderseite des Hauses war verschlossen und verstummt. Der Wagen fuhr an dem großen Portal vor, der Kutscher stieg ab, machte den Schlag auf, ließ die Stufen herab und Lord Montessor stieg aus.

Dann ging der Alte hinauf, klingelte und sagte zu dem ernstesten Bedienten, der die Thüre öffnete:

»John, führe Se. Lordschaft in das schwarze Zimmer und nimm seine Befehle entgegen.«

John verbeugte sich und schloß, als der alte Kutscher fortging, die Thüre hinter ihm, drehte sich mit einer zweiten Verbeugung um, ging nach einem kleinen hübschen, aber düsteren Salon im nämlichen Stockwerk, schürte das Feuer, rückte einen Lehnstuhl herbei und entfernte sich, um die Karte hinaufzutragen.

John kehrte nach wenigen Secunden mit der Bitte zurück, daß der Gast hinaufkommen möge, und ging bis an

die Thüre des Wohnzimmers voran, welche er aufwacht und meldete:

»Lord Montessor.«

Sir Parke und Lady Morelle saßen einander an dem weiten Kamin, in welchem ein helles Steinkohlenfeuer brannte, gegenüber.

Beide waren in hohem Grade verändert. Die Weltlichkeit konnte vielleicht ihre Elternliebe erkältet und der Stolz jedem Ausdruck des Schmerzes, oder die Demüthigung verbannt oder unterdrückt haben, aber daß sie tief und bitter gelitten hatten, stand unauslöschlich in ihren Zügen geschrieben.

Sir Parke war grau und kahl geworden, sein Gesicht merklich eingefallen, seine Gestalt sichtbar zusammengeschrumpft.

Das schöne elastische Gesicht der Lady Morelle hatte seinen weiten, ovalen Umriß und die zarte Röthe verloren, und ließ ein leichtes Gewebe von Linien auf der Stirn und um die Augen sehen.

Aber Beide bewahrten ihre kalte, stattliche Selbstbeherrschung.

Als Lord Montessor auf sie zu kam stand Sir Parke auf und reichte ihm die Hand nur mit den Worten:

»Es freut mich, Sie zu sehen, Lord Montessor.«

»Ich danke Ihnen, Sir Parke; das ist nicht mehr wie Gerechtigkeit, da ich vierundzwanzig Stunden nach meiner Landung in England zu Ihnen komme,« antwortete der Gast lächelnd. Dann ging er zu Lady Morelle, die kalt aufstand und ihm die Hand reichte.

»Ich hoffe, ich finde Sie bei Ihrer gewöhnlichen guten Gesundheit?«

»Ich befinde mich wohl, Sir, und heiße Sie in England herzlich willkommen,« antwortete sie, indem sie wieder auf ihr Sopha zur Linken von dem Kamine sank. Sir Parke nahm seinen Platz auf der rechten Seite wieder ein, und Lord Montessor setzte sich auf den bequemen Lehnstuhl, den der Bediente dem lodernden Feuer gegenüber für ihn hingestellt hatte. Und dort saß er mit dem stolzen, zurückhaltenden Baronet zur Rechten, und der kalten, stattlichen Dame zur Linken – und Alle schwiegen ein paar Minuten lang, bis es Sir Parke einfiel, den Bedienten zu entlassen.

Als sie sich allein befanden, wendete sich Lord Montessor zu dem Baronet und ging gerade auf den Gegenstand ihrer geheimen Gedanken über.

»Sir Parke, es hat mir die höchste Freude gemacht, als ich von Lord Dazzleright erfuhr, daß Sie mildere Gesinnungen gegen Ihre Tochter hegen.«

Das Gesicht des Baronets zeigte keine Veränderung. Er fuhr ein paar Mal mit der Hand über die schmalen, eingefallenen Lippen und antwortete dann langsam und gefaßt:

»Jener Prozeß, Sir, hat, so bedauerlich er an und für sich er auch ist, doch Umstände an den Tag gebracht, welche bewiesen, daß Estelle viel weniger tadelnswürdig war, wie es Anfangs schien. Ja, Sir, das ist das Urtheil derjenigen, welche die öffentliche Meinung beherrschen und beherrschen sollten.«

Lord Montessor verbeugte sich nur und wartete, daß er weiter sprechen solle.

»Estelle war nur ein Kind in schlechten Händen, als sie jenen unglückseligen Ungehorsam beging.«

Lord Montessor konnte nicht recht begreifen, wie Estelle ihren Eltern ungehorsam gewesen war, als sie Vic-toir heirathete, während ihr nie verboten worden war, ihn zu heirathen, ließ dies aber auf sich beruhen. Sir Parke fuhr in demselben langsamen, ruhigen Tone fort:

»Das Unglück, welches aus jenem Ereignisse hervorging, ist ihr nicht als Verbrechen anzurechnen – sie hat am meisten dadurch gelitten.«

»Es freut mich, daß Sie aus diesem Gesichtspunkte betrachten, Sir Parke,« sagte Lord Montessor, der hierbei dachte, wie schade es sei, daß er es nicht habe einsehen können, ehe er sich die Brille der Königin Adelaide geborgt hatte.

»Wir haben beschlossen, die erste Trauung für ungiltig erklären zu lassen,« sagte der Baronet mit der kaltblütigen Zuversicht eines Autokraten. »Ich habe mit meinem Freunde, dem Erzbischof von York, gesprochen und er glaubt, so wie ich, daß es das Einzige sei, was geschehen müsse.«

»Aber – sind Sie überzeugt, daß es geschehen kann?«

Sir Parke ließ die Hand sinken, die sein Kinn geliebkos't hatte, und richtete einen Blick kaltblütigen Erstau-nens auf den Zweifelnden und sagte:

»Gewiß, Sir. Kann dies einem Zweifel unterliegen? Das einzige Hinderniß für die Giltigkeit jener kindischen

Trauung ist der Mangel meiner Einwilligung. Jetzt beabsichtige ich die Voraussetzung bestehen zu lassen, daß mein Schweigen während dieser Jahre das Schweigen der Einwilligung gewesen ist. Ja, Sir. Wenn um diese Heirath gewußt und Abneigung gegen sie gefühlt hätte, so würde ich sie von Anfang an haben aufheben können. Daß ich dies nicht gethan habe – gleichviel, aus welchem Grunde – bedeutet meine Einwilligung. Daß ich sie unangefochten bis zu dem Tage der gesetzmäßigen Volljährigkeit meiner Tochter habe bestehen lassen, macht die Trauung giltig. So sieht es mein Freund, der Erzbischof, an. Die Sache wird vorkommen. Das Gericht ist meinem Interesse günstig gestimmt. Die Entscheidung wird keine Wirkung auf das Vermögen oder auf den Wittwengehalt haben, sondern nur auf die Ehre des Hauses, die gerettet werden muß.«

»Wann wird die Sache vorkommen?«

»Sehr bald. Es wird die erste sein, welche man vornimmt.«

»Sie haben wohl in der letzten Zeit Nichts von Ihrer Tochter gehört?«

»Seit ihrer Abreise nach Amerika nicht. Ich habe ihr jedoch einen Boten nachgeschickt, von dem ich mit jeder Post Nachricht erwarte,« sagte Sir Parke und verrieth hierbei seine große Unruhe.

»Dann bringe ich Ihnen die neuesten Nachrichten von Estelle.«

Sir Parke und Lady Morelle hatten dies Beide erwartet, aber sie waren zu kaltblütig und der Selbstbeherrschung

fähig, als daß sie hätten eine Frage thun, oder Unruhe sehen lassen sollen.

Bei den Worten Lord Montressors richtete jedoch Lady Morelle den Kopf in die Höhe und Sir Parke antwortete:

»Ah, wirklich? Dann hoffe ich, Mylord, daß Sie mir sagen werden, daß sie sich wohl befindet und daß mein Agent sie finden kann.«

»Sie befand sich wohl, als ich abreis'te und lebte in der Zurückgezogenheit in Maryland.«

Sir Parke verbeugte sich und biß sich auf die Lippen, Lady Morelle erröthete und wendete das Gesicht ab. So sehr sie sich auch beherrschte, verrieth sich doch ihre wachsende Aengstlichkeit.

Lord Montessor begriff dies vollständig und antwortete mit seiner gewöhnlichen Offenheit:

»Fürchten Sie Nichts, Sir Parke. Obgleich ich, als ich England verließ, um Estelle aufzusuchen, glaubte, daß sie meine gesetzmäßige Gattin sei, habe ich sie doch seit dem Tage, wo sie den Schutz des Pfarrers verließ, nicht wieder gesehen und danke dem Himmel dafür, da die Sache diese unerwartete Wendung genommen hat, und noch mehr, daß ich keinen einzigen Augenblick allein mit ihr verbracht habe, seitdem wir vor dem Altare gestanden haben.«

»Das ist gut,« antwortete Sir Parke kaltblütig, und ohne im Geringsten die große Last der Seele zu verrathen, welche von seinem Geiste gewälzt worden war.

Das Gesicht der Lady Morelle fand seine ein wenig gestörte Ruhe wieder.

»Aber ich halte es für angemessen, die Eltern Estelle's zu benachrichtigen, daß ich, wenn die Entscheidung des geistlichen Gerichtes gefällt ist, als Bewerber um die Hand ihrer Tochter auftreten werde. Bis zu dieser Zeit ist es mir, wie jedem Anderen, verboten, nach ihr zu streben.«

Sir Parke nickte mit dem Kopfe.

»Sie haben Recht, Mylord,« sagte er.

Jetzt nahm Lady Morelle zum ersten Male an dem Gespräche Theil, indem sie sagte:

»Sie theilten uns mit, daß Estelle in der Zurückgezogenheit in einem Theile von Maryland lebe. Wollen Sie uns gefällig Ihren Aufenthaltsort genauer bezeichnen?«

»Das kann ich nicht, Madame, da ich ihn selbst nicht kenne. Wenn dies der Fall gewesen, wäre, so würde ich vermuthlich jetzt nicht bei Ihnen sitzen.«

»Ihre Nachricht ist also nicht sehr genau oder befriedigend.«

»Sie ist allerdings befriedigend, Madame, obgleich ich zugebe, daß sie nicht sehr genau ist. Erlauben Sie mir, Ihnen eine Erklärung zu geben –« und nun erzählte Lord Montessor seine Bekanntschaft mit Barbara Brande und das interessante Gespräch, welches er in Bezug auf Estelle mit ihr geführt hatte.

»Aber ist dies zuverlässig – ist nicht Estelle selbst in ihrer Noth am allerwenigsten auf der Welt dazu geeignet, eine Wilde zur Vertrauten zu wählen?« fragte Sir Parke.

»Bin ich denn so ungerecht oder unfähig gewesen, Ihnen diesen Begriff von Miß Brande beizubringen? – Es ist

eine so heldenmuthige Christin, wie ich jemals eine gesehen habe!« rief Lord Montessor warm.

»Ein weiblicher Matrose im besten Falle. Aber lassen Sie das gut sein, Montessor, da Sie als ihr Vertheidiger auftreten. Da kommt John aus dem Zimmer des Haushofmeisters.«

Der Bediente erschien jetzt allerdings und meldete:

»Die Pächter sind Alle angekommen, Sir Parke.«

»Gut,« sagte der Baron und stand mit mißvergnügter Miene auf. »Ich denke, wir müssen uns ihnen zeigen, vermuthlich kommen sie aus der Kirche hergeströmt, nicht wahr, John?«

»Die Kirche ist eben aus, Sir, und sie sind nur zu Mr. Thompson gekommen, um Ew. Ehren ein fröhliches Weihnachten zu wünschen.«

»Und ein Faß Wein zu trinken! – Ganz wohl! Lady Morrelle, wollen Sie mich begleiten?«

»Ich denke, nein, Sir Parke,« sagte Mylady und zuckte mit den zierlichen Achseln über den Gedanken, die gemischte Gesellschaft unten sehen zu müssen.

»Und Sie, Montessor?«

»Ich werde Sie gern begleiten, Sir Parke.«

»Nun, dann kommen Sie! Es ist eine alte Gewohnheit, daß wir unsere Pächter zu Weihnachten tractiren; und obgleich ich ihre Gesellschaft bei dieser Gelegenheit recht gut hätte entbehren können und obschon Nichts von ihrem Kommen gesagt worden ist, so sehen Sie doch, daß sie dieselbe nicht vergessen haben,« sagte der Baronet, als sie das Zimmer verließen.

»Eine ehrwürdige Gewohnheit, die es wohl verdient, daß man sie beibehält, Sir Parke, und ich hoffe auch, daß mein Verwalter in Montessor meine Kinder dort jetzt nicht vergißt,« antwortete der junge Pair, der für seine Pächter und Untergebenen ein wahrer Vater war.

»Apropos, können Sie mir nicht sagen, warum Dazzleright nicht gekommen ist.«

»Er wird mit dem Mittagszuge kommen, Sir Parke.«

»O wirklich, steht es so? John!«

»Ja, Sir,« sagte der Bediente und trat zu ihm.

»Sage, Jenkins, daß er die Grauschimmel einspannt und nach dem Wappen fährt und auf Lord Dazzleright wartet.«

»Ja, Sir,« und der Diener verschwand.

Sie gingen eine andere Treppe hinab nach dem des Haushofmeisters, wo fünfzig bis sechzig Personen, Männer, Weiber und Kinder, versammelt waren.

Die Männer standen, da es an Stühlen fehlte, und die Frauen saßen sämtlich, während die Kinder um die Kniee der Mütter versammelt worden waren, damit sie kein Unheil stiften sollten.

Vier mäßig große Tische waren mit mächtigen Brodlai-
ben und Rinderbraten, großen Käsen und riesigen Mohn-
kuchen beladen, die alle wirklich für etwas Solides gelten
konnten.

In der einen Ecke standen unter der Aufsicht des Kellermeisters zwei lachende Bediente zwischen verschiedenen Weinkrügen und einem Tische mit Gläsern. Einer von

diesen Ehrenmännern war damit beschäftigt, Stöpsel herauszuziehen, während der Andere die Gläser auf dem Tische füllte.

Auf der anderen Seite des Zimmers stand mit fest auf dem Teppich gepflanzten Füßen und den breiten Rücken dem Feuer zugewendet Mr. Thompson, der Haushofmeister, um durch seine würdevolle Gegenwart den Anstand aufrecht zu erhalten.

Bei dem Eintritt des Herrn des Hauses und seines vornehmen Gastes wurde dieser »Anstand« noch anständiger – stieg auf einen höheren Grad. Die Burschen bei den Gläsern grins'ten. Die Männer verbeugten sich. Die Frauen standen sämmtlich auf und knixten.

Sir Parke nahm ihre Huldigung gnädig an.

»Es freut mich, daß ich Euch hier wie gewöhnlich sehe, meine Freunde. Setzt Euch, soweit Ihr Platz finden könnt, aber ich weiß, daß Ihr den Frauen den Vorzug lassen werdet. Thompson, sorgen Sie dafür, daß es unseren guten Freunden an Nichts fehlt. Brodie, Sie brauchen die Keller nicht zu schonen,« sagte der Baronet.

Jetzt traten einige ältere und bevorrechtete unter den Pächtern vor, verbeugten sich vor dem Gaste, drückten dem Gutsherrn die Hand und wünschten Beiden:

»Ein fröhliches Weihnachten und noch viele ähnliche.«

Dann machte, der Wein das erste Mal die Runde, und ein grauköpfiger Pächter stand auf und brachte eine Gesundheit aus.

»Unser geehrter Gutsherr, seine Familie und seine Gäste – möge Ihnen ewig Glück zu Theil werden!«

Dieser Toast fand herzliche Beistimmung und wurde mit Enthusiasmus getrunken, denn zu Weihnachten wurden Sir Parke Morelle und seine Gemahlin von ihren Untergebenen sehr geliebt – oder wenn sie auch nicht, doch ihre Weihnachtsbewirthung, was ebenso gut war.

Als sich der Lärm gelegt hatte, wünschten der Baronet und sein Gast den Versammelten Gesundheit und Glück, und ließen sie bei ihrem Mahle.

ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL. DAS FEST AM ABEND.

Dann begaben sich die Herren nach dem Salon, wohin ihnen Lady Morelle in vollem Putze bereits vorausgegangen war. Und hier erfuhr Lord Montessor, daß sich noch andere Gäste im Hause befanden – was er dem düsteren Aussehen des Ortes nach nie geahnt haben würde. Aber nun kam bald Ihre Gnaden, die Herzogin von Graveminstor mit ihren Enkeln, Lady Jane und Miß Mary Chappelle, und o! »sage es nicht in Gath! Rufe es nicht an den Thoren von Askelon aus!«¹ – Lord und Lady Monson, Mr. und Mrs. Howard Kennaugh, und Mrs. Bute Trevor! – Damen, die in dem Boudoir der Lady Bannerman in ihren Schmähungen gegen die schöne Estelle, die einzige Tochter des Hauses, dessen Gastfreundschaft sie jetzt genossen, die Unbarmherzigsten gewesen waren! Wundert sich der Leser darüber? Nein, das thut er nicht. Er weiß, daß diese Achselträgerei die Art von nur zu viel Leuten auf

¹Zweites Buch Salomon.

unserer Welt ist, und wird sich sogar nicht einmal wundern, wenn ich ihm betheuere, daß dies fast ungebetene Gäste waren, eine Gesellschaft, die sich zu ihrem eigenen Vergnügen versammelt hatte und durch die Vermittelung der Herzogin vom Graveminster der Gastfreundschaft von Hyde-Hall so gut wie aufgedrungen worden war. Denn die Wahrheit zu gestehen, waren weder der Baronet noch seine Gattin im mindesten geneigt, eine Weihnachtsgesellschaft in ihrem betrübnen Hause zu unterhalten.

Spät am Nachmittag kam der Bediente Lord Montresors in einer Postchaise von dem Morellewappen mit dem Koffer und der Reisetasche seines Herrn – Dinge, die jetzt dringend nöthig waren, denn die Toilette Sr. Lordschaft war in Folge seiner hastigen Reise in Wahrheit in einem sehr wenig lordschaftlichen Zustande.

Ein wenig später am Abend kam Lord Dazzleright in dem Wagen an, der nach ihm geschickt worden war, und gerade zur rechten Zeit, daß er sich zum Diner ankleiden konnte.

Dieses Weihnachtsmahl wurde um sechs Uhr bei Licht aufgetragen.

Eine vornehme Gesellschaft hatte sich um den Tisch versammelt, aber man fühlte daß Etwas fehlte! Wo war die Erbin dieses Hauses, der Stolz des Vaters, die der Stern dieser glänzenden Gesellschaft hätte sein sollen? Fort, verschwunden! Und obgleich viele blitzende Lichter ihren Schein über das festliche Schauspiel ausstrahlten,

konnten sie doch dieses fehlende Licht nicht ersetzen. Alle fühlten die Dürsterkeit und den Schatten ihrer Abwesenheit, und ohne die Anwesenheit des glänzenden Gesellschafters, Baron Dazzleright, würde diese Versammlung sehr langweilig gewesen sein. Sir Parke Morelle begriff seinen Werth bei solchen Veranlassungen und hatte daher, als er sich gewissermaßen gezwungen sah, diese Weihnachtsgesellschaft in sein düsteres Haus einzuladen, unter anderen Lord Dazzleright dringend gebeten, nach Hyde zu kommen. Er war witzig, funkelnd, sarkastisch, kaustisch und gerade die rechte Art Säure, welche das Alkali dieser flauen Gesellschaft zum Leben aufbrausen lassen konnte. Und das that er auch. Die Unterhaltung erhielt Lebhaftigkeit; Scherze und Lachen machten die Runde. Als sich die Damen entfernt hatten, verwandelte sich die Festlichkeit in ein Gelage, und das Lachen, Singen und Toastausbringen dauerte noch eine Stunde länger.

Dann begaben sie sich zu Lady Morelle und den Damen im Salon, wo der Kakee aufgetragen wurde. Und dort war Lord Dazzleright noch immer das Leben der Gesellschaft. Er war erst fünfunddreißig Jahre alt, schön, talentvoll, witzig, reich, vornehm und – unverheirathet! Er wurde in Folge dessen von allen jungen Wittwen, Jungfrauen und schlaunen Müttern angebetet. Während der ersten Hälfte des Abends vertheilte er seine Aufmerksamkeiten sehr gleichmäßig unter die gegenwärtigen Damen,

widmete sie aber später den beiden Fräulein Chappelle, und zuletzt beschränkte er seine Huldigungen ausschließlich auf die schöne Wittwe Mrs. Bute Trevor.

Als es Zeit zum Schlafengehen war, entließ Lord Dazzleright sämtliche Gäste mit einer Verbeugung, ehe er Sir Parke und Lady Morelle gute Nacht sagte. Und nach dieser herculischen Arbeit, dieser unerhörten Anstrengung, ging er selbst mit einer Verbeugung und folgte mit schlauer Miene dem Bedienten, der ihm sein Schlafzimmer zeigen sollte, die Treppe hinauf.

»Wo ist das Zimmer Lord Montressors?« fragte er diesen, sobald er sich die Treppe hinaufgeschleppt hatte, und blieb auf dem Corridor des zweiten Stockes stehen.

»Dort, Sir, gerade dem Ihrigen gegenüber,« antwortete John.

»Dann gehen Sie, Sie brauchen nicht zu warten.«

John griff an seine Stirnlocke und ging.

»Lassen Sie mich herein! Lassen Sie mich herein!« rief der Löwe des Abends gebieterisch an der Thüre Lord Montressors.

Dieser öffnete ihm selbst die Thüre und kam ihm mit erstaunte Miene entgegen.

»Was! Ist Ihr Bursche zu Bette gegangen, Montressor?«

»Er ist noch nicht aus der Bedientenstube heraufgekommen. Aber was auf der Welt fehlt Ihnen? – Sind Sie durch Ihre Anstrengungen ermüdet, oder durch die Last Ihrer Lorbeeren niedergedrückt? Was von beiden? Sie sehen zu gleicher Zeit so ermüdet und so triumphirend aus,

wie ein Krieger, der die Rüstung ablegt. Was giebt es?« fragte Lord Montessor.

Lord Dazzleright warf sich auf einen Stuhl und rief:

»O, diese Weiber! diese Weiber!«

»Was für Weiber?«

»Diese feinen Weiber! Es ist eine Plage für die Seele, wenn man versucht, sie nur einen einzigen Abend lang zu unterhalten.«

»Aha! Und da ich Sie jetzt genauer ansehe, finde ich, daß Sie nicht triumphierend, sondern verzweiflungsvoll aussehen.«

»Ich bin nur ein wenig aufgeregt, und wenn nicht ein Paar davon morgen früh fortgeschafft werden, so werde ich davonlaufen! – Weiter Nichts!« rief Dazzleright, der das Taschentuch herausholte und sich die heiße Stirn abtrocknete.

»Mit wem?« fragte Lord Montessor kaltblütig.

»Montessor, verschlimmern Sie meine Symptome nicht! Ich befinde mich in einem furchtbaren Zustande der Körperaufregung.«

»Die Sache ist die, daß Sie an dem leiden, was die Franzosen witzig *»embarras de richesse«* nennen. Sie wissen nicht, wie Sie zwischen der schönen Lady Jane oder Mary Chappelle und der hübschen Mrs. Bute Trevor wählen sollen.«

»Wo sind meine Pistolen? Wenn ich sie bei der Hand hätte, so wäre ich im Stande, etwas Unanständiges zu thun! – Die Fräulein Chappelle und Mrs. Bute Trevor! Zwei geist- und charakterlose Mädchen und eine glatte,

witzlose Wittwe! Ich möchte ebenso gern eine von den Wachsfiguren der Madame Tussaud heirathen, wie eine von ihnen.«

»Sie sind streng; alle Drei sind das, was wir ›harmonisch entwickelte Frauen‹ nennen,« antwortete Lord Montessor mit einem leisen Anfluge ruhigen Humor's.

»Dann geben Sie mir einen Namen ›des Lebens Ungeheuer!‹« rief Dazzleright energisch. »Bah! – bah! – bah! – bah! – sie gleichen einander und allen anderen ihrer Klasse, wie die Erbsen in einem Topfe. Ich bitte die Erbsen um Verzeihung! Die Erbsen haben Leben, diese Weiber sind so einförmig, so langweilig, so todt und so schwer, wie Bleikugeln aus der nämlichen Form, ohne mehr Originalität, Individualität, Leben, Kraft, wie die besagten Bleikugeln. Bei meiner Seele, sie sind so einförmig, daß jede mit ihrem Namen ausgezeichnet werden sollte, daß man sie von den anderen unterscheiden kann.«

»Ei, haben Sie einen Korb von Lady Jane oder Mary Chappelle erhalten?« fragte Lord Montessor lachend.

»*Ich* einen Korb erhalten! Nein, und den werde ich auch nie von irgend einer feinen Dame erhalten! Ich habe mich bemüht, ein Paar Dutzend langweilige Geschöpfe zu unterhalten, weiter Nichts.«

»Sie werden Mrs. Bute Trevor noch heirathen!« fuhr Lord Montessor fort.

»Ich werde eine indianische Squaw heirathen! Die civilisirten Frauen sind ausgeartet und außerdem gleichen

sie einander so sehr, daß ich die eine nicht von der andern unterscheiden kann!« rief Dazzleright und eilte dann aus dem Zimmer.

Der folgende Tag war Sabbath und die Familie und ihre Gäste wohnten dem Gottesdienste in der kleinen katholischen Kapelle vor dem Parkthore bei.

Am Montag führte Lord Dazzleright seine Drohung aus und nahm lieber Abschied von seinen Freunden, als daß er noch einen Abend mit der schweren nutzlosen Aufgabe verbracht hätte, zu versuchen, ob er Blei zum Gähren bringen könne, und reis'te ab, ohne Jemand zu sagen, daß ihn dringende Geschäfte nach London zurückriefen.

Am zweiten Januar brach die Weihnachtsgesellschaft auf, und die Gäste verließen die düsteren Schatten von Hyde-Hall, um freundlichere Orte aufzusuchen.

Am Abend des nämlichen Tages benutzte Lord Montessor in Begleitung Sir Parke Morelles den Eisenbahnzug nach London, wo sie am folgenden Morgen bei Tagesanbruch ankamen, und sich sofort der Verabredung gemäß nach dem Hause Lord Dazzleright's am Berkeley-Square verfügten.

Es war Zeit, daß sie kamen. Das geistliche Gericht hielt Sitzung und die Frage der Trauung Estelle's lag vor. Sir Parke Morelle wendete seine ganzen mächtigen Connexionen und seinen gesellschaftlichen Einfluß an, und Lord Dazzleright widmete seine hohen juristischen Fähigkeiten der Aufgabe, die gewünschte Entscheidung herbeizuführen. Und nach einer zehntägigen Sitzung –

sollen wir auch sagen, nach einer bedächtigen, sorgsam, unparteiischen Untersuchung? – wurde diese Entscheidung gefällt.

Diese Entscheidung stellte die Giltigkeit der Trauung fest.

Lord Dazzleright lachte laut auf, als er es hörte.

Sir Parke Morelle nahm die Nachricht mit der Fassung eines Mannes auf, der darauf vorbereitet war, nichts Anderes zu erwarten.

Aber Lord Montessor erleichte – er dachte daran, wie gefährlich und ungewiß die theuersten Interessen eben sind, wenn ihre Festigkeit von juristischen, Spitzfindigkeiten abhängen! Er erinnerte sich, wie er in seiner blinden Hingebung fast Estelle schwer compromittirt hatte, und dankte dem Himmel, daß ihr reiner Instinkt ein sichererer Führer für sie gewesen war, wie seine ganze Verstandeskraft.

Die drei Männer beriethen sich nun darüber, was zunächst zu thun sei. Alle kamen überein, daß es das Beste sei, wenn sie noch länger warteten, um Nachrichten von dem Agenten zu erhalten, der zur Aufsuchung Estelle's nach Amerika geschickt worden war, daß aber Lord Montessor alle möglicher Weise von Barbara Brande zu erlangende Auskunft herbeischaffen und dann Sir Parke Morelle auf einer Reise nach den Vereinigten Staaten zur Aufsuchung der Abwesenden begleiten solle.

Nachdem dieser Plan angenommen worden war, eilte Sir Parke nach Devonshire, um seine Garderobe einpacken zu lassen, den Geldbeutel zu füllen und von seiner Gattin Abschied zu nehmen, und ließ inzwischen Lord Montessor in London auf Barbara Brande warten, deren Schiff über den Canal gefahren war, aber jeden Tag wieder erwartet wurde.

Lord Montessor ging fast alle Tage nach den St. Catharinen Docks, um nach dem Sturmvogel zu fragen. Endlich wurde seine Beharrlichkeit belohnt.

Als er eines Tages in Begleitung Lord Dazzlerights nach dem Dock ging, waren sie so glücklich, den Sturmvogel in einiger Entfernung weiter unten im Flusse vor Anker liegen zu sehen.

Er rief einen Bootsmann und miethete dessen Fahrzeug, um sich und seinen Freund nach dem Schiffe bringen zu lassen. Sie stiegen in das Boot und wurden in Zeit von wenigen Minuten hinübergerudert und an das kleine Fahrzeug gebracht.

Der Sturmvogel war wie gewöhnlich im zierlichsten Zustande. Seine schneeweißen Segel waren sorgsam gerefft, die Taue weggestaut, das Verdeck frisch gescheuert, die angestrichenen Thüren und Luken frisch abgewaschen und jedes Stück Metall an denselben schimmerte wie Gold und Silber. Eine Sabbathstille herrschte an Bord. Zwei hübsche als Matrosen gekleidete Burschen hielten auf dem Verdeck Wache.

Als Lord Montessor und sein Freund hinaufstiegen, kam ihnen der ältere von diesen Knaben entgegen und nahm den Hut ab.

»Aha! das ist mein Freund, Willful Brande,« sagte Lord Montessor, inde er seine Hand ergriff, sie herzlich drückte und ihn dann Lord Dazzleright vorstellte.

»Wo ist Deine Schwester, mein Junge?« fragte Montessor.

»Nach Manchester gereis't, um zu versuchen, ob sie nicht einen besseren Handel in Baumwollenwaaren mit den Fabrikanten abschließen kann.«

»Wirklich! Ei, wenn ist sie abgereis't?«

»Gestern früh.«

»In der That! Ich glaubte, Ihr wäret eben erst eingelaufen.

»Nein, Sir, wir sind gestern bei Sonnenaufgang vor Anker gegangen. Die Schwester ist gegen elf Uhr nach Manchester abgereis't.«

»Und wann erwartest Du sie zurück?«

»Jeden Augenblick. Sie versprach heute Mittag zurück zu kommen, und die Schwester hält ihr Versprechen stets. Jetzt ist zwölf Uhr vorbei und wir können sie jede Minute erwarten. Da kommt sie, ich habe es gesagt!« rief der Knabe freudig und zeigte auf ein schwer beladenes Boot mit einer Reisenden, das eben vom Ufer abstieß.

Sie folgten der Richtung seines Fingers und sahen Barbara unter einer großen Anzahl Ballen, die mit Manufacturwaaren gefüllt zu sein schienen, sitzen.

»Wer führt die Aufsicht über das Schiff, während Deine Schwester nicht da ist?«

»Das thue ich, und Nep und Jack besorgen die nöthige schwere Arbeit, und Climene, die Dienerin der Schwester, kocht für uns. Und dann verläßt uns die Schwester nie länger wie auf einen Tag.«

Jetzt ging Lord Montessor zu dem jüngeren Knaben, der unter dem schattigen Focksegel lag, um mit ihm zu sprechen.

»Was studirst Du, mein Sohn?«

»Der Titel heißt: ›Sitten und Gebräuche verschiedener Nationen‹,« antwortete der Knabe, indem er das Buch umdrehete, um ihn genauer angeben zu können, »ein Buch, das mir die Kammerjungfer Der Mrs. Estel geschenkt hat.«

»Mrs. Estel!« rief Lord Montessor und wechselte einen Blick mit Dazzleright, der eben zu ihm gekommen war.

»Ja, Sir, Mrs. Estel – die Dame, welche die Landspitze von der Schwester gemiethet hat.«

Den beiden Männern ging plötzlich ein Licht auf.

»Ich Thor, daß ich nicht früher ahnete, daß die Einsiedlerin, welche bei Miß Brande wohnte, Niemand anders sein konnte, wie unsere verlorne Estelle!« sagte Lord Montessor für sich.

Er nahm den Arm Dazzleright's und ging nach hinten.

»Jetzt wird es nicht nothwendig sein, in Miß Brande zu dringen eine Mittheilung zu machen, die sie vielleicht für eine Verletzung des Vertrauens halten und verweigern könnte. Die Vorsehung hat uns ihren Zufluchtsort

kennen gelehrt. Wir wollen daher keine weiteren Fragen über diesen Gegenstand thun, sondern Plätze nach Baltimore nehmen, und, wenn wir bei der Landspitze sind, Estelle in dem alten Hause aufsuchen.«

»Ja, das ist ein guter Plan – sehen Sie das schöne Geschöpf!« rief Lord Dazzleright, indem er sich jetzt unterbrach und auf ein junges Mädchen in einem grauen Sergekleide zeigte, das eben die Leiter hinaufstieg.

Es war Barbara Brande, die außerordentlich schön und gesund aussah. Keine zierlichen Toilettenkünste leisteten dieser wackeren Tochter des Meeres Beistand – ein Rock, ein weiter Ueberwurf und eine Kapuze von dunkelgrauer Farbe bildeten ihre ganze Kleidung. Aber die Kapuze war zurückgeschlagen und ließ das schöne geistreiche Gesicht mit den Flechten des schimmerndem, rabenschwarzen Haares sehen, das gescheitelt war, und zu beiden Seiten ihrer hohen Stirn über die rosigen Wangen herabwehte, und die kräftig blitzenden schwarzen Augen, die mit einem einzigen Blicke das ganze Verdeck mit jeder Einzelheit zu umfassen schienen.

»Willful, ruf' die Leute, daß sie die Güter heraufholen!« rief sie in ihrem klaren, schallenden Tone.

Als der Knabe fortsprang, um zu gehorchen, kam Barbara nach hinten, um ihre Gäste willkommen zu heißen.

»Sie sehen, daß ich mich meinem Versprechen gemäß einstelle, Miß Brande,« sagte Lord Montessor.

»Es freut mich, Sie wieder zu sehen, Mylord.«

»Das ist mein Freund, Lord Dazzleright,« stellte Lord Montessor seinen Begleiter vor.

»Wie befinden Sie sich, Sir?« sagte Barbara, unterbrach sich aber, noch ehe Dazzleright seine zierlich vorbereitete Antwort geben konnte, und rief:

»Hollah, Jungens! Munter dort! Auf diese Art werdet Ihr die Waaren heute nicht hereinbekommen! Willful, nimm das kleine Boot, geh' an das Ufer und treibe die Leute mit den anderen Ballen an. Paul, hilf dort! Jetzt stehe ich Ihnen zu Diensten, meine Herren – was kann ich für Sie thun?« fragte sie und wendete sich an ihre Gäste, um ihnen ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen.

Aber Lord Dazzleright fühlte sich verletzt und wendete sich ab. Dieses schöne Geschöpf, das Kind des Meeres, machte sich augenscheinlich aus diesem Schatzkammerbaron, diesem glänzenden Gesellschafter, diesem Löwen der londoner Saisons – mit einem Worte, aus diesem Lord Dazzleright nicht mehr, wie aus jedem anderen ehrlichen Manne! Da hatte er eine reine Wilde vor sich!

»Was meint das junge Mädchen?« frug er sich. »Hat sie Augen? Hat sie Verstand?«

Während Lord Dazzleright darüber empfindlich war, daß er unbewußter Weise von der schönen Amazone unbeachtet blieb, besorgte Lord Montessor seine Geschäfte. Zuerst sagte er ihr, daß das geistliche Gericht die Trauung mit Victoir L'Orient für giltig erklärt habe.

Barbara verbeugte sich – sie hatte dies erwartet.

»Folglich,« fuhr er fort, »sind Sir Parke und ich überein gekommen, über das Meer zu fahren, um Estelle zu suchen.«

»Das ist recht,« antwortete Barbara.

»Kann uns Miß Brande nach Baltimore bringen?«

»Ja, mit Vergnügen.«

»Wollen Sie uns auch die Adresse Estelle's geben?«

»Nein, denn das würde eine Verletzung des Vertrauens sein – aber ich will zu der Dame gehen und sie um Erlaubniß bitten, Ihnen Nachricht geben zu dürfen.«

Lord Montessor lächelte und sagte, das würde genügen.

Die Verabredungen wegen der Ueberfahrt Sir Parke Morelle's, Lord Montessor's und eines einzigen Bedienten wurden sofort getroffen.

Und da jetzt die Boote mit der Ladung unter der Obhut Willful's angekommen waren, und Miß Brande von der Arbeit gedrängt wurde, so verabschiedeten sich die beiden Herren.

»Was meinen Sie von diesem jungen Kauffahrercapitain?« fragte Lord Montessor, als sie von dem Schiffe fortfuhren.

»Barbara? – ein passender Name! Sie ist eine junge Barbarin!« rief Lord Dazzleright erzürnt.

Lord Montessor lächelte

NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL. BARBARA KÖNNTE BARONESSE WERDEN.

Am folgenden Morgen kam Sir Parke Morelle mit seinem Leibdiener und dem nöthigen Gepäck für eine lange Seereise von Devonshire an. Als ihm mitgetheilt wurde, daß die Ueberfahrt für die Gesellschaft auf dem Schiffe der Miß Brande ausbedungen sei, machte er zuerst bei

dem Gedanken an die Gefahr für ihr Leben auf einem von einem Frauenzimmer geführten Schiffe Einwendungen. Aber Lord Montessor überzeugte ihn in einem halbstündigen Gespräche, daß die unvermeidlichen Gefahren bei einer Seereise im Mindesten dadurch für sie erhöht werden konnten, daß sie mit Barbara Brande fuhren, die in jeder Hinsicht außerordentlich wohlgeeignet für den von ihr gewählten Beruf war.

Dann theilte er dem Baronet ihre zufällige Entdeckung des Aufenthaltes Estelle's mit, sowie ihren Entschluß, diese Entdeckung bis zu ihrer Ankunft bei der Landspitze geheim zu halten, und dieser Plan wurde von dem Baronet von Herzen gebilligt.

Lord Dazzleright machte sich sehr nützlich. Noch nie hatte es einen so eifrigen, gefälligen Freund gegeben. Er behauptete, Sir Parke und Lord Montessor hätten gerade genug am Lande zu thun, und er selbst werde für die Einschiffung ihres Gepäcks Sorge tragen. Aber Lord Dazzleright zeigte sich jedenfalls unfähig, oder vielleicht auch absichtlich nachlässig in der freiwillig übernommenen Aufgabe, denn die Art und Weise, wie es ihm gelang, die Arbeit eines einzigen Tages auf eine ganze Woche auszudehnen, war für die schnelle, energische Barbara in höchsten Grade ärgerlich. Zum Beispiel brachte er an dem einem Tage einen Koffer an Bord, und blieb dann Stundenlang auf dem Verdeck, und beobachtete die schöne, falkenäugige, majestätische, junge Amazone, die keine Zeit hatte, mit ihm zu reden, ihn nicht beachtete, kurz, sich um ihn – Lord Dazzleright – nicht mehr kümmerte,

wie um den alten Bootsmann, der ihn an das Schiff gebracht hatte, oder einen anständigen armen Menschen. Diese Art Gleichgiltigkeit war etwas Neues für den Lion der Londoner Saison! Es war pikant, aufregend, unbegreiflich. Er nannte sie im Geiste eine Barbarin, ohne die Fähigkeit, einen schönen, glänzenden englischen Edelmann zu würdigen! Trotzdem besuchte er unter dem Vorwande, irgend einen Koffer, eine Kiste, ein Packet oder einen Korb sicher an Bord zu schaffen, den Sturmvogel alle Tage. Und er wurde fortwährend ziemlich auf die nachfolgende, kurz angebundene Art behandelt: er pflegte mit dem Hute in der Hand auf das Verdeck zu steigen, wo er Barbara immer eifrig beschäftigt fand, und auf sie zuzugehen und zu sagen:

»Guten Morgen, Miß Brande! Ich habe ein paar Kisten für meinen Freund Sir Parke gebracht!«

»Guten Morgen, Sir! – Willful, komm hierher und nimm die Güter von diesem Herrn in Empfang!« und dann ging sie, ohne weiter ein Wort zu verlieren, fort, um etwas Anderes in einem anderen Theile des Schiffes zu besorgen, und überließ es dem Zielpunkte aller Augen der feinen Salons, sich vor Verdruß auf dem Verdeck des Schiffes die Nägel abzukauen. Er nannte sie eine Wilde, unbedingt eine junge Wilde, der Alles von den ersten Grundsätzen der Civilisation fehlte.

Aber trotzdem setzte er unter dem Vorwande, für dieses oder jenes Stück Gepäck Sorge zu tragen, seine täglichen Besuche auf dem Sturmvogel fort. Die Geduld

Barbara's, welche sie sechs Tage lang ausgehalten hatte, brach am siebenten zusammen als sie zur gewohnten Stunde ein Boot mit Lord Dazzleright und einem Eimer Wein an das Schiff kommen sah.

»Guten Morgen, Miß Brande,« sagte er, als er auf das Verdeck trat; »da ist ein Fäßchen reiner Portwein zum eigenen Gebrauche Sir Parke's –«

»Guten Morgen, Sir,« antwortete Barbara kurz. »Willst du, Sorge dafür, daß der Wein da heraufgeholt und weggestautet wird.«

Dann wendete sie sich zu Lord Dazzleright und sagte mit großer Strenge:

»Sir, das ist das erste Mal, daß ich an einem Sonntage Fracht auf mein Schiff nehme, und ich hoffe, es wird das letzte Mal sein, und ich nehme sie jetzt nur, um Sie nicht damit zurückzuschicken.«

»Die unbegreifliche junge Barbarin!« dachte Lord Dazzleright, sagte aber zu ihr: »Ich bedauere recht sehr, Miß Brande, ich kannte Ihre Regel nicht.«

»Sir, die Regel ist nicht von mir aufgestellt worden, und nicht ich habe geschrieben: ›Du sollst den Feiertag heiligen!‹«

»Ich bitte um Verzeihung, bitte verzeihen Sie,« sagte der Baron demüthig.

»Bitten Sie den um Verzeihung, dessen Gebote Sie verachtet haben, Sir.«

»Die grimmige junge Barbarin! Ich möchte wohl wissen, ob ich eine schärfere Predigt für die Störung der Sabbathruhe hätte hören, oder in irgend einer Kirche

in London eine bessere Lection über die Demuth hätte erhalten können?» sagte der Baronet für sich.

»Ist sonst noch Etwas an Bord zu schaffen?« fragte Barbara.

»Heute? – Nein, Miß Brande.«

»Also morgen?«

»Ja, Miß Brande, die Koffer Lord Montressors.«

»Nun, so erlauben Sie doch dem Bedienten Lord Montressor's, diese Angelegenheiten zu besorgen. Ich glaube, sie verstehen die Arbeit besser, und werden sie bald zu Ende bringen,« sagte Barbara, und wendete sich kurz ab.

»Miß Brande!« rief Dazzleright, indem er ihr folgte, »ich bin Ihnen von unserem beiderseitigen Freunde, Lord Montessor, vorgestellt worden. Mein Charakter und meine Stellung sind Ihnen nicht unbekannt. Ich hoffe, daß Sie mich außerdem noch für einen ehrlichen, aufrichtigen Menschen halten. Ich habe daher das Vertrauen, daß Sie sich nicht beleidigt fühlen werden, wenn ich Ihnen gestehe, daß mich die hohe Achtung welche Sie mir eingeflößt haben, alle Tage auf den Sturmvogel führt. Wenn es einen regelmäßigeren Weg, mich Ihnen zu nähern, gäbe, so würde ich mich desselben gern bedienen – so, wie es jetzt steht, bin ich gezwungen, dies zu thun, da ich hoffe, Ihre Bekanntschaft zu pflegen.«

»In welcher Absicht?« fragte Barbara, indem sie sich kaltblütig umdrehte und ihn ansah.

»Mit der Absicht, daß wir bessere Freunde werden, Miß Brande.«

»Sie sind toll,« sagte Barbara, ging fort und ließ ihn stehen.

»Das bin ich!« rief Lord Dazzleright grimmig, während er nach der Leiter ging und dem Schiffer winkte, daß er sein Boot herbeibringen solle. Als er in dasselbe hinabstieg, hörte er ihre helle, schallende Stimme befehlen:

»Willful, rufe alle Mann auf das Verdeck. Ich will den Frühgottesdienst halten.«

»Hm – hm – oho!« murmelte Lord Dazzleright in sich hinein. »Welche junge Barbarin! Abgesehen davon, daß sie eine orthodoxe Christin zu sein scheint, ist sie eine ganz unverantwortliche junge Wilde! Sie scheint keine größere Erkenntniß für gesellschaftliche Vorthelle zu haben wie ein Schwertfisch, – dem sie an Charakter auch gleicht. Wußte die junge Vandalin, daß eine Möglichkeit – eine bloße Möglichkeit angedeutet war – daß sie Lady Dazzleright werden könne?«

Der Baron war so erzürnt, daß er beim Landen sofort zu Lord Montessor ging und ihn benachrichtigte, daß seine Diener für die Einschiffung des noch übrigen Gepäckes würden sorgen müssen. Und von diesem Tage an ging Lord Dazzleright nicht mehr mit Koffer oder Packeten nach dem Sturmvogel.

Aber trotzdem verfügte sich Lord Dazzleright an dem Tage, ehe der Sturmvogel abfahren sollte, ohne seine Freunde von seiner Absicht benachrichtigt zu haben, auf das Schiff, verlangte den Capitain zu sehen, sprach seinen Wunsch aus, die Fahrt nach Amerika mitzumachen,

und fragte, ob er einen Platz auf diesem Schiffe bekommen könne.

Barbara theilte ihm einfach mit, daß dies nicht geschehen könne, und daß die Kajüte schon bis zur Unbequemlichkeit gefüllt sei.

Hierauf sprach Lord Dazzleright seine Bereitwilligkeit aus, sich mit einer an jedem beliebigen Orte, zum Beispiel im Zwischendeck aufgehängten Hangematte zu begnügen.

Barbara sagte ihm, es, sei keine Hangematte übrig.

Dann fragte er lächelnd, ob ihn Miß Brande als Frachstück mitnehmen wolle.

Nein – der Raum sei von unten bis oben gefüllt und könne keinen Cubikzoll mehr aufnehmen.

Nun gut! Miß Brande werde doch gewiß nicht so unfreundlich sein, ihm ein Plätzchen in der Takelage zu versagen; er könne im Top schlafen, betheuerte er.

»Lord Dazzleright, da Sie mich dazu zwingen, so muß ich Ihnen sagen, daß auf dem Sturmvogel kein Zollbreit Raum für Sie frei ist. Außerdem würde ich es unter allen Umständen ablehnen, Sie als Passagier mitzunehmen. Und eben so wenig ist es möglich, daß sie eine Koje in meinem Schiffe bekommen können, wenn Sie nicht zufälliger Weise vor unseren Augen Schiffbruch leiden sollten, in welchem Falle wir gezwungen sein würden, Sie aufzufischen,« sagte Barbara mit großer Strenge.

»Dann werde ich hingehen und sofort Schiffbruch leiden!« rief Lord Dazzleright.

»Sie sehen jetzt, daß ich beschäftigt bin, Sir. Guten Morgen. Weg da, Paul! Was treibst Du?« und Barbara eilte schnell nach vorn, um nach ihren Leuten zu sehen.

»Eine Barbarin! eine Wilde! eine Gothin! eine Vandalin! eine Kannibalin! eine Bärin! und das schönste, pikanteste, ärgerlichste junge Geschöpf, das ich jemals in meinem Leben gesehen habe! Auf Ehre, ich weiß nicht, was das Unerklärlichste ist – daß ich von diesem jungen Mädchen bethört worden bin, oder daß sie mich abweis't! Bei meinem Leben ich, begreife es nicht, wenn sie nicht toll ist und mich gebissen hat, und ich im Begriff stehe, toll zu werden!« sagte das Vorbild, der Modewelt, als er mit niedergeschlagener Miene in das Boot stieg und sich nach dem Ufer bringen ließ.

Am nämlichen Abende wohnte Lord. Dazzleright einem Balle bei Almacks bei, wo er, wie gewöhnlich der Zielpunkt aller Augen, die reiche Beute war, nach welcher schlaue Mama's und heirathslustige Mädchen ihre Netze auswarfen.

Aber Lord Dazzleright wollte sich mit der ungewöhnlichen Unerklärlichkeit der menschlichen Natur durchaus nicht in eine bereitwillige Lady Clara oder Geraldine unter ihnen verlieben, und seufzte beharrlich nach dem brünetten, falkenäugigen, löwenherzigen Mädchen auf dem Meere, das sich weniger aus seiner Adelskrone machte, wie aus dem Wachstuchhute ihres kleinen Bruders, und noch weniger aus dem Titel Baronesse, wie aus dem der »Schwester Barbara« und die noch viel weniger dem Phantom des Vergnügens durch das Labyrinth der feinen

Welt folgen, wie ihrem Sturmvogel durch die wilden Wogen des pfadlosen Oceans führen wollte.

Aber wenn diese Vestalin sich auch selbst genügte, so war doch ihr Anbeter nicht mehr unabhängig von ihr. Sie hatte ihm einen eben so anziehenden und reizenden, aber neuen und unvergleichlichen Charakter gezeigt! Im Vergleich mit den schlaffen, geistlosen, unaufrichtigen Schmetterlingen der Modewelt war diese Barbara Brande so voll von Lebenskraft, Aufrichtigkeit, Muth, Unabhängigkeit und Selbstvertrauen; und um allem die Krone aufzusetzen, war sie eine echte und vollkommen aufrichtige Christin. Er mußte wohl an sie denken, und je länger er nachsann, desto mehr bewunderte er sie.

Er ging zeitig von Almacks fort, begab sich zu Gerard, um Lord Montessor aufzusuchen, und fand diesen eifrig mit Schreiben beschäftigt.

»Aha! Sie haben zu thun. Ich will Sie nicht stören.«

»Nein, ich schreibe nur an Slater, meinen Verwalter in Montessor, und bin jetzt fertig,« sagte dieser, indem er schnell seinen Brief zusammenlegte, adressirte und versiegelte. »Jetzt stehe ich Ihnen zu Diensten!«

Lord Dazzleright warf sich auf einen Stuhl und seinen Hut in eine Ecke.

»Was giebt es? Was kann ich für Sie thun, Dazzleright?«

»Sie gehen morgen an Bord. Sie besitzen das Vertrauen Miß Brande's. Sie werden zwei bis drei Monate in ihrer Gesellschaft sein. Benutzen Sie doch diese Gelegenheit dazu, ihrem ziemlich harten Kopfe beizubringen, daß Ihr

Freund Dazzleright ein ehrlicher Mensch und ihrer Beachtung nicht ganz unwürdig ist, selbst wenn er auch das Unglück gehabt hat, daß es ihm im Leben geglückt ist.«

»Warum?«

»Weil, wenn ich einmal heirathe, der Name meiner Zukünftigen Barbara Brande sein wird.«

»Wie?«

»Wenn ich jemals heirathe, so wird der Name meiner Zukünftigen Barbara Brande sein.«

»Sie sind toll!«

»Dasselbe, was sie sagte. Aber wenn ich jemals heirathe, so wird der Name meiner Zukünftigen Barbara Brande sein. Jetzt will Ihnen sagen, was ich von Ihnen wünsche – bringen Sie ihr auf zarte Weise bei, daß ich ein ehrlicher Mensch bin, der, trotz seines Titels, ihrer Beachtung nicht so unwürdig ist.«

»Beweisen Sie ihr das selbst.«

»Hm! hm! Ich sehe schon, wie sie mir Gelegenheit dazu giebt! Mein Freund, so lange ich in *sehr* ehrerbietiger Entfernung bleibe und nur an den Hut greife, wenn ich sie treffe, behandelt mich Miß Brande mit der nämlichen nothwendigen Artigkeit, welche sie den Bootsleuten, Hökern und Lastträgern der Docks widmet. Aber sobald ich es wage, näher zu kommen und nach einem höheren Grade der Berücksichtigung zu streben, schmettert sie mich so ruhig nieder, als ob ich der besagte Tom, Dick oder Harry wäre. Und als ich ihr die ›Redlichkeit meiner Absichten‹, wie die Wittve sagen würde, zu erkennen gab, sagte sie mir, daß ich toll sei.«

»Miß Brande hatte Recht, als sie Sie abwies. Was hat der vollkommene, allbeliebte Baron Dazzleright mit diesem freien, wilden, unabhängigen Meermädchen gemein?«

»Was? – Natürlicher Weise durchaus Nichts! Und das ist gerade der Grund, weshalb er sie haben will, und warum er sie als Compliment für sich selbst haben muß. Jede Eigenschaft des Charakters Barbara's wird ein neuer Besitz für mich werden.«

»Aber der Unterschied des Ranges –«

»Zum Geier! Bin ich nicht ein Sohn des Volkes, wie die Franzosen sagen würden; soll ich nicht eine Tochter des Volkes zur Frau nehmen? Und mit einem Worte, wenn ich nicht Barbara dazu bekommen kann, daß sie mir hilft, eine edle Dynastie zu begründen, ei nun, so wird der erste Lord Dazzleright auch der letzte seines erlauchten Geschlechtes sein!«

Lord Montessor stand auf, reichte seinem Freunde die Hand und sagte:

»Sie haben Recht! Ich habe Sie nicht nur auf die Probe gestellt! Sie haben ganz Recht! Und sie hatte gleichfalls Recht, als sie Ihre Annäherungen zurückwies – denn große Zurückhaltung und selbst ein festes Zurückstoßen sind für ein Mädchen in ihrer seltsamen Stellung etwas so Nothwendiges, wie Schild und Speer. Aber – abgesehen von Ihrer berufsmäßigen Spitzfindigkeit – sind Sie ihrer würdig, und wenn ich nicht ein Mittel finde, sie davon zu überzeugen und Ihnen den Weg für Ihre nächsten

Bewerbungen zu ebnen, ei, so können Sie mich für einen unfähigen Diplomaten erklären – weiter Nichts.«

»Ich danke Ihnen, Montessor. Nun, das ist Alles, was ich Ihnen für heute Abend zu sagen hatte. Ich will Sie nicht länger am Schlafengehen hindern, denn Sie werden morgen zeitig aufstehen müssen, um zur rechten Zeit an Bord zu kommen, da das Schiff mit der ersten Ebbe abfährt. Der Himmel verspricht schönes Wetter für morgen,« sagte Dazzleright, indem er an das Fenster trat und nachsah. »Nun, der Himmel gebe es! Gute Nacht, mein Freund!« rief er, indem er noch einmal zurückkam und ihm die Hand reichte.

»Gute Nacht, Dazzleright – aber nicht Lebewohl,« antwortete Montessor und drückte die ihm gebotene Hand herzlich.

»O nein, nein! gewiß nicht! Ich werde Sie morgen früh in den St. Catherinen Docks treffen und Lebewohl auf dem Verdeck des Sturmvogel sagen. *Au revoir.*«

»Auf Wiedersehn!«

DREISSIGSTES KAPITEL. CAPITAIN BARBARA'S ZWEITE REISE.

Der folgende Tag war der vierzehnte Februar, der St. Valentinstag, und von allen Dreihundertfünfundsechzig der glücklichste für die Unternehmungen der Liebenden. Das Wetter war ebenso schön, wie es verheißen hatte, und wie es ein heller Himmel, milde Luft und eine leichte Brise aus Süden, die einen zeitigen Frühling verkündet, nur machen konnten.

Bald nach Sonnenaufgang fuhren Sir Parke Morelle und Lord Montessor nach den Docks, wo sie Lord Dazzleright bereits voranden. Willful Brande war gleichfalls mit dem großen Boote des Sturmvogels zugegen, um die Gesellschaft nach dem Schiffe zu bringen.

Sie stiegen nach einer allgemeinen Begrüßung und Händedrücken in das große Boot und wurden nach dem Fahrzeuge geführt.

Der Sturmvogel war immer zierlich und reinlich, wie ein sorgliches Mädchen im Maikleide.

Die wenigen Leute standen Alle an ihren Posten.

Barbara ging auf dem Verdecke hin und her, um die letzten Anordnungen zu beaufsichtigen und ihre Befehle zu geben.

Sie blieb am Geländer stehen, um ihre Passagiere zu empfangen, runzelte aber die Stirn, als sie Lord Dazzleright unter ihnen erkannte. Aber da der Baron ihre Zurückhaltung nicht verstand, so brachte sie ihn nicht aus der Fassung.

»Wir sind bereit und die Ebbe wird gleich eintreten; wir haben nur auf Sie gewartet, um den Anker zu lichten,« sagte sie, indem sie Lord Montessor herzlich die Hand bot und sich gegen die beiden anderen Herren verbeugte.

»So, daß ich sofort von meinen Freunden Abschied nehmen und schnell zurückkehren muß,« sagte Lord Dazzleright, der nicht angeredet worden war.

»Ja, Sir,« erwiderte Barbara, indem sie sich kurz abwendete – »Willful, laß das große Boot heraufholen und

anschließen,« befahl sie. Dann setzte sie zu Lord Montessor und Sir Parke hinzu:

»Meine Herren, machen Sie es sich gefälligst bequem. Sie kennen Ihre Quartiere in meiner Kajüte, oder wenn Sie das Verdeck vorziehen, so finden Sie angenehme Plätze im Heck.«

Sie verbeugten sich und baten sie, sich keine Mühe zu machen, da sie selbst für sich sorgen würden. Da die Leute jetzt das große Boot heraufgeholt und den Davits festgemacht hatten, so machte sich Lord Dazzleright über seine Unbesonnenheit Vorwürfe und wunderte, sich, wie er an das Ufer zurückkommen sollte.

Barbara erlös'te ihn schnell aus dieser Verlegenheit dadurch, daß sie ihr Sprachrohr nahm, an das Geländer trat und ein unbesetztes Boot am Ufer herbeirief:

»Boot ahoi! – Komm' herüber, um einen Passagier abzuholen.«

»Ja, ja, Sir!« rief der Bootsmann, der sofort anfang, das Boot nach dem Schiffe zu rudern.

Während er dies that, drückte der arme Dazzleright seinen Freunden die Hand, wünschte ihnen glückliche Reise und sah sich dann nach Barbara um; sie war nach vorn gegangen und stand dort, um Befehle zu ertheilen.

»Alle Mann an's Gangspill, und Du, Willful, an das Steuer!«

Ihre Befehle wurden augenblicklich ausgeführt, und die Leute und der Knabe warteten auf weitere Ordre.

Sie antwortete, denn Lord Dazzleright trat zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte ehrerbietig:

»Leben Sie wohl, und glückliche Reise, Miß Brande! Sie sind streng und selbst ungerecht gegen mich, aber Sie werden mich besser kennen lernen; ich kann es abwarten; Gott segne Sie und die Ihrigen!«

»Der Himmel behüte Sie, Sir; leben Sie wohl!« antwortete Barbara in etwas milderem Tone, denn sie glaubte, daß sie in dieser Trennungsstunde Etwas von ihrer Strenge nachlassen könne. Er begriff dies und unterließ es, Nutzen von dieser Freundlichkeit zu ziehen, ging sofort nach dem Backbordgeländer und stieg in das dort auf ihn wartende Boot hinab.

»Anker herauf!« rief Barbara, als sie das Boot abstoßen sah.

Und während sich die Leute an das Gangspill legten und mit ganzer Kraft wanden, schwenkte Lord Dazzle-right in dem sich entfernenden Boote den Hut. Als er das Ufer erreichte, verschwand das Boot nach einem letzten Abschiedswinken, das von dem Deck des Schiffes aus erwiedert wurde, unter der Menge in den Docks.

Der Anker kam bald herauf, die Segel wurden aufgesetzt und der Sturmvogel eilte der Mündung des Flusses zu.

Als das Schiff so im Gange war, begab sich Barbara nach dem Deck, um mit ihren Passagieren zu sprechen.

Sir Parke kam ihr auf halbem Wege entgegen. Er sah bleich und kraftlos aus. Er hatte nie in seinem ganzen Leben eine weitere Seereise gemacht, wie von Dover nach Calais, oder von Liverpool nach Cork, und in seinem Alter die Fahrt über den atlantischen Ocean auf einer solchen

Nußschale, wie dem Sturmvogel, und mit einem so außerordentlichen Capitain, wie diesem jungen Mädchen zu machen, war, trotz der Meinung Lord Montessor's, ›unüberlegt – mindestens gesagt, unüberlegt.‹ Er war mit Gefühlen auf das Verdeck getreten, die denen eines verurtheilten Verbrechers, welcher die Dielen des Schafottes betritt, furchtbar ähnlich waren. Er hatte Barbara beobachtet, während sie von vorn nach hinten ging und ihre Befehle gab, als ob sie der Sherif gewesen wäre, der die Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung getroffen hätte. Jeder Befehl, den sie gab und den die Männer ausführten, schien sein Schicksal zu beschleunigen! Er dachte ernstlich daran, sein Ueberfahrtsgeld im Stiche zu lassen und Barbara eine gute Belohnung zu bieten, wenn sie ihn wieder aussetzte. Aber ein geheimes Vertrauen auf das Urtheil Lord Montessor's und das Schamgefühl über seine Furchtsamkeit hinderte ihn, so weit zu gehen. Aber als er jetzt mit Miß Brande zusammentraf, sagte er zu ihr:

»Junges Mädchen, ich möchte gern ein paar Secunden mit Ihnen sprechen.«

»Ich stehe Ihnen zu Diensten, Sir.«

»Nun, dann drehen Sie sich gefälligst um.«

Barbara that es.

Nun war Sir Parke Morelle eine so vollständige ›Landkrabbe‹, wie man nur in ganz England finden konnte. Er wäre in seiner vollständigen Unbekanntschaft mit alten Schiffsangelegenheiten ganz fähig gewesen, ein Lord der Admiralität zu sein. Als sie nach vorne gingen, sagte er:

»Hm – aha. Junges Mädchen –«

»Ich bitte um Verzeihung, Sir, ich heiße Barbara Brande.«

»Hm – Miß Brande, können Sie sich auf Ihre Fähigkeiten, dies – dies Schiff zu führen, verlassen?«

Die leuchtenden Augen Barbara Brande's blitzten mit einem Ausdrücke auf ihn herab, der den Autokraten von Hyde-Hall zum Beben brachte.

»Ich könnte mich zur Führung einer Flotte auf mich verlassen,« schwebte ihr auf der Zunge. Aber Barbara besaß die seltene Tugend der Selbstbeherrschung, und da sie den armen Greis bedauerte, der weder den physischen Muth hatte, furchtlos mit ihr zur See zu gehen, noch den moralischen Muth, seine Schwäche einzugestehen und zu Hause zu bleiben, so antwortete sie:

»Sir Parke, ich habe zwei kleine Brüder an Bord, die ich mehr liebe, wie mein eigenes Leben. Sie sind Geiseln für Ihre eigene Sicherheit.«

»Ich verstehe Sie nicht, Miß Brande.«

»Und ich habe ihm auch nicht versprochen, Verstand zu liefern,« dachte Barbara, unterdrückte aber diesen Gedanken und sagte: »Da ich Willful und Edwy wie meine Seele liebe, so würde ich sie nie auf dieser Fahrt mitgenommen haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich in jeder Hinsicht befähigt bin, das Schiff zu führen und für sie zu sorgen, wie nur irgend ein Capitain im Kauffahrtendienste thun kann.«

»Aber Sie sind ein Mädchen,« sagte Sir Parke, noch immer zögernd.

Die schönen, schwarzen Augen blitzten wieder, und Barbara, die wärmer wurde, sagte:

»Ei, Sir, stehe ich vor Gericht, weil ich ein Mädchen bin, oder ein Seecapitain, welches?«

»Eher, weil Sie Beides zu gleicher Zeit sind,« antwortete der Baronet.

»Wirklich! Und warum, weil ich Beides zu gleicher Zeit bin? Hat nicht ein Mädchen ebenso gut Hirn, wie ein Herz? Und besitzt sie nicht ebenso wohl Muth, wie Zartheit? Stärke sowohl, wie Geduld? Ist es nicht immer auf's Neue und tausend Mal bewiesen worden, daß im Augenblicke der Gefahr die Frauen ebenso viel geistigen Muth und Geschicklichkeit, wie die meisten Männer, bewiesen haben?«

Aber wir haben schon an einem anderen Orte Barbara's Vertheidigung ihrer selbst in dem gewählten Berufe gegeben, und wollen sie nicht hier wiederholen. Der Baronet war durch ihre Gründe zum Schweigen gebracht, wenn auch noch nicht überzeugt, und richtete den Angriff von dem Capitain auf das Schiff.

»Wie könnte zum Beispiel ein so kleines Schiff einen Sturm aushalten?«

Die Augen Barbara's leuchteten, und ihre Lippen zuckten von dem Lächeln, das aus ihrem Gesichte strahlte.

»Wie überdauert der kleine Schößling den Sturm, der die hundertjährige Eiche niederreißt? Ei, Sir, ein Schiff, wie dieses, fliegt leicht auf dem Kamme der Wellen dahin, die ein Linienschiff zerschlagen und verschlingen

würden! Ei, Sir, die großen Wellen, die über das Verdeck eines schweren Kriegsschiffes brausen, würden diesen friedlichen kleinen Kauffahrer in die Höhe heben und sicher weiter tragen – als ob der alte Ocean nicht einen bewußten Edelmuth besäße, der, während er Krieg gegen die Starken führt, die Schwachen verschont.«

Jetzt dreheten sie sich auf ihrem Gange um, und schritten nach hinten.

»Sie glauben also, daß Sie und der Sturmvogel einen Sturm aushalten könnten? Haben Sie Erfahrung in dieser Beziehung?«

»Ob ich Erfahrung in dieser Beziehung habe? Willful, was treibst Du da? Willst Du den Lichter überfahren? Das Steuer auf! das Steuer auf! Stetig! so! – Ob ich Erfahrung in dieser Beziehung habe? Das sollte ich wohl meinen! Der kleine Sturmvogel benimmt sich bei einem Sturme prächtig! Er schwimmt wie eine Boie auf den Wellen und liegt so nett da, wie eine kleine Ente! Der wackere Sturmvogel! Der herrliche Sturmvogel!«

»Sie sind also schon in einem Sturme gewesen – Sie haben Ihr Schiff sicher hindurchgeführt?« fragte Sir Parke, als sie das Heck erreichten, wo Lord Montessor, mit einem Taschenfernrohre in der Hand, die Landhäuser am Ufer betrachtete.

»Lord Montessor,« sagte Barbara, »Ihr Freund fragt mich, ob ich jemals das Schiff in einem Sturme geführt habe. Sagen Sie ihm, wie wir die Stürme im Golfstrom überstanden haben – denn ich bin seiner herzlich müde,«

sagte sie, indem sie den Arm Sir Parke's losließ und ihn den Händen ihres zweiten Passagiers übergab.

Barbara ging nach vorn nach der Kombüse.

Hierunter mögen sich meine Leser auf dem Festlande ein von außen angestrichenes und innen mit einem Ofen und Anrichtetisch und einem vollständigen Vorrathe von Töpfen, Tiegeln, Kesseln und irdenen Geräthschaften versehenen kleinen Kasten von zwei Fuß im Quadrat denken.

Die Herrscherin an diesen Orte war eine kräftige Negerin, deren freundliches Auge und Elfenbeinzähne dem einfachen Gesichte einen zufriedenen, gutmüthigen Ausdruck verliehen.

»Was hast Du zum Mittagessen, Climene?«

»Der Schinken kocht eben, und ich will einen Hammelbraten ansetzen.«

»Das ist recht; gieb alle Tage von dem frischen Mundvorrathe, denn er wird sich nicht halten, und wir habem kein lebendiges Vieh zum Schlachten. Und die Gemüse?«

»Ei, es sind Kartoffeln, Kohl und Spinat da.«

»Das ist gut – und das Dessert?«

»Ich werde Aepfelpastete und Eierpudding machen,« denn sehen Sie, ich habe schon früher bemerkt, daß Lord Montessor immer gern etwas Zartes ißt.«

»Ja, es wird genügen, das wird ganz vollkommen genügen.«

Und Barbara ließ die Kochkünstlerin bei ihrer Beschäftigung und ging in die Kajüte hinab, um den Tisch zu decken.

Ich habe weder Zeit noch Raum, alle einzelnen Umstände dieser Fahrt mitzutheilen.

Während der ersten vierzehn Tage wurden die Reisenenden vom schönsten Wetter begünstigt.

Aber in der Mitte der dritten Woche veränderte sich der Himmel, und der März kam »wie ein brüllender Löwe, der da suchet, wen er verschlinge.« Der Wind erhob sich im Nordwesten und wehete fortwährend aus dieser Gegend, das heißt, er tobte drei Tage lang unausgesetzt, schlummerte dann auf einen Tag ein, oder machte nur eine Pause, um Kräfte zu sammeln, und erwachte, mit erneuter Gewalt und wehete stärker, wie zuvor. Als das Schiff auf den Golfstrom traf, wurde das Wetter immer noch schlimmer – der Sturm zum Orkane – die Wellen stiegen berghoch.

Aber der wackere kleine Sturmvogel benahm sich herrlich wie Barbara gesagt hatte; er wendete sich wie ein geschickter Politiker, ritt wie ein Jockey auf den hohen Wellen, oder lag wie eine Ente, je nachdem es die Gelegenheit erforderte.

Lord Montessor und sein Bedienter arbeiteten ebenso fleißig, wie die Matrosen, wenn ihre Hilfe nothwendig war. Sir Parke Morelle war zu seekrank, als daß er sich im Mindesten um das Schicksal des Schiffes gekümmert hätte, außer, um sein eigenes Leiden und den Sturmvogel in die Tiefe ein und desselben Meeres zu verwünschen. Sein Bedienter verbrachte die Tage und Nächte mit seiner Pflege.

Aber Barbara Brande gewährte einen bemerkenswerten Anblick. Ihre vollkommene Erkenntniß der Gefahr im Verein mit ihrer vollkommenen Furchtlosigkeit, war auch ein Gegenstand der Bewunderung für Alle. Ihr unerschütterlicher Muth, ihre ungestörte Heiterkeit, ihre beharrliche gute Laune, die Festigkeit ihres Gesichts, der scharfe, helle, schallende Ton ihrer Stimme, der sich, trotz dem Heulen des Windes und dem Brausen der Wogen vernehmen ließ, flößte allen Herzen Vertrauen, Hoffnung und Muth ein.

Nur ein einziges Mal wurde Barbara erschüttert, und zwar, als ihr kleiner Bruder Edwy, den sie hinuntergeschickt hatte, der aber wieder auf das Verdeck gekommen war, durch das Schwanken des Schiffes heftig nach vorn geschleudert und von dem Ueberbordstürzen nur durch Lord Montessor bewahrt wurde, der hinzusprang und ihn in seinen Armen auffing. Barbara, die marmorableich war, nahm den Knaben aus seinen Armen, führte ihn hinunter und schloß ihn zur größeren Sicherheit im Staatszimmer ein. Dann erschien sie so kaltblütig, so fest und so thatkräftig, wie vorher, wieder auf dem Verdeck.

Endlich legte sich der ermüdete und ermüdende Wind, endlich folgte schönes Wetter mit einer freundlichen Brise aus Süden, und am fünften April gelangte der Sturmvogel in die Chesapeakebay. Am folgendem Tage bei Sonnenuntergang, gingen sie bei Brande's Landspitze vor Anker.

Lord Montessor erblickte den Ort, welcher der erwählte Aufenthalt Estelle's geworden war, mit der tiefsten Bewegung.

Die untergehende Sonne schien hell auf den gelben, sandigen Strand, die grauen, felsigen Abhänge, und überstrahlte das zarte Frühlingslaub der Eichen, welche das alte Haus auf dem Gipfel umringten und halb verbargen, mit goldenem Lichte.

Er betrachtete das Schauspiel mit der innigsten Theilnahme. Dieses Haus war ihre Wohnung. Dort lebte und duldete sie. Dort hatte sie an einem geheimen Versteck unzweifelhaft geweint und auf ihn gewartet, und seine Gestalt betrachtet, während er, ohne etwas von ihrer Nähe zu ahnen, mit der Büchse in der Hand durch den Wald und Sumpf in der Nähe zog.

Wo befand sie sich jetzt? Unzweifelhaft in oder bei jenem alten grauen Hause. Aber was that sie? – saß sie an Ihrem einsamen Theetisch in ihrer Wohnstube bei einem Buche, oder in Nachdenken versunken – wanderte sie allein im Walde umher oder sinnend auf dem Kirchhofe? – wie würde sie ihn aufnehmen? Dachte sie vielleicht in diesem Augenblicke an ihn, wenn sie vielleicht gar erwartete?

Es mußte sie auf das Aeüßerste überraschen, wenn sie ihn und ihren Vater sah. Aber würde ihre Ueberraschung auch eine ganz freudige sein? Daß sie ihn mehr liebte, wie ihre theuersten, irdischen Interessen und nur weniger, wie ihren Schöpfer, war bewiesen. Aber würde sie jetzt einwilligen, ihr furchtbares Unglück zu vergessen

und ihm gestatten, sie und sich selbst auf seine eigene verständige Weise glücklich zu machen?

Daß sie eine Ansicht von seinem zukünftigen Schicksale habe und es nicht dadurch trüben wollte, daß sie es theilte, wußte er; daß sie ebenso fest sein konnte, wie sie uneigennützig war, hatte er erfahren. Konnte er daher im Stande sein, sie zu überzeugen, daß für ihn ihre Liebe das höchste Gut auf der Welt sei?

Aber Geduld! Geduld! Diese Fragen mußten bald beantwortet – diese Zweifel gelöst werden. In Zeit von einer Stunde füllte er seiner schönen, geliebten, lange verlorenen aber jetzt wieder gefundenen Estelle gegenüber stehen. Bis dahin, o klopfende Pulse, seid still – o treues, lange geprüftes Herz sei hoffnungsvoll!

Es befand sich Niemand auf dem Verdeck, außer Barbara und der Mannschaft, welcher sie den Befehl gab, die Segel zu reffen und den Anker auszuwerfen. Als sie ihren liebsten Passagier erblickte, kam sie lächelnd auf ihn zu, um ihn zu grüßen.

»Guten Abend, Sir. Es ist ein herrlicher Frühlingsabend und die Luft so sanft und balsamisch, wie im Juli. Sie sehen, daß wir bei dem alten Hause liegen.«

»Guten Abend, Miß Brande. Ja, das sehe ich. Wollen Sie mir erlauben, zu fragen, wie lange Sie hier bleiben werden und wo Sie landen wollen?«

»Ich werde über Nacht vor Anker liegen bleiben und morgen früh wieder abfahren. Und will heute Abend an das Land gehen, denn ich könnte mir fast denken, daß sich das schiefe alte Haus verletzt fühlen würde, wenn

ich daran vorüber führe,« sagte Barbara mit ihrem eigentümlich ernstesten Lächeln.

»Wollen Sie außerdem erlauben, Sie an ein Versprechen zu erinnern, das Sie mir gaben, als wir das letzte Mal hier waren, nämlich daß Sie mir das alte Haus – eines der ältesten in Maryland, wie sie sagten, zeigen wollten?«

Barbara sah verlegen aus, zauderte und antwortete dann:

»Lord Montessor, dieses Versprechen bezog sich nicht auf unbeschränkte Zeit. Es galt nur dem Tage, an welchem es gegeben wurde, und ich hoffe, Sie werden mich jetzt entschuldigen.«

Lord Montessor verbeugte sich.

»Wenn Sie an's Land gehen wollen, Lord Montessor,« fuhr sie fort, »so steht Ihnen das große Boot natürlicher Weise zu Diensten. Aber ich kann Sie nicht in das Haus einladen.«

»Wenn Sie mir aus nicht erlauben können, Ihr altes Haus zu besuchen, Miß Brande,« sagte Lord Montessor, so würde ich Ihnen doch sehr verbunden sein, wenn sie mir einen Platz in Ihrem Boote gäben, sobald Sie an das Land gehen.«

»Das werde ich recht gern thun, Sir!«

Sir Parke Morelle erwachte jetzt endlich aus seinem Nachmittagsschläfchen und kam auf das Verdeck zu Montessor.

Barbara verbeugte sich und ließ sie allein beisammen, während sie nach vorn ging, um den Befehl zu geben, daß das Boot in Bereitschaft gesetzt werden solle.

»Das die Heimath Ihrer Tochter, Sir Parke,« sagte Lord Montessor, indem er auf die düstere Landspitze zeigte, die jetzt von den dichter herabsinkenden Schatten des Abends verdunkelt wurde.

»Gütiger Himmel! Was für ein öder Ort!« rief der Baronet bestürzt.

»Ja, aber ich kann mir recht gut denken, daß die Verödung im Herzen sie unempfindlich gegen die Verödung ihrer Umgebung gemacht hat,« antwortete Montessor feierlich.

Da der Baronet den geheimen in diesen Worten enthaltenen Vorwurf vielleicht nicht verstand, so fuhr er fort, die malerische Landspitze zu betrachten bis das lange Boot gemeldet wurde.

»Ich gehe an's Land – wollen Sie mich jetzt begleiten?«

»Natürlicher Weise! Natürlicher Weise! Ich will Sie jetzt begleiten,« antwortete der Baronet.

Barbara kam in das graue Sergekleid den Ueberwurf und die Kapuze gekleidet, welcher ihren gewöhnlichen Anzug bildeten, herbei.

»Sir Parke hat gleichfalls beschlossen, an das Land zu gehen, Miß Brande,« sagte Montessor.

»Ganz wohl, Sir,« antwortete Barbara, die einiges Mißtrauen und Besorgniß verrieth – »das Boot wartet auf Ihre Befehle, meine Herren.«

»Wir sind bereit, Sie zu begleiten, Miß Brande.«

Sie gingen nach dem Schiffsrande, wo Lord Montresor zuerst die Leiter hinabstieg, und als er im Boote angekommen war, Barbara die Hand reichte, um ihr beim Hinuntersteigen behilflich zu sein, eine Artigkeit, welche das Mädchen nur aus Höflichkeit annahm, denn anstatt eines solchen Beistandes zu bedürfen, wurde sie sogar durch das Anerbieten ebenso sehr in Verlegenheit gesetzt, wie durch die gezwungene Annahme desselben in ihren Bewegungen gehindert. Dann half die nämliche geschickte Hand Sir Parke die Leiter herunter. Als sie Alle saßen, setzten die Ruderer ihre Riemen in Bewegung und das große Boot glitt schnell über das von den Sternen beschienene Wasser auf die düstere vor ihnen emporsteigende Landspitze zu. Nach Verlauf weniger Secunden berührte das Boot den Sand und wurde unter den dichten Schatten des hohen bewaldeten Ufers angelegt.

EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL. DIE ÖDE LANDSPITZE.

»Welch' ein Ort zu einer Wohnung! Es ist, als ob man die Unterwelt beträte,« sagte Sir Parke, als sie aus dem Boote stiegen und am Ufer standen.

»Fahrt mit dem Boote zurück, um die Jungen zu bringen,« befahl Miß Brande.

Und als sie mit ihren Passagieren allein war, sagte sie:

»Nun, meine Herren, womit kann ich Ihnen jetzt dienen? Wie wollen Sie sich unterhalten? Die Jagdzeit ist schon lange vorbei, und ich bedauere, daß ich nicht im Stande bin, Sie in das Haus einzuladen.«

»Dann müssen wir die Förmlichkeiten bei Seite legen und uns ohne Einladung dorthin begeben,« sagte Lord Montessor mit sanfter Stimme, wie um durch sein Benehmen jede scheinbare Rauheit seiner Worte wieder auszugleichen.

»Was meinen Sie, Sir?« fragte Barbara mit wachsendem Mißtrauen und Besorgniß.

»Verzeihen Sie, Miß Brande, Sie müssen doch jedenfalls den Zweck der Reise Sir Parke's nach Amerika errathen haben.«

»Ich bin kein Yankee, Sir, aber doch habe ich, wie Sie sagen, natürlicher Weise vermuthet, daß der Vater nur kommen kann, um seine Tochter aufzusuchen,« antwortete Barbara mit einem Blicke voll Mitgefühl auf den Baronet.

Sir Parke antwortete durch eine leichte Verbeugung.

»Und wollen Sie, Miß Brande, da Sie den jetzigen Aufenthalt dieser lange verlorenen Tochter kennen, ihren Vater in seiner Unbekanntschaft mit ihrem Zufluchtsorte an dem Orte vorüberfahren und ihn seine nutzlose Nachforschung in einer anderen Gegend fortsetzen lassen?« fragte Lord Montessor feierlich.

Barbara antwortete nicht sogleich, sondern schien in tiefes Sinnen versunken zu sein, als ob sie die Lösung eines Geheimnisses suche.

Lord Montessor konnte seine Ungeduld kaum bändigen: »Nun, Miß Brande?« fragte er mit einem besorgten Blicke auf sie.

»Nun, Sir,« antwortete Barbara ernst, »ich sehe, daß Sie auf irgend eine Weise den Aufenthaltsort dieser Dame entdeckt haben. Ich hoffe nur, daß es nicht durch eine Unvorsichtigkeit von meiner Seite geschehen ist.«

»Allerdings, Sie ist Ihre Abmietherin. Und wir haben diesen Umstand nicht durch eine Unvorsichtigkeit von Ihrer Seite erfahren.«

»Da es sich so verhält,« sagte Barbara ernst, »so will ich gestehen, daß ich mich darüber freue. Da ich wußte, oder vielmehr glaubte, daß Sie und ihr Vater auf dem Wege seien, um sie dort, wo sie nicht zu finden war, nämlich in Baltimore aufzusuchen, so schmerzte mir die ganze Fahrt über das Herz, weil ich nicht zu Ihnen sagen durfte: ›Diejenige, welche Sie suchen, wohnt in meinem Hause auf der Landspitze.‹ Dem Himmel sei Dank, daß Sie es ohne eine Verletzung des Vertrauens von meiner Seite erfahren haben. Sir Parke –« sagte sie zu dem Baronet – »Sie werden Ihrer Tochter dies mittheilen?«

»Das will ich, Miß Brande. Wie sollen wir diesen steilen Abhang hinaufkommen? Es ist eine sehr dunkle Nacht.«

»Das will ich Ihnen zeigen. Folgen Sie mir gefälligst. Lord Montessor, ich glaube, Sie werden am besten thun, wenn Sie Sir Parke den Arm reichen. Das Hinaufsteigen ist selbst bei Tageslicht sehr schwierig und wir können jetzt kaum das Cederngebüsch von den Felsspalten unterscheiden,« sagte Barbara, während sie vorsichtig die Anhöhe hinauf ging.

Lord Montessor faßte die Hand des Greises und folgte mit wild wogendem Herzen, das seine ganze Entschlossenheit nicht zur Beruhigung bringen konnte. Noch ein paar Secunden – noch wenige kurze, wichtige Augenblicke und dann sollte er sie sehen – sollte er sie sprechen hören – ihre bebende Hand drücken! O, wildes ungeduldiges Herz, sei still – sei still – es ist nur ein Augenblick und dann! Und dann!

Sie stiegen mühsam die Anhöhe hinauf, erreichten das ebene Land und dann standen die alten im Nachtwinde schwankenden Bäume und das alte in der Dunkelheit emporragende Haus vor ihnen auf. Eine düstere, ahnungsschwere, grabähnliche Atmosphäre lag auf dem Orte. Die Hoffnung erschlaffte, als sie das Schauspiel betrachteten.

»Es ist so dunkel, wie in der Unterwelt! Im ganzen Hause ist kein Licht zu sehen und draußen kein Laut zu hören. Hoffentlich hat sich die Herrin und ihr Mädchen noch nicht zur Ruhe begeben,« sagte Lord Montessor unruhig.

»O nein, Sir, das glaube ich nicht. Das Zimmer der Dame und die Stube des Kammermädchens – liegen Beide auf der hinteren Seite des Gebäudes. Ich will klingeln.«

Und Barbara ging die verfallenen Stufen zur Thüre hinauf, klingelte und wartete eine Minute – zwei Minuten – aber es ließ sich kein nahendes Licht sehen, kein nahender Schritt hören, Sie klingelte lauter.

Das Klingeln schallte durch das große öde Haus und weckte einen seltsamen dumpfen Widerhall.

Dann folgte tiefe Stille; sie warteten ängstlich und jedes suchte verwundert in der Dunkelheit den Ausdruck des Gesichts der Anderen zu erkennen. Drei Minuten verflossen wie Stunden, und Barbara zog nochmals mit ganzer Kraft an der Klingel. Sie schallte so laut durch das alte Haus, daß es die gestorbenen Besitzer auf dem Kirchhofe dahinter hätte wecken können – es weckte nichts anderes, als das düstere, klagende, gespenstige Echo!

Es verflossen fünf Minuten peinlichen Wartens und Horchens, und dann riß Barbara zum Dritten Male an dem Griffe, nicht ohne Gefahr für den Draht. Aber nur das gespenstige Echo ließ klagend von innen die Antwort erschallen!

Sie sahen einander an; die unruhigen bleichen Gesichter waren in der tiefen Dunkelheit undeutlich zu erkennen. Ein paar Secunden lang sprach kein's. Jedes schien seinen trüben Ahnungen Ausdruck geben zu wollen.

War ihnen der Tod zuvorgekommen und hatte er das Siegel des Grabes auf ewig auf das irdische Geschick Estelle's gedrückt, und, soweit das Leben in Betracht kam, die späte Reue ihres Vaters nutzlos gemacht?

Die dumpfe, unruhige Stimme Lord Montessor's brach das Schweigen zuerst.

»Miß Brande, was halten Sie wohl hiervon?«

»Ich wage es noch nicht, zu denken,« antwortete Barbara mit bebender Stimme. »Aber wir wollen nach der Hinterseite des Hauses gehen und sehen, ob wir Etwas entdecken können.«

Und sie stieg vorsichtig die schwankenden Stufen hinab und tappte nach der hinteren Seite des Gebäudes. Die beiden Männer folgten ihr. Aber auf der hinteren Seite war ebenso, wie auf der vorderen, Alles verschlossen, finster und still. Sie konnten keine Spur von menschlichen Bewohnern erblicken.

»Miß Brande,« rief Lord Montessor in schmerzlichem Tone, »was bedeutet dies?«

»Das weiß nur der Herr!« antwortete Barbara in tiefer Bewegung. »Aber folgen Sie mir, meine Herren.«

»Wohin gehen Sie?« fragte Sir Parke Morelle.

»Nach einer Hütte am Fuße des Abhanges, wo zwei alte Neger wohnen, die vielleicht im Stande sind, uns einige Auskunft zu geben.«

Und sie eilte davon und fing mit einer Hast, welche mehr Eile und Aengstlichkeit, wie Rücksicht für ihr eigenes Leben und ihre Glieder verkündete, an, den Abhang hinabzuklettern.

Die Herren folgten mit so großer Schnelle, wie es die Gebrechlichkeit Sir Parke's erlaubte.

Am Fuße des Abhanges traf sie die Knaben, welche eben mit dem Boote gelandet waren.

»Ei, wo in der Welt läufst Du hin, Schwester,« rief Willful, als er von der wild dahin eilenden Gestalt angehalten wurde.

»Nach der Hütte Neptuns, das Haus oben ist verlassen. Folge mir. Aber wo ist das Boot?«

»Es stößt eben ab,« antwortete Willful.

»Boot ahoi!« rief sie, »kommt zurück und wartet auf uns bei der Esche.«

Lord Montessor, der jetzt Sir Parke den Abhang herunter gebracht hatte, kam nun zu ihnen. Sie hörten gleichfalls das Plätschern der Riemen des zurückkehrenden Bootes und erkannten aus dem darauf folgenden Tone, daß es auf den Sand gezogen wurde.

»Nun kommen Sie,« sagte sie und eilte an dem Abhange weiter, bis sie zu einem Orte kam, wo der Felsen plötzlich eine kleine kesselförmige Vertiefung bildete, in welcher die kleine Hütte, deren einziges Talglicht durch das Fensterchen in die tiefe Dunkelheit herausstrahlte, unter hohen Bäumen stand.

Willful lief voraus und klopfte an der Thüre, die sofort von der alten Negerin geöffnet wurde, welche rief:

»Wer ist da?«

»Ich bin es, Tante Amphitrite,« antwortete der Knabe.

»Gott erbarme sich meiner Seele! Ob das nicht das Kind ist? Ei Junge, wo kommst Du her? Nicht wahr, Du fällst geradewegs vom Himmel herunter? Komm' herein, Kind! Komm' herein. Gott behüte uns, komm' herein aus der Nachtluft. Wo ist Deine Schwester?«

»Da bin ich, Tante, und da sind auch Fremde,« sagte Barbara, die herbeikam.

»Gott behüte uns, Miß Barbara, Kind; ich freue mich herzlich, daß ich Sie sehe; ja, ich freue mich gewiß. Aber was hat Sie dazu gebracht, Fremde hierher zu führen, daß sie mich in meinem alten Werktagsanzuge sehen? Wenn Sie mir nur Zeit gelassen hätten, so würde ich mein

schwarzseidenes Kleid angezogen haben, das mir das liebe freigebige Kind, Mrs. Estel, zum Sonntagsanzug gegeben hat. Und dann durchräuchert mein Alter das Haus mit seinem Tabak und weiß, daß das die Weißen nicht leiden können. Thue ihn weg, alter Sünder, und laß die weißen Leute herein,« rief Amphitrite, die sich in ihrer Rede unterbrach, um die Pfeife aus den Lippen ihres schwarzen Eheherrn zu nehmen.

Kümmere Dich nicht um seinen Rauch, Amphy! Wir wollen nicht hereinkommen! Sage Deinem Manne, daß er hier an die Thüre kommt; wir wollen mit Euch Beiden sprechen,« sagte Barbara, die trotz des ängstlichen Klopfens ihres Herzens jetzt, wo sie angekommen war, den geringsten Vorwand ergriff, um die Frage aufzuschieben, von welcher das Glück so Vieler abhing.

Der Alte kam gebückt an die Thüre.

»Wie befinden Sie sich, Miß Barbara, Herzchen? Ich bin ganz stolz darauf, daß ich Sie sehe! Wie geht es Master Edwy, Herzchen? Wie das Kind wächst!«

»Es freut mich recht sehr, daß ich Dich so wohl sehe, Neptun, ich habe aber jetzt keine Zeit zu Complimenten, Alter,« sagte Miß Brande, als sie sah, daß Sir Parke Morrelle und Lord Montessor herbeigekommen waren und jetzt in der höchsten Spannung neben ihr standen. »Sage mir, Neptun, was ist aus Mrs. Estel geworden?«

Die Herzen aller Gegenwärtigen hörten auf zu schlagen, während sie auf die langsame Antwort des Alten warteten. Endlich kam sie in Form einer anderen Frage:

»Mrs. Estel, Herzchen?«

»Ja.«

»Das schöne Kind, das dort oben gewohnt hat?«

»Ja, ja.«

»An die Sie das alte Haus vermietet hatten?

»Ja, ja, ja! O rede nur gerade heraus und sage uns, wo sie ist.«

»Sie ist fort!«

»Fort! Das wissen wir! Aber wohin?«

»Das kann nicht sagen, Herzchen, Sie ist auf einem Schiffe fortgefahren – sie und das junge Frauenzimmer.«

Sie dankten dem Himmel, daß ihre schlimmsten Befürchtungen beseitigt waren. Sie war nicht aus der Welt »fort.« Sie lebte noch – sie hatte noch eine Zukunft – Alle athmeten freier.

»Aber Du mußt doch Etwas von der Abreise der Dame wissen? Komm', besinne Dich, Neptun, und erzähle uns, was Du weißt,« sagte Barbara.

»Ich weiß wirklich nicht das Mindeste weiter, als was ich Ihnen gesagt habe.«

»Weißt Du nicht, wenn die Dame abgereis't ist?«

»Nun, Herzchen, das war die vorige Woche, aber ich kann es nicht ganz genau sagen – vielleicht kann es meine Alte.«

»Welches blödsinnige Geschöpf!« rief Sir Parke Morelle voll Ekel.

Lord Montessor hörte stumm und aufmerksam zu.

»Amphitrite, kannst Du mir sagen, wann Mrs. Estel abgereis't ist?«

»Ungefähr vor einem Monat, Kind – ja ja!«

»Wo ist sie hingereis't?«

»O, Kind, Miß Susanne wollte es mir nicht sagen, als ich sie fragte.«

»Du weißt also nicht, wohin sie gereis't ist?«

»Gott weiß, daß ich es nicht weiß, Herzchen; ich wollte, bei Gott, daß ich es wüßte.«

»Wie hieß das Schiff, mit dem sie abgefahren ist?«

»Ich betheuere bei Gott, daß ich es Ihnen nicht sagen kann, Herzchen, da ich es selbst nicht weiß.«

»Und auch den Namen des Capitains nicht?«

»Und den Namen des Capitains auch nicht, Kind.«

»Hm! fuhr das Schiff, auf welchem sie abreis'te, die Bay hinauf oder hinab?«

»Der Allmächtige weiß, daß ich Ihnen das nicht sagen kann, Miß Barbara – weil das Schiff in der Nacht anlegte und dann in der folgenden Nacht ein wenig vor Tagesanbruch wieder abfuhr. Wir haben daher nicht gesehen, ob es von oben oder unten kam, oder nach unten oder oben gegangen ist.«

»Aber Du kannst doch gewiß sagen, nach welcher Seite sein Schnabel gewendet war?« fragte Barbara, die nach dieser leisen Andeutung haschte, wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalme.

»Ich weiß nicht, was Sie unter dem Schnabel verstehen, liebes Herzchen.«

»Nun dann, die Spitze. Nach welcher Richtung stand die Spitze? Wo zeigte die Spitze hin? Hinauf oder hinunter?«

»Ei, Kind, als ich sie sah, zeigte sie geradewegs in den Himmel hinauf mit einer blauen und weißen Fahne oben drauf – wenigstens war es blauer Grund mit einem mächtig großen weißen Kreuze darauf.«

»O du meine Güte, Amphy! Wir reden nicht von der Mastspitze, sondern von dem Schnabel – dem Vorderteile des Schiffes,« sagte Barbara ungeduldig.

»Ich erkläre bei Gott, daß ich den Kopf nicht vom Schwanze unterscheiden kann,« antwortete die Alte. –

»Neptun, kannst Du mir sagen, ob die Spitze, als Du jenes Schiff bei Tage vor Anker liegen sahest, die Bay hinauf oder hinab zeigte?«

»O Herzchen, es stand weder hinauf, noch hinunter, sondern gerade der Quere, mit der Spitze nach dem Hause hier.«

»Das ist erfreulich! Und weißt Du, ob es die Bay hinauf oder hinunter fuhr, als es absegelte?«

»O Herzchen, ich weiß weiter gar Nichts davon, als was ich Ihnen schon gesagt habe.«

»Ha! Hat die Dame einen Brief oder einen Auftrag bei Einem von Euch zurückgelassen?«

»O nein, Herzchen, das Kind hat keinen Brief bei uns zurückgelassen und auch keinen Auftrag, außer, daß wir Sie von ihr grüßen sollen, und daß der Herr Sie segnen möge.«

Es würde langweilig sein, das sorgsame, strenge Kreuzverhör zu wiederholen, welchem die alten Leute unterworfen wurden. Es genüge, wenn wir sagen, daß es sich als nutzlos erwies. Das alte Paar hatte seiner Herrin

schon Alles mitgetheilt, was es von dem geheimnißvollen Verschwinden wußte.

Endlich sagte Barbara:

»Es wäre wohl möglich, Mylord, daß sie ein Billet oder einen Brief an mich auf ihrem Tische, oder sonst wo im Hause zurückgelassen hätte. Sollen wir Licht holen, dorthin gehen und die Zimmer durchsuchen?«

Lord Montessor verbeugte sich schweigend. Sein Herz wurde von der Verzweiflung zu schwer bedrückt, als daß er viel Worte hätte machen können.

Barbara sagte dem Alten, daß er eine Laterne anzünden und ihnen nach dem alten Hause folgen solle. Und die ganze Gesellschaft ging, von dem Alten mit dem Lichte geführt, wieder an dem Ufer entlang, stieg die steile Klippe hinauf und stand vor dem verfallenen Hause.

Neptun, der eben sowohl die Schlüssel, wie die Laterne hatte, schloß die Thüre auf und ließ sie eintreten.

Der feuchte, frostige Wind, der das Licht hätte auswehen müssen, wenn es nicht von der Glasscheibe geschützt worden wäre, war das Einzige, was sie bewillkommnete.

Sie gingen in das spärlich möblirte Wohnzimmer, wo Barbara Alles so fand, wie es seit Jahren gestanden hatte, aber weder auf dem Tische, noch auf dem Kaminsims einen Brief. Dann begaben sie sich in ihr Schlafzimmer, wo Alles in Ordnung war, aber weder ein Brief, noch ein Billet. Sie besuchten die Küche und das Schlafzimmer Susanne Copsewood's, aber ohne besseren Erfolg. Und endlich mußten sie nach einer genauen, aber fruchtlosen

Durchsuchung des ganzen Hauses die hoffnungslosen Bemühungen einstellen.

»Jede Spur scheint verloren zu sein!« rief der Baronet verzweiflungsvoll.

Lord Montessor konnte ein tiefes Stöhnen nicht unterdrücken. Sein starkes Herz schien unter diesem neuen Schläge zusammenbrechen zu wollen.

»Lassen Sie uns hoffen,« sagte Barbara. »Wir sind von London aus nach Baltimore gefahren, wo Sie vor Allem sie zu finden erwarteten. Lassen Sie uns die Reise fortsetzen, vielleicht treffen wir sie doch noch in Baltimore.«

»Das gebe der Himmel!« rief der Baronet, dessen Verlangen, seine verlorene Tochter zu finden, mit der Schwierigkeit und der Zögerung zunahm.

Dann gab Barbara dem alten Neptun, das Geld und die Packete mit Kaffee und Zucker, welche sie für ihn mitgebracht hatte, besorgte die anderen kleinen Verrichtungen, wegen deren sie an das Land gekommen war, nahm Abschied von ihren alten Dienern und kehrte in Begleitung ihrer enttäuschten und betrübten Passagiere nach dem Schiffe zurück.

Als sie um den kleinen runden Tisch der Kajüte versammelt waren, hielten sie wieder eine Berathung.

»Hat Estelle an diesem Orte seine Freunde oder Nachbarn, bei welchen sie einen Brief oder einen Auftrag hätte zurücklassen können?« fragte Lord Montessor.

»Nein, es giebt Niemand näher wie in Eastville. Und, da ich mich jetzt darauf besinne, könnte sie Etwas bei meinem Advocaten in jenem Orte zurückgelassen haben.

Wenn Sie es daher für gut halten, will ich morgen noch liegen bleiben, um dorthin zu fahren und Erkundigungen einzuziehen. Was meinen Sie, meine Herren?»

»Das ist unzweifelhaft das Beste,« antworteten Lord Montessor und Sir Parke.

Dann trennten sie sich, um sich zur Ruhe zu begeben.

Am folgenden Morgen gingen sie zeitig nach dem Ufer hinauf. Der alte Neptun spannte auf erhaltenen Befehl schnell das Pferd vor den Wagen. Sir Parke und Miß Brande stiegen ein und nahmen die Hinterplätze ein, Lord Montessor und Willful saßen vorn. Der Knabe führte die Zügel. Sie erreichten nach einer schnellen zweistündigen Fahrt Eastville, und hielten vor dem Hause des Advocaten an.

Miß Brande stieg aus, trat ein und fand den Advocaten an seinem Schreibtische. Er stand sofort auf und kam ihr entgegen.

»Guten Morgen, Miß Brande. Bitte, setzen Sie sich.«

»Ich danke Ihnen, Sir. Meine Abmietherin, Mrs. Estel, hat die Landspitze verlassen; hat sie Ihnen vielleicht einen Brief oder einen Auftrag an mich anvertraut?»

»Einen Brief? Ja, Miß Brande, da ist er,« antwortete der Advocat, ging an sein Schreibepult und holte den Brief.

Barbara riß ihm denselben fast aus der Hand, erbrach ihn hastig und ließ die Augen über die Zeilen fliegen, dann ging sie mit einem tiefen Seufzer hinaus und las ihn Sir Parke und Lord Montessor vor: Er lautete folgendermaßen:

»Brande's Landspitze, März 18–

»Meine liebe Miß Brande – Obgleich ich mich auf unbestimmte Zeit von der Landspitze entferne, gebe ich die Miethe doch nicht auf, las aber den Schlüssel in den Händen Neptuns, und bitte Sie, das Haus während meiner Abwesenheit zu benutzen. Beiliegend werden Sie die Zahlung für die ganze Miethszeit finden.

Ihre aufrichtige Freundin

Estelle.

»Und das ist Alleg?« rief der Vater und der Geliebte zu gleicher Zeit.

»Ja.«

Sie waren nicht damit zufrieden. Sie verließen den Wagen und begaben sich in das Bureau des Advocaten, den sie genau befragten. Aber er konnte ihnen nicht das Geringste sagen.

Sie stiegen wieder in den Wagen und fuhren auf den Vorschlag Barbara's nach der Wohnung des Geistlichen.

Dieser ehrwürdige Mann hatte Estelle während ihrer Krankheit besucht, konnte ihnen aber keine Auskunft über ihren jetzigen Aufenthalt geben. Alle weiteren Nachforschungen in dieser Gegend erwiesen sich als nutzlos. Estelle hatte augenscheinlich ihren Bestimmungsort vor Jedermann geheim gehalten.

Sie kehrten mit schwerem Herzen auf ihr Schiff zurück.

Am folgenden Morgen segelten sie nach Baltimore ab, wo sie zur rechten Zeit ankamen.

Sir Parke und Lord Montessor setzten Wochenlang ihre Nachforschungen in der Stadt fort. Als sie dann alle ihre Anstrengungen erfolglos fanden, verabschiedeten sie sich von Barbara Brande, verließen Baltimore und fingen eine Reise durch alle größeren Städte der Vereinigten Staaten an. Inzwischen bestimmten sie einen Agenten in Newyork, an welchen alle Mittheilungen für sie gerichtet werden sollten. Dann rückten sie sorgsam abgefaßte Ankündigungen, welche nur von Estelle allein verstanden werden konnten, in alle Zeitungen.

Nach mehreren Monaten fruchtloser Reisen, Nachforschungen und ängstlichen Wartens fiel es Sir Parke ein, daß seine Tochter möglicher Weise nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt sein könne. Und in Folge dieser Ansicht schiffte er sich, von seinem zukünftigen Schwiegersohne begleitet, nach England ein.

ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL. DIE FLUCHT VON DER LANDSPITZE.

Estelle war zu kräftig zum Sterben gewesen.

Mit Hilfe der geschickten Fürsorge des Dorfarztes, der hingebenden Pflege ihrer treuen Dienerin und der brünstigen Gebete des Pfarrer, wurde sie von ihrer langen gefährlichen Krankheit erlös't.

Der erste Gebrauch, welchen sie von der Wiederkehr ihrer Gesundheit machte, bestand darin, daß sie das Haus auf der Landspitze verließ.

Der Ort war ihr seit dem ersten, ergreifenden Besuche Lord Montessors unerträglich geworden. Denselben zu

fliehen, oder den Verstand zu verlieren, schien ihr das einzig Mögliche zu sein.

Ach, es ist verhältnißmäßig etwas Leichtes, in aufgeregter Stimmung ein ergebenes Opfer der Liebe an dem Altare der Pflicht zu bringen – so leicht, wie die Aufopferung des eigenen Körpers ist, wenn diese gefordert würde! Denn die Qual des Scheidens ist, wie der Todeskampf, nur ein kurzer Schmerz! Aber eine solche freiwillige Aufopferung ist nicht die Selbsttötung – sie ist mehr – ein Lebendigbegraben! Das so von der Liebe, die sein Leben ist, getrennte Herz, findet nicht die Ruhe des Todes, sondern den dumpfen Schmerz eines lebenden Grabes – es kann nicht sterben, sondern fährt fort zu schlagen, sich zu sehnen und zu leiden. So liegt die *Probe* nicht in dem gewaltigen Kampfe mit der Versuchung und den bitteren Schmerzen des Opfers, sondern in der furchtbaren Reaction und vollkommenen Verödung, in der langen Folge trübseliger Tage, die ohne Hoffnung aufgehen und ohne Ruhe enden – jeder ein weiteres Glied der schweren Kette unglücklicher Jahre, die den Geist in den Staub ziehen – Jahre langsamer Abnutzung des Herzens – Jahre des Todes im Leben!

Als sich Estelle von ihrem Geliebten trennte, hatte sie geglaubt, daß der Kampf und Schmerz vorüber und der Sieg davongetragen sei. Und nach der Qual des Prozesses und den unbarmherzigen Tausenden von Augen, die sich auf ihren wehrlosen Kopf gerichtet hatten, und nach dem moralischen Kampfe zwischen ihrer glühenden Liebe und ihrem erhabenen Pflichtgeföhle – nach allen den

stürmischen, ergreifenden Szenen, durch welche sie geschleppt worden war – als sie sich am Körper erschöpft und geistig ermüdet fühlte, war ihr die Ruhe willkommen und die Einsamkeit einladend erschienen. Sie hatte nach einem Häuschen in einer weiten Wildniß geseufzt.

Sie hatte auf der Landspitze einen solchen Zufluchtsort gesucht und gefunden. Gerade die Verödung und Trübseligkeit des Ortes hatte sie angezogen. Die einsame Dürsterkeit der dunklen Tannenwälder. Die unfruchtbare Felsenküfte und die fahle Wasserwüste paßten recht gut zu der Trauer ihrer Seele. Die melancholischen Herbsttage, das unaufhörliche Weinen des Himmels, das Stöhnen der See – dies Alles stimmte zu der traurigen Melodie ihres Geistes.

Aber diese Stimmung war an und für sich krankhaft und vorübergehend. Sie würde nicht angedauert haben, selbst wenn Lord Montessor nie nach der Landspitze gekommen wäre, um sie zu unterbrechen.

Und dann war die Krisis des Fiebers gekommen.

Nach ihrer Wiedergenesung war es ihr unmöglich, an diesem Orte zu bleiben, an welchen sich die Erinnerung seines kurzen, traurigen Besuches knüpfte, in diesem öden, einsamen, unfreundlichen Hause, ohne Gefährtin, ohne Beschäftigung, ohne Interesse am Leben, jeden, Morgen ohne Zweck aufzuwachen, wick jeden Abend niederzulegen, ohne schlafen zu können, Tag für

Tag, Woche für Woche, Monat für Monat das glühende Sehnen, Etwas von ihm zu hören, an ihn zu schreiben, ihm nachzueilen, zu unterdrücken – ein solches Leben fortzusetzen und nicht wahnsinnig zu werden, war schwierig.

Um sich vor diesem letzten, größten Uebel zu bewahren, beschloß sie, das Haus zu verschließen und die Landspitze verlassen, sich irgendwohin zu begeben – sie wußte nicht, wohin, und dies war ihr auch gleichgiltig.

Wenn ihr ihre Reise nur eine Ortsveränderung und Zerstreuung gewährte, so genügte dies.

In dieser höchsten Noth, als sie kaum mehr im Stande war, ihr Verhalten selbst zu leiten, schickte ihr die Vorsehung unerwartet Hilfe, Rath und Trost.

Diese kamen in der Gestalt des alten Mr. Goodloe, des Dorfgeistlichen, der sie während ihrer schweren Krankheit besucht, bemitleidet und für sie gebetet hatte.

Der Pfarrer Goodloe war kein Mann von sehr tiefem Gefühle, großem Verstande, oder ausgedehnter Erfahrung. Aber er hatte den größeren Theil eines langen Lebens in der Ausübung der stillen Pflichten eines Landgeistlichen verbracht. Er hatte vierzig Jahre lang vor einer schändlichen Gemeinde einfache Predigten gehalten, junge Männer und Mädchen getraut, Kinder getauft, die Todten begraben, den Lebenden Rath gegeben, die Betrüben getröstet, die Kranken besucht und die Armen der Gemeinde Eastville unterstützt. Aber in seinem ganzen Leben war noch nie ein so interessantes Wesen, wie

Estelle, auf seinem Wege erschienen. Er war in seiner Eigenschaft als Geistlicher an ihr Bett gerufen worden, um für ihre Wiedergenesung zu beten. Dies war durch Susanne Copsewood geschehen, die einen starken, festen Glauben, an die Wirksamkeit des innigen Gebetes eines rechtschaffenen Mannes hegte, und die Wiedergenesung Ihrer geliebten Herrin nicht sowohl der Geschicklichkeit des Arztes, wie dem Flehen des Geistlichen zuschrieb.

Aber Mr. Goodloe konnte das liebliche, bleiche Gesicht, den süßen, weichen Ton und das sanfte Benehmen der schönen Leidenden, für welche er bei dem ersten Anblick das lebhafteste Interesse gefühlt hatte, nicht vergessen. Und obgleich sie nicht zu seiner Gemeinde gehörte, und weder ein einziges Mal in seiner Kirche erschienen war, noch ihn, als sie ihm für seine Aufmerksamkeit dankte, einlud, sie wieder zu besuchen – trotz seiner Furcht, für aufdringlich gehalten zu werden, fühlte er sich unwiderstehlich gezwungen, ihr einen Besuch zu machen.

Estelle empfing ihn mit der sanften Artigkeit, durch welche sie sich auszeichnete, dankte ihm nochmals für seine freundlichen Aufmerksamkeiten während ihrer Krankheit, und forderte ihn dann, als er sich verabschiedete, auf, sie wieder zu besuchen. Ihre erste Unterlassung dieser Artigkeit war vermuthlich unabsichtlich gewesen. Wenigstens schloß dies der alte Geistliche, der seinen Besuch bei Estelle bald wiederholte, und es entwickelte sich bald eine gegenseitige Achtung zwischen ihnen.

Bei einem dieser Besuche nahm er, nachdem er ihr zweiflungsvolles, aber höchst liebliches Gesicht betrachtet und bemerkt hatte, daß es sichtbar abmagerte und bleicher wurde, ihre schlanke Hand und sagte: »Mein Kind, ich möchte mich um Alles in der Welt nicht in Ihr Vertrauen drängen, aber Ihr Gesicht verräth nur zu deutlich, daß Sie die Beute eines tiefen, verzehrenden, fast unheilbaren Schmerzes sind. Dieser Schmerz möge sein, welcher er wolle – und ich verlange ihn nicht zu kennen – so ist dieser traurige Ort und dieses einsame Leben doch nicht dazu geeignet, daß Sie mit gutem Erfolge, mit ihm kämpfen können – denn er überwältigt Sie – Sie sterben daran.«

»Wenn das Alles wäre, so würde das wirklich gut sein,« antwortete die Dame traurig.

»Nicht doch, mein Kind, denn das Leben hat seine Pflichten. Sie sind keine Eingeborene dieses Ortes, für Sie giebt es keine heilende Kraft in der Einsamkeit dieses Platzes. Sie müssen aufstehen und von dannen wandeln; Sie besitzen Mittel, gehen Sie in die mit Menschen gefüllten Städte, suchen Sie die Unglücklichen auf, welche sich in den Gäßchen zusammendrängen – finden Sie die verlorenen Männer und Frauen und die verlassenen Kinder auf, und vergessen Sie Ihren eigenen Schmerz, indem Sie ihren größeren lindern.«

»Größeren Schmerz! Gütiger Himmel!« wiederholte Estelle in traurigem Unglauben.

»Ja, größeren Schmerz! Wie groß auch der Ihrige sein mag, wiederhole ich doch, daß es Viele, sehr Viele giebt, die ihr ganzes sterbliches Leben lang an größerem Schmerze leiden. Sie haben, gleichviel, wie groß Ihr Kummer sein mag, doch Jugend, Gesundheit, Schönheit, Verstand, Bildung, Vermögen, ein reines Gewissen, und vor Allem sind Sie nicht von Gott verlassen. Ihr einziger Kummer ist eine Enttäuschung oder ein Verlust. Das ist vermuthlich das Einzige, was Sie zu leiden gehabt haben. Aber für viele Andere vereint sich mit der Enttäuschung und dem Verluste das Alter, Krankheit, Hunger, Kälte, die Uebel der Unwissenheit, der Vorwürfe des Gewissens – und vor Allem die Schrecknisse des practischen Atheismus! Sehen Sie, ich habe Sie einen Blick in eine wirkliche Gehenna¹ werfen lassen, von der Sie nie Etwas gehört oder geahnt hatten, zu welcher Sie jedoch als veröhnender Schutzengel gehen werden.«

Estelle war tief gerührt, stand bleich und athemlos auf, legte die Hand in die des Geistlichen und murmelte mit matter Stimme:

»Ja, das ist meine Aufgabe. Ich danke Ihnen für die Andeutung. Ich will gehen.«

Er legte die Hand auf ihren Kopf.

»Gehen Sie hin als barmherzige Schwester unter die Armen, Unwissenden, Kranken und Gefangenen. Gehen Sie, Gehilfin des Schmerzensmannes, folgen Sie ihm in

¹Schlucht [des Sohnes] Hinnoms ist ein Ortsname im biblischen Juda, der in der griechischen Uebersetzung des alten Testaments in der gräzisirten Form Gehenna wiedergegeben wurde.

seinen barmherzigen Werken nach, und er wird Ihnen seinen Frieden geben – er wird ihn Ihnen geben, nicht wie ihn die Welt giebt. Und Gott segne Sie.«

Und der gute Greis entfernte sich.

Und sie versank nicht wieder in die Erschlaffung der Hingebung an den Schmerz. Sie ging an das Werk und bereitete sich auf ihre Sendung vor. Sie brachte ihr Haus in Ordnung, besuchte die Wohnung ihrer bescheidenen Freunde, des alten Negerpaares, und versah ihre Hütte mit vielen Bequemlichkeiten. Sie schrieb einen Abschiedsbrief an ihre Hauswirthin, Barbara Brande, und übergab ihn dem Advocaten zur Ablieferung. Dann verschloß sie das Haus, ließ die Schlüssel zur Benutzung für die Eigenthümerin bei dem alten Neptun zurück, verabschiedete sich von ihren wenigen Bekannten und reis'te in Begleitung ihrer treuen Dienerin ab, ohne eine Andeutung von ihrem Bestimmungsorte zurückzulassen.

DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL. DER LAUF DER JAHRE.

Seit den in unserem letzten Kapitel erzählten Ereignissen sind fünf Jahre verflossen, und seit dem unglücklichen Vorfalle, womit diese Geschichte beginnt, sechs.

Sir Parke und Lady Morelle gaben, nachdem sie jedes mögliche Mittel zur Auffindung Ihrer Tochter an gewendet hatten, die Nachforschung voll Verzweiflung auf, und zogen sich nach Hyde-Hall zurück, wo sie ein Jahr nach dem anderen hoffnungslos auf irgend einen Umstand warteten, der sie zu einer Bekanntschaft mit deren Aufenthalt führen konnte.

Lord Montessor war nach langen, fruchtlosen Bemühungen, den Zufluchtsort seiner verlorenen Geliebten zu entdecken, und unfähig, das Leben auf Schauplätzen zu ertragen, an welche sich eitle Hoffnungen und Erinnerungen an Estelle in so hohem Grade knüpften, in den Dienst der Regierung getreten, und repräsentirte seinen Souverain bei einem der größten Höfe auf dem Festlande.

Da er noch jung, außerordentlich schön, gebildet, sehr reich, vornehm und der Liebling seines Souverain's, war, so bildete er für die Jungen, Schönen und Begabten seines eigenen Landes sowohl, wie anderer, das Ziel aller Augen. Aber keine zweite Liebe verdrängte seine verlorene Estelle, keine flüchtige Neigung machte ihr auch nur einen einzigen Augenblick den Platz in seinem Herzen streitig. Ihr Gedächtniß war seiner Seele theurer, wie die Gegenwart des schönsten Weibes; die leise Hoffnung, sie eines Tages aufzufinden, lieblicher für ihn, wie die höchsten Bestrebungen seines weltlichen Ehrgeizes. Der Gedanke an sie füllte sein ganzes Herz, und verließ es nie auch nur auf einen Augenblick. Er liebte sie über alles Erschaffene, mit einer leidenschaftlichen, unsterblichen Liebe – mit sehnender, hoffender, betender Innigkeit. Er begriff und ehrte die Beweggründe ihrer Selbstopferung, und man durfte sicher erwarten, daß er, wenn er sie jemals finden sollte, zu ihr eilen und ihr ein unverändertes Herz zu Füßen legen würde.

Ein Jahr vor der Zeit, zu welcher wir den Faden unserer Geschichte wieder aufnehmen, war Lord Montessor

durch den Tod eines entfernten Verwandten zu dem Titel und den Besitzungen des Earl Eagletower gelangt, und sechs Monate nach diesem neuen Zuwachs an Würde war er von der Regierung zu einer geheimen, höchst wichtigen diplomatischen Sendung nach Washington ausersehen worden. Um das politische Aussehen seiner Reise zu verschleiern, sowie um eine angenehme Gesellschaft zu bilden, hatte Lord Eagletower (wie wir ihn jetzt nennen müssen), Sir Parke, Lady Morelle und Lord Dazzleright eingeladen, ihn nach den Vereinigten Staaten, zu begleiten. Der Baronet und seine Gemahlin, die ihres Hauses überdrüssig waren, einer Ortsveränderung bedurften und noch immer hofften, in dem Lande, wo ihre Tochter zuletzt gesehen worden war, Etwas von derselben zu hören, nahmen die Einladung an. Lord Dazzleright, der Amerika nie besucht hatte, benutzte diese Gelegenheit, dies in Gesellschaft seiner Freunde zu thun. Und so fuhr die ganze Gesellschaft im Mai 184–, fünf Jahre nach der Zeit, wo sie Estelle aus den Augen verloren hatten, nach den Vereinigten Staaten ab, wo sie im Juni wohlbehalten ankamen.

Aber wo war inzwischen Estelle? Die Schauplätze, wo sie sich befunden hatte, kannten sie nicht mehr. Außer in den Herzen der Wenigen, welche sie liebten, schien ihr Andenken von dem Antlitze der Erde verschwunden zu sein. Aber in der weit entfernten, großen Hauptstadt der westlichen Welt riefen die Armen, die Kranken, die Gefangenen, die Leidenden täglich Segnungen auf das Haupt einer dunkelgekleideten lieblichen Dame herab,

deren schönes Gesicht selten unverschleiert war, außer an der Seite der Heimgesuchten und Bekümmerten, und welche Diejenigen, die sich ihrer dankbar in ihren Gebeten erinnerten, bei dem Namen »Estel« nannten. Wie oder wo diese Helferin lebte, wußte kein Einziger von ihren Schützlingen. Aber Tag für Tag und Woche für Woche konnte man dieses Kind des Reichthums, des Luxus und der Bildung in den schmutzigen Wohnungen der Armuth, der Krankheit und Unwissenheit neben dem schmutzigen Bette sitzen, die faulige Luft einathmen und die oft widerwärtigen Leidenden pflegen sehen. Und dies geschah nicht etwa einen oder ein paar Monate lang, sondern Jahr für Jahr die ganze Zeit über, während deren sie den Augen ihrer Freunde entschwunden war. Und nicht vergeblich, denn mit ihr kam in erbärmliche Wohnungen Licht, Kenntnisse und Reinheit, und vor ihr entfloh die Unwissenheit, das Vorurtheil und die Krankheit. Das schwüle Zimmer wurde für die belebende Luft des Himmels geöffnet, die erhitzte Kleidung gewechselt, die vertrockneten Lippen und die fieberglühende Haut durch kaltes Wasser erfrischt, und vor Allem der ermattende, verzweifelte Geist erhoben und zu den Füßen des allbarmherzigen Seelenarztes geleitet, der noch nie einen Bittenden ungeheilt von sich geschickt hat. Und o! wie oft war ihre schlanke Hand unter dankbaren Thränen gedrückt worden, und wie oft hatten Gebete und Segnungen ihr Kommen begrüßt und waren ihr beim Gehen gefolgt! Und Diejenigen, welche für die liebliche Spenderin

der Barmherzigkeit beteten, flehten den mitleidigen Vater der Liebe an, gnädig auf Diejenige herabzublicken, die alle anderen Leidenden bemitleidete, und von ihrer bleichen Stirn die schwere Last seltsamer Sorge zu nehmen, welche sie beschattete.

Das war fünf Jahre lange das Leben, das Werk und der Trost Estelle's gewesen.

Und unser Liebling, Barbara Brande, die schöne Amazone, der wackere weibliche Capitain – wie stand es mit ihr und ihren jungen Brüdern, die fast zu Männern geworden sein mußten?

Barbara war jetzt siebenundzwanzig Jahre alt. Unter günstigen Umständen sollte ein Mädchen bis zum dreißigsten Jahre fortfahren, sich zu verschönern. Ob sich die schöne Amazone in diesen Verhältnissen befand, oder nicht, wissen wir nicht, aber, so viel steht fest, daß sie mit siebenundzwanzig Jahren viel schöner aussah, wie mit zweiundzwanzig. Sie hatte ihr Seeleben fortgesetzt und Glück in demselben gehabt. Die kleine Brigantine, der Sturmvogel, war mit der ›Meerkönigin‹ vertauscht worden. Sie hatte ihre Mannschaft verdoppelt und einen Jeden von den Leuten mit der größten Sorgfalt und Vorsicht ausgewählt. Ihre Brüder waren fast zu Männern geworden, mit einem Worte, Barbara hatte nur einen einzigen Kummer.

Dieser wurde durch das Verhalten ihres ältesten und liebsten Bruders hervorgebracht. Aber man folgere nicht

voreilig, daß der junge Willful Brande schlechte Gewohnheiten angenommen hätte, denn ein solches Urtheil würde der Wahrheit gerade entgegengesetzt sein.

Es gab nie einen wackerern, oder redlicheren Bur-schen, wie Willful Brande. Er begriff seine schöne Schwester vollkommen und wußte sie zu würdigen, liebte und ehrte sie daher über alle erschaffenen Wesen und wurde dadurch auch ihr größter Trost und der Gegenstand ihrer innigsten Liebe.

Er glich seiner Schwester. Mit seiner schlanken, geschmeidigen, kräftigen, zierlichen Gestalt, dem schön geformten Halse und stattlichen Kopfe, den edlen, scharfgezeichneten Zügen, dem pechschwarzen, gekräuselten Haar und den großen, gebieterischen Augen schien er das wahre Ebenbild Barbara's zu sein. Wenn sie ihre Kleider vertauscht hätten, würde man sie mit einander haben verwechseln können. Und da diese Art der Schönheit eher männlich, wie weiblich war, so zeigte sie sich bei Willful noch anziehender, wie bei Barbara. Willful Brande war fortwährend der größte Stolz und die Freude seiner Schwester gewesen, bis er sein sechszehntes Jahr erreichte. Dann faßte der junge Mann den ehrgeizigen Gedanken, in die Marine der Vereinigten Staaten einzutreten, und ließ seiner Schwester keine Ruhe, bis sie ihm durch einen mächtigen Freund ihrer Familie – einem der Senatoren aus ihrem Staate – eine Midshipmanstelle verschafft hatte. Und jetzt stolzirte Willful Brande in Mari-neuniform umher und sah der Zeit entgegen, wo er Epau-letten tragen würde.

Und Barbara führte mit ihrem Maaten, Edwy, noch immer zur Befriedigung aller Derjenigen, mit welchen sie Etwas zu thun hatte, die Meerkönigin.

VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL. DIE ERBIN DER INSEL.

Auch mit der reizenden Insel und ihren Bewohnern waren während dieser Zeit Veränderungen vorgegangen.

Etoile war aus einem schönen Kinde zu einer außerordentlich schönen Jungfrau geworden. Sie hatte eine Gestalt von Mittelgröße und außerordentlicher Symmetrie. Ihre goldenen Locken waren sonniger, ihre glatte Stirn schneeweiß, ihre glühenden Wangen und Lippen von tieferer Röthe gefärbt, ihre blauen Augen wurden durch größere Zartheit gemildert. Alle ihre Bewegungen waren vollkommen, voll Gracie, jeder ihrer Töne vollkommene Melodie.

Ihr Geist war einer der talentvollsten und gut gebildet, weil sie ihren ersten Unterricht fleißig dadurch fortgesetzt hatte, daß sie die zahlreichen Bücher las, welche Julius Luxmore sorgfältig für sie auswählte. Sie liebte leidenschaftlich die Musik und die Malerei, zu deren Studium sie zuerst durch die geschickte Madame L'Orient veranlaßt worden war, und hatte dasselbe in den letzten Jahren mit Hilfe von Lehrbüchern enthusiastisch getrieben. Im Uebrigen besaß das schöne Mädchen den sanftesten Charakter und den heitersten Geist. Und so war sie Alles in Allem der moralische Sonnenschein der Insel.

Julius Luxmore blieb der geehrte Freund und vertraute Agent Monsieur Henri de L'Isle's. Er suchte sich durch

jedes Mittel in dem Vertrauen, der Achtung und Zuneigung des Gebieters, der Erbin und selbst der Neger der Insel zu befestigen. Er war schön von Person und hatte ein einnehmendes, Wesen. Er schien ein Wunder von Talenten und Wohlwollen zu sein. Der Herr zeichnete ihn aus, die Diener lobten ihn, und Etoile, die auf der Welt nur wenig hatte, was sie lieben konnte, liebte ihn – aber mit der unschuldigen, vertrauensvollen Liebe einer jüngeren Schwester.

Und selbst wenn Etoile in einer unbewachten Stunde, wo seine Maske nicht ganz genau paßte, in Folge ihres zarten, weiblichen Instinktes ahnte, daß er nicht in jeder Hinsicht vollkommen sei, unterdrückte sie diesen Gedanken schnell und beschuldigte sich der Ungerechtigkeit und Unfreundlichkeit. Sie sah durchaus nichts Schlechtes bei Julius Luxmore, es schien kein Grund für ihren gelegentlichen Argwohn gegen seine Redlichkeit vorzuliegen, und sie unterdrückte diesen Verdacht daher als ebenso unrecht, wie unedel.

Denn trotz ihres geistigen und moralischen Werthes – ihrer Verstandeskraft und warmen Zuneigung, war diese schöne, junge Inseleinsiedlerin, die nie Verkehr mit der übrigen Welt gehabt hatte, das einfachste Kind der Natur, und der Kenntniß des conventionellen Lebens vollkommen fremd. Wenn sie immer mit der ausgezeichnetsten Artigkeit sprach und handelte, so geschah dies, weil ihre Seele ebenso zart war, wie ihre Gestalt. Und wenn sie zuweilen seltsame Mißgriffe that, so waren es immer die

natürlichen Mißgriffe eines reinen Herzens, das nichts Böses denkt.

Mr. Luxmore hatte alles Mögliche gethan was ein Mensch thun konnte, um sich ihrer guten Meinung zu empfehlen. Er strengte seine Einbildungskraft an, um die Mittel, sie zu interessiren und zu unterhalten, zu vermehren. Bei seinen häufigen Besuchen in den Städten des Festlandes sammelte er die seltensten, anziehendsten Bücher, Gemälde, Statuetten, Vasen und nützlichen oder belehrenden Gegenstände jeder Art.

Auf der Insel ließ er ein Gewächshaus bauen und mit den seltensten ausländischen Pflanzen füllen, damit sie das ganze Jahr hindurch Blumen haben konnte. Ueber dem Gewächshause ließ er eine Volière bauen, die er mit den schönsten Singvögeln unseres Landes und anderer Gegenden füllte. Diese Gebäude standen durch Glasthüren mit dem Lieblingszimmer und der Schlafstube Etoile's, welche jetzt die rechte Seite der Halle zur ebenen Erde bewohnte, in Verbindung. Und so konnte die junge Erbin zu jeder Jahreszeit den Duft der Blumen und den Gesang der Vogel genießen.

Die Insel hatte, wie gesagt, eine Meile im Durchmesser und drei Meilen im Umfange. Mr. Luxmore ließ am Ufer einen Weg um die ganze Insel herstellen, damit Etoile eine drei Meilen lange Rennbahn haben sollte. Und bei seinem nächsten Besuche auf dem Festlande kaufte er in einer berühmten Reitschule ein dressirtes Damenpferd – einen schönen, silberweißen Araber, den er nebst einem

kostbaren Sattel und Zügel für Etoile mit nach der Insel brachte.

Von allen Geschenken welche er mitbrachte, erfreute dieses das junge Mädchen am meisten und sie sprach ihren herzlichen Dank aus. Mr. Luxmore war es, der sie zuerst in den Sattel hob und ihr das Pferd führen lehrte – und Mr. Luxmore war ihr beständiger Gefährte beim Ausreiten.

Ich will einen einzigen Tag beschreiben, damit der Leser beurtheilen kann, wie die junge Inselbewohnerin, ohne Gefährtin von ihrem Alter, ihre Zeit verbrachte.

Bei Sonnenaufgang wurde sie von den jubelnden Morgenliedern der Tausende von Vögeln, welche die Insel erfüllten, geweckt. Sie stand auf, knieete nieder und vollbrachte Ihre Morgenandacht, verließ dann ihr Zimmer, wo Madeleine zu ihr gekommen war, die, mit einem Bademantel auf dem Arme, ihre junge Herrin nach der kristallinen Bucht begleitete, wo sie eine halbe Stunde lang badete und wie eine Nereide in dem durchsichtigen Wasser umherschwamm. Dann legte sie ihre gewöhnliche Kleidung wieder an und kehrte zu dem Hause zurück, wo Julius Luxmore mit zwei Pferden auf sie wartete, um einen Ritt mit ihr zu machen. Nach einem Galopp von drei Viertelstunden rings am Ufer umher, kehrten sie mit gutem Appetit zum Frühstück zurück. Wenn das Morgenmahl vorüber war, zog sie sich in ihr eigenes Zimmer zurück, wo sie den langen Vormittag mit Lesen, Zeichnen und Musiciren auf der Guitarre, oder dem Pianoforte bis

ein Uhr verbrachte – und dann machte sie einen Spaziergang von einer Stunde in dem schattigen Wäldchen, ehe sie um zwei Uhr zu dem Mittagessen zurückkehrte. Nach diesem Mahle pflegte sie ihre Nadelarbeit zu nehmen und in das kühle Zimmer ihres Onkels zu gehen, wo sie saß und nähete, während Monsieur Henri auf seinem Lehnstuhle saß, und Julius Luxmore ihnen aus Milton, Shakespeare, Paley, oder einem anderen Dichter oder Schriftsteller vorlas, bis der Greis einschlief. Dann überließen sie ihn dem Schlummer, gingen an das Ufer hinunter, stiegen in das Boot, zogen ein Segel auf und machten eine Fahrt von fünf bis sechs Meilen auf der Bay, worauf sie zu dem Thee zurückkehrten, der zeitig getrunken wurde. Wenn die Abendmahlzeit vorüber war, nahm Etoile ihre Guitarre und kam zu ihrem Onkel und Julius Luxmore auf den schattigen Balcon, wo sie saßen, und sang und spielte ihnen bis zum Schlafengehen vor. Um zehn Uhr lagen auf der Insel Alle im Bette.

So habe ich als Beispiel einen Tag aus dem Leben Etoile's gegeben. Dies ist für einen einzigen Tag ein ziemlich heiteres Beispiel, aber als ein Tag nach dem anderen, eine Woche nach der anderen und ein Monat nach dem anderen mit geringer Abwechselung auf diese Weise verfloß, konnte es nicht überraschen, daß dies einförmig und ermüdend wurde, und daß die schöne Etoile, trotz aller Mittel zur Beförderung des Glückes, womit sie umgeben war, nach der unbekannten Welt drüben seufzte, welche ihr die Einbildungskraft in so glänzenden Farben

vormalte. Und wenn Mr. Luxmore nach einem seiner Besuche auf dem Festlande zurückkehrte, und eine Pflanze, einen schönen Vogel, ein herrliches Gemälde, oder eine süßtönende Laute mitbrachte, nahm sie dieselbe mit einem Lächeln der Freude und Dankbarkeit an, auf welches schnell ein tiefer Seufzer der Sehnsucht nach der Welt drüben folgte, von woher alle diese schönen Dinge kamen.

»Denn wenn Alles, was von jenem fernen Ufer kam, so reizend war, um wie viel reizender mußte dann dieses Ufer nicht selbst sein,« dachte sie.

Und so erhöhten die Zeit und die Umstände ihre Sehnsucht nach dem Anblicke des Festlandes.

Aber während der strengen Wintermonate, wenn die vom Eise umschlossenen Ufer der Insel die Bewohner von der übrigen Menschheit abschnitten, und weder ein Gehen, noch ein Kommen gestatteten, wurde die Gesellschaft Julius Luxmore's für das größte Glück für die Unterhaltung der Familie gehalten. In den kurzen Tagen, wo sie sich nicht aus dem Hause wagen konnten, spielte Mr. Luxmore mit dem Greise den ganzen Vormittag über Schach oder Puff, las ihm und Etoile den ganzen Nachmittag vor und erzählte ihnen am Abend zur Unterhaltung seine Abenteuer zur See und zu Lande. So machte er sich im Hause fast unentbehrlich.

Im fünften Jahre des Aufenthaltes Julius Luxmore's auf der Insel trug sich ein wichtiges Ereigniß zu, welches im nächsten Kapitel erzählt werden soll.

FÜNFUNDREISSIGSTES KAPITEL. DIE TRENNUNG.

Das am Schlusse des vorigen Kapitels erwähnte Ereigniß war der Tod Monsieur Henri de L'Isle's.

Es war zu Anfang des Herbstes im fünften Jahre des Aufenthaltes Julius Luxmore's auf der Insel, als der Greis in das bessere Land hinüberging. Sein Scheiden war, wie dies bei außerordentlich alten Menschen sehr oft zu geschehen pflegt, schnell und schmerzlos. Sein Tod war eben so schön, wie sein Leben wohlthätig gewesen war. Und er schlummerte auf folgende Weise hinüber. Am Nachmittage des ersten Octobers hatte er in Gesellschaft seiner Nichte und seines Freundes ein leichtes, aus Kaffee, Kuchen und Obst bestehendes Abendessen genossen. Er verweilte einige Zeit auf dem Balcon und hörte dem Spiele Etoile's zu. Am Ende ihres Gesanges lächelte er, legte die Hand auf ihre schönen Locken, bat Gott, sie zu segnen, rief dann seinen Lieblingshund, ging nach seiner Lieblingslaube von späten Bourbonrosen, um sich dorthin zu setzen und die goldene Herbstsonne hinter dem fernen Ufer von Northumberland untergehen zu sehen. Er blieb so ungewöhnlich lange aus, daß Madeleine hinging, um ihn zu suchen.

Sie fand den alten Mann auf der Bank, wo er sich an das Gitter der Rosenlaube lehnte und sanft zu schlafen schien: Kein Zug seines schönen, alten Gesichtes war verzerrt, keines von den Silberhaaren auf seinem Haupte in Unordnung. Seine Hände ruheten gefaltet in seinem Schooße und die erstarrten Finger hielten eine blühende

Rose. Sein Lieblingshund lag zu seinen Füßen und blickte ihm ruhig in das stille Gesicht. Seine beiden weißen Tauben befanden sich in seiner Nähe – die eine saß ihm girrend auf der Schulter und pickte zärtlich nach seinen Wangen; die andere flog rings um seinen Kopf. Madeleine sprach ein Mal – zwei Mal – drei Mal zu ihm, und ergriff, als sie keine Antwort erhielt, seine Hand. Die Rose fiel zu seinen Füßen – die Hand und der Körper waren eiskalt; der liebende Geist, der sie neunzig Jahre lang gewärmt, hatte sie verlassen, um einer höheren Sphäre zuzueilen. So war er gestorben.

Etoile vergoß warme Thränen über seinen Tod, aber das Weinen der Jugend gleicht dem Morgenthau, oder den Aprilschauern – sie trocknen schnell wieder. Er wurde unter einer hohen, alten Ulme am Ufer begraben. Auf seinen schon vor langer Zeit ausgesprochenen Wunsch drückte kein Marmorstein den letzten Ruheplatz seines Körpers. Etoile würde sich sein Grab merken und der Auferstehungsengel wissen, wo er ihn finden konnte, und das genüge, hatte er gesagt.

Durch sein Testament, welches er in einem lichten Augenblicke in Eastville, wo man Nichts von seiner Monomanie argwöhnte, ausgefertigt hatte, und welches am Tage nach dem Begräbniß gebührend geöffnet wurde, ergab sich, daß er sein ganzes großes Besitzthum seiner Großnichte Etoile hinterlassen, und seinen guten Freund, Mr. Julius Luxmore, zum Vormund der Erbin ernannt hatte. Keine einzige Anspielung auf Königreich oder Prinzessin verrieth seinen theilweisen Wahnsinn. Ein Codicil

setzte seine treue Dienerin Madeleine und deren Sohn Frivole in Freiheit.

Dieses Codicil machte so seltsam dieser Umstand auf den ersten Anblick auch erscheinen könnte, Mr. Luxmore Freude. Er hatte immer den geheimen Einfluß Madeleine's auf ihren Pflegling gefürchtet, ohne zu wissen, wie er denselben verhindern sollte. Jetzt war ihm die Art und Weise jedoch klar.

Und er benachrichtigte die Quadrone, daß sie und ihr Sohn, da sie in Folge des Testamentes ihres früheren Herrn in Freiheit gesetzt seien, die Insel sofort verlassen müßten.

Zuerst war die arme Madeleine betrübt. Die milde Dienstbarkeit bei ihrem Herrn war ihr Schutz und Sicherheit gewesen. Die Ufer der Insel hatten ihre Welt begrenzt. Sie kannte keine andere, Sie sollte die Insel meiden, Ihren jungen Pflegling verlassen! – Die Freiheit erschien ihr unter solchen Bedingungen als ein unendliches Unglück. Sie stellte Mr. Luxmore unter Thränen ihre tiefe Anhänglichkeit an ihre Heimath und ihre junge Herrin auf der einen Seite, und ihre Unerfahrenheit, Hilflosigkeit und Furcht, vor der fremden Welt, auf der anderen Seite vor.

Julius beschrieb ihr dagegen in glühenden Farben die Welt drüben, und sprach sich enthusiastisch über die großen Vortheile aus, welche sie ihr für ihr Weiterkommen darbot, und vor Allem über das ihres Sohnes Frivole. Ebenso erfüllte er den Geist des Knaben mit dem feurigen Verlangen, jene unbekannten Ufer zu betreten. Und die

arme Madeleine ergab sich in Folge der Beredtsamkeit ihres Patrons und des Drängens ihres Sohnes ihre Abreise, wenn sie derselben auch nicht freudig entgensah.

Mr. Julius Luxmore erbot sich eifrig freiwillig, der Mutter und dem Sohne eine angemessene Beschäftigung zu verschaffen.

Und Julius hielt sein Wort, denn er war gern bereit, sich diese große Mühe zu geben, um die Frau vom ihrem Pflegling zu trennen und sich den Dank Etoile's zu erwerben.

Denn obgleich das junge Wesen den Verlust ihrer »Maman« tief betrauerte, ergab sie sich doch, nachdem sie von Mr. Luxmore überzeugt worden war, daß es nur zum Besten Madeleine's sei, nicht allein in deren Entfernung, sondern dankte ihm sogar, daß er sie fortführte.

»Du gehst in die schöne Welt drüben, Maman,« sagte sie, »und ich werde Dir auch eines Tages folgen.«

Und da das junge Mädchchen die Abreise ihrer Pflegerin nicht durch Klagen trüben wollte, enthielt sie sich jedes Ausdrucks ihres tiefen Bedauerns über ihren Verlust. Als das Segel, welches Madeleine und ihren Sohn fortführte, ihren Augen entschwand, überließ sich Etoile eine Zeitlang ihren Thränen, tadelte sich aber, als sie ihre Fassung wiederfand, deshalb, und sagte:

»Wie eigennützig bin ich, weil Maman nach der schönen Welt drüben gegangen ist! Ich sollte mich freuen, weil ich selbst dorthin gehen möchte.«

Und sie unterdrückte den Schmerz als selbstsüchtig, holte ihre Zeichenmaterialien und beschäftigte sich damit, aus dem Gedächtniß ein Portrait ihrer »Maman« zu zeichnen.

Mr. Luxmore erfüllte sein Versprechen, das heißt, er brachte die Mutter und den Sohn nach der Hauptstadt, verschaffte Madeleine den Platz einer Kammerfrau und Frivole, den eines Kellners in einem Hotel dritter Klasse; und überließ sie ihrem Schicksal. Ob diese Schicksalsveränderung von den Dienern des verstorbenen Monsieur Henri de L'Isle für glücklich gehalten wurde, steht sehr zu bezweifeln.

SECHSUNDDREISSIGSTES KAPITEL. ETOILE TRITT IHR BESITZTHUM AN.

Mr. Luxmore kehrte zeitig im November zurück und brachte viele kostbare Geschenke für Etoile mit, die aus werthvollen Büchern und Bildern, einem eleganten Farbenkasten mit Zeichenmaterialien, Gipsabgüssen und Marmorstatuetten, einer ausgezeichnet guten Guitarre und einer Sammlung der besten Musikalien bestanden.

Diese anziehenden Geschenke wurden vor Etoile in ihrem Boudoir ausgebreitet.

»Ach wie schön! wie herrlich! wie himmlisch muß jene Welt sein, aus welcher alle diese reizenden Dinge kommen!« rief sie.

Mr. Luxmore lächelte über ihre Bethörung.

»Ach, wenn werde auch ich diese liebliche Welt sehen!«

»Wenn Sie verheirathet sind, Etoile.«

»Wenn ich verheirathet bin?« wiederholte dieses Kind der Natur mit sanfter Stimme; »und werde ich jemals verheirathet werden?«

»Gewiß, Schönste.«

»Und mit wem werde ich verheirathet werden?« fragte sie und blickte mit unschuldiger Verwunderung auf.

»Wissen Sie das denn nicht?« fragte Julius Luxmore mit einem bedeutungsvollen Blicke in ihre Augen.

»Nein, gewiß nicht, Mr. Luxmore, denn Niemand hat es mir jemals gesagt,« antwortete sie arglos ohne die reinen, ahnungslosen Augen niederzuschlagen.

»Ich dachte, Sie wüßten, daß Sie bestimmt wären, meine Gattin zu werden.«

»Ihre Gattin? O nein, das habe ich bis jetzt wirklich nicht gewußt, Mr. Luxmore. Hat der Onkel es gewünscht?«

»Gewiß, meine Schöne. Außerdem liegt es in Ihrem Interesse.«

»Ich brauche keine weitere Veranlassung, um meinem theueren Onkel zu gehorchen, Mr. Luxmore. Aber wann sollen wir denn verheirathet werden?«

»Wünschen Sie es bald?«

»O ja!« antwortete das ungeduldige Wesen mit einem tiefen, sehnsüchtigen Seufzer.

»Aber warum?« fragte Mr. Luxmore neugierig.

»O,« antwortete sie und holte wieder tief Athem, »weil ich mich so sehr danach sehne, nach der schönen Welt drüben zu gehen.«

»Und Sie wünschen zu berathen, um dort hinüber zu gehen?«

»Oh ja, allerdings!« antwortete sie, und faltete inbrünstig die Hände. »Wann werden wir verheirathet werden, Mr. Luxmore?«

»In ein paar Monaten.«

»So lange? O, Mr. Luxmore, warum kann es nicht jetzt geschehen?«

»Weil Sie noch nicht das heirathsfähige Alter erreicht haben, mein liebes Kind.«

»Und was ist das für ein Alter?«

»Gleichviel, Liebe, Sie haben es noch nicht erreicht.«

»Aber o, Mr. Luxmore, wie können Sie das sagen? Ich habe in der Geschichte so viele Male von Prinzen und Prinzessinnen gelesen, die in der Wiege verheirathet worden sind. Zum Beispiel die Prinzessin Elisabeth von Ungarn mit dem Prinzen von Thüringen, und viele andere.«

»Das waren Prinzen und Prinzessinnen.«

»Und bin ich nicht eine Prinzessin?«

»Ja, meine Süße! Kraft Ihrer Schönheit, Ihres Talents, Ihrer Güte sind Sie eine Prinzessin, aber sonst nicht,« antwortete Julius Luxmore, welcher glaubte, daß jetzt die Zeit zu dieser Erklärung gekommen sei.

»Ei, sonst nicht?«

Nun erklärte ihr Mr. Luxmore, daß das Inselkönigreich, der König und die Prinzessin nur eine freundliche Einbildung von Seiten ihres seligen Onkels gewesen sei. Mr. Luxmore hätte um Nichts in der Welt die Gefahr

heraufbeschwören mögen, welche daraus hätte hervorgehen können, daß er der jungen Erbin mittheilte, daß Monsieur Henri de L'Isle nicht bei vollem Verstande, und folglich gesetzlich unfähig gewesen war, das Document auszustellen, welches ihn, Julius Luxmore, zum einzigen Vormund der jungen Erbin und ihrer großen Beszung ernannte.

Etoile nahm die Nachricht mit geringerem Erstaunen auf, wie man hätte erwarten dürfen.

»Jetzt bin ich über einen Punkt zufriedengestellt,« sagte sie, »der mich lange Zeit beunruhigt hat.«

»Und was war das?«

»Ich hatte unsere Insel auf der Karte der Vereinigten Staaten gesucht und gefunden, daß sie ein Zubehör des Staates Maryland war. Sie sehen daher ein, daß ich nicht begriff, wie sie ein kleines Königreich sein konnte.«

»Und ist es Ihnen nicht sehr unangenehm, zu finden, daß es dies nicht ist?«

»O nein, nein; im Gegentheil, es freut mich, daß ich meine wahre Stellung deutlicher erkenne.«

»Und doch ist unsere schöne Insel in einer gewissen Beziehung ein Königreich und wir sind dessen Souverain.«

Von jetzt an sprang Julius Luxmore immer in der ersten Person der Mehrheit und vereinigte sich mit Etoile und deren Beszung – dies geschah, um sie daran zu gewöhnen, daß sie ihn als Mitbesitzer betrachtete.

»Aber, Mr. Luxmore, wie kann unsere Insel – (das arglose Mädchen folgte seinem Beispiele bei der Anwendung

des Fürwortes in der Mehrheit) – da sie nicht in jeder Hinsicht ein Königreich ist, in einer Beziehung ein solches sein? Und wie sind wir dann in irgend einem Sinne deren Souverain?«

»Dies geht folgendermaßen zu, Liebe. Unsere Insel ist unser unbeschränktes Besitzthum, von der ganzen Welt abgeschnitten –«

»Der schönen Welt!« fiel ihm Etoile in das Wort.

»Wir besitzen eine weit größere Macht über dieses abgeschiedene Besitzthum, als ein König über sein Reich. Wir können sie verkaufen, verschenken, vermiethen oder testamentlich vererben, an wen wir wollen! Ein König kann über sein Reich nicht verfügen.«

»Nein, allerdings nicht.«

»Und dann haben wir auch weit größere Gewalt über unsere Leute, wie ein König über seine Unterthanen. Wir können jeden von ihnen vermiethen, verkaufen oder vererben, wie wir wollen. Ein König kann nicht über seine Unterthanen verfügen.

»Allerdings nicht. Aber diese größere Macht, welche wir über die unserigen haben, sollte uns nur sorgsamer für das Wohlergehen und Glück unserer Leute machen – das hat mir mein theurerer Onkel gelehrt.

»Er hatte Recht,« sagte der schlaue Julius, »und das war der Grund, warum ich Madeleine und Frivole nach dem Festlande gebracht habe.«

»O ja, Sie sind so gut,« antwortete das unschuldige Geschöpf. Und dann versank sie in ein tiefes Nachsinnen,

und wunderte sich, warum sie so oft fühle, daß Mr. Luxmore *nicht* so gut sei, wie er scheine. Und diese zarte Erkenntniß tadelte sie als eine Ungerechtigkeit – hielt deren Verschweigung für eine Unaufrichtigkeit und betrachtete das Eingeständniß derselben fast für eine Pflicht. Aber der Widerwille, Schmerz zu bereiten, hinderte sie daran, und sie beschloß schweigend, das, was sie für ein unchristliches Gefühl hielt, zu bekämpfen.

Und so wurde ihr natürlicher Instinkt, den sie vielleicht hätte retten können, als Sünde überwunden. Nach diesem kurzen Kampfe mit sich selbst sagte er weiter:

»Um auf unser erstes Thema zurückzukehren, Mr. Luxmore, warum kann ich, da ich auf diese Weise fast eine Prinzessin bin, nicht das Vorrecht einer solchen haben, jetzt heirathen und nach der schönen Welt drüben gehen?«

»Giebt es in der ganzen civilisirten Welt noch ein so argloses junges Mädchen, wie dieses liebliche Kind?« sagte Julius Luxmore bei sich, als er die reinen, klaren, blauen Augen unschuldig fragend auf sich gerichtet sah, antwortete aber:

»Weil die Heirath nicht gesetzmäßig sein würde, da Sie nicht wirklich eine Prinzessin sind und keinen königlichen Vater haben, der Sie vermählt.«

Damit war die Unterredung für jetzt Ende.

Julius Luxmore hatte den Entschluß gefaßt, den Winter in Paris verbringen. Die schöne Insel war im Sommer ein köstlicher Aufenthalt, aber im Winter bildeten die von

Eis umgürteten Ufer für diesen umherschweifenden Sybariten die Mauern eines Gefängnisses, während ihm das ferne Paris als ein Paradies der Freiheit und des Genusses erschien.

Aber um Etoile mit Sicherheit für seine Interessen verlassen zu können, mußten noch viele Vorbereitungen getroffen werden. Es war jetzt, wie gesagt, Anfangs November. Er wollte ungefähr am ersten December nach Paris abreisen. Die Zeit war kurz und er mußte sich beeilen.

Vor Allem kaufte er für einen Theil des ihm von der Erbin anvertrauten Geldes eine kleine, wilde Farm, ungefähr zwanzig Meilen von der Küste von Northumberland. Dann nahm er von der Insel sämmtliche junge und in mittleren Jahren stehende Männer und einige Frauen und schickte sie nach der Schwarzdornfarm, seiner neuen Erwerbung, wo er sie unter die Obhut eines geschickten Aufsehers stellte.

So blieben auf der Insel nur alte Männer, Frauen und Kinder zurück.

Zur Bedienung der jungen Erbin hatte er eine ehrliche, zärtliche, alte Negerin, Namens Moll, einen bucklichen Greis, der, wie zum Spott, Timon hieß, und ihre Enkelin, Peggy, ausgewählt. Diese erhielten den Befehl, ihre Wohnung in dem Hause aufzuschlagen, die Stelle Madeleine's und Frivoles zu vertreten und Etoile zu beschützen und zu bedienen.

SIEBENUNDDREISSIGSTES KAPITEL. ETOILE ALLEIN.

Erst als alle diese Vorbereitungen vollendet waren, verkündete Luxmore Etoile seine Absicht, die Insel zu verlassen und den Winter in Paris zu verbringen.

Das junge Geschöpf sah betrübt aus.

»O, Mr. Luxmore, Sie werden mich doch nicht so verlassen! Mein lieber Onkel ist todt, Madeleine und Frivole sind fort, der Winter, wo ich nicht ausgehen kann, steht bevor – Sie werden mich doch diese trübseligen Monate lang nicht allein auf der Insel lassen?«

»Mein liebes Mädchen, ich gehe auf den Ruf der Pflicht. Ueberdies werden Sie nicht allein sein. Es ist noch immer eine Anzahl junger Frauen und viele alte Männer auf der Insel. Im Hause haben Sie Moll und ihre Enkelin Peggy.«

»Das weiß ich, und sie sind gute Geschöpfe und ich will alles Mögliche thun, um sie glücklich zu machen, aber Mr. Luxmore, ich kann sie nicht als Gesellschaft betrachten,« antwortete das Mädchen mit einer gewissen milden Majestät.

»Aber, mein theures Mädchen, Sie können in Ihren Büchern, Ihrer Musik und Ihren Zeichnungen Gesellschaft suchen. Sie können diese Wintertage zu Ihrer Vervollkommnung in den schönen Künsten verwenden, und wenn ich zurückkehre, mich sehen lassen, welche Fortschritte Sie gemacht haben, denn ich werde zeitig im Frühjahr wieder hier sein.«

Etoile lächelte, aber das Lächeln war so trübe, daß sich Julius Luxmore beeilte, zu sagen:

»Sie wollen mich doch nicht gegen das Gebot der Pflicht zurückhalten, Schöne?«

»Nein, o nein! Es ist eigennützig, daß ich mich gräme. Ich will es nicht mehr thun. Gehen Sie in die schöne ferne Welt, Mr. Luxmore, aber kommen Sie mit den Blumen und Vögeln des Frühlings wieder zu mir zurück,« sagte Etoile und bot ihm mit freundlichem Lächeln die Hand.

»Ich werde mit den ersten Vögeln und Blumen des Frühlings wieder bei meiner Prinzessin sein und sie zu meiner künftigen Gattin fordern!« rief Julius Luxmore und führte galant ihre Fingerspitzen an seine Lippen. Dann verließ er sie lächelnd und mit einer Verbeugung und ging an seine letzten Vorbereitungen zur Abreise.

Von diesem Tage an stand fortwährend ein Mann mit einem Fernrohr am Strande auf der Wache, um das erste die Bay hinauffahrende Schiff anzurufen. Denn Julius Luxmore beabsichtigte nach Baltimore zu reisen, wo er die erste Gelegenheit nach Havre zu finden hoffte.

Er selbst richtete sich so ein, daß er in Zeit von einer halben Stunde abfahren konnte.

Es war an einem schönen hellen Morgen am Anfange des Monats bei Sonnenaufgang, als der Ausgucker ein in die Bay hinauffahrendes Segel meldete.

Mr. Luxmore befahl ihm, sein Fernrohr mit dem Sprachrohr zu vertauschen, und wenn es hinlänglich nahe kommen sollte, es anzurufen, daß es einen Passagier mitnehmen solle.

Der Mann gehorchte und der Klipper ankerte, eine halbe Meile von der Insel und schickte sein großes Boot an das Ufer.

Julius Luxmore, der ganz reisefertig war, schickte seine Koffer und Kisten in die Boote, und wartete nur auf das Erscheinen Etoile's, um Abschied zu nehmen, ehe er ging.

Er wußte, daß er nicht lange zu warten brauchte.

Etoile kam frisch, blühend und schön, wie eine Rose, nach Beendigung ihrer Morgentoilette herab und stand neben ihm unter der Thüre.

»Sie reisen also heute früh ab, Mr. Luxmore?« sagte sie und versuchte zu lächeln und heiter zu sprechen.

»Ja, Schönste und Geliebteste, ich reise ab. Die Pflicht reißt mich von Ihrer Seite.«

Julius Luxmore sah sie einen Augenblick an. Er schien mit einem seltsamen Beben zu begreifen, daß das reizende Geschöpf neben ihm kein Kind mehr war.

Er hielt sie, als sie dort stand, für das schönste Geschöpf, welches seine Augen jemals erblickt hatten. Ihr schwarzes Kleid hob durch den Contrast die blendende Klarheit ihrer schneeweißen Haut, die leuchtende Gluth ihrer Lippen und Wangen, und den sonnigen Glanz ihrer goldenen Locken nur noch mehr hervor.

Es drängte ihn, sie an sein Herz zu schließen und einen Kuß auf ihre rosen Lippen zu drücken. Aber er durfte es noch nicht. Er hatte es nie gewagt, Etoile zu umarmen. Denn obgleich sie in ihrer arglosen Unschuld unbefangen versprochen hatte, seine Gattin zu werden, und obgleich sie, so lange sich seine Liebkosungen auf Worte

beschränkten, dieselben sehr ruhig hinnahm hatte er doch bemerkt, daß sie, so oft er es wagte, sie zu berühren, wie eine empfindsame Pflanze bei der leisesten Annäherung zurückschreckte.

Er versagte sich daher eine letzte Umarmung, um Zartgefühl nicht zu verletzen und ihr Vertrauen zurückzustößen. Und da sie so allein, hilflos und in seiner Macht zu sein schien, und seine sanfte ergebene Mündel und Verlobte war, so schützte sie ihre jungfräulichen Schamhaftigkeit und angeborne Würde vollständig gegen alle ungebührliche Vertraulichkeit von Seiten Julius Luxmore's, bis, wie er verhieß, das Gesetz und die Kirche sie seiner Macht unwiderruflich übergeben würden.

»Das Boot wartet – ich muß mich von Ihnen losreißen, theuere Etoile,« sagte er und ergriff ihre Hand.

Sie zog dieselbe sanft zurück, antwortete aber in liebevollem Tone:

»Ich will Sie an das Ufer hinunter begleiten, Mr. Luxmore. Sie glauben doch gewiß nicht, daß ich mich auf der Schwelle des Hauses von Ihnen trennen werde, während ich mit Ihnen an das Ufer hinunter gehen und Sie sogar nach dem Schiffe fahren sehen kann!«

»Mein theures Mädchen! Aber es ist zu kalt für meine Etoile!«

»Nein, ich habe mich gegen die Kälte geschützt,« antwortete das Kind und winkte ihrer schwarzen Dienerin Peggy, aus deren Händen sie einen langen weißen Shawl nahm, in welchen sie den Kopf und die Schultern hüllte.

Dann gingen sie zum Ufer hinab, wo das Boot wartete. Das Gepäck war bereit weggestaut und die Seeleute warteten ungeduldig.

»Erinnern, Sie sich Ihres Versprechens, alle acht Tage zu schreiben und Timon mit den Briefen nach Eastville auf die Post zu schicken,« sagte Mr. Luxmore.

»O! ja, Sie können sich darauf verlassen, daß ich dies nie vergessen werde. Es wird mein bester Trost sein,« antwortete Etoile.

»Und wenn Sie jemals so krank sein sollten, daß Sie die Hilfe eines Arztes brauchen, so schicken Sie nach dem alten Dr. Crumton.«

»Ja, ich will es mir merken und Ihnen in Allem gehorchen, mein theurerer Vormund.«

»Und nun leben Sie wohl, geliebte, schöne Etoile,« sagte er, und führte ihre zarte Hand an die Lippen; »leben Sie wohl für den Winter.«

»Ja, leben Sie wohl für dem Winter. Aber Sie haben versprochen, mit den ersten Vögeln und Blumen des Frühlings zurück zu kommen.«

»Um die weiße Hand meiner schönen Braut zu fordern,« antwortete Mr. Luxmore und drückte ihre zarten Finger. Dann ließ er sie los und sprang in das Boot, das sofort abgestoßen wurde, und aus welchem er zurückblickte und den Hut schwenkte, so lange er die schöne Etoile am Ufer verweilen sehen konnte.

Die Reise Julius Luxmore's ging schnell vor sich, wurde von gutem Winde begünstigt und erreichte Baltimore bald. Die Fahrt über das atlantische Weltmeer war ebenso

glücklich und er fand sich am Anfange des neuen Jahres in Paris.

Der unermessliche Reichthum Mr. Luxmore's, oder vielmehr der seiner Mündel, dessen er sich rückhaltlos bediente, setzten ihn in den Stand, ausschließlich mit der englischen und amerikanischen Gesellschaft der französischen Hauptstadt zu verkehren. Es gelang ihm, Eintritt in einen englischen Club zu erlangen, und er erfuhr durch geschicktes Manövriren zum ersten Mal einen Umstand von der größten Wichtigkeit für seine Pläne, nämlich die Entscheidung des geistlichen Gerichtes, welches die Gesetzmäßigkeit der Verheirathung Victoir L'Orient's mit der einzigen Tochter Sir Parke Morelle's feststellte.

Er entdeckte mit freudigem Beben, daß die schöne Etoile nicht allein die wirkliche Besitzerin der kostbaren Insel, sondern auch die einzige Erbin einer der reichsten Besitzungen im Westen von England sei.

So war sie an Geburt und Vermögen ebenso wohl wie an Schönheit und Bildung einem Fürsten ebenbürtig! Aber sie sollte es nie erfahren! Er wollte sie mehr wie je bewahren, und erst wenn sie die Seinige geworden war, wollte er sie von der Insel führen, sie ihren aristokratischen Verwandten vorstellen, oder für sie die Inselbesitzung fordern, zu welcher er durch die in seinem Besitz befindlichen Documente berechtigt wurde.

Und er sehnte sich mit leidenschaftlicher, glühender Ungeduld nach der Zeit, welche ihm den Besitz dieser unvergleichlichen Beute sichern würde.

Er beschloß, ihre Verheirathung nicht länger als bis zu ihrem sechszehnten Geburtstage aufzuschieben, der im folgenden Sommer fiel. Um die Zeit bis dahin so wenig langweilig wie möglich zu verbringen, vertiefte er sich in alle Lustbarkeiten der französischen Hauptstadt. Dann machte er eine kurze Reise durch Italien. Und schließlich bei der Annäherung des Frühlings kehrte er nach Paris zurück, um Schmuckgegenstände für Etoile einzukaufen und sich auf die Heimreise vorzubereiten.

ACHTUNDTREISSIGSTES KAPITEL. DAS EINSAME MÄDCHEN.

Als sich Etoile mit ihren Negern auf der Insel allein sah, fand sie, daß die Zeit weniger langsam verstrich, wie sie zu hoffen gewagt hatte.

Der Winter war weniger streng wie gewöhnlich, die Atmosphäre elastisch und stärkend, und das junge Mädchen konnte einen Theil jedes Tages in der freien Luft verbringen.

Sie führte ihre Pläne für Selbstbildung gewissenhaft aus, die ersten Frühstunden jedes Tages wurden der Lectüre gewidmet. Wenn sie gegen Mittag ermüdet war, so setzte sie eine warme Kapuze auf, schnallte die Schlittschuhe an und vergnügte sich auf der gefrorenen Fläche ihres krystallinen Baches. Die erste Stunde des Nachmittags verwendete sie zum Musiciren, Malen oder Sticken. Wenn sie gegen vier Uhr des Sitzens überdrüssig war, ließ sie ihren Pony vorführen, sprang in den Gattel und galopirte eine Stunde lang auf ihrer Rennbahn umher; oder

wenn sie durch das Wetter an das Haus gefesselt wurde, so daß sie zu Mittag weder Schlittschuhe laufen noch bei Sonnenuntergang reiten konnte, ersetzte sie diese beiden Unterhaltungen durch einen Besuch bei ihren geschützten Blumen und Vögeln, der ihr stets genügende Unterhaltung bot. Die langen Winterabende wurden mit Nähen oder Lesen bei Licht verbracht. Und zuweilen ließ sie ihre beiden alten Diener den Abend bei sich im Zimmer verbringen, wo sie dieselben damit unterhielt, daß sie ihnen aus einem interessanten Buche vorlas, oder sie hörte, während sie eifrig die Nadel handhabte, auf eine wilde, wunderbare Geschichte von Gespenstern, Zaubernern oder Dämonen, die das eine oder das andere von den alten Leuten erzählte.

Dann hatte sie wöchentlich die Aufregung des Empfanges, oder die Beantwortung der Briefe von ihrem Vormund und das fortwährende Interesse der Erwartung seiner Rückkehr.

So verkürzten ihre täglichen Beschäftigungen die Woche und der Posttag diente ihr dazu, Monate zu bezeichnen, und die Zeit der Rückkehr Mr. Luxmore's und ihrer Befreiung zu beschleunigen.

Ihrer Befreiung! Dies war wenigstens das große Ziel des Sehnsens Etoile's.

So verfloß der Winter und der Frühling nahete.

Da sie jetzt ihre sämtlichen Bücher gelesen, ihre ganzen Musikstücke auswendig gelernt und ihre sämtlichen Bilder gemalt und keinen Stoff zur Arbeit irgend welcher Art mehr vor sich hatte, so fiel es ihr ein, ihr

eigenes Bild als Geschenk für ihren Vormund zu malen. Sie trug eines Morgens ihre Malergeräthschaften in ihr Schlafzimmer, ordnete sie auf ihrem Toilettentisch und setzte sich vor den Spiegel, um anzufangen. Nach drei Tagen war das Miniaturbild zu ihrer Befriedigung vollendet und Etoile freute sich über ihren Erfolg. Nachdem sie das Bild vollendet hatte, konnte sie sich nicht davon trennen, sondern spielte fortwährend damit, indem sie die Farbe der Draperie zuerst aus weiß in rosa, dann in lila, blau und schwarz veränderte, und schließlich, nachdem sie das Schwarz wieder gewaschen hatte, die ursprüngliche Farbe wieder anbrachte.

Da sie dann nicht wußte, was sie thun sollte, so beschloß sie, sich selbst mit schwarzem Haar, Augen und Augenbrauen zu malen, um zu sehen, wie sie so aussehen würde. Sie nahm ihren Platz vor dem Spiegel ein, und ging an das Werk, und während sie wie Pygmalion schuf, verliebte sie sich in ihre eigene Schöpfung. Sie arbeitete voll Enthusiasmus daran, aber als sich das Bild der Vollendung näherte, erkannte ihr künstlerischer Geist, daß als Gegensatz zu diesen dunklen Augen und schwarzen Locken der blonde Teint zu blendend für eine harmonische Uebereinstimmung sei, daß sie in den Lichtern und Schatten dieses Gesichtes dunklere und tiefere Zinten anbringen müsse. Der Gegenstand besaß einen seltsamen Zauber für sie. Sie vollendete das Bild unter dem Antriebe eines mächtigen Reizes.

Und warum schwoll ihr Busen von seltsamer Unruhe, warum bebten ihre Lippen und warum füllten sich ihre

Augen, als sie das Werk vollendet? Was lag in jenem schönen blassen Gesichte mit seinen großen dunklen traurigen Augen und dem Schleier der schattigen Locken, das sie mit so schmerzlicher Kraft anzog?

Sie hatte unwillkürlich das Portrait ihrer Mutter gemalt.

Sie wählte unter ihren zahlreichen Schmucksachen ein einfaches goldenes Medaillon, brachte das Bild darin an und hing es voll Verwunderung, warum sie sich so seltsam gedrungen fühlte, dieses Portrait zu tragen, um.

Sie legte ihr eigenes Bild in ein ähnliches Medaillon und bewahrte es zum Geschenk für ihren Vormund, dessen Ankunft jetzt bald zu erwarten stand, auf. Und endlich, am Anfange des Mai brachte der alte Timon einen Brief von der Post, welcher ihr die Ankunft Mr. Luxmore's meldete.

Von dem Tage des Empfanges des Briefes an, versetzte Etoile Alles in Bereitschaft, um ihren zurückkehrenden Vormund mit Glanz zu empfangen.

Und endlich kam er.

Es war spät am Nachmittag und Etoile stand in einem weißen Musselinkleide und Strohhute unter der Vordertüre, um ihren täglichen Spaziergang vor dem Mittagessen zu machen, als einer der Neger die Allee entlang auf das Haus zugelaufen kam und die Nachricht brachte, daß ein Schiff ungefähr drei Meilen vom Ufer in der Bay vor Anker gegangen sei, und daß ein von demselben entsendetes Boot schnell auf die Insel zugerudert werde.

Etoile eilte mit einem Freudengeschrei durch die Allee nach dem Landungsplatz, den sie erreichte, als eben das Boot mit Mr. Luxmore und seinem ganzen Gepäck von sechs Ruderern auf den Sand getrieben wurde.

Julius Luxmore sprang heraus und eilte auf Etoile zu. Das schöne Wesen sah so reizend aus, als es mit dem Strohhute am Arme und dem im Winde flatternden schneeweißen Kleide und goldenen Locken da stand, daß sich Luxmore versucht fühlte, sie zu einer glühenden Umarmung an seine Brust zu reißen. Aber sie verhinderte ihn daran, als sie mit ihren unschuldigen Kindesblicken voll Freude auf ihn zu sprang, ihm beide Hände bot und rief:

»Willkommen in der Heimath, mein theurer Vormund!«

Er ergriff die dargebotenen Hände, drückte sie herzlich, erhob sie zu den Lippen und sagte:

»O Etoile! meine Braut! Wie innig freut es mich, daß ich wieder bei Ihnen bin.«

Dann gab er den Negern den Befehl, das Boot auszuladen und das Gepäck nach dem Hause hinaufzuschaffen, er nahm den Arm seiner Mündel unter den seinigen und sie gingen unter Gesprächen von seiner Seite voll vollendeter Schlauheit, von der ihrigen voll schuldloser Einfachheit – die Allee entlang nach dem Hause zu. Sie erreichten es und Mr. Luxmore begab sich nach seinem Zimmer, um sich zu dem Mittagessen anzukleiden, das bald aufgetragen wurde.

Der Nachmittag wurde mit dem Auspacken der Kisten verbracht, die mit kostbaren Geschenken gefüllt waren, welche er vor den entzückten Augen Etoile's ausbreitete.

»Und diese sind alle für meine zukünftige Gattin,« sagte er.

»O, Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen!« rief das Mädchen voll aufrichtiger Dankbarkeit, als ein schöner Gegenstand nach dem anderen ihre Blicke blendete. »O! wie herrlich muß die Welt drüben sein, woher alle diese wunderbaren Schönheiten kommen,« sagte sie vielleicht zum hundertsten Mal.

»Nun, wenn der Sommer und Ihr Geburtstag kommt, der gleichfalls Ihr Hochzeitstag sein wird, sollen Sie diese schöne Welt drüben sehen.«

Das arglose Geschöpf antwortete durch ein strahlendes Lächeln.

Dann wurden die kostbaren Geschenke nach ihren eigenen Gemächern gebracht.

Der Abend verfloß auf den vom Mond beschienenen und von Schlingpflanzen beschatteten Balcon, wo Julius Luxmore die Ereignisse seiner Reise durch Italien und seines Lebens in Paris erzählte – oder wenigstens so viel, wie sich für Etoile, die mit tiefem Interesse lauschte, zum Anhören eignete.

»Und nun sind Sie endlich hier,« sagte sie. »Sie sind mit den ersten Vögeln und Blumen des Frühlings zurückgekehrt, wie Sie versprochen hatten.«

»Und ich werde mein Wort immer gegen meine schöne Braut halten,« antwortete er galant.

»Und Sie finden die Insel in ihrem lieblichsten Kleide! Die Insel ist nie so reizend, wie im Mai, wo das Gras und Laub die grünste zarteste Farbe haben, die Blumen sämmtlich blühen und die Obstbäume und der Wald mit Blüthen bedeckt sind, und die Vögel singen, während sie ihre Nester bauen oder ihre Jungen füttern.«

»Ja, es ist Alles lieblich, reizend, aber die schönste, blühende Blume, und der lieblichste Singvogel von allen ist meine theuere Etoile! Meine zukünftige Gattin!«

»Und doch kann für Sie, der Sie aus der schönen Welt drüben kommen, diese arme Insel nicht so schön aussehen, wie für Jemand, der nie etwas Schöneres gesehen hat.«

Luxmore lächelte über ihre Täuschung und sagte bei sich:

»Hat man jemals einen schöneren Ort gesehen?«

Und während er diese Frage nur im Herzen that, antwortete er mit den Lippen:

»Nach Ihrem Hochzeitstage sollen Sie die schöne Welt drüben sehen.«

Und das arglose Mädchen antwortete wieder durch ein unschuldiges Lächeln des Dankes.

So verfloß der erste Nachmittag der Rückkehr Mr. Luxmore's, und von dieser Zeit an bis vierzehn Tage vor der zu Ihrer Trauung bestimmten verließ Julius Luxmore seine Verlobte nie.

Fünf Wochen verflossen wie ein Traum und brachten den Juli herbei. Etoile wußte, daß sie am fünfzehnten

getraut werden sollte. Da Mr. Luxmore das Festland besuchen mußte, um die Erlaubniß zur Heirath, die Dienste eines Geistlichen und eines Advocaten und auch das kostbare Hochzeitsgeschenk, so wie den Brautschleier und die Juwelen herbeizuholen, die bereits für Etoile bestimmt waren, so theilte er seiner Braut mit, daß er am ersten die Insel verlassen werde.

»Drei Tage, um nach Baltimore zu reisen, sechs, um dort die Geschäfte zu besorgen, und drei, um mit dem Advocaten, dem Geistlichen und dem Brautschmuck für meine Prinzessin zurückzukehren!« rief Mr. Luxmore, nachdem er seinen Plan entwickelt hatte.

»Sie werden also am fünfzehnten Juli wieder bei mir sein?« sagte sie.

Ja, und am Morgen des fünfzehnten werden wir getraut werden und gleich darauf nach London absegeln, wo ich Sie Ihren englischen Verwandten vorstellen werde.«

»Englischen Verwandten!« rief das Mädchen erstaunt – »habe ich englische Verwandte?«

»Ja, Liebe, haben Sie das nicht gewußt?« fragte der schlaue Luxmore.

»Ei, natürlicher Weise nicht! Ich habe nicht gewußt, daß ich irgend einen Verwandten auf der Welt besitze! Sie müssen gewußt haben, daß ich mit dem Dasein irgend eines Verwandten von mir unbekannt war,« sagte sie und ihr Herz wurde von einem Gefühle des Mißtrauens erkältet.

»Ich glaubte, daß Sie Etwas von der Familie Ihrer Mutter gehört hätten, Liebe.«

»Nein, nein!« rief das Mädchen im Tone tiefer Bewegung. »Niemand wollte mir jemals Etwas von meiner theuren verlorenen Mutter erzählen. Ich habe tausend und abertausend Mal gefragt, konnte aber nie erfahren, wer sie sei, oder ob sie lebte, oder wann sie gestorben ist! Es ist so traurig, wenn man nie eine Mutter gehabt hat. Denn obgleich ich meine Mutter nie gesehen habe, so würde ich, wenn ich nur den Ort wüßte, wo sie ihren letzten Schlummer schläft, zuweilen hingehen und den Rasen mit meinen Thränen benetzen. Mr. Luxmore, können Sie mir Etwas von meiner Mutter erzählen?« fragte sie mit gefalteten Händen, und richtete die Augen auf das Flehendlichste bittend auf sein Gesicht. »O, bitte, Mr. Luxmore, können Sie mir Etwas in Bezug auf meine theuere Mutter mittheilen?«

»Nein, nicht das Mindeste, geliebtes Leben.«

»Nun, dann von den Verwandten meiner Mutter? Hat sie Schwestern oder vielleicht noch lebende Eltern, die mir Etwas von ihr erzählen könnten? – O, bitte, sagen Sie es mir, Mr. Luxmore!«

»Meine Geliebteste, Sie sollen nach England reisen, Ihre Verwandten sehen und Alles erfahren – wenn wir verheirathet sind.«

»Wenn wir verheirathet sind? – wenn wir verheirathet sind? Warum muß Alles aufgeschoben werden, bis wir verheirathet sind?« fragte Etoile und das nämliche Mißtrauen durchschauerte ihr Herz. Aber im folgenden

Augenblicke machte sie sich über diesen aufsteigenden Argwohn Vorwürfe und sagte im Geiste:

»Ich bin ungerecht und unedel! Mein Vormund muß es am besten wissen. Mein Vormund *muß* Recht haben.«

Und um ihren Zweifel wieder gut zu machen, reichte sie ihm die Hand und sagte demüthig:

»Wie Sie wollen, lieber Mr. Luxmore. Aber wenn wir verheirathet sind, werden Sie mir beistehen, Erkundigungen über meine theuere unbekannte Mutter einzuziehen?«

»Das will ich, so wahr mir der Himmel helfe, theuere Etoile,« antwortete er und führte ihre Hand an die Lippen.

Und am folgenden Morgen nahm Julius Luxmore mit dem Versprechen, in vierzehn Tagen zurückzukehren, zärtlich und ehrerbietig Abschied von seiner Braut, ging an Bord eines vorüberfahrenden Schooners und segelte mit günstigem Winde von der Insel ab.

Etoile ging auf ihr Zimmer und schrieb einen Brief an ihre theuere Madeleine, worin sie dieser mittheilte, daß ihr Pflegekind am fünfzehnten dieses Monats mit Mr. Luxmore getraut werden solle.

NEUNUNDDREISSIGSTES KAPITEL. DIE HEIMATH ESTELLE'S.

Es war der fünfzehnte Juli. Der Ort, an welchen ich Dich führen will, ist ein schmales, zweistöckiges, rothes Ziegelhaus in einem abgelegenen anständigen Gäßchen in einer der bewohntesten Gegenden der Hauptstadt.

An die Straßenthüre führte unmittelbar in ein kleines Wohnzimmer, das auf das Einfachste möblirt war.

Die Wände waren mit hellbraunen Tapeten bedeckt, auf der Erde lag ein einfacher Teppich und das einzige Vorderfenster wurde von einfachen weißen Musselinvorhängen verhüllt. Ueber dem Kaminsums hing das Portrait eines sehr schönen Mannes in der ersten Blüthe des Lebens. Zu beiden Seiten des Kamins waren die Wände mit Bücherregalen voll anspruchslos gebundener, aber guter Bücher bedeckt. Auf der anderen Seite des Zimmers stand ein Sopha mit Roßhaarüberzug und an den Wänden ein halbes Dutzend ähnlicher Stühle. Eine Guitarre und ein Musikpult nahm die eine Ecke ein. In der Mitte erblickte man einen einfachen runden Mahagonitisch, daneben stand ein großer Lehnstuhl mit Roßhaarüberzug.

Auf diesen Stuhl saß mit dem Ellnbogen auf dem Tische und den Kopf in die Hand gestützt, eine schöne Frau von ungefähr dreißig Jahren in tiefer Trauer. An der eleganten Gestalt und graciösen Stellung, den schönen klassischen Zügen, der zarten blassen Farbe, den herrlich gewölbten schwarzen Augenbrauen, den großen, schmachtenden dunklen Augen mit ihren langen Wimpern, den vollen gerundeten Lippen und dem schattigen Schleier

schwarzer Locken hätten wir leicht Estelle erkennen können. Auf ihrer Stirn lag noch immer unheilbarer Kummer. Von Zeit zu Zeit entschlüpfte ein Seufzer ihren Lippen. Dieses leidende Aussehen war gewöhnlich geworden, diese wiederholten Seufzer entschlüpften ihr unwillkürlich ohne ihr Wissen – aber sie trugen dazu bei, ihren gedrückten Busen zu erleichtern und ihr Herz zu verhinderen, daß es ganz brach.

Auf dem Schooße hatte sie ein medicinisches Buch, worin sie las, um die Krankheit einer Frau besser zu verstehen, die sie bei ihren wohlthätigen Besuchen vor Kurzem entdeckt hatte und pflegte.

Das Buch müßig da; sie hatte die dunklen Augen traurig zu Boden geschlagen und ihr Geist war weit in die Vergangenheit zurückgekehrt und in Träume versunken.

Die Thüre ging leise auf und Susanne Copsewood trat in das Zimmer.

Das Sinnen Estelle's war so tief, daß sie die Gegenwart ihrer treuen Dienerin nicht bemerkte. Die Dame weinte nicht oft, denn ihr Schmerz war zu tief und anhaltend für eine flüchtige Erleichterung. Jetzt aber sammelte sich eine Thräne nach der anderen unter ihrem gesenkten Lidern, und rollte langsam über die Wangen herab.

Susanne sah ihre Herrin voll innigem Mitgefühl an, sprach aber nicht sogleich zu ihr. Die Abgeschiedenheit von allen Personen ihres Ranges im Leben und die fortwährende Gesellschaft ihrer Herrin hatte den Charakter dieses treuen Mädchens verfeinert und erhoben, bis sie eher die Freundin, wie die Dienerin Estelle's geworden

war. Und es schien etwas ganz Passendes in diesem Verhältnis zu liegen.

Endlich trocknete die Dame mit einem tiefen Seufzer ihre Thränen, schüttelte ihre Trauer ab und blickte auf. Ihr erster Blick fiel auf Susanne.

»Ah, bist Du da, mein Kind?«

»Ja, theuere Herrin,« antwortete das Mädchen, aber ihre Blicke und ihr Ton sprachen die Ueberraschung, das Unbehagen und Mitgefühl, die sie aus Zartsinn auf keine andere Weise ausdrückte, so deutlich aus, daß ihre Herrin mit mattem Lächeln auf ihre Blicke antwortete.

»Es ist Nichts, Susanne – wenigstens nichts Neues. Du weißt, heute ist der Geburtstag meines Kindes, auf das ich nur einen einzigen Blick werfen konnte, ehe sich meine Augen zur Ohnmacht und die seinigen im Tode schlossen – meines Kindes, das ich im meinem Leben nur ein einziges Mal, aber in meinen Träumen tausend Mal gesehen habe. Heute würde es fünfzehn Jahre alt sein, Susanne. Ah, wenn mein Kind am Leben geblieben wäre, so würde ich heute nicht so traurig sein. Aber es ist ein seltsamer Gedanke, daß ich Mutter bin.«

»Sagen Sie, daß Sie Mutter sind, theuerste Herrin – die Mutter eines Engels, der heute im Himmel fünfzehn Jahre alt ist? Eine Mutter kann nie ihr Kind verlieren; wenn –«

»– Wenn?«

»– Wenn sie nicht ihre eigene Seele verliert, so daß sie nicht in die Gesellschaft derjenigen eingehen kann, denen das Himmelreich gehört.«

»Ja! Ja!«

»Dann härmen Sie sich nicht länger, theuere Herrin.«

»Ich will es nicht thun, Susanne. Ja, ich weiß, daß es sehr schwach ist, dies zu thun, und nur an dem heutigen Geburtstage habe ich einige Thränen über sein Andenken vergossen.«

»Entsagen Sie dieser Gewohnheit, theuere Herrin und weinen Sie nicht mehr, weil ihr Kind seinen Geburtstag im Himmel feiert.«

»Wo meine Etoile unter verwandten Sternen glänzt.«

»Ihre Etoile, theuere Herrin?«

»Ja, Susanne, dies war ihr Name. Ich hatte vor ihrer Geburt die kindische Idee, sie Etoile zu nennen, wenn es eine Tochter sein sollte, weil ihr Familienname L'Orient war, und Etoile L'Orient bedeutet, wie Du weißt, Susanne, in freier Uebersetzung: ›Morgenstern.« Sie war meine Erstgeborene, meine Einzige, mein Morgenstern – wie schön entschwand sie den sterblichen Augen im Lichte des ewigen Tages! Genug von meinem Stern, der jetzt unter den Himmelsbildern leuchtet. Erzähle mir von meiner armen Patientin, Susanne, wie befindet sie sich?«

»Madame, sie ist unruhig und ächzt und verlangt fortwährend nach Ihnen.«

»Dann muß ich sogleich zu ihr.«

»Warten Sie doch bis zur Abendkühle, theuere Herrin; es ist heute Nachmittag sehr heiß.«

»Nein, ich kann nicht warten, wenn eine Kranke nach mir verlangt. Geh' hinauf und bringe meine Kleider.«

Susanne ging und kehrte rasch mit dem Anzug ihrer Herrin zurück. Estelle kleidete sich schnell an und verließ in Begleitung Susanne's das Haus.

Ein Spaziergang von einer halben Meile durch eine der belebtesten Straßen der Stadt brachte sie nach einem alten Gäßchen, in welches die »Verbesserung« noch nicht einmal einen Blick geworfen hatte. Es war auf beiden Seiten mit Häusern besetzt, die einst hohe, stattliche und aristokratische Gebäude gewesen sein mochten, aber jetzt alte, verfallene, gestützte Wohnungen und von den ärmsten Leuten bevölkert waren.

Vor einem der armseligsten – einem schmutzigen, verfallenen, dreistöckigen Hause hielt die Dame mit ihrer Begleiterin an.

Sie gingen durch die schmutzige Thüre, über die Flur, die Treppe hinauf, wendeten sich rechts und in ein armseliges, aber reinliches, kühles und schattiges Zimmerchen, wo die Wände weiß getüncht, die Dielen dicht mit Sand bestreut, die beiden Vorderfenster durch Läden verdunkelt und die Luft durch Räucheressig gereinigt war.

Auf einem Bette, das fast in der Mitte des Zimmers stand, lag die Kranke. Eine reinliche weiße Decke umhüllte leicht ihre Gestalt. Ein Tisch mit einem Krug Eiswasser stand neben ihr.

Die Frau war eine Quadrone von ungefähr fünfundvierzig Jahren, die augenscheinlich einst schön gewesen sein mußte, deren feines Gesicht aber jetzt durch Krankheit, Mangel und Sorge abgemagert war.

Mit einem Worte, es war unsere alte Bekannte Madeleine, welche ein dreivierteljähriges Stadtleben, die Un-
erfahrenheit und Unglück die diesen Zustand versetzt
hatten. Frivole, ihr Sohn, hatte mehrere Monate vorher
die Stelle eines Dieners bei einem jungen nach Europa
reisenden Herrn angenommen, und nach seiner Abreise
hatte Madeleine, der das Leben als Stubenmädchen in
einem großen Hôtel zuwider, war, ihren Platz verlassen,
ein Zimmer gemiethet und das Geschäft einer Wäsche-
rin angefangen. Sie war inmitten ihrer Mühen von ihrer
Krankheit überfallen und in ihren jetzigen Zustand ver-
setzt worden. Bis jetzt wußte Estelle noch Nichts weiter
von Ihrem Namen und ihrer Noth. Sie hatte erst vor acht
Tagen Etwas von diesem Gegenstand der Barmherzigkeit
erfahren, sie aufgesucht, in einem erbärmlichen Bette
in einem schmutzigen Dachzimmer im nämlichen Hau-
se von Jedermann verlassen gefunden, wo sie an Man-
gel und einem schleichenden Fieber dahin starb. Da ihr
Zustand nicht gestattete, sie weit fortzuschaffen, so fand
Estelle ein leeres Zimmer im ersten Stock, ließ es rei-
nigen und tünchen, die kühlen, dunkelgrünen Läden an
den Fenstern anbringen und schickte das Bette mit einer
Federmatratze und frischen Tüchern. Dann ließ sie ihre
Patientin in ein Bad bringen, waschen, reinlich anziehen
und dorthin schaffen.

Und der Zustand der Frau hatte sich in den wenigen
Tagen, welche seit der Veränderung ihrer Lage verflossen
waren, bedeutend gebessert.

Die Dame nahm jetzt einen Stuhl und setzte sich neben ihre Patientin und fächelte der keuchenden Kranken mit einem Palmenblattfächer, der auf der Decke gelegen hatte, Luft zu, während sie mit sanfter Stimme fragte:

»Wie befinden Sie sich heute Abend, Madeleine?«

»Besser, aber sehr schwach, Madame.«

»Das schwüle Wetter macht Sie matt, aber wir werden bald ein Gewitter haben, das die Luft abkühlen und reinigen wird, und dann werden Sie wohler werden.«

»Im Gegentheil, theuere Dame, ich sterbe langsam, aber sicher dahin.«

»Sie sollten den Muth nicht verlieren, Madeleine.«

»Das thue ich auch nicht, Madame. Ich sterbe leicht, wie ein ermüdetes Kind am Busen seiner Mutter einschlummert.«

»Ich bin jetzt überzeugt, daß Sie wieder genesen und glücklichere Tage erleben werden, Madeleine,« antwortete die Dame hoffnungsvoll.

»O Madame!« sagte die Quadronne und richtete die blitzenden Augen auf das Gesicht ihrer Wohlthäterin, »wenn Sie so freundlich sprechen und aussehen, so wird die Aehnlichkeit immer auffallender.«

»Welche Aehnlichkeit, meine liebe Madeleine?«

»Ihre Aehnlichkeit mit meinem kleinen Pflegekinde, theuere Dame. Ich habe noch nie in meinem ganzen Leben eine solche Aehnlichkeit gesehen, obgleich Sie so

brünett sind und sie blond war, und wenn Sie auch immer ernst sind und sie heiter war. Es ist, als ob das nämliche Bild auf einem Blatte im Lichte, und auf dem andern im Schatten gemalt wäre. Und dann haben Sie Beide den nämlichen Ton der Stimme und den Schnitt der Augen, obgleich die ihrigen so blau wie der Himmel waren, und die Ihrigen so dunkel sind! Aber ich bin zudringlich, theuere Dame! Bitte, verzeihen Sie die Geschwätzigkeit einer armen, alten Frau. Ich weiß, ich erlaube mir zu viel.«

»O nein. Sie haben also Ihren kleinen Pflegling sehr geliebt?«

»O allerdings! Ja, theuere Madame!« sagte Madeleine und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und fing an zu weinen.

»Madelene, ich habe gehört, daß Sie dringend gewünscht haben, mich zu sehen,« sagte Estelle in der Absicht, ihren Schmerz abzulenken.

»O ja, Madame, ich wünschte Sie heute Nachmittag um ihretwillen zu sehen. Verzeihen Sie, daß ich Sie soviel belästige.«

»Sie belästigen mich nicht im Mindesten. Sie trösten mich, wenn Sie mir zeigen, daß ich Ihnen Etwas nützen kann. Nun sagen Sie mir, wie ich Ihnen in Ihrem kleinen Pflegling Etwas nützen kann?«

»Ich wünschte, daß Sie einen Brief für mich an meinen Liebling schrieben, Madame.«

»Heute Nachmittag, Madeleine?«

»Ja, Madame.«

»Aber Sie haben zu viel Fieber, um zu dictiren, Madeleine.«

»Ach, theuere Frau, kümmern Sie sich nicht um das Fieber in meinen Adern, wenn Sie es einrichten können, daß Sie heute an sie schreiben.«

»Ich kann es jederzeit einrichten, meine arme Madeleine, aber warum wollen Sie die Sache heute Nachmittag drängen, wo Sie so am Fieber leiden? Warum wollen Sie nicht bis morgen früh warten, wo Sie sich erfrischt fühlen werden, Madeleine?«

»Ach, wie sehen Sie ihr jetzt ähnlich! Aber ich muß ihr heute schreiben, Madame, denn heute ist ihr Geburtstag.«

»Ihr Geburtstag?« wiederholte Estelle, die einige Theilnahme fühlte, aber nicht den geringsten Argwohn der Wahrheit hatte, auf welche dieser Umstand hindeutete.

»Ja, Madame, heute ist ihr Geburtstag, und da sie weder Vater noch Mutter hat, die daran denken könnten, so muß es thun.«

»Das arme Kind! Sie ist also eine Waise?«

»Ja, Madame, oder vielmehr schlimmer wie eine Waise von ihrer Geburt an. Aber ich habe sie immer wie mein eigenes Kind geliebt. Sie wurde mir am zweiten Sommer allein zur Pflege übergeben und ist seit jener Zeit nie von mir getrennt worden, bis vor ungefähr neun Monaten. Das ist der erste Geburtstag, den sie jemals fern von ihrer Maman Madeleine verbracht hat.«

»Und wie alt ist sie jetzt?« fragte die Dame, die freundlichen Antheil an den Worten ihrer Patientin nahm.

»Meine kleine Etoile ist heute fünfzehn Jahre alt.«

»Ach! –«

Estelle sprang bei diesem lauten plötzlichen Ausruf mit gefalteten Händen vorwärts, das Blut quoll in Strömen zu ihrem Herzen herauf, ihre ganze Gestalt wurde von einem innerlichen Sturme erschüttert und dann erbleichte sie und sank halb ohnmächtig auf ihren Stuhl zurück. Die plötzliche Enthüllung – die Erschütterung, die Freude hatten sie überwältigt – fast getödtet.

Susanne hatte es gehört und verstanden – Susanne eilte ihr zur Hilfe, badete Ihr Gesicht mit dem Eiswasser, ließ ihr ein Glas voll trinken und hielt ihr den Schwamm mit dem Räucheressig vor.

Sie sagte zu der Kranken, die sich im Bett aufrichtete und sich verwundert umsah:

»Es ist ein Anfall, welchem meine Herrin zuweilen ausgesetzt ist, fürchten Sie sich nicht – es wird bald wieder vorüber sein.«

Und Estelle richtete sich auch wirklich sofort auf, wies den Beistand ihrer Dienerin zurück und bezwang, obgleich sie noch immer so bleich wie eine Lilie war und wie eine Espe bebte, ihre Stimme doch so weit, daß sie in festem Tone sagen konnte:

»So ist es gut, Susanne, setze Dich.«

Und als sich ihre Dienerin entfernte und sich an den Fuß des Bettes setzte, wendete sich Estelle zu der Kranken und bemerkte ruhig:

»Ich fürchte, daß mein plötzliches Unwohlsein Ihre Nerven bei Ihrer Schwäche erschüttert haben muß, arme Madeleine. Aber Sie sehen, daß es jetzt ganz vorüber ist; beruhigen Sie sich also.«

»Kümmern Sie sich nicht um mich, Madame. Es hat mir nur Schmerz gemacht, als ich Sie leiden sah.«

»Es hat nur einen Augenblick gedauert; es ist jetzt vorüber; lassen Sie uns von Etwas anderem sprechen – Ihrem Pflegekinde –«

»Machen Sie sich jetzt keine Sorgen wegen des Briefes, theuere Madame.«

»O, aber ich thue es, Liebe,« antwortete Estelle. Und da sie dann gern alle Einzelheiten zu hören wünschte, um die Auskunft, welche ihr so freudig erschien, bestätigt zu sehen, so sagte sie:

»Sie sagten mir, Ihr Name sei –«

»Etoile L'Orient, Madame.«

»Ja – und ihr Alter?« fragte die Mutter athemlos.

»Sie ist heute fünfzehn Jahre, Madame.«

»Ja! – ja! – und wie lange haben Sie sie in Ihrer Pflege gehabt?«

»Von dem Tage an, wo sie ein Jahr alt von Frankreich nach L'Orient gebracht wurde, wo ich mit meinem Herrn, ihrem Onkel, Monsieur Henri lebte – ich bin bis zum vergangenen November bei ihr gewesen.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Auf L'Orient, wo sie seit ihrem ersten. Jahre gelebt hat.«

»Und ihre Eltern?«

»Ich habe nie ein's von ihnen gesehen. Ihr Vater, Monsieur Victoir L'Orient, kam auf dem Mercur um. Ihre Mutter, eine vornehme englische Dame lebte, wie ich glaube, bei ihrer eigenen Familie.«

»Und die junge Etoile – wußte sie – war ihr jemals Etwas von ihren Eltern gesagt worden?«

»Von ihrem Vater nur, daß er umgekommen sei – von ihrer Mutter Nichts.«

»Von ihrer Mutter Nichts?« wiederholte Estelle in schmerzlichem Tone.

»Ja! – Das war unrecht, nicht wahr, Madame? Aber es war mir verboten, ihr junges Herz dadurch zu betrüben, daß ich von ihren verlorenen Eltern sprach, und doch war das unschuldige Herz tief betrübt, besonders um seine unbekannte Mutter, und sagte oft zu mir: ›Ach, es ist so traurig, daß ich nie meine Mutter gekannt habe! Ich würde meine Mutter sehr geliebt haben, Madeleine!‹ Aber, Madame, Sie weinen?«

»Ach, das geschieht, weil ich Ihren verwaisten Pfling bemitleide, Madeleine. Aber fahren Sie fort – ich glaube, Sie haben gesagt, daß sie schön sei?«

»So schön wie eine Lilie, so blühend wie eine Rosenknospe, und so zierlich wie eine Weide. Sie hat himmlische blaue Augen und einen Heiligenschein von goldenen Locken um das liebliche Gesicht.«

»Und gut? Vor Allem, ist sie gut?«

»Wie ein Engel, Madame.«

»Schön und gut! Dem Himmel sei Dank dafür!«

»Sie weinen, Madame, Sie werden blaß und zittern und athmen schwer, – was hat das Alles zu bedeuten?«

»Susanne! – Susanne! – sage es ihr!«

»Muß ich, Madame?« fragte das Mädchen, das herbei kam.

»Ja! ja!«

Die Kranke stützte sich auf den Ellnbogen und beugte sich mit forschendem Blicke vor.

Susanne ergriff die Hand ihrer Herrin mit der tiefsten Ehrerbietung, wendete sich zu Madeleine und sagte:

»Meine Herrin ist die Mutter Ihres Pflegekindes Etoile L'Orient.«

»Gütiger Himmel!« rief die Quadrone, indem sie auf das Bett zurücksank.

Dann schwiegen alle Drei ein paar Minuten lang.

Endlich sagte die Dame:

»Madeleine, der Brief, von dem Sie gesprochen haben, muß heute Abend geschrieben werden. Aber fühlen Sie sich auch ganz fähig, mir eine kurze, klare Geschichte von Allem, was Sie in Bezug auf mein Kind wissen, mitzutheilen?«

»Ja, ja, Madame. Und nicht das allein, sondern es liegt mir auch so viel daran, es Ihnen zu erzählen, daß ich heute Nacht kein Auge zu thun könnte, wenn ich es nicht thäte.«

Estelle stand auf und ordnete die Kissen behaglicher unter dem Kopfe ihrer Kranken, befahl Susanne, etwas Gelée aus dem mitgebrachten Korbe zu holen, gab der

Kranken ein paar Löffel voll, ließ sie ein halbes Glas Limonade trinken, bedeckte ihr Gesicht und ihre Hände mit parfümirtem Eiswasser und sagte, als sie dieselbe ganz erfrischt sah, indem sie sich neben das Bett setzte:

»Nun, fangen Sie an, Madeleine – wenn Sie sich kräftig genug fühlen.«

Und die Quadrone fing mit der Ankunft der Madame L'Orient mit dem kleinen Kinde auf der Insel an, erzählte die ganze spätere Geschichte des Mädchens, bis sie zu dem Tode Monsieur Henri de L'Isle, der Vormundschaft Mr. Luxmore's über die Erbin und ihre eigene Freilassung und Abreise mit ihrem Sohne Frivole kam.

»Und seitdem haben Sie Nichts von ihr gehört?«

»O doch, Madame! Nachdem Mr. Luxmore nach Frankreich gereis't war, erhielt ich fast jeden Monat einen Brief von dem lieben Geschöpfe. Sie sprach davon, daß sie schon vorher zwei Briefe geschrieben hätte, aber ich habe keinen einzigen davon erhalten.«

»Und was für eine, Art Mensch ist dieser Mr. Luxmore, der Vormund meines Kindes?«

»Madame, er ist ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, schön, gebildet und, dem Anscheine nach, lebenswürdig und ehrlich, aber –«

»Nun – aber was?«

»Trotz alledem setze ich kein Vertrauen auf Mr. Luxmore.«

»Warum?«

»Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen, Madame, denn ich weiß es nicht. Aber er erkannte es und verbann- te mich aus diesem Grunde.«

»Ist nicht vielleicht Ihr Mangel an Vertrauen ungerecht gewesen?«

»Möglicher Weise, Madame; aber ich habe einen Um- stand erfahren, der meine Ahnung zu rechtfertigen scheint.«

»Und dieser Umstand?« fragte Estelle und beugte sich eifrig vorwärts.

»In dem letzten Briefe Mademoiselle Etoile's, den sie vor sechs Wochen an mich geschrieben hat, erzählt sie mir, daß sie Mr. Julius Luxmore heirathen solle, denn dies sei sein Wille.«

»O, gütiger Himmel! Nein, nein! Ich darf mein Kind nicht so verlieren! Sie ist zu jung! Sie ist nur noch ein Kind! Sie kann diesen Mann von fünfunddreißig Jahren nicht lieben!« rief die Dame und stand in ihrer Aufregung halb auf.

»Ich habe nicht gesagt, daß sie ihn liebt, Madame. O, sie ist in Allem, was die Liebe und das Heirathen betrifft, so unschuldig wie ein Säugling.«

»Dann darf er sie nicht zwingen! So verlassen und hilf- los sie auch ist, darf er sie doch nicht zwingen!«

»Madame, er darf es nicht allein nicht, sondern wird es auch nicht thun. Das *Vermögen* und nicht die Hand dieses Kindes ist, meiner Ueberzeugung nach, das Ziel

seiner Wünsche, und er wird daher keine Gewalt anwenden, die später dazu dienen könnte, seine Ansprüche zu beeinträchtigen.«

»Nun, da sie ihn nicht liebt, und er nicht wagen darf, sie zu zwingen, so sehe ich nicht ein, wie eine Heirath herbeigeführt werden soll.«

»Ach, Madame! Ich habe Ihnen gesagt, daß sie in Allem, was die Liebe und Ehe betrifft, so unschuldig ist, wie ein neugeborenes Kind. Sie weiß nicht, daß die Liebe sowohl zum Besten, wie zum Glück der Ehe nothwendig ist. Sie weiß nichts Anderes, als daß die Ehe nur eine Förmlichkeit ist, und sie nimmt natürlicher Weise ihr Schicksal von ihrem Vormunde hin, dem nur daran liegt, sich ihr großes Vermögen und ihre schöne Person zu sichern. Und das arme Lamm wünscht sogar dringend, daß diese Verbindung stattfinden möge, damit sie die Insel verlassen und in die Welt gehen kann. Sie sieht die Ufer des Festlandes nur in dem hellen Lichte der auf- und untergehenden Sonne, und glaubt daher, daß in dem, was sie die schöne Welt drüben nennt, Alles Glanz und Herrlichkeit sei. Wie es scheint, hat ihr ihr Vormund versprochen, sie sogleich nach ihrer Trauung in dieses eingebildete Paradies zu bringen.«

»Ich begreife! Ich erkenne den schändlichen Beweggrund hierin! Er will ihr keine freie Wahl gestatten, ehe sie unwiderruflich die Seinige ist!«

»Das habe ich gerade auch gedacht, Mylady.«

»Und wann soll diese schändliche Heirath auszuführen versucht werden?«

Bald nach der Rückkehr ihres Vormundes aus Frankreich, denn er ist noch nicht gekommen, oder wenigstens habe ich noch keine Nachricht von seiner Ankunft erhalten, und ich habe auch fast seit zwei Jahren keinen Brief von Etoile bekommen.«

»Ich muß mein Kind retten – ich muß sogleich zu ihm.«

»O ja, theuere Dame, thun Sie das! Aber wie wollen Sie ihr beweisen, daß Sie ihre Mutter sind.«

»Vor Allem durch die Natur! *Sie* haben nicht an mir gezweifelt, obgleich Nichts von meinem Blute in Ihren Adern fließt, und noch weniger wird sie zweifeln, die ganz mir gehört.«

»Aber wie wollen Sie zur Befriedigung Anderer beweisen, daß Sie ihre Mutter sind und sie Ihre Tochter ist, und so Ihr Recht über sie feststellen?«

»Durch Documente, die unzweifelhaft in dem Hause auf der Insel zu finden sind und beweisen werden, daß Etoile das Kind von Victoir L'Orient und seiner Frau Estelle Morelle ist, und durch Susanne und tausend Andere, wenn es nöthig sein sollte, daß ich selbst diese Estelle Morelle bin.«

»Das ist gut.«

»Nun sagen Sie mir, wie soll ich diese Insel erreichen, denn ich beabsichtige eine Wärterin für Sie zu miethen und mein Kind sogleich aufzusuchen.«

»O, ich danke Ihnen, Madame, Sie sind die Güte selbst, aber halten Sie sich nicht damit auf, daß Sie eine Wärterin für mich suchen.«

»In dieser Beziehung muß ich thun, was ich für gut Halte, Madeleine; darum handelt es sich jetzt nicht, sondern darum, wie ich die Insel erreichen soll.«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Madame, ist seit vielen Jahren Niemand auf der Insel angekommen, wie Mr. Luxmore, aber er kam in seinem eigenen Schooner.«

»Dann sagen Sie mir wenigstens, wo die Insel in der Bay liegt.«

»Das kann ich Ihnen nicht genau sagen, aber sie ungefähr zwei bis drei Stunden von einem Punkte, der Brande's Landspitze heißt.«

»Brande's Landspitze!«

»Ja. Madame. Kennen Sie den Ort?«

»Ein wenig.«

»Es war immer der Ort, wo mein Herr am liebsten mit dem Ufer verkehrte. Ich glaube, es giebt auch dort ein Segelboot unter der Obhut der Neger. Und ich glaube, der kürzeste und sicherste Weg, die Insel zu erreichen, würde darin bestehen, daß Sie nach der Landspitze reisen und dort ein Boot nehmen.«

»Das glaube ich auch. Jetzt weiß ich, was ich thun soll. Und nun, Madeleine, den Brief, den wir schreiben müssen.«

Die nöthigen Materialien befanden sich in dem Kasten des Tischchens, das, nachdem es abgeräumt war, als Schreibtisch diente.

»Jetzt dictiren Sie, Madeleine, wie Sie es gethan haben würden, wenn Ihnen meine Verwandtschaft mit Ihrem Pflegling nie bekannt geworden wäre.«

Die Quadrone sah über diesen Befehl erstaunt aus, gehorchte aber mit vollkommenem Vertrauen auf ihre Wohlthäterin.

Es war ein so zärtlicher, glückwünschender Brief, wie ihn eben eine Pflegerin an ihr geliebtes Kind an dessen Geburtstag schreiben konnte, und in der Nachschrift wurden auf den Wunsch der Dame nur die Worte hinzugefügt.

»*Ich habe Nachrichten von Ihrer Mutter erhalten!*«

»Das genügt; wir dürfen das Kind nicht überwältigen; wir müssen ihr nur genug mittheilen, daß sie auf meine Ankunft vorbereitet ist,« sagte Estelle.

Nachdem der Brief gesiegelt und gehörig adressirt war, wurde er einem ehrlichen Jungen, dem Sohne einer armen Wittwe in demselben Hause übergeben, den sie heranrief, damit er ihn nach der Post tragen solle.

»Und vergiß ja nicht zu fragen, ob ein Brief für Madeleine Rose da ist,« sagte die Kranke, als er fortging.

»Es ist schon so lange her, seitdem ich Etoile gehört habe, daß ich glaube, es *muß* ein Brief auf der Post sein,« setzte sie hinzu.

Da in sehr kurzer Zeit viel geschehen mußte, so erhoben sich die Dame und ihre Dienerin, um sich entfernen.

»Ich will mich bemühen, Ihnen noch heute Abend, eine Wärterin zu schicken, Madeleine. Und wollen Sie es mir wissen lassen, wenn Sie einen Brief von Etoile bekommen?«

»Ja, das will ich, Madame.«

»Hierauf nahmen Beide Abschied und entfernten sich. Als sie auf der Straße ankamen, fiel ihnen das düstere Aussehen des Himmels im Westen auf.

»Ich fürchte, es wird einen furchtbaren Sturm geben Mylady; sehen Sie, welche schwarzen Wolken!« sagte Susanne.

»Ja, wir werden einen Sturm bekommen. Ich sah an dem Zustande der Atmosphäre, daß binnen Kurzem einer kommen wurde. Und er naht. Aber, Susanne, wir haben sehr viel zu thun, und, gleichviel, ob es stürmt oder ruhig bleibt, müssen wir es heute Nachmittag vollbringen, denn ich beabsichtige mit dem ersten Schiffe abzufahren, das den Hafen verläßt, und selbst wenn morgen früh eines abgehen sollte. Wir müssen daher eine Droschke nehmen, um Zeit zu sparen.«

Und da eben ein leerer Wagen vorüber fuhr, so mietete ihn Susanne für den Rest des Nachmittags.

Als die Herrin und Dienerin darin saßen, lautete der erste Befehl:

»Nach der Anstalt für Arbeitsnachweisung.«

Eine Fahrt von zehn Minuten brachte sie an den Ort, wo Estelle glücklicher Weise eine gutempfohlene Frau in mittleren Jahren fand, welche, als sie im Voraus bezahlt wurde, einwilligte, sogleich nach dem Krankenzimmer Madeleine's zu gehen. Dann fuhren sie zu dem nächsten Tapezierer und schickten eine neue Bettmatratze und Decken für die Wärterin hin.

Dann kauften sie sämtliche Zeitungen von diesem Tage und gelangten nach einer halben Stunde zu Hause an.

Sobald sie in dem kleinen Zimmer angekommen waren, zündete Susanne Licht an, nahm ihrer Herrin die Oberkleider ab und ließ sie auf ihren Armstuhl setzen. Dann stellte sie eine angezündete Lampe auf den Tisch neben sie, legte den Stoß Zeitungen hin und sagte:

»Während Sie die Schiffsnachrichten ansehen, Mylady, will ich in die Küche gehen und im Augenblick Ihren Thee zurecht machen.«

Sie eilte in das anstoßende Hinterzimmerchen und ließ ihre Herrin bei den Zeitungen zurück.

Estelle wendete sich sogleich zu der Liste der abfahrenden Schiffe, ließ die Augen hastig über die Spalten gleiten und rief dann laut:

»Nach Baltimore am 17. Juli die schnellsegelnde Brigg Meerkönigin, Capitain Brande.«

»Es ist meine alte Freundin Barbara, die ich gern treffen möchte, obgleich ich es fürchte! Aber sie könnte mir bei dieser Gelegenheit besser dienen, wie sonst Jemand. Soll mit ihr fahren? Das Schicksal möge entscheiden! Wenn ein anderes Schicksal finde, das morgen oder übermorgen, das heißt, zu gleicher Zeit, oder vor ihr absegelt; so werde ich mit diesem reisen. Wenn ich das nicht thun kann, so werde ich mit Barbara fahren, denn ich habe gesagt, daß ich gewiß mit dem ersten abfahrenden Schiffe, reisen werde.«

Estelle studirte sorgsam die Liste der Schiffe, welche nach der Chesapeake abfahren sollten, fand aber, außer dem von Barbara commandirten, kein anderes, das in Zeit von vier Tagen abfuhr.

»Ich muß unzweifelhaft mit Barbara fahren!« rief sie, indem sie die Zeitung zusammenbrach und weglegte. Jetzt machte Susanne die Thüre auf und sagte:

»Das Abendessen ist aufgetragen, Mylady.«

Estelle ging in das Hinterzimmerchen und setzte sich an dem zierlichen Tisch. Aber ihr Geist war zu sehr beschäftigt, als daß sie dem duftigen Thee und der schön gebräunten Semmel hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen können.

Susanne bemerkte kaum, daß ihre Kochkunst verschmährt wurde. Der Sturm, welcher den Nachmittag heraufgezogen war, stand jetzt im Begriff, über Erde, und Meer zur tödtlichen Gefahr für Alle, auf diesem Schwimmenden oder auf jener Gehenden, loszubrechen. Susanne eilte umher, schloß die Läden und zog die Fenster zum besseren Schutz für ihre Wohnung herunter. Sie hatte kaum die letzte Hand angelegt, so flammte ein blendender Blitz, dem augenblicklich ein betäubender Donner Schlag folgte, der den ganzen Himmel und die Erde zu erschüttern schien.

Susanne blieb mitten im Zimmer stehen, wurde totenbleich, und faßte nach dem nächsten Stuhle, um sich zu stützen.

»Komm' in das Wohnzimmer,« sagte Estelle, und stand von dem fast unberührten Mahle auf.

Sie begaben sich sofort nach dem Vorderzimmer. Estelle setzte sich auf den Lehnstuhl; Susanne, die sich bei Stürmen im höchsten Grade fürchtete, sank zu den Füßen ihrer Herrin nieder und verbarg das Gesicht in deren Schooße.

Und dann tobte sechs Stunden lang einer der furchtbarsten Stürme, deren sich die jetzige Generation erinnern kann. Von sieben Uhr Abends bis ein Uhr früh ras'ten der Wind, Hagel, Donner und Blitz in wildem Kampfe durch die Nacht.

Unerhörte Verwüstungen bezeichneten den Weg des Sturmes auf dem Lande. Bäume waren aus der Erde gerissen oder umgebrochen, Wälder, Gärten und aufwachsende Ernten vernichtet. In den Städten wurden alte Gebäude, die den Stürmen von Jahrhunderten getrotzt hatten, sowie neue, kaum vollendete Gebäude der Erde gleichgemacht. Die furchtbar angeschwollenen Bäche und Flüsse stiegen über ihre Ufer überschwemmten die ganze Umgegend, und rissen Pflanzen, Gebäude, Vieh und Menschen mit fort. Das Meer hob sich in seiner furchtbaren Macht, erhob sich in seiner furchtbaren Macht, schwoll über das Land herein und verheerte viele Städte und Dörfer am Ufer.

So groß die Verheerungen des Sturmes auf dem Lande auch waren, verkündeten doch Diejenigen, denen ein Urtheil zustand, noch größeres Unheil für die Schiffe zur See. Und Diejenigen, welche Freunde oder Verwandte auf dem Meere hatten, warteten in ängstlicher Spannung auf Nachrichten von ihnen.

Die sechs furchtbaren Stunden verschwanden für Estelle und ihre Dienerin unter Gebeten zum Himmel, für alle Diejenigen, welche den Schrecknissen des Sturmes ausgesetzt waren.

Um ein Uhr fing die Wuth des Sturmes an, wie das Rasen eines tobenden Wahnsinnigen in dumpfes Geheul und zeitweilige Ausbrüche wilder Gewalt überzugehen. Und um zwei Uhr hatten die Blitze und das Donnern aufgehört, der Himmel war mit schwarzen, fliehenden Wolken bedeckt, und der Mond schien hell und klar wie ein freundlicher Engel, welcher der Welt Frieden verkündet.

Susanne erhob den Kopf aus dem Schooße ihrer Herrin, wo er diese ganze Zeit über gelegen hatte, und stand auf.

Estelle stand gleichfalls auf und befahl ihrer Dienerin, sich zu Bette zu begeben. Das Abendgebet wurde gesprochen und sie dankten dem Himmel für die Ruhe, welche auf den Sturm gefolgt war. Dann suchten die Herrin und die Dienerin, ohne Etwas von dem schweren Unheil, das zu Lande und zur See angerichtet worden war, zu ahnen, heiter ihre Betten auf.

Estelle schlief in dem Vorderzimmer über der Wohnstube, Susanne bewohnte das Hinterzimmer über der Küche. Die Verbindungsthüre zwischen beiden stand immer offen. Auf diese Art wußte Susanne, deren Geist durch die Ereignisse des Tages zu sehr aufgereggt worden war, als daß sie hätte schlafen können, daß auch ihre Herrin keinen Augenblick schlummerte, sondern sich in ihrem

Bette hin und her warf, zuweilen aufstand und im Zimmer auf und ab ging. Da sie hoffte, daß ihre Herrin sich endlich niederlegen und schlafen würde, und fürchtete, ihre Schlaflosigkeit durch Reden noch zu erhöhen, so unterließ es Susanne, zu sprechen, oder sich zu rühren, bis einige Zeit nach Tagesanbruch.

Als sie dann sah, daß ihre Herrin die Läden aufmachte, um das Tageslicht hereinzulassen, und Ihre Morgentoilette anfang, stand Susanne ruhig auf und kam in ihr Zimmer.

»Ei, liebes Kind, geh' wieder zu Bette. Ich wollte Dich nach Deiner kurzen Ruhe nicht so bald stören. Geh' wieder in das Bette,« sagte Estelle, als sie ihre Dienerin sah.

»Als ob ich wieder schlafen könnte, theuere Herrin, Sie haben die ganze Nacht über nicht geschlafen! nein, keinen Augenblick. Warum?« fragte das Mädchen mit liebevoller Besorgniß.

Estelle drehte sich um, kam zu ihrer bescheidenen Freundin, und legte die Hand auf die Schulter des Mädchens. Ihre Augen, ihre Lippen, ihr ganzes beredtes Gesicht strahlte von zärtlicher Freundlichkeit, und sie sagte:

»Meine Susanne, Du weißt, daß ich viele, viele Nächte meines Lebens von Abend bis früh vor Kummer durchwacht habe. Aber noch nie während meines ganzen Daseins habe ich mehr, wie die Ruhe dieser einzigen Nacht, durch die *Freude* verloren! O, Susanne, denke Dir, daß ich vor Freude nicht schlafen kann! Meine, Etoile – mein theures Kind, das ich so viele Jahre lang als todt beweint habe! Sie lebt, ich werde ihre liebende Gestalt bald an

meinen Busen drücken! Dieses Gefühl der Freude wächst übermächtig und überwältigt mich, Susanne! O, bitte den Himmel, daß ich, die vor Freude nicht schlafen kann, vor Entzücken nicht den Verstand verliere!«

»Gott segne und behüte sie in Freude, wie im Schmerz, Mylady!« betete die treue Dienerin.

Ach, kurze Freude!

Die beglückwünschenden Wörter waren kaum über die Lippen der Herrin gedrungen und von dem Mädchen voll innigem Mitgefühl beantwortet worden, so klingelte es an der Thüre.

Susanne beschleunigte ihre Toilette und ging voll Verwunderung, wer so früh am Morgen kommen könne, hinunter, um zu öffnen.

Es war Jerry, der Bursche, den sie am vergangenen Abend auf die Post geschickt hatten.

»Bitte, Miß, wollen Sie Mrs. Estel sagen, daß sie sogleich zu Madeleine kommen soll, die ihr einen Brief zu zeigen hat.«

»Einen Brief, von wem?«

»Sie befahl mir, Ihnen zu sagen, von der jungen Dame auf der Insel.«

»Gute oder schlechte Neuigkeiten?« fragte Susanne athemlos.

»Sie hat es mir nicht gesagt.«

»Ganz wohl. Laufe nach Hause, so schnell Du kannst, und sage Madeleine, daß meine Herrin sogleich zu ihr kommen würde.«

Der Bursche gehorchte, und Susanne eilte hinauf, um ihre Herrin davon zu benachrichtigen.

»Du brauchst es mir nicht zu sagen – ich habe Alles gehört, Susanne! Schnell meinen Hut und die Handschuhe!« rief Estelle, die mit bebenden Händen ihren Mantel umnahm.

Und nach weniger wie fünf Minuten waren die Herrin und ihre Dienerin auf dem Wege nach der Wohnung Madeleine's.

»Ohne den furchtbaren Sturm würde ich gestern Abend nach Ihnen geschickt haben,« sagte Madeleine, als sich die Dame an ihr Bett setzte.

»Aber der Brief, Madeleine? Der Brief! Was giebt es Neues? Wie befindet sie sich?«

»Wohl, Madame, aber –«

»Aber was? –«

»Es scheint, daß noch ein Brief verloren gegangen ist, da sie sagt, daß sie mir vor ungefähr sechs Wochen geschrieben und mich von der Rückkehr ihres Vormundes benachrichtigt habe.«

»Er ist zurückgekehrt?«

»Ja, Madame, und aus dem vor zehn Tagen geschriebenen Briefe geht hervor, daß ihr Vormund nach Baltimore gereis't ist, um die Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit zu treffen, aber gestern, wo ihre Trauung vollzogen werden sollte, wieder zurückerwartet wurde.«

»O nein, nein! Gütiger Himmel nein! Dieses unschuldige Mädchen kann der Habgier jenes Geschöpfes nicht

zum Opfer werden! Es hat sich gewiß Etwas zu ihrer Rettung ereignet! Die Dampfschiffe haben uns Nachrichten von vielen Schiffen gebracht, die bei der großen Ruhe der Atmosphäre vor dem Sturme, von voriger Nacht von der Windstille festgehalten worden sind. Er hat vielleicht die Insel noch nicht erreichen können!« rief Estelle heftig, da sie nach der schwächsten Möglichkeit haschte, wie der Ertrinkende nach einer Seepflanze.

»Oder vielleicht erreicht er sie nie! Vielleicht hat er Schiffbruch gelitten. Es müssen bei dem Sturme viele Schiffe untergegangen sein,« meinte Madeleine.

»Nein, das verhüte der Himmel. Aber die große Windstille, welche dem Sturme vorausging, muß ihn aufgehalten haben. Bei dem Sturme in der vergangenen Nacht hatte er genug mit der Bewahrung seines Schiffes zu thun, und konnte nicht vorwärts kommen! Heute früh kann sich Etwas ereignet haben, um ihn aufzuhalten. Ich werde morgen mit der Meerkönigin, dem ersten Schiffe, das den Hafen verläßt, nach der Chesapeake abgehen. Vielleicht kam ich mein Kind noch retten.«

»Das gebe der Himmel, Madame.«

»Aber jetzt lesen Sie den Brief – nein, geben Sie ihn mir, wenn Sie Nichts dagegen haben.«

Madeleine nahm den kostbaren Brief unter dem Kissen hervor und überflog und übergab ihn der Dame.

Estelle entfaltete ihn.

Der Brief des Kindes war kunstlos, liebevoll und enthusiastisch. Es schrieb mit der unschuldigsten Offenheit von ihrer bevorstehenden Trauung, die sie nur als eine

nothwendige Vorbereitung zur Erreichung des innigsten Wunsches ihres Herzens, die schöne Welt drüben zu sehen, betrachtete. Dann sagte sie, daß sie auf der Hochzeitsreise mit dem Dampfboote nach Liverpool sein würde, und sprach die Hoffnung aus, daß sie im Stande sein werde, Maman Madeleine als ihre Begleiterin nach Europa mitzunehmen. Sie schloß mit den zärtlichsten Ausdrücken der Anhänglichkeit und den liebkosendsten Beiworten.

»Das arglose Mädchen! O, der Himmel gebe, daß ich noch zur rechten Zeit komme, sie zu retten!« betete Estelle, während sie den Brief wieder zurückgab.

Susanne hatte inzwischen mit der Wärterin gesprochen, die schnell eine Tasse Thee und ein wenig geröstete Semmel für die Dame zubereitete, welche noch es nicht gefrühstückt hatte.

Der Knabe, Jerry, wurde nach einer Droschke geschickt. Während er diese besorgte, genossen sowohl die Herrin, wie die Dienerin, eine leichte Erfrischung, stiegen dann in die Droschke und fuhren nach dem Kai, bei welchem die Meerkönigin vor Anker lag.

VIERZIGSTES KAPITEL. ZUSAMMENTREFFEN ALTER FREUNDINNEN.

Die Brigg lag ungefähr eine Viertelmeile vom Ufer entfernt. Susanne rief ein Boot, welches sie und Herrin bald an das Schiff brachte.

Das Deck Barbara Brande's bot, wie gewöhnlich, das Schauspiel geordneten Fleißes dar. Edwy hatte als Maat

die Aufsicht über das Vordercastell. Im Takelwerk waren mehrere Leute mit Arbeiten beschäftigt. Andere befanden sich an den Luken und schafften Güter in den Raum. Barbara stand auf dem Halbdeck und befahl ein paar Matrosen, die das große Boot herabließen, an's Land zu fahren. Als sie eine Dame heraufsteigen sah, ging sie ihr schnell entgegen.

Barbara war noch immer die schöne Amazone mit der nämlichen hohen und vollen Gestalt, demselben stattlichen Kopfe, festen Zügen, großen, blitzenden, schwarzen Augen, und dem welligen, schimmernden, pechschwarzen Haar.

»Mrs. Estel! Bei allen guten Engeln, Mrs. Estel! Willkommen! Willkommen! Wie freut es mich, Sie zu sehen!« rief sie, indem sie ihrem Salte beide Hände entgegenstreckte.

»Bin ich so wenig verändert, Miß Brande, daß Sie mich sogleich erkennen?« fragte die Dame mit feinem Lächeln, indem sie die ausgestreckten Hände des Mädchens erfaßte.

»Verändert?« wiederholte Barbara und blickte ihr liebevoll in das Gesicht, »Ja, Madame, Sie sind Etwas verändert – ein wenig blässer und schlanker, was Ihre Augen durch den Gegensatz größer und dunkler erscheinen läßt, sonst nicht. Ich erkannte Sie ganz natürlicher Weise auf den ersten Blick. Aha, Susanne, sind Sie das? Sie haben sich nicht im Geringsten verändert. Wie befinden Sie sich? Aber kommen Sie in die Kajüte, wo wir mit einander reden können, denn o! Mylady, ich glaube, wir

müssen einander viel zu sagen haben!« rief Barbara, die einmal zu der einen ihrer Besucherinnen, und dann wieder mit der anderen sprach, während sie ihnen nach der Kajüte vorausging.

»Vor Allem möchte ich fragen, Miß Brande, ob ich mit meiner Dienerin eine Kojé hier bekommen kann?« fragte Estelle.

»Natürlicher Weise!« antwortete Barbara schnell und winkte ihren Gästen, auf dem Sopha Platz zu nehmen, während sie sich selbst auf einen Stuhl setzte.

»Dann sehen Sie dieselbe sogleich als gemiethet an; wir kehren nach der Landspitze zurück, wenn Sie mich nicht auf der Insel L'Orient aussetzen wollen.«

»L'Orient?«

»Ja – warum wundern Sie sich, Miß Brande?«

»Weil nie Jemand auf L'Orient landet. Die Insel ist sogar überall, außer an einem einzigen Punkte, unzugänglich. Ueberdies ist der Greis, dem sie gehört, der Annäherung Fremder so abgeneigt, wie ein Chinese.«

»Aber der Greis ist seit fast einem Jahre todt.«

»Der Greis todt! – Und ich habe Nichts davon erfahren! – Aber freilich könnten Alle auf der Insel sterben, ohne daß die übrige Welt Etwas davon erdühre! Der Greis ist also hinübergegangen! Nun, heißt ja:

»Engel weinen, wenn ein Kind geboren wird,
Und singen freudig, stirbt ein Greis.«

Aber was ist aus der schönen, lieben Etoile geworden?« fragte Barbara, die sich insgeheim wunderte, wie es zugeing, daß Mrs. Estel Etwas von der Insel und den Bewohnern derselben wußte.

»Das junge Mädchen befindet sich dort unter der Obhut ihres Vormundes, Mr. Julius Luxmore.«

Barbara hörte es! Sie hörte diesen Namen aussprechen, ohne daß ein Ausruf, ein Zusammenfahren oder Erbleichen verrathen hätte, wie furchtbar der Schlag war, welchen sie erhielt. Ihre Stimme bebte kaum merklich, als sie wiederholte:

»Mr. Julius Luxmore? Sie sagten, der Vormund der jungen Dame sei Mr. Luxmore?«

»Ja, Miß Brande.«

»Können Sie sich nicht vielleicht in dem Namen irren, Madame?«

»Unmöglich, Miß Brande. Aber warum fragen Sie?«

»Ei, ich habe Monsieur Henri de L'Isle viele Jahre gekannt und ihn nie einen solchen Menschen unter seinen neuen Bekannten nennen hören. Allerdings stellte Monsieur Henri, der nie Gäste ermuthigte, sich der Insel zu nähern, vor einigen Jahren sogar seine Besuche auf dem Festlande ein, oder verlegte seine Geschäfte von unserem Ufer nach dem entgegengesetzten, so daß ich Monsieur de L'Isle seit fünf Jahren aus den Augen verloren habe.«

»Und er ist vielleicht gerade nur seit jener Zeit mit Mr. Luxmore bekannt.«

Dann ist es nicht zu verwundern, daß ich Nichts von dieser Freundschaft gehört habe,« sagte Barbara, zu ruhig, als daß es verrathen hätte, welchen Eindruck dieser neue Umstand auf sie machte.

»Aber Miß Brande, habe eine Entdeckung gemacht, die ich Ihnen mitzuthemen wünsche. Wollen Sie jedoch zuerst Susanne erlauben, die Kajütenthüre zu verschließen?«

Barbara stand auf, verschloß die Thüre und sagte, als sie zurückkehrte:

»Ich stehe Ihnen jetzt zu Diensten, Madame. Fahren Sie fort – ich höre.«

»Miß Brande, dieser Mann, dieser Julius Luxmore hat seit fünf Jahren seine gierigen Augen auf das Vermögen seiner Mündel gerichtet, und um sich dieses zu versichern, beschlossen, ihre Unschuld und Unerfahrenheit zu benutzen, und sie, so sehr sie auch ein Kind ist, zu heirathen. Aber wenn es noch nicht zu spät sein sollte, so habe ich in Folge der gemachten Entdeckung die Macht, diese Schändlichkeit zu verhindern.«

»Sie, Mylady,« erwiderte Barbara, die weder durch ihren Blick, ihren Ton, noch eine Geberde verrieth, wie tief das Eisen in ihre Seele gedrungen war.

»Ja, ich Miß Brande! Und dies ist der Grund meiner Reise nach der Insel. Aber ich muß Ihnen die wichtige Entdeckung mittheilen, welche ich gemacht habe. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß ich Ihnen bei der Erzählung meiner Geschichte sagte, daß ich nach der Geburt meines kleinen Mädchens ihr Gesicht vor meinen

ohnmächtigen Augen verschwinden sah, und daß man mir, als ich aus der abwechselnden Betäubung und dem Delirium vieler Wochen wieder erwachte, und nach meinem Kinde fragte, mittheilte, es sei todt und begraben.«

»Ich erinnere mich dessen, Mylady.«

»*Man täuschte mich.* Mein Kind war *nicht* todt. Es war von seiner Großmutter, Madame L'Orient, auf die Seite geschafft worden, die nach der Deportirung Monsieur Victoir's das Kind nach der Insel brachte, um sich dem kinderlosen Monsieur Henri gefällig zu zeigen.«

»O, Madame, welche Entdeckung! Welcher Fügung der Vorsehung verdanken Sie dies?« fragte Barbara, die, trotz der Qual ihres Herzens, tief für diese schwer gekränkte Mutter fühlte.

»Dem glücklichen Zusammentreffen mit ihrer Pflegerin Madeleine, welche die Vorsicht Mr. Luxmore's von der Insel verbannt hatte,« antwortete die Dame, die ihr hierauf einen vollständigen, ausführlichen Bericht über die Art und Weise gab, wie sie mit Madeleine bekannt geworden war, und über die Enthüllung, welche ihr von der Letzteren in Bezug auf die Kindheit Etoile's, den Tod Monsieur Henri's, der Vormundschaft Mr. Luxmore's und die beabsichtigte zwischen dem Vormunde und seiner jungen Mündel zugekommen war.

Und Barbara hörte sie an – keine äußere Bewegung verrieth den Sturm, der im Innern ihre große Seele erschütterte. Daß ihr Verlobter, – den sie seit fünf Jahren

als todt beweinte, und dessen Gedächtniß sie treuer gewesen war, wie viele Wittwen dem ihres Gatten – diese ganze Zeit über nicht todt, sondern mit Vorbedacht treulos gewesen war – treulos unter Umständen, welche die abscheuliche Schändlichkeit seines Verrathes um das Tausendfache erhöhten – war ein Gedanke, der ihre Seele peinlich zerriß. Aber es gab noch eine Möglichkeit, daß dies nicht *ihr* Julius Luxmore war! Allerdings war der Name selten, die Umstände eigenthümlich übereinstimmend, die Beweise fast überwältigend, aber sie hatte gehört, daß Unschuldige auf viel stärkere Aussagen hin verurtheilt, worden waren, und sie wollte ihre Entscheidung aufschieben, bis sie ihre eigenen Augen von seiner Treulosigkeit überzeugten! Aber bis dahin tobte ein wilder Kampf in ihrer Brust. Glücklicher Weise ließ sie vermöge ihrer Selbstbeherrschung kein Zeichen dieses Kampfes sehen. Sie antwortete daher Estelle sehr ruhig:

»Ja, Mylady, Sie haben Recht. Wenn es nicht zu spät ist, so muß diese unnatürliche Heirath verhindert werden. Und wenn es *jetzt* nicht zu spät ist, so dürfen wir, damit es nicht durch den Aufschub eines weiteren Tages wird, keine Zeit verlieren. Ich hatte die Absicht, morgen früh abzusegeln, aber wenn Sie es wünschen und sich bereit halten wollen, so werde ich heute Abend bei Aufgang des Mondes den Anker lichten und nach der Insel segeln.«

»O! wie edel Sie sind! Wie gehen Sie mit Herz und Seele auf meine Interessen ein, Miß Brande – theuerste Barbara!«

»Ja, nennen Sie mich bei meinem Taufnamen, das gefällt mir besser,« war die einzige Antwort des ruhigen Mädchens mit dem fast gebrochenen Herzen.

Dann standen Estelle und ihre Dienerin auf und verabschiedeten sich von Miß Brande mit dem Versprechen, daß sie eine Stunde vor der bestimmten Zeit am Abend an Bord sein wollten.

Barbara blieb noch ein paar Minuten, nachdem ihre Freundinnen das Schiff verlassen hatten, wie durch den Schmerz und Kummer erstarrt, stehen. Dann fuhr sie plötzlich auf und rief:

»Aber das ist keine Zeit, um an meine Trübsal zu denken. Ich muß sie vereinigen.«

Und sie eilte in die Kajüte hinunter, setzte sich an ihr Tischchen, nahm Schreibmaterialien und warf den folgenden kurzen Brief hin:

»Brigg. Meerkönigin«

»Newyork, im Hafen, Juli 18–.

»Mylord. Wir segeln heute Abend nach der Chesapeake ab. Wenn Sie von Jemand hören wollen, den Sie schon lange gesucht haben, so treffen Sie mich auf der Landspitze, wo ich auf Sie warten werde.

»B. B.«

Sie versiegelte diesen Brief und adressirte ihn:

»An den sehr ehrenwerthen Earl von Eagletower, Washington. D. C.«

Dann rief sie Edward, befahl ihm, den Brief zu nehmen und an das Land zu fahren, damit er mit der nächsten Post abgehen sollte.

Inzwischen brachte das Boot, welches gewartet hatte, Estelle und ihre Dienerin nach dem Kai, wo sie in die Droschke stiegen und nach Hause zurückkehrten, um sich schnell auf ihre Reise vorzubereiten. Sie packten einige Kleidungsstücke ein, verschlossen das Haus, nahmen eilig Abschied von Madeleine, fuhren an dem Kai hinunter und befanden sich um sieben Uhr in der Heckkajüte der Meerkönigin.

Um acht Uhr ging der Vollmond auf. Eine leise Brise aus Westen erhob sich, und unter diesen günstigen Umständen segelte die Brigg ab.

»Wenn dieses Wetter anhält, so werden wir die Insel in acht Tagen erreichen,« sagte Barbara.

»Der Himmel gebe, daß es geschehe,« antwortete Estelle. »So unwahrscheinlich es auch unter den günstigsten Umständen scheint, habe ich doch ein prophetisches Gefühl, daß ich noch im Stande sein werde, mein Kind zu retten.

»Der Himmel gebe auch das,« sagte Barbara.

»Amen,« erwiderte Estelle.

Und als dann die Freundinnen in der Heckkajüte saßen, und die verschwimmenden Ufer und das vom Monde beleuchtete Meer betrachteten, kehrten ihre Gedanken zu den früheren Tagen zurück.

Estelle sagte:

»Ich sehe Willful nicht! Was haben Sie mit meinem Liebling angefangen?«

»Willful ist seit drei Jahren Midshipman in der Marine, Mylady; sein Schiff wird alle Tage aus dem mittelländischen Meere zurück erwartet.«

»Das freut mich,« antwortete Estelle, und sagte dann nach einer kurzen Pause:

»Ich denke an Joseph in Egypten, wie er seine Stimme erhob und sagte: ›Ich bin Joseph, lebt mein Vater noch?‹ O, Barbara, Sie wissen, was ich fragen möchte! Leben *meine* Eltern noch?«

»Mylady, als ich das letzte Mal von Sir Parke und Lady Morelle vor einigen Monaten Nachricht erhielt, erfreuten sie sich ihrer gewohnten Gesundheit und lebten wie gewöhnlich in Hyde-Hall.«

»Dem Himmel sei Dank!«

»Aber, Madame, giebt es sonst Niemand, nach dem Sie gern fragen möchten?«

»Ja! Sagen Sie mir, Miß Brande, wenn Sie es können, daß *er* sich wohl befindet und glücklich ist, daß er die arme Estelle und den ganzen Kummer, den sie ihm bereitet, vergessen, und irgendwo anders eine Braut nach seinem Sinne gefunden hat?«

»Mylady, ist es möglich, daß Sie nie eine englische Zeitung lesen?«

»Nie. Wenn sie mir in die Hände geriethen, so würde ich vielleicht nicht im Stande sein, mich zu enthalten, sie zu durchsuchen, ebenso wenig, wie ich mich enthalten kann, Sie zu fragen. Aber sie sind nicht in meine Hände gelangt, und ich habe es vermieden, sie aufzusuchen. Aber erzählen Sie mir von ihm.«

»Mylady, er hat seit fünf Jahren regelmäßig Briefe mit mir gewechselt. Er hat mir jeden Monat geschrieben, und mich gefragt, ob ich Etwas von Ihnen gehört hätte. Und als ich das letzte Mal von *Lord Montessor* hörte,« sagte sie, mit besonderem Nachdruck auf den Namen – »war er Gesandter in Berlin. Mylady, Ihre beiden Eltern und Ihr Geliebter haben Sie seit fünf Jahren auf der ganzen Welt gesucht. Sofort nach der Entscheidung des geistlichen Gerichtes, welche Sie vielleicht gelesen haben werden –«

»Ja, Ich habe sie zufälliger Weise in einer Gerichtszeitung gesehen.«

»– reis'ten Ihr Vater und Ihr Geliebter nach der Landspitze, wo sie gerade einen Monat nach Ihrer Flucht ankamen. Ich kann Ihnen ihre Enttäuschung nicht beschreiben. Sie war bejammernswürdig! Seit jener Zeit haben sie jedes mögliche Mittel angewendet, um Ihren Zufluchtsort zu entdecken. Wie vergeblich, wissen Sie.«

»Miß Brande, ich werde das Vertrauen auf Sie setzen, daß Sie mein Geheimniß bewahren.«

»Theuere Freundin, ich will durchaus keine derartige Verpflichtung eingehen. Sie müssen Ihre Zukunft allein der Vorsehung anvertrauen. Ich glaube, wenn Sie wüßten, wie selten die Beständigkeit in dieser Welt ist, so würden Sie mehr Werth auf die des Earl – ich meine Lord Montessor, setzen.«

Estelle gab keine Antwort, sondern lenkte die Unterhaltung auf etwas Anderes:

Sie unterhielten sich bis zehn Uhr, wo sich Estelle in ihre Kajüte, und bald darauf in ihr Bette begab, und von den Anstrengungen und der Aufregung der letzten zwei Tage ermüdet, schnell in einen tiefen Schlummer sank.

Ach! daß sie die Fahrt mit so schönen Hoffnungen angetreten hatte! Am folgenden Tage veränderte sich das Wetter, der Wind setzte um und wehte ihnen drei Tage gerade entgegen, daß das Schiff laviren mußte und einen geringen Raum auf dem atlantischen Meere durchschiffte. Und als sich endlich der Sturm legte, folgte eine tiefe Windstille, die vierzehn Tage lang andauerte, und während deren das Schiff wie ein Baumstamm in der glühenden Hitze der Julisonne dalag. Barbara und ihre Passagiere geriethen fast in Verzweiflung. Aber wir müssen sie in ihrer unangenehmen Lage verlassen, und, die Schwingen der Einbildungskraft leihend, ihnen nach der Insel vorausseilen, um zu erfahren, was inzwischen das Schicksal des Kindes Estelle's gewesen war.

EINUNDVIERZIGSTES KAPITEL. EINE WARTENDE BRAUT.

Kein Corps gemietheter Sänger ließ seine Chöre am Morgen ihres Geburtstages und dem bestimmten Vorabend ihrer Trauung um Etoile L'Orient ertönen. Aber die Morgenlieder der Tausende von Vögeln, welche die schöne Insel zu ihrer Heimath gewählt hatten, weckten das Mädchen wie gewöhnlich.

Das arglose Geschöpf sprang, ohne eine Ahnung von den furchtbaren, lieblosen, lebenslänglichen Fesseln, in welche es seine Seele zu schlagen im Begriff stand, aber

voll Entzücken bei der Erinnerung, daß es an diesem Tage die Insel mit der unbekannten Welt draußen vertauschen sollte, von seinem Lager, um die Sonne an diesem hochzeitlichen Morgen zu begrüßen.

Sie ging zuerst an das Fenster und öffnete die Läden, um hinaus zu schauen.

Es war ein schöner Morgen, ohne Wolken oder Nebel, oder einen Lufthauch. Fern im Osten, jenseits der stillen, grauen Wasserfläche, stieg die Sonne, wie ein König ohne Hof, in einsamer Großartigkeit auf, keine einzige Wolke begleitete sie, oder strahlte in ihrer Pracht wieder. Alles auf der Erde, im Meere und am Himmel verkündete einen stillen, schwülen, heißen Tag, auf den eine stürmische Nacht folgen sollte.

Jeder, der einsam in der Natur wohnt, versteht sich aus Gewohnheit auf das Wetter. Etoile, die junge Einsiedlerin der Insel, konnte die Zeichen am Himmel lesen, und stieß, als sie hinausblickte, einen leisen Seufzer aus.

»Die Atmosphäre ist schon am frühen Morgen leblos, kein Blatt rührt sich auf den Bäumen, kaum der leiseste Windhauch kräuselt das Wasser, selbst die Vögel haben schon ihr Singen eingestellt, und ich – ich kann kaum diese regungslose Luft einathmen! Aber ich will Moll über das Wetter fragen, sie versteht es am besten.«

Und das Mädchen ging an die Klingelschnur, und rief ihre Dienerin herbei.

Die alte Moll und die kleine Peggy erschienen.

»Was wird dies für ein Tag sein, Moll?

»O, Miß Etoile, er wird, wie gestern und vorgestern, und noch mehr so sein. Es ist wunderbar heiß und schwul, es regt sich kein Lufthauch, als ob die ganze Erde asthmatisch wäre. Der Himmel könnte einen kleinen Windstoß, oder sonst Etwas zur Erfrischung der Luft schicken. Wollen Sie nach der Bucht hinunter gehen?« fragte die Alte, während sie sich mit dem Zusammensuchen der Badekleidung ihrer jungen Gebieterin beschäftigte.

»Ja,« antwortete Etoile, »ich will natürlicher Weise hinunter gehen.«

Der alte Timon wartete stets bei dem einsamen Frühstück des jungen Mädchens auf. An diesem Morgen erschien er gerade, als seine junge Herrin Platz am Tische nahm.

»Was werden wir für Wetter haben, Timon?« fragte das Kind.

»Es wird in kurzer Zeit eine Veränderung geben, Herzchen,« antwortete das Orakel.

»Was für eine Veränderung, Timon?« fragte Etoile ein wenig ungeduldig.

»Eine Veränderung – weiter kann Nichts sagen,« antwortete der schwarze Gelehrte in immer geheimnißvollerem Tone.

»Glaubst Du, daß das Packetschiff heute früh hier ankommen wird?«

»Ja, Herzchen, das heißt, wenn es herkommen kann, was von Umständen abhängt, die nicht in unserer Macht stehen.«

Da sie fand, daß sie von Timon keine befriedigende Antwort erlangen konnte, so stand sie auf, begab sich in ihr Zimmer und versuchte sich ihrem gewöhnlichen Beschäftigungen hinzugeben. Umsonst! Sie konnte ihre Aufmerksamkeit nicht an das offene Buch vor sich fesseln. Sie versuchte es mit dem Malen, und dann mit der Musik, aber ohne besseren Erfolg. Endlich stand sie auf und ging an ihre Volière.

»Arme keine Gefangenen! Ihr gleicht mir so sehr, daß ich Euch keinen einzigen Augenblick vernachlässigen sollte,« sagte sie, rief ihre Dienerin Peggy zum Beistande herbei und öffnete sämtliche Fenster, um mehr Licht, wo nicht mehr Luft hereinzulassen. Und dann beschäftigte sie sich bis zum Mittag mit der Reinigung der Käfige und der Versorgung derselben mit Futter, Wasser und frischen, grünen Zweigen. Die Uhr schlug zwölf, während sie noch damit beschäftigt war.

»Mittag! und das Packetschiff noch nicht da! Bringe mir das Fernrohr, Peggy.«

Das Mädchen gehorchte. Etoile nahm das Instrument, ging auf den Balcon hinaus und überblickte die Chesapeake. Auf dem oberen Theile der Bay, in der Richtung, von woher sie das Packetschiff mit Mr. Luxmore erwartete, war kein Segel zu erblicken. Abwärts – weit unten, in der Mitte zwischen den beiden Vorgebirgen lag ein Schiff, das von der Windstille festgehalten zu sein schien.

Sie ließ das Fernrohr mit einem tiefen Seufzer sinken, legte es auf das Sopha und kehrte zu ihrer Beschäftigung bei dem Vogelhause zurück.

Beim Mittagessen sprach sie wieder mit Timon.

»Zwei Uhr, Timon, und das Packetschiff ist noch nicht da!«

»Wo kann es hier sein, Kind, ohne daß es Wind gäbe, der es forttreiben könnte?«

»O, ich wollte, der Wind erhöbe sich!«

»Still, Herzchen! Sie wissen nicht, was Sie fordern.«

»Aber ich bin dieses Ortes so überdrüssig!«

»Sie möchten uns alte Geschöpfe gar zu gern verlassen?«

»O nein! nein! nein! Nur auf kurze Zeit, ich kann die liebe Insel und Euch Alle, die darauf sind, nicht auf immer verlassen, denn ich liebe doch meine Insel und meine Leute mehr, wie alles andere Lebende. Aber ich möchte gern hinaus und die wunderbare Welt sehen. Und noch lieber, wie das, möchte ich die Freunde meiner lieben, verlorenen Mutter sehen, und von ihr Etwas hören. Denn Du weißt, es hat mir nie Jemand von ihr Etwas sagen können – ob sie gelebt hat, oder wo sie jemals gelebt hat oder ob sie todt ist, oder wo sie begraben sein mag. Du siehst daher, daß ich ganz im Dunkeln bin. Und Mr. Luxmore hat mir versprochen, mich sogleich nach unserer Trauung zu den Freunden meiner Mutter zu bringen. Das macht mich so sehnsüchtig nach der Reise. O, Himmel, wenn sich die Prise doch erheben wollte!«

Sie verließ den Tisch, rief Peggy, ihr das Fernrohr zu bringen, ging hinauf auf den Boden, und stieg dann die Leiter zu dem kleinen Balcon auf dem Dache zwischen den beiden mittelsten Oessen[Schornstein] hinauf. Sie

richtete das Instrument und schaute auf die Bay hinaus. Es ließ sich kein Segel sehen. Sie richtete das Glas die Bay hinab. Dort lag der Schooner zwischen den Vorgebirgen.

Während sie dessen schlaffe, weiße Segel beobachtete, sah sie den zerrissenen Rand einer tiefschwarzen Wolke über den Horizont aufsteigen. Im nämlichen Augenblicke schallte ein dumpfes Stöhnen über die See, und der erste Hauch der erwachenden Brise berührte wie ein prophetischer Seufzer der Natur ihre Stirn.

»Dem Himmel sei Dank, der Wind erhebt sich!« sagte sie.

Sie schob ihr Fernrohr, zusammen und ging hinab.

»Timon, der Wind erhebt sich! Das Packetschiff wird bald kommen,« sagte sie triumphirend zu dem Alten, den sie auf dem Balcon fand.

»Ja, Herzchen, aber der Wind kommt die Bay herauf, und gerade gegen jenes herunterkommende Packetschiff.«

»Ei, das ist wahr! Daran hatte ich nicht gedacht,« sagte Etoile mit einem Blicke der Enttäuschung und Verwundung.

»Aber verlieren Sie den Muth nicht, Herzchen! Wenn sich der Wind jetzt erhoben hat, so kann er sich wenden, und jeder Wind, der nicht zum Orkan wird, ist besser wie eine Windstille.«

Das Mädchen ging ruhelos und ungeduldig umher und sah zuerst zu einem Fenster und dann zu dem anderen hinaus. Endlich sagte sie:

»Bringe das Fernrohr her und komme mit an das Ufer hinunter. Ich will hinausschauen.«

Und sie nahm ihren Strohhut, setzte ihn auf und ging nach der äußersten südlichen Spitze der Insel.

Dies war der ödeste – oder vielmehr einzige öde Theil ihres Inselreiches. Bei geringem Wasserstande ließen mehrere Acker rauher Felsen, Sandbänke und Muscheln die mannigfaltigen Auswürfe der Wogen sehen. Hier wurden bei der Ebbe in den tiefen Tümpeln zwischen den Felsen Schellfische für die Inselneger in großer Menge gefangen. Jetzt stand das Wasser sehr niedrig und Etoile konnte leicht über die kleinen Pfützen springen, in welchen sie die Krabben und Fische umherplätschern sah.

»Gieb mir das Fernrohr. So, stelle Dich her und laß es mich auf Deine Schulter legen, guter Timon; und ich will sehen, was ich erforschen kann. Der Schooner ist näher gekommen. Seine Segel füllen sich mit Wind. Er kommt herauf,« sagte Etoile, nachdem sie ihn betrachtet hatte, dann senkte sie das Glas, übergab es wieder Timon und durchforschte den Horizont mit bloßen Augen. Einzelne tiefschwarze Fragmente einer zerrissenen Wolke zogen wie eine drohende Flotte vor dem Winde am Himmel herauf.

»Es wird einen Regenguß geben! Ich hoffe, er wird nicht gefährlich sein. Was meinst Du, Timon?«

»Ja, Herzchen, Sie können sich auf Alles gefaßt machen, wenn Sie sehen, wie der Teufel seinen Sack mit

schmutziger Wäsche so am Himmel ausschüttet,« antwortete Timon bedeutungsvoll.

Der Wind wurde heftiger, die Wolken flogen schneller vorüber, das Meer nahm eine dunklere Farbe an.

»Miß Etoile, ich glaube, wir werden besser thun, wenn wir wieder in das Haus gehen,« sagte der alte Neger unbehaglich.

»Das kann sein,« erwiderte Etoile, indem sie den Rückweg einschlug. »Aber Vater Timon, was fehlt den Vögeln?« fragte sie und lenkte seine Aufmerksamkeit auf die zahlreichen Züge kreischender Wasservögel, die rathlos zwischen dem düsteren Himmel und dem unruhigen Meere hin und her flogen, oder sich erschrocken im Schutze eines Dickichts auf der Insel niederließen. »Was ist den Vögeln zugestoßen, Vater Timon?«

»Sie wissen es – die stummen Geschöpfe wissen es,« vantwortete der Greis geheimnißvoll.«

»Was meinst Du, Vater Timon?«

»Ach! Kind, Sie sind noch sehr jung! Sie haben noch nie in Ihrem Leben einen solchen Sturm gesehen, wie wir ihn heute Nacht bekommen werden.«

»O, das hoffe ich nicht! Gütiger Himmel, das will ich nicht hoffen!« rief Etoile innig, faßte sich aber im folgenden Augenblick wieder und tröstete sich mit dem Gedanken, daß der alte Timon stets im besten Falle nur ein Schwätzer gewesen war.

Der Wind wehte jetzt so heftig, daß sie sich nur mit Mühe auf den Füßen erhalten und es vermeiden konnten, daß sie niedergeworfen wurden.

Als sie sich dem Hause näherten, sah sie die alte Moll und Peggy eilig die Läden der Fenster schließen.

Sie richtete die Augen auf die Umgebung des Gebäudes und sah, wie die alten Männer das erschrockene Vieh in die Ställe trieben, während die Weiber und Kinder auf das Haus zuliefen, das sie für einen sichereren Ort bei dem drohenden Sturme hielten.

Man sah Schaaren von Seevögeln sich auf der Insel niederlassen. Menschen und Thiere schienen von dem prophetischen Instinkt erfüllt zu sein, daß der herannahende Sturm ein ungewöhnlich heftiger sein werde.

Die alte Moll machte die Vorderthüre auf, um ihre junge Herrin einzulassen.

»Kommen Sie herein, Kind! Gott erbarme sich unserer! Kommen Sie aus Winde! Er ist stark, genug, daß er Sie wegwehen kann,« sagte sie, indem sie die Hand des jungen Mädchens ergriff und es durch die Thüre zog. Als sie dann die Menge Weiber und Kinder bemerkte, die jetzt noch durch die Ankunft der alten Männer, welche das Vieh eingestellt hatten, vermehrt wurden, riefen sie zornig:

»Wozu kommt Ihr schwarzen Neger alle hierher? Packt Euch! Ihr denkt, wenn Euch der Teufel heute Nacht holen will, so kann Euch Miß Etoile retten! Packt Euch!«

»O, laß die armen Seelen herein, wenn sie glauben, daß sie sich hier wohler befinden. Wir wollen Alle zusammen in dem großen Vorderzimmer bleiben, bis der Sturm vorüber ist,« sagte das gutmüthige Mädchen. Und

da ihr Wille Gesetz war, so kamen ihre sämtlichen Leute mit herein und fanden ein Obdach in dem geräumigen Zimmer gegenüber von der Wohnstube Etoile's, die einst der Staatssalon Monsieur Henri's gewesen war.

Die Neger drängten sich an die Wände.

»Sucht Euch Plätze – Ihr dürft nach Eurer langen Arbeit nicht stehen bleiben,« sagte die gütige junge Herrin.

Die alten Leute setzten sich in bescheidener Entfernung von ihrer kleinen Gebieterin nieder und nahmen die Kinder auf den Schooß. Die anderen setzten sich auf den Teppich.

Etoile rückte einen Stuhl an einen runden Tisch und setzte sich auf denselben.

Kaum hatten sie Platz genommen, so sprangen het einem heftigen Blitzstrahl, auf den ein furchtbarer Donner folgte, Alle auf.

»Gott erbarme sich unserer!« rief die alte Moll und bekreuzigte sich. »O! Miß Etoile, Herzchen, lassen Sie mich eine geweihte Kerze anbrennen.«

»Du mußt auf den Herrn bauen, Mutter Moll.«

»Ja, Kind, das thue ich auch, aber ich würde mich viel ruhiger fühlen, wenn eine geweihte Kerze brennte.«

»O, ja, Miß Etoile! Bitte Herzchen, lassen Sie das geweihte Licht anbrennen,« baten die anderen Neger.

Es nützte Nichts, mit furchtsamen Negern bei einem Sturme zu reiten.

»Zündet die Lichter an, wenn Ihr wollt,« sagte die kleine Herrin.

Moll eilte die Erlaubniß zu benutzen. Sie ging an den Kamin, wo in der Mitte des Simses ein Heiligenbild von Gips mit einem Wachslight in jeder Hand stand. Moll nahm eins von denselben, holte ein Zündhölzchen, brannte es an und wollte es eben dem Heiligen wieder in die Hand stecken, als plötzlich ein gewaltiger Blitzstrahl durch den Kamin fuhr, ihn zerschmetterte, Moll auf das Gesicht warf, das Licht löschte und sämmtliche in dem Zimmer Befindlichen auf einen Augenblick betäubte.

Auf den Schlag folgte Finsterniß und Schweigen.

Etoile, die in dem kurzen Augenblick, wo sie das electriche Fluidum fühlte, geglaubt hatte, daß sie getödtet sei, war die Erste, welche ihre Besinnung und Geistesgegenwart wiederfand. Die Fähigkeit zu reden und sich zu bewegen, kehrte langsam zurück. Aber ringsum war Alles finster und still. Sie lauschte.

Keine Bewegung – kein Athemzug – kein Laut, wie das Plätschern des Regens, war zu vernehmen.

»Vater im Himmel! Sind sie Alle getödtet?« rief sie. »Wer lebt? Ist Niemand da, der mir antworten kann?« fragte sie und wartete auf den Erfolg.

Keiner sprach.

Sie stand, noch immer in Folge des Schlages bebend, auf, tappte sich über die niedergestürzten Gestalten nach dem Kaminsims, suchte die Zündhölzer und brannte das noch übrige Licht an. Die Erleuchtung des Zimmers zeigte ihr die Gestalten der niedergestürzten Neger, die langsam wieder zu sich kamen und sich, Gebete und Ausrufe des Entsetzens murmelnd, aufrichteten.

Niemand war verletzt.

Etoile bückte sich und nahm das ausgelöschte Licht, zündete es an und gab es dem Heiligenbilde in die Hand.

»Ihr seht, daß Ihr nur auf Gott allein vertrauen müßt,« sagte ihre junge Herrin, »denn Ihr habt bemerkt, daß die alte Moll, obgleich sie das geweihte Licht in der Hand hielt, doch durch den Schlag wiedergeworfen und die Kerze verlöscht wurde.

»Der Herr verzeihe uns, Miß Etoile, Herz,« antwortete die Alte. »Die geweihte heilige Kerze hat uns Allen das Leben gerettet! Und wenn ich nicht die Kerze angezündet in der Hand gehabt hätte, als ich getroffen wurde, so würde ich hier als eine todte Frau am Boden liegen.«

Etoile machte die Augen über dieses seltsame, aber fast keine Antwort zulassende Raisonement weit auf, und noch ehe sie eine Erwiderung geben konnte, warf ein zweiter blendender Blitzstrahl, auf welchen ein entsetzlicher Donnerschlag und ein schallender Regenguß folgte, sämtliche Neger auf die Kniee.

Etoile wurde todtenbleich – nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen der Anderen.

»O, Gott sei uns gnädig! O, Gott, behüte die Schiffe zur See!« betete sie mit gefalteten Händen und nach oben gerichteten Augen.

»Und auch uns, Amen!« antworteten alle Gegenwärtigen.

Und jetzt ließ sich in den Pausen zwischen den schallenden, krachenden, betäubenden Donnerschlägen, den

klatschenden Regengüssen und den heulenden Windstößen ein anderer furchtbarer Laut vernehmen.

Er kam nicht, wie der Donner, der Regen und der Wind, abgebrochen und unerwartet. Er erschallte in bestimmten Zwischenräumen – regelmäßig, eintönig und sicher, wie das Schicksal.

Es war eine langsame Folge dumpfer, schwerer, furchtbarer Schläge, von denen jedesmal die feste Erde zu bebén und zu zucken schien.

Jeder Schlag kam näher, war lauter, und schwerer, wie der vorhergehende.

Die Neger hörten es in entsetztem Schweigen.

Unsere junge Heldin lauschte dem unbekannten Laute und blickte auf die furchterfüllten Gesichter ihrer Neger. Dann fragte sie mit erzwungener Ruhe:

»Was ist das für ein Lärm, Timon?«

»O, Miß Etoile, Herzchen, fragen Sie mich nicht! Sprechen Sie Ihr Gebet, Kind, und lassen Sie uns sterben, wie Christen.«

»O Gott! es ist das Meer! Das Meer steigt die Insel herauf!« rief Etoile, als ihr die furchtbare Wahrheit begreiflich wurde.

Dann folgte Jammern und Wehklagen und ein wildes Händeringen unter ihren Negern.

Etoile, die von Natur stark war und sich in Folge ihrer Erziehung zu beherrschen wußte, wurde nach ihrem ersten Ausrufe wieder gefaßt. Ihr scharfer Verstand begriff die Umstände sogleich.

Das Haus steht hoch, die Mauern sind von festen Steinen. Das Meer kann eindringen und die unteren Zimmer überschwemmen, wird aber wahrscheinlich nicht zu den oberen steigen und kann das Gebäude nicht hinwegreißen,« sagte sie in Geiste.

Aber inzwischen braus'te das tobende Wassr wie eine Belagerungsarmee einher. Die starken Mauern wurden bald von dem Andringen der Wellen erschüttert.

Die Neger heulten vor Entsetzen.

»Still und hört mich an!« rief die junge Heldin, indem sie aufstand und die Hand erhob, um ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Augenblicklich hörte das Klagen auf, und Alle blickten auf ihr schönes begeistertes Gesicht, als ob es das eines Engels gewesen wäre.

»Nach den Bodenkammern! Eilt Alle zu den Bodenkammern hinauf! Dort werdet Ihr ganz sicher sein.«

Aber ihre Geisteskräfte waren durch die Furcht so gelähmt und ihre Sinne so verwirrt durch das betäubende, chaotische Getöse des rollenden Donners, des heulenden Windes und der stürzenden Bäume, und vor allem durch das entsetzliche Gebrüll des Wassers, das sich an den schwankenden Mauern und knarrenden Thüren und Fenstern des Hauses brach, daß sie die Fähigkeit, sich zu bewegen, verloren zu haben schien.

Auf den Boden! Auf den Boden, wenn Euch Euer Leben lieb ist! Nehmt die Kinder und flieht!« rief Etoile, als eben eine große Welle donnernd die Mauern zerriß, die

Thüren und Fenster vor sich herschleuderte und brüllend in das Haus brach.

Sie hatten kaum Zeit, die Kinder zu ergreifen und durch die Hinterthüre nach der Treppe zu eilen, auf welcher sie vor den verfolgenden Wellen flohen.

Etoile, die zurückgeblieben war, um zu sehen, daß Niemand dablieb, hätte ohne ihre Gewandtheit im Schwimmen von dem schwarzen Gewühl der Wellen fortgerissen werden müssen, die bald das untere Stockwerk erfüllten. So erreichte sie die Treppe und stieg hinauf.

Drei Treppen brachten sie auf den Boden, wo sie ihre entsetzten Neger versammelt fand.

»Wir sind gerettet! Wir sind gerettet! Danket Gott und beruhigt Euch!« rief ihre Herrin, als sie zu ihnen kam.

»O, junge Missis, sind Sie gerettet?« fragte eine der alten Frauen.

»Ja, das Wasser ist nur bis zur fünften Stufe der ersten Treppe gestiegen – es ist ein Wunder, daß es so hoch steigen kann, und fast unmöglich, daß es noch höher steigen könnte. Faßt Euch nun. Dankt Gott, der das Meer in seiner flachen Hand hält, der zu den wilden Wäldern sagt: So weit und nicht weiter, und hier laß Deine stolzen Wogen halten! Der Sturm muß fast vorüber sein. Es ist ziemlich Mitternacht. Und die Mitternacht und der Mittag sind, wie der Sonnenaufgang und Sonnenuntergang Wendepunkte des Wetters.«

Aber ihre tröstenden Worte schienen durch Nichts bestätigt zu werden, denn auf diesem hohen, leeren,

blosgestellten Boden machte sich die Wuth des Sturmes furchtbar bemerklich. Die Blitze strahlten durch die vorhangslosen Glasfenster fortwährend mit blendendem Glanze. Ueber dem nahen Dache krachte der Donner in betäubendem Rollen. Der Wind tos'te um die spitzigen Giebel, riß die Schindeln los und warf sie rasselnd hinab. Und durch alle Spalten und Ritzen strömte der Regen, während von unten das Brausen des tosenden Wassers heraufdrang. Es war eine Nacht voll furchtbaren Grauens und Verwüstung, wie sie die ältesten Neger auf der Insel nie gesehen hatten.

Um ein Uhr, während der Sturm noch tos'te, schlich Etoile in der Finsterniß hinunter, um zu sehen, wie hoch das Wasser im Hause gestiegen sei. Sie ging zwei Treppen hinunter und blieb am Anfange der dritten stehen. Es war ganz finster. Sie bückte sich und lauschte und hörte die dumpfe Bewegung des Wassers innerhalb der Mauern, war aber nicht im, Stande, dem Klange nach zu urtheilen, wie nahe es ihren Füßen sein mochte.

»Gleichviel! Ich will mich an das Geländer festhalten und vorsichtig hinuntersteigen, und wenn meine Schuhe naß werden, so ist es jedenfalls Zeit genug zum Stehenbleiben,« sagte das heroische Mädchen und ging zu dem gefährlichen Unternehmen hinunter. Sie war zu der Wendung der Treppe gekommen und hatte ihre Füße noch nicht benetzt, als sie bei dem rothen Schimmer der brennenden Lichter in den Händen des Heiligenbildes auf dem Marmorkaminsims des großen Zimmers die dunklen Wasserfluthen unten sah. Seltsamer Weise erfüllte diese

stille, schwarze, eingeschlossene Wasserfläche an einem unbewohnten Orte ihre Seele mit größerer Furcht, wie die hohen Wellen der offenen See ihr hätten einflößen können, weil sich mit dieser Furcht ein Ekel und Abscheu vereinigte, die keinen Theil der Schrecknisse des großen Ocean's bilden konnten. Trotzdem ging sie fast bis an den Rand des dunklen Wassers hinab und bemerkte bei dem Scheine der Kerzen, daß es von der dritten Stufe verschwunden war und fortwährend abnahm. Nachdem sie sich hiervon überzeugt hatte, eilte sie wieder hinauf, um die Herzen ihrer Leute durch diese frohe Nachricht zu erfreuen.

»Das Meer tritt zurück. In Zeit von einer Stunde wird es das Haus verlassen haben! Jetzt wollen wir dem Herrn, der den Wogen Halt geboten hat, Dank sagen!« rief sie, als sie wieder zu den Leuten kam.

»O, das thun wir, Miß Etoile; aber hören Sie noch immer den Donner?« antwortete die alte Moll für die Neger.

Der Sturm hatte jedoch seinen Grimm ausgetobt. Der Wind legte sich und die Wogen wichen zurück, das Flammen des Blitzes nahm ab, die Donnerschläge rollten leiser und in größerer Ferne. Der Regen fiel schwächer.

Nach zwei Uhr fingen die Wolken an, sich zu theilen und zu zerstreuen.

Um drei Uhr blickte der nämliche stille Mond, der auf die wachende Estelle in ihrer kleinen Wohnung in der fernen Stadt geschienen hatte, jetzt durch das Bodenfenster auf deren schönes Kind, Etoile, in der Mitte ihrer schwarzen Dienerinnen herein.

Sobald das Donnern und Blitzen aufgehört hatte, war einer der Neger nach dem anderen am Boden eingeschlafen.

Aber Etoile konnte keine Ruhe finden. Die Neuheit und das Aufregende ihrer Lage, die Spannung und Ungewißheit in Bezug auf das Schicksal des Schiffes vereinigte sich, um den Schlaf von ihren Augenlidern zu verbannen.

Gegen Morgen ging sie an eines der vorderen Fenster, machte es auf und schaute hinaus.

Es war jetzt fast so hell wie am Tage. Der volle Mond stand mitten am Himmel. Die erste leise Morgendämmerung erhellte den Osten, einige zerrissene schwarze Wolken schwebten am Horizonte und dienten nur dazu, den grauen Himmel durch den Gegensatz noch heller erscheinen zu lassen. Die See war von der Mitte der Insel zurückgewichen, to'ste und kochte aber noch immer auf zwei Drittheilen der unteren Gegend, die Wellen warfen zahlreiche Stücke zerbrochener Balken und Breter umher. Anfangs glaubte Etoile natürlicher Weise, daß dies Theile der Hütten der Insel seien, welche die Fluth mit fortgerissen hätte.

Aber als sie im folgenden Moment die Augen erhob und auf die See hinausblickte, sah sie ein entsetzliches Schauspiel.

Es war der kahle Rumpf eines Schiffes, das ohne Masten und Raaen als ein Spielwerk der tobenden See hin und her geworfen wurde.

Und während ihre Augen noch wie bezaubert auf dem furchtbaren Schauspiel ruheten, zitterte das Wrack in allen Fugen, schwankte und sank unter und die Wellen schlossen sich über der Stelle, wo es verschwunden war.

Etoile stürzte mit einem lauten Schrei zu Boden.

Weder ihr Schrei noch ihr Fall weckten einen von den stumpfsinnigen Negern, die im tiefen Schläfe der Erschöpfung da lagen.

Das arme Mädchen lag nicht lange ohnmächtig da, denn als es seine Besinnung wieder fand, war es früh am Morgen. Anfangs war sie betäubt, verwirrt, das Bewußtsein von etwas Schmerzlichem lastete dumpf und schwer auf ihrem Herzen und sie bemühte sich vergeblich, sich zu besinnen. Dann erwachte plötzlich in ihrem Geiste die deutliche Erinnerung an die Sturmnacht und das Schiff, das vor ihren Augen untergegangen war.

Sie eilte, die Neger zu wecken.

»Wacht auf! Wacht auf! auf! auf! Es ist ein Schiff an unserer Insel gestrandet! Ich habe es vor meinen Augen untergehen sehen!« rief sie, indem sie einen nach dem anderen schüttelte.

Nach wenigen Minuten waren Alle auf den Füßen und fragten hastig, was geschehen sei.

Aber Etoile eilte an das Fenster und blickte hinaus, die Sonne ging eben auf.

ZWEIUNDVIERZIGSTES KAPITEL. WAS ETOILE VOM MEERE
ERHIELT.

Die Sonne ging über einem Schauspiel wilder Verwüstung auf. Die grüne blühende Insel war verödet. Die Fluth hatte die Rosengeländer, die Zäune, die Lauben und selbst die Hütten der Neger mit fortgerissen. Gruppen alter Waldbäume waren herausgerissen oder umgebrochen worden. Die jungen Obstpflanzungen waren entwurzelt und mit fortgeführt, die aufwachsende Ernte vernichtet. Das Meer, das von der Insel zurückgezogen hatte, braus'te, kochte und schlug wahnsinnig an das Ufer. Ein wilder, düsterer chaotischer Himmel wölbte sich über dem Schauspiel. Schwarze zerrissene Wolken, die aussahen, als ob sie durch einen wilden Zusammenstoß der Elemente zerschmettert worden seien, hingen noch immer am Horizonte. Der abnehmende Wind und die Wogen ächzten noch immer von Zeit zu Zeit.

»Unser Haus ist verwüstet,« sagte die alte Moll mit den feierlichen Worten der heiligen Schrift, als sie auf dieses Schauspiel hinausblickte.

»Aber darüber bekümmere ich mich doch nicht, denn ein paar Monate fleißiger Arbeit und ein neuer Frühling werden den ganzen auf der Insel geschehenen Schaden wieder gut machen, sondern um die verlorenen Leben! O Freunde, um die Leben, welche auf dem glücklichen Schiffe und auf wie vielen anderen verloren gegangen sind, die vielleicht der Sturm der vergangenen Nacht vernichtet hat,« sagte Etoile traurig.

»Unsere Hütten sind alle fortgerissen,« murmelte eine Alte trostlos.

»Eure Hütten sollen wieder aufgebaut und eingerichtet werden. Ihr sollt Ersatz für alle Eure Verluste erhalten. Aber ach, die Umgekommenen! – wer soll ihr ›Haus des Lebens‹ wieder aufbauen?« setzte sie betrübt hinzu; dann antwortete sie feierlich auf ihre Frage: »der Herr des Lebens selbst! Er wird ihr Haus des Lebens wieder aufbauen! Er wird ihnen Wohnungen im Himmel geben.«

Dann rief sie nach einer kurzen Pause plötzlich:

»Freunde, laßt uns hinabgehen und das Schlimmste erforschen.«

Und sie ging voran und die die andern folgten Alle.

Sie fanden das dritte und zweite Stockwerk des Hauses unverletzt, aber das Erdgeschoß, das von den Fluthen durchwühlt worden war, zeigte sich vollständig durchnäßt und mit einer dicken Lage Sand bedeckt. Die Wasserspuren an den Wänden bewiesen, daß die See in den Zimmern vier Fuß hoch gestanden hatte. Alle leichteren Möbel, Stühle und Schemel waren fortgerissen worden. Andere Gegenstände zeigten sich unverletzt.

Sie öffnete schnell sämmtliche Thüren und Fenster, um die trocknende Luft hindurchziehen zu lassen, und verließ dann das Haus.

Die See war so schnell gekommen und wieder zurückgewichen, daß sie den Boden nicht viele Zoll tief durchnäßt hatte, und sie konnten, wenn auch nicht trockenen Fußes, doch ohne zu waten, bis zu der wüsten Stelle am Ufer hinunter gehen.

Hier zeigte sich ein wildes Schauspiel! Die höheren Stellen waren mit Fragmenten des Wracks, zerbrochenen Spieren, Planken, Fässern, Körben u. s. w. bedeckt. Weiter unten brach sich das Meer noch immer wild am Ufer. Während Etoile sich vorsichtig einen Weg bis zu den zahlreichen Ueberbleibseln des Wracks bahnte und über die schaumbedeckten Tümpel, von einem Felsstück zum anderen sprang, blieb sie plötzlich stehen und stieß einen Schrei aus.

Zu ihren Füßen lag zwischen zerbrochenen Kisten, bodenlosen Fässern und verwirrten Tauen von Seegewächsen umschlungen und halb im Sande begraben der Körper eines jungen Mannes.

Etoile knieete augenblicklich neben ihm nieder, strich den Sand und die Seepflanzen von seinem Gesicht und Körper und forschte eifrig nach einer Spur des Lebens.

»O, komm, Moll! Komm, Timon! Kommt Alle und sagt mir, ist er todt? Ist er todt?«

Sie reinigte mit einer Theilnahme, als ob der Fremde ein naher Freund oder Verwandter gewesen sei, sein Gesicht, band sein Halstuch auf und versuchte seinen Kopf zu erheben.

Aber in diesem Augenblicke verzerrte ein schmerzhaftes Zucken sein Gesicht und ein bebendes Aechzen drang über seine Lippen.

»O! Er lebt – der arme Jüngling lebt,« rief sie, indem sie aufstand, den alten Negern zu, welche ihre langsamen Schritte jetzt nach dem Orte gebracht hatte.

»Peggy, laufe mit Chloe hinauf und bringe ein leichtes Sopha und lege zwei weiche Steppdecken darauf. Darauf muß er gesetzt und nach dem Hause gebracht werden. Timon! sobald sich das Meer hinlänglich zurückzieht, mußt Du den Kutter nehmen und nach Eastville hinüberfahren, um Doctor Cramton hierher holen fürchte, er ist schwer, verletzt. O, Beeilt Euch! Es ist furchtbar für einen verwundeten Menschen, wenn er hier, auf diesen rauhen Felsen liegen muß!« rief sie, gab aber nun ihre Befehle mit einer Klarheit und Schnelligkeit, die eines älteren Kopfes würdig gewesen wären.

Die jungen Negerinnen kehrten schnell mit dem Sopha und den weichen Decken zurück, die zusammengefaltet und darauf gelegt waren.

»Jetzt hebt ihn vorsichtig auf. Timon, hilf ihnen. Leise – erschüttert ihn nicht, Ach, er seufzt! Du drückst seine Schulter, Timon! Nimm Dich in Acht. Jetzt legt ihn sanft auf das Sopha – so – so –« sagte sie und beschäftigte sich mit mitleidiger Theilnahme um den Verwundeten, während die Menge der Neger stumpfsinnig zusahen oder ihr nur auf ihren Befehl halfen. Die armen Geschöpfe hatten sich wirklich von den Schrecknissen des Sturmes noch nicht erholt.

»Nun, Peggy und Chloe, nehmt Ihr den Kopf, und Anne und Jane tretet an das Fußende und geht langsam nach dem Hause. Nehmt Euch in Acht! Stolpert nicht! Die geringste stoßende Bewegung muß einem Verwundeten sehr schmerzlich sein. Moll, eile mit Patty nach dem Hause und richtet die Kammer Eures alten Hern und sein

Bett für diesen Jüngling ein,« sagte Etoile voll Sorgfalt für das menschliche Strandgut, das so in ihre Hände gefallen war.

Sie fand in jeder Beziehung schnellen Gehorsam. Und während dies alten Neger am Ufer blieben und mit dem Instinkt geborener Strander nach Beute unter den Trümmern suchten, eilten die Frauen mit größerer Gutmüthigkeit hinauf, um für die Behaglichkeit dieses von dem Schiffbruch übriggebliebenen Menschen Sorge zu tragen. Die jungen Mädchen trugen ihre Bürde vorsichtig weiter und Etoile ging, das bleiche, eingefallene, aber schöne Gesicht des Leidenden ängstlich beobachtend, neben dem Sopha her.

Er wurde sehr sorgsam in das Haus und in das Zimmer des verstorbenen Monsieur Henri getragen.

Dann entkleideten ihn die beiden Alten sehr sanft, legten ihn auf das Bette und gaben ihm eine leichte, weiche weiße Decke. Als dies geschehen war, riefen sie ihre junge Herrin, die mit einer kleinen Krystallflasche voll Rum und einem Gläschen herein kam.

»Ich habe in einem medicinischen Buche nachgesehen. Dort steht, daß man etwas Geistiges geben müsse. Hebe sanft seinen Kopf in die Höhe, Moll, während ich ihm ein paar Löffel voll in den Mund flöße,« sagte sie, während sie auf das Bette zukam.

Die Frau gehorchte, aber die Lippen oder vielmehr die Zähne des Kranken waren so fest geschlossen, daß sie keinen Tropfen hindurchbringen konnte.

»Moll, ich werde ihm zur Ader lassen müssen,« sagte sie fast unter Thränen.

»Zur Ader lassen! Sie, Miß Etoile? Sie wollten so etwas thun?« rief die alte Moll entsetzt.

»Ja; das Buch sagt, in einem solchen Falle wie diesem, müsse es geschehen. Es ist außer mir Niemand hier, der es thun könnte. Ich weiß wie es gemacht wird, denn ich habe es meinem lieben Onkel oft im Falle der Noth thun sehen. O, ich fühle, daß es furchtbar ist. Das Blut erstarrt mir, wenn ich daran denke, aber Du weißt, daß ich eher Muth fassen muß, um die Lanzette zu gebrauchen, wie daß ich ein Mitgeschöpf sterben sehe.«

Und die junge Heldin machte ohne weitere Umstände Bandagen und eine Schüssel zurecht, wählte aus dem Besteck ihres verstorbenen Onkels eine gute Lanzette, nahm dann, nachdem sie den Arm bis an die Schulter entblößt und ein Tuch über dem Ellnbogen fest darum gebunden hatte, bis die Ader hervor trat, die Klinge zwischen dem Zeigefinger und Daumen und schickte sich mit fester Hand an, den Einschnitt zu machen. Allerdings war ihr liebliches junges Gesicht marmorbleich und sie hielt die Lippen fest zusammengedrückt, während sie den dicken, purpurnen Strom des Lebens langsam über den weißen Arm herabrieseln sah. Aber ihr Muth wurde belohnt, als sie die Starrheit der Gestalt und des Gesichtes nachlassen und seine Brust sich in langen, tiefen, sanften Zügen heben sah.

»Dem Himmel sei Dank! O, dem Himmel sei Dank!« sagte sie, als sie den leichten Verband lös'te, um den Lebensstrom zurückfließen zu lassen, und den Arm sorgfältig verband.

»Ich danke Ihnen, schöne Dame,« hörte sie eine matte Stimme murmeln, und als sie aufblickte, während sie den Arm wieder hinlegte, sah sie die dunklen Augen des Kranken geöffnet und mit einem Ausdrucke auf sich gerichtet, in welchem sich Erstaunen und Dankbarkeit vereinigten.

Sie winkte ihrer alten Dienerin, die blutigen Zeichen ihres Werkes hinwegzuschaffen, bückte sich dann nieder und fragte sanft:

»Sind Sie schwer verletzt?«

»Ich glaube nicht, junge Dame.«

»Versuchen Sie, tief zu athmen, – so – schmerzt Sie, wenn Sie so athmen?«

»Nicht im Geringsten, meine freundliche Pflegerin.«

»Das beweist also, daß Sie keine innere Verletzung erlitten haben.«

»Ja, dem Himmel sei Dank, ich habe keine innere Verletzung erlitten.«

»Jetzt bewegen Sie Ihre Füße. Können Sie diese ungehindert und ohne Schmerzen bewegen?«

»Ja, junge Dame.«

»Dann ist es gewiß, daß sie weder gebrochen noch verrenkt sind.«

»Ja, dem Himmel sei auch hierfür Dank,« sagte der Patient lächelnd.

»Verzeihen Sie, wenn ich zudringlich erscheine, aber ich bin der einzige Arzt, der jetzt eben in der Nähe ist. Sie werden daher um Ihrer selbst willen die Güte haben, mich nicht zu verspotten, wenn ich Sie ausfrage,« sagte das junge Mädchen in der milden Majestät, die sie zuweilen annehmen konnte.

»Ich bin Ihnen für Ihr Mitleid sehr dankbar, mein schöner Arzt. Ich bin über mein Verdienst glücklich gewesen, als ich in Ihre Hände fiel. Hat mein Lächeln Sie verletzt? Ach, junge Dame! Es war das Lächeln eines Menschen, der seine volle Besinnung noch nicht wieder hat! Wenn Sie wüßten, wie wenig Veranlassung ich zum Lächeln habe, so würden Sie mich eher bemitleiden, als mich verurtheilen.«

»Sie verurtheilen! Ich bemitleide Sie aus tiefstem Herzen; aber denken Sie an sich selbst und an die Genesung. Sie haben Angehörige, die Sie lieben und um deretwillen Sie sich bemühen müssen, bald wieder zu genesen. Nun, bewegen Sie gefälligst Ihre Arme.«

Der Patient gehorchte, stöhnte aber bei dem Versuche tief.

»Einer Ihrer Arme ist verletzt.«

»Ich glaube, er ist am Ellnbogen gebrochen.«

»O!«

Dies war ein plötzliches Anhalten des Athmens so voll tiefen mitfühlenden Schmerzes, daß der Leidende in das bleiche Gesicht seiner jungen Pflegerin blickte und sich wunderte, daß dieses gefühlvolle Wesen das nämliche Mädchen sein könne, das zehn Minuten vorher das sanfte

Herz gestählt hatte, um die Lanzette anwenden zu können.

Aber während er sich noch hierüber wunderte, war sie aus dem Zimmer verschwunden.

Sie kehrte in Zeit von zwei Minuten mit Moll zurück, die einen Eimer und zwei Servietten brachte.

»Mein Name ist Willful Brande, Fräulein, Midshipman im Dienste der Vereinigten Staaten,« sagte der junge Mann, welcher glaubte, daß die Zeit gekommen sei, wo die Höflichkeit forderte, daß er sich nannte.

»O! Sie sind der Brande von der Landspitze und ich finde wirklich eine Aehnlichkeit mit Miß Barbara Brande,« sagte Etoile lächelnd.

»Sie ist meine einzige Schwester.«

»Ich habe sie nur einmal gesehen, aber sie gefiel mir sehr; es freut mich um ihretwillen, daß ich ihrem Bruder nützlich sein kann,« sagte das junge Mädchen.

»Und nicht um seiner selbst willen?« schwebte dem jungen Manne auf den Lippen, aber die Achtung und der Zartsinn veranlaßten ihn, die Frage zu unterdrücken.

»Ich danke Ihnen sowohl von Seiten meiner Schwester, wie von meiner eigenen, jungen Dame,« antwortete er.

»*Mein Name ist Etoile L'Orient,*« antwortete das Mädchen, das, ohne zu wissen, warum, vor dem beredten Blicke der Dankbarkeit erröthete, den er auf ihr Gesicht richtete.

»Ich werde diesen Namen in meinen Gebeten nie vergessen, schöne Dame,« sagte der Jüngling.

Und nachdem sie jetzt mit leichtbebenden Fingern den letzten Verband um den verwundeten Arm befestigt hatte, befahl sie Moll, ihren Platz am Krankenbette einzunehmen und ging fort, um mit eigenen Händen ein schmackhaftes Mahl für den Kranken zu bereiten.

Es war Mittag, ehe sich das Meer hinlänglich beruhigt hatte, daß es rathsam erschien, ein Boot nach dem Festlande zu schicken. Und so wurde es Nacht, ehe der alte Doctor Cramton ankam. Er wurde sofort in das Zimmer des Kranken geführt. Die Verletzung Willful's war ein einfacher Bruch und der Arm wurde leicht eingerichtet. Der alte Arzt Lobte die Geschicklichkeit der jungen Pflegerin, befahl ihr aber, jetzt für sich selbst Sorge zu tragen.

Da es sehr spät war, so blieb der Doctor über Nacht und bis zum Frühstück am folgenden Morgen. Während das Boot in Bereitschaft gesetzt wurde, um ihn nach dem Festlande zu bringen, machte er seinem Patienten in Begleitung seiner jungen Wirthin einen letzten Besuch, fand ihn ohne Fiebersymptome und in einem sehr guten Zustande.

Und jetzt erzählte Willful Brande, während der Arzt auf der einen Seite des Bettes und die junge Herrin vom Hause auf der anderen saß, die Geschichte seines Schiffbruches.

Er theilte seinen Zuhörern mit, daß er gem in der Kriegsloop Yorktown, welche jetzt auf dem Werft von

Norfolk lag, aus dem mittelländischen Meere zurückgekehrt sei, sein Schiff verlassen und sich auf dem Schooner Nautilus, der von Norfolk nach Baltimore ging, eingeschifft habe, wohin er sich begab, um zu seiner Schwester zu reisen, die von Newyork absegeln wollte, um ihn dort zu einer bestimmten Zeit zu treffen, daß aber bei dem Sturme der vergangenen Nacht das unglückliche Schiff, wie sie wußten, gestrandet sei.

»Ist außer Ihnen Niemand gerettet worden?« fragte Etoile traurig.

»Ich halte es für wahrscheinlich, daß Alle gerettet worden sind, junge Dame. Ich will es Ihnen erzählen. Sobald es sich zeigte, daß das Schiff untergehen mußte, und man sah, daß das Wasser schneller in den Raum drang, wie zwei Männer an den Pumpen es herausbringen konnten, stürzte sich die Mannschaft in die Boote. Der Capitain, der Maat und ich blieben bis zuletzt auf dem Wrack. Als wir die Anderen in Sicherheit sahen, schickten wir uns an, ihnen zu folgen. Aber die Boote waren bereits voll, und als Diejenigen, welche sich darin befanden, sahen, daß wir einsteigen wollten, erhob sich unter ihnen die Frage, ob sie die weitere Last tragen könnten. Sie entschieden, daß sie es nicht wagen dürften. Und so kappten sie die Taue und verließen uns. Sie können sich denken, daß wir uns nicht gern so dem Tode überlassen sehen wollten. Wir warfen augenblicklich die Röcke ab und stürzten uns in das Meer, um zu den Booten zu schwimmen – es schien unsere einzige Hoffnung zu sein. Der Capitain und der Maat erreichten sie

wohlbehalten. Ich muß von einem Stück des Wrack's getroffen und betäubt worden sein, denn ich erinnere mich seit dem Augenblicke, wo ich untertauchte, bis dahin, wo ich mich auf Ihrer gastfreundlichen Insel fand, auf welche mich vermuthlich eine freundliche Woge sofort nach meinem Falle geworfen hatte, an Nichts weiter.«

»Ach, es war gemein von der Mannschaft und den Passagieren, daß sie Sie und die wackeren Officiere verließen. Es freut mich jedoch trotzdem sehr, zu hören, daß der Schiffbruch nicht so unheilvoll gewesen ist, wie ich gefürchtet hatte,« antwortete Etoile mit einem Seufzer der Befriedigung.

Jetzt wurde gemeldet, daß das Boot in Bereitschaft sei und der Arzt stand auf, um sich zu entfernen. Er erklärte, daß sich sein Patient sehr wohl befinde, ließ einige einfache Anweisungen zu seiner Behandlung zurück, versprach am folgenden Tage wieder zu kommen, und ging fort.

Willful erhielt den Befehl, noch vierundzwanzig Stunden im Bette liegen zu bleiben, leichte Nahrung und kühlende Getränke zu genießen, durfte aber lesen oder sich zum Zeitvertreib unterhalten.

Da jetzt feststand, daß der Patient nicht mehr in Todesgefahr schwebte, so befahl Etoile Moll und Timon, ihn zu bedienen, während sie sich mit instinktmäßigem Zartgefühl aus dem Krankenzimmer entfernte und es nur zu bestimmten Zeiten besuchte. Aber obgleich sie entfernt war, beschäftigte sie sich fleißig mit dem Kranken und sorgte für alle seine Bedürfnisse.

DREIUNDVIERZIGSTES KAPITEL. LIEBE.

Das Haus wurde wieder in seinen gewohnten Zustand gebracht, und die Insel so gut wie möglich von den Spuren der Verheerung gereinigt, so daß die Besetzung der jungen Erbin im Ganzen wieder ordentlich und freundlich wurde. Sie kehrte zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurück, oder verkürzte sich die Zeit durch die Sorge für ihren invaliden Gast. Und voll Hoffnung im Gemisch mit Furcht erwartete sie stündlich die Ankunft des Packetschiffes, welches ihren Vormund bringen sollte.

Willful Brande, der auf seinem Krankenlager seine schöne kleine Wirthin im Zimmer vermißte, überließ sich der Verwunderung und seinem Sinnen. Seine Lage erschien ihm wie die eines Menschen in einem Traume, oder in einem Feenmärchen, der auf eine reizende Insel geworfen und von einem lieblichen Mädchen gepflegt wird, das dessen einzige Bewohnerin und, trotz seiner Jugend, Herrscherin alles dessen war, was sie erblickte.

Er hatte allerdings von der Insel L'Orient und dem guten alten Manne, der dieselbe beherrschte, gehört, obgleich ihm diese Geschichte jetzt nur als eine Erinnerung seiner Kindheit in das Gedächtniß, zurückkehrte. Aber wer war dieses herrliche Mädchen, das deren Königin zu sein schien? Sie kannte die Landspitze und hatte seine Schwester gesehen! Endlich besann sich Willful. Sie mußte das Kind sein, von welchem er Barbara einmal hatte sprechen hören, und die jetzt zur Jungfrau aufgewachsen war. Aber wie ging es zu, daß sie sich

allein befand? Hatte sie weder Eltern, oder einen Vormund, oder hatte ihr Vormund seinen Posten verlassen? Was hatte diese außerordentliche Lage zu bedeuten? So viel Willful über diese Frage auch nachsinnen mochte, stand doch eins fest, nämlich, daß das liebliche, schöne, junge Gesicht, welches wie das eines Engels auf sein Schmerzenslager herabgestrahlt, das Fieber und die Sorgen verscheucht hatte, in seinem jugendlichen Herzen einen Eindruck zurückgelassen habe, der nie wieder verwischt werden konnte.

»Mein Leben ist gerettet, aber ich habe meinen Frieden verloren,« sagte der arme Jüngling, während er sich unruhig auf seinem Lager hin und her warf. »Ja, das Leben ist gerettet, aber der Friede ist verloren, denn die seltene Schönheit dieser jungen Königin ist, gleichviel, wer sie sein mag, nicht für Willful Brande, den armen Midshipman. Ich muß aufstehen und das Gebiet dieser jungfräulichen Dido verlassen.«

Das Aufstehen war wohl möglich, aber das Fortgehen nach seinem Belieben etwas ganz Anderes. Es erschienen nicht alle Tage Schiffe auf den Befehl Desjenigen, der die Insel zu verlassen wünschte.

Während sich Willful allein in seinem Zimmer wunderte, nachsann und Pläne entwarf, beschäftigte sich die junge Herrin unten gastfreundlich mit der Sorge für ihn. Sie ließ ihr eigenes reizendes Boudoir in festliche Ordnung bringen, alle Vasen mit frischen Blumen versehen, die nach dem Garten gehenden Fenster öffnen, die Thüre zwischen dem Boudoir und dem Gewächshause zur

Rechten, und der Volière zur Linken aufmachen, so daß der Gesang der Vögel und der Duft der Blumen hindurchgetragen wurde, und schließlich einen weichen Stuhl neben einen Tisch setzen, auf welchem eine Vase mit kostbaren Treibhauspflanzen stand, und eine Auswahl anziehender Bücher lag. Sie saß auf dem freundlichen Fensterplatze mit dem Stickrahmen in der Hand, und in ihrer Nähe ihre Dienerinnen Moll und Peggy, als Willful Brande eines Morgens, noch sehr bleich und mit dem Arme in der Binde, von dem alten Timon hereingeführt wurde.

Etoile stand sogleich auf, reichte ihm die Hand zum Gruße und bat ihn, sich auf einen Stuhl am Tische zu setzen.

Timon brachte ihm sogleich ein Glas Wein, das ihm seine junge Wirthin, als Stellvertreterin des Arztes, zu trinken befahl.

Willful fühlte sich ebenso geschmeichelt wie verwirrt durch diese freundliche Aufmerksamkeit, welche die zartsinnige, junge Inselbewohnerin jedoch jedem anderen ehrenwerthen Kranken mit ebenso viel Freude erwiesen haben würde, wie diesem schönen, Jünglinge.

Als er ihr gehorcht und den Wein getrunken hatte, nahm Etoile ihren Platz am Fenster wieder ein, ihre beiden Dienerinnen Moll und Peggy saßen mit Stricken beschäftigt in ihrer Nähe, und der alte Timon wartete draußen auf dem Saale. Die Lage und die Verhältnisse dieses jungen Wesens erschienen Willful Brande immer mehr voller Aehnlichkeit mit dem Staate einer Prinzessin –

selbst in der würdevollen Unbefangenheit und Fassung, womit sie die Wirthin ihres Hauses spielte.

Eine Stunde verfloß unter angenehmen Gesprächen, während deren Willful Brande zufällig erfuhr, daß die junge Erbin einen Vormund habe, der jetzt auf kurze Zeit abwesend wäre. Aber er erfuhr weder den Namen dieses Vormundes, noch die Veranlassung seiner Reise, oder Etwas von seiner beabsichtigten Verheirathung mit seiner Mündel.

Willful Brande fühlte, daß sein Herz, je mehr er von der schönen Etoile sah, um desto unwiderruflicher gefesselt wurde, und daß, je länger er an ihrer Seite blieb, die Anstrengung, durch welche er sich von ihr würde wegreißen müssen, um so gewaltiger sein würde. Er wendete sich daher lächelnd an seine junge Wirthin und fragte ehrerbietig, welche Mittel es gäbe, sich von der Insel nach dem nächsten Hafen zu begeben.

»Wir haben weiter Nichts, wie Segelboote, die unsere Aufträge zwischen der Insel und dem Festlande hin und her schaffen. Diejenigen, welche weiter zu reisen wünschen, müssen ein vorüberfahrendes Schiff auffordern, sie mitzunehmen,« antwortete das junge Mädchen.

»Aber kommen die Packetschiffe oft vorbei?«

»Nein, Sir, nicht sehr oft in solcher Entfernung, daß man sie anrufen kann – nicht öfter, wie einmal die Woche.«

Der Blick der Enttäuschung Willful's weckte das Mitgefühl des Mädchens.

»Ich bedauere es recht sehr, Mr. Brande,« sagte sie, »daß Sie gegen Ihren Wunsch hier zurückgehalten werden, aber wir wollen alles Mögliche thun, um Ihren Aufenthalt bei uns so wenig langweilig für Sie zu machen, wie es die Umstände erlauben. Das Haus und die Dienerschaft stehen Ihnen ganz zu Diensten, ebenso die Pferde und die Boote, wenn Sie dieselben gebrauchen können. Da sind Bücher und Musikinstrumente – bitte, betrachten Sie dieselben als Ihr Eigenthum.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Güte, junge Dame, aber – aber ich sollte abreisen,« antwortete Willful mit einem tiefen Seufzer, den sie für ein Zeichen des Bedauerns über sein gezwungenes Dableiben hielt. Da sie dies glaubte, so antwortete sie:

»Ich weiß, wie langweilig natürlicher Weise für Jemand, der an die Welt gewöhnt ist, das Leben auf dieser einsamen Insel sein muß!«

»Langweilig! Gütiger Himmel! Ja, es ist so langweilig, wie wenn man einen köstlichen Trank, von dem man weiß, daß er einem schließlich den Verstand rauben muß, tropfenweise einschlürft,« dachte Wilfull bitter.

Aber sie sah ihn mit den hellen, blauen Augen mitleidig an und setzte hinzu, da sie bemerkte, daß er noch immer betrübt aussah:

»Sie werden nicht lange in dieser Einsamkeit leiden müssen. Ich erwarte alle Tage, ja, jede Stunde das Schiff meines Vormundes; er wird Freunde mitbringen, und dann werden Sie Gesellschaft und Fröhlichkeit haben,

welche dazu beitragen werden, den Ort für Sie freundlicher zu machen, bis die Rückkehr des Packetschiffes Sie in den Stand setzt, zu den Ihrigen zu reisen.

»Sie sind im höchsten Grade ebenso freundlich, wie schön, junge Dame, und es ist nicht sowohl mein Verlangen, fortzukommen, wie die Nothwendigkeit, abzureisen, was mich beunruhigt.«

»Ist die Nothwendigkeit so groß?«

»Ja!« rief Willful mit tiefer, aufgeregter Stimme, so daß es sie veranlaßte, erstaunt zu ihm aufzublicken, wobei sie seine Augen mit dem Ausdruck warmer Bewunderung auf sich gerichtet fand. Aber Willful schlug mit der Miene eines ertappten Verbrechers schnell die Augen nieder und erröthete bis an die Schläfe.

Etoile bemitleidete ihn, ohne die Ursache seiner Unruhe zu begreifen, und beschäftigte sich noch eifriger mit der freundlichen Aufgabe, ihren Gast zu unterhalten.

»Lieben Sie die Musik, Mr. Brande?«

»Außerordentlich, wenn man sagen kann, daß man etwas Gutes außerordentlich liebt.«

»Welches Instrument ziehen Sie vor? Sehen Sie sich um. Es giebt ein Pianoforte, eine Harfe, eine Guitarre und eine Laute. Wählen Sie.«

»Ich liebe das von Gott geschaffene Instrument, ›die göttliche Menschenstimme«, sagte Willful bedeutungsvoll.

»Dann ist die Guitarre die beste Begleitung dazu,« antwortete sie, nahm das Instrument aus den schnellen Händen ihrer jungen Dienerin, die sich beeilte, es ihr darzubieten, stimmte es und fing an – kein einfältiges Liebeslied, wie sie neun Zehntel der musikalischen Literatur bilden – sondern einen schönen, damals eben erst erschienenen Gesang von Samuel Lover, »meine theuere Mutter«. Etoile sang mit einem Selbstvergessen, einer Wärme und einem Pathos, die selten ihres Gleichen finden konnten. Als die letzten Worte vor den Ohren verhallten, und die Töne der Stimme der Singenden verstummten, trocknete Willful eine Thräne in seinem Auge und sagte:

»Es ist ein schönes Lied.«

»Nein – ich weiß nicht, ob es schön ist, aber es ist mein Lieblingslied,« antwortete Etoile in einem Tone, der noch vor Rührung bebte.

»Sie haben Ihre Mutter sehr geliebt?« sagte Willful sanft.

»Sagen Sie, ich liebe sie sehr – mehr wie alle menschlichen Wesen. Und doch habe ich das Gesicht meiner Mutter nie erblickt; aber das ist kein Grund, warum ich mich nicht ihrer in meinen Liedern und Gebeten erinnern sollte.«

»Sie haben Ihre Mutter nie gesehen und lieben sie doch?« rief Willful in bebendem Tone.

»Ach, Mr. Brande! Der herrliche Dichter, der das lieblichste Heimathslied geschrieben hat, John Howard Pain, ist sein ganzes Leben lang ein heimathsloser Wanderer gewesen! So liebe ich, die das Gesicht ihrer Mutter nie

gesehen hat, die Lieder am meisten, welche von der Mutterliebe handeln. Ich habe in meinem ganzen Leben nur zwei bis drei Worte von ihr gehört. Das war in meiner Kindheit, und zufällig, als ich meine Großmutter mit meinem Onkel von ihr sprechen hörte. Damals erst erfuhr ich, daß sie ein junges Mädchen, kaum so alt, wie ich jetzt, gewesen sei, als ihre stolzen, englischen Verwandten sie fort führten, und ich zurückgelassen wurde. Dann weiß ich nicht, wie ich zu dieser Ansicht gekommen bin, aber ich habe immer den Gedanken gehabt, daß meine Mutter sehr dunkle Augen und schwarzes Haar gehabt habe, und daß ich trotz alledem ihr doch vielleicht gleiche. Und was glauben Sie wohl, was ich diesen Sommer gethan habe?»

Willful lächelte, schüttelte den Kopf und konnte nicht antworten.

»Ei, ich habe vermöge ihrer eingebildeten Aehnlichkeit mit mir, und in Folge des Glaubens an ihr dunkles Haar und ihre schwarzen Augen, ein Bild meiner Mutter aus der Phantasie gemalt. Sehen Sie!» sagte Etoile, nahm das Medaillon aus dem Busen und zeigte ihrem Gaste das Portrait.

Willful nahm es, betrachtete es und schrak zusammen – eine Fluth von Empfindungen wogte durch seine Brust.

Es war das Portrait Estelle's selbst. Er kannte die Geschichte der schönen englischen Dame, welche die Abmietherin seiner Schwester gewesen war. Ein Strom von Erinnerungen quoll in seinem Gedächtniß auf und bestärkte den Verdacht, der in seinem Geiste erwacht war.

Aber die Vorsicht befahl ihm, bis jetzt noch über diese mögliche Entdeckung zu schweigen.

Er schlug die Blicke zu dem Gesichte des jungen Mädchens auf.

»Sie sagen, Miß L'Orient, daß dies nur eine Skizze aus der Phantasie sei?«

»O nein! Das gerade nicht ganz! Es ist in Folge eines starken Eindrucks in meinem Geiste gemalt. Der äußere Ausdruck eines inneren Glaubens.«

»Sie müssen in Ihrer bewußtlosen Kindheit ein Gesicht oder ein Portrait gesehen haben, welches diese Eindrücke auf Ihren Geist gemacht hat, selbst wenn Sie den Umstand vielleicht vergessen haben.«

»Nein, das glaube ich nicht – man kann es nicht gewiß wissen; aber warum glauben Sie dies?«

»Ei,« sagte Willful ausweichend, »solche Eindrücke werden gewöhnlich für unwillkürliche Erinnerungen gehalten.«

Da Etoile jetzt fühlte, daß sie vielleicht zu viel von ihren Angelegenheiten gesagt habe, so schwieg sie. Und Willful faßte insgeheim den Entschluß, Nichts von der gemachten Entdeckung zu sagen, ehe er sich mit seiner Schwester Barbara berathen haben würde.

Es verflossen noch drei Tage ohne Nachrichten von dem erwarteten Packetschiffe. Und jetzt war auf das stürmische Wetter eine so tiefe Windstille gefolgt, daß diese keine verständige Hoffnung auf das baldige Erblicken eines Segels aufkommen ließ.

Etoile bemühte sich mit nur zu gutem Erfolge, ihren Gast über seine »unangenehme« Zurückhaltung zu trösten. Sie machte ihn, mit ihren Vögeln, ihren Pflanzen, allen ihren Büchern bekannt – durchschweifte mit ihm die Insel, zeigte ihm alle ihre Lieblingsplätze, umschiffte dieselbe mit ihm, und forderte ihn auf, sobald sein Arm gesund werden würde, mit ihr ringsum zu galoppiren.

Und Etoile war, trotz ihrem Verlangen, Etwas von ihrem Vormund zu hören, oder ihn zu sehen, doch noch nie so heiter, elastisch, und glücklich gewesen wie jetzt, wo sie zum ersten Male die Gesellschaft eines Gefährten von ungefähr ihrem eigenen Alter genoß.

Die Bekanntschaft zwischen dem Jünglinge und dem Mädchen, die auf so seltsame Weise zusammengeführt, von der ganzen Welt getrennt und wegen der Unterhaltung nur auf sich selbst angewiesen waren, schritt mit jedem Tage auf der einen Seite der Freundschaft und auf der anderen der leidenschaftlichen Liebe immer näher.

Mit jedem Tage fühlte Willful Brande, während er neben ihr dahinschritt, verstohlen auf ihr schönes Gesicht blickte, ihrer süßen Stimme lauschte, den Reiz ihres zarten Benehmens fühlte, daß sein ehrenwerther Entschluß, zu schweigen, wankte. Aber bis jetzt bezwang er sich noch immer.

»Ich bin ihr an Stand und Reichthum nicht gleich. Ich will meine jetzige Lage nicht dazu benutzen, ihr ein Wort der Liebe in das schutzlose junge Ohr zu hauchen – nein, und wenn mir das Herz brechen sollte!« sagte Willful bei

sich. Aber er fand es mit jedem folgenden Tage schwerer, diesem Entschlusse treu zu bleiben.

Was Etoile betrifft, so fühlte sich ihre unschuldige Neigung von dem Jüngling, der auf ihre Insel geworfen und jetzt ihr täglicher Gefährte geworden war, so angezogen, daß sie anfang, die Stunde zu fürchten, wo er von ihr fortfahren würde. Und dies war ganz natürlich und unvermeidlich! Willful Brande war außer ihrem alten Onkel und ihrem nicht mehr jungen Vormunde der einzige weiße Mann, den sie jemals gesehen hatte. Willful war jung, liebenswürdig und außerordentlich schön. Seine mannhafte Schönheit der Gestalt und der Züge wurde durch den offenen, feurigen, verständigen Ausdruck des Gesichtes noch erhöht, das ihm stets das Vertrauen, die Achtung und Freundschaft aller Derjenigen erwarb, unter welche ihn das Schicksal führte.

Und die unschuldige Zuneigung Etoile's zu ihrem Gaste verrieth sich durch tausend Handlungen, freundlicher Güte, von denen fast jede ihren jungen Anbeter aus der Fassung brachte und zu ihren Füßen rief.

Aber Willful Brande war im höchsten Grade ehrenhaft.

»Ich muß meine Gefühle beherrschen! Ich darf die Gastfreiheit nicht mißbrauchen! Ich muß warten, bis ihr Vormund zurückkehrt und sie vollständig unter seinem Schutze steht, und dann vielleicht –!« rief er, und ließ seiner jugendlichen Einbildungskraft die Zügel schießen. Inzwischen wünschte er nicht mehr von der Insel zu entfliehen, und Etoile fürchtete, wie gesagt, die Stunde seiner Abreise.

VIERUNDVIERZIGSTES KAPITEL. DER FLUCHTVERSUCH
ETOILE'S.

Der Jüngling und das Mädchen saßen eines Nachmittags auf der einfachen Bank unten am Ufer in der Nähe des gewöhnlichen Landungsplatzes, und beobachteten die fast regungslose Wasserfläche.

»Glauben Sie, daß die Windstille lange anhalten kann, Mr. Brande?« fragte Etoile.

»Ich glaube es nicht – obgleich sie vielleicht wieder in einen Sturm übergehen könnte,« antwortete Willful ernst.

»Das möge der Herr in seiner Barmherzigkeit verhüten!« rief Etoile, und faltete innig die Hände.

»Das flehe ich auch. Ich sehe nie einen Sturm erwachen, ohne daß es meine Seele betrübte – nicht aus Furcht vor Dem, was kommt, sondern in Folge der Erinnerung an das Vergangene! Das Meer ist meinem Geschlechte höchst verhängnißvoll gewesen, Miß L'Orient.«

»Ach! Ist es wahr?« murmelte das Mädchen und schlug die Augen voll Mitgefühl zu ihm auf. »Ich hoffe es sind nur Schiffe mit ihrer Ladung, und nicht nahe Verwandte oder theuere Freunde gewesen, was Sie verloren haben.«

»Mein Vater, mein älterer Bruder und der Verlobte meiner Schwester gingen sämmtlich mit ihrem gestrandeten Schiffe unter,« sagte der junge Mann kummervoll.

»O, welches Unglück! Ich kann tief für Sie fühlen, Mr. Brande,« sagte sie mit bebender Stimme, und richtete die

thränengefüllten, blauen Augen wieder auf sein bekümmertes Gesicht – »ich kann Sie bemitleiden, denn auch ich habe durch das Meer gelitten.«

»Sie sind höchst gütig und freundlich, theuere junge Dame. Und Sie haben durch das Meer gelitten? Es thut mir leid, daß ich dies hören muß. Aber ich hoffe, Sie haben nicht schwer gelitten, wie ich.«

»Ich habe meinen Vater und meine Großmutter verloren. Ich fühlte allerdings den Verlust nicht so tief wie es vielleicht hatte geschehen sollen, denn ich hatte meinen Vater nie gesehen, und meine Großmutter mehrere Jahre vor ihrem Tode aus den Augen verloren.«

Jetzt erinnerte sich Willful, daß Monsieur und Madame L'Orient mit dem Mercur untergegangen seien. Er wußte kaum, welche Antwort er dem Mädchen neben sich geben sollte. Er wußte recht gut, daß der Verlust ihres Vaters Nichts weniger, wie ein Unglück für sie gewesen war, aber es ging doch nicht, daß er ihr dies sagte, und ebenso wenig würde es ehrlich gewesen sein, wenn er ein Bedauern, das er nicht fühlte, in dieser Beziehung ausgesprochen hätte. Er begnügte sich damit, ihr ehrerbietig die Hand zu drücken und zu sagen:

»Ja – jetzt besinne ich mich – sie waren Passagiere auf dem nämlichen Schiffe, dem Mercur, mit welchem mein Vater, mein Bruder und der Verlobte meiner armen Schwester, Julius Luxmore, umkamen.«

»Julius Luxmore?« rief das Mädchen erstaunt.

»Ja, junge Dame! Warum versetzt Sie dieser Name in solche Bestürzung? Ich bitte Sie um Verzeihung!«

»Ei, Julius Luxmore ist nicht umgekommen! Er ist gerettet worden!«

»Gütiger Himmel! Ich habe schon ein solches Gerücht gehört, es aber nie geglaubt! – oder gegen Barbara auch nur darauf hingedeutet!« dachte Willful bei sich. Dann fragte er:

»Wollen Sie mir eine Frage verzeihen und mir sagen – sind Sie von der Wahrheit Dessen, was Sie eben gesagt haben, überzeugt, junge Dame?«

»Gewiß! Mr. Luxmore ist bei dem Schiffbruche gerettet worden. Er brachte uns die Nachricht von dem Tode meines Vaters und meiner Großmutter! Er brachte uns auch diejenigen Effecten meines Vaters, die auf der Sandbank aufgefunden wurden. Und vor Allem brachte er ein Testament mit, welches ihn zum Vormund der Erbin meines Vaters ernannte.«

»Zu dem Ihrigen?«

»Allerdings! Und von da an bis jetzt hat Mr. Luxmore, mit Ausnahme der drei Wintermonate des verflossenen Jahres, ausschließlich bei uns gelebt.«

»Gütiger Himmel! Welche Treulosigkeit!« rief Willful Brande im Herzen, aber seine Lippen blieben aus Achtung vor seiner jungen Wirthin verschlossen.

Sie fuhr fort:

»Seit dem Tode meines theueren Onkels ist Mr. Luxmore mein einziger Vormund und Schützer gewesen, und wird bald mein –« sie schrak zusammen, wartete, sann einen Augenblick nach, und fragte dann mit leiser, bebender Stimme:

»Was sagten Sie davon, daß Mr. Luxmore der Verlobte Ihrer Schwester gewesen sei?«

»Meine geehrte junge Freundin, ich sprach unverständlich; verzeihen Sie mir,« sagte Willful im Tone der Unruhe.

»Mr. Brande, verzeihen Sie meine Beharrlichkeit, und sagen Sie mir mit klaren Worten, ob Julius Luxmore mit Ihrer Schwester verlobt gewesen ist, oder nicht?«

»Theuerster Miß L'Orient, Mr. Luxmore ist Ihr gesetzmäßiger Vormund. Lassen Sie uns nicht weiter von ihm sprechen.«

»Mr. Brande, ich habe das höchste, wichtigste Interesse an der Frage, welch ich an Sie stelle – ich flehe Sie an, beantworten Sie dieselbe.«

»Miß L'Orient,« fing Willful in bekümmertem Tone an, wurde aber schnell von Etoile unterbrochen, welche die Hände faltete, die Augen flehentlich bittend auf sein Gesicht richtete und sagte:

»Mr. Brande, ich muß Ihnen Alles sagen. Mr. Luxmore, mein Vormund, hat mir den Glauben beigebracht, daß ich seine bestimmte Gattin sei, und mir versprochen, mich, wenn wir verheirathet sind, und nicht eher, in die Welt zu führen, und mich den Verwandten meiner theueren Mutter vorzustellen. Nun würde ich nicht, um die Welt zu sehen – nicht einmal, um zehntausend solche Welten zu besitzen, einen Mann heirathen, der einem anderen Mädchen die Treue gebrochen hat, denn das wäre eine furchtbare Sünde, welche die Strafe Gottes, auf mich herabrufen, müßte. Wenn daher dieser Mann, der

um meine Hand wirbt, der Verlobte Barbara Brande's gewesen ist, so sagen Sie es mir, und bewahren Sie mich vor der Sünde und dem Schmerze einer Verbindung mit ihm.«

Willful Brande war innig bewegt. Er fühlte sich versucht, sogleich zu ihr zu sagen:

»Ja – der schändliche Verräther! Er hat Barbara die Treue gebrochen! Er hat sie in der höchsten Noth hintergangen und verlassen!« Aber eine ritterliche Großmuth ließ ihn schweigen. Er sagte bei sich: »Vielleicht liebt sie ihn und er wird noch einer solchen Liebe würdig – und wenn es so ist, so will ich mich enthalten, Etwas zu sagen, was ihr Vertrauen auf ihn vernichten könnte, und wenn mein Herz auch brechen sollte.«

»Sie sprechen nicht, Mr. Brande! Antworten Sie mir!«

»Miß L'Orient!« rief der junge Mann, indem er ihre Hand ergriff, mit der tiefsten Ehrerbietung – »verzeihen Sie die Frage, welche ich jetzt an Sie stellen will, und beantworten Sie dieselbe aufrichtig: Sie sagen, daß Sie mit Ihrem Vormunde verlobt seien – lieben Sie ihn?«

»Das weiß ich wirklich nicht! Ich habe mich bemüht, ihn zu lieben, weil ich immer glaubte, daß dies meine Pflicht sei – aber wenn ich finde, daß er eine andere Liebe verrathen hat, so werde ich sicher aufhören, ihn im Mindesten zu achten. Ich beschwöre Sie daher bei Ihrer Ehre, mir mitzutheilen, ob Julius Luxmore der Verlobte Barbara Brande's gewesen ist.«

»Miß Orient, nach dieser Aufforderung bleibt mir weiter Nichts übrig, wie zu antworten – ja! Julius Luxmore

ist der Verlobte Barbara Brandes gewesen, der er ohne gerechte Ursache die Treue gebrochen hat!«

Etoile blickte ihm fest in das Gesicht, als ob sie seine Seele durchschauen wolle. Sie sah in seinen offenen, ernsten Zügen die vollkommene Wahrheit. Sie fühlte und wußte, daß Das, was er sagte, eine feststehende Thatsache sei. Viele unbedeutende, bisher unerklärliche, jetzt leicht zu verstehende Umstände zur Bestätigung seiner Aussagen stiegen vor ihrem Gedächtniß wieder auf, und ihr bisher als eine Ungerechtigkeit unterdrückter Instinkt fand jetzt seine Erklärung und Rechtfertigung. Aber Etoile besaß die ausgezeichnete Fähigkeit, sich zu beherrschen. Kein Ausruf des Erstaunens oder des Abscheu's entschlüpfte ihren Lippen. Sie fragte nur, während ihre ernsten Augen noch immer in dem Gesichte Willful's forschten:

»Aber warum hat er seine Verlobte verlassen? Sie war doch ein so wackeres Mädchen! Sie wissen, ich habe sie einmal gesehen, ehe das Unglück sie heimsuchte, und sie erschien mir wie eine herrliche, schöne Amazone! Warum hat er sie verlassen?«

»Unzweifelhaft in der Hoffnung auf eine reichere Beute, Miß L'Orient.«

»Sagen Sie mir Alles, was Sie von diesem Manne wissen, Mr Brande.«

»Das will ich thun, Miß L'Orient, und verzeihen Sie mir den Schmerz, welchen ich Ihnen vielleicht durch die Erzählung bereite.«

Etoile faltete die Hände und hörte aufmerksam zu, während Willful Brande die Geschichte Julius' von der Zeit seiner Aufnahme durch Capitain Brande an, bis zu seiner Verlobung mit Barbara erzählte. Er schloß mit der Darlegung des augenscheinlichen Betruges, vermöge dessen es Luxmore gelungen war, fälschlicher Weise den Glauben an seinen Tod hervorzubringen.

Etoile hörte ihn an und bemühte sich, ruhig und gefaßt zu bleiben, aber die Unruhe ihres Herzens zeigte sich in ihren Zügen. Etoile hatte allerdings, wie der Leser weiß, Julius Luxmore nie wirklich geliebt, und nie ganz geachtet, aber doch war es eine furchtbare Entdeckung, als sie in einem Menschen, der so lange ihr Gefährte, Lehrer und Vertrauter gewesen war, eine so tiefe Unwürdigkeit erkannte.

»O! es war schändlich, sündig, abscheulich, daß er seine Verlobte, die Waise seines Freundes, in der Stunde ihrer bittersten Noth verließ, und ihren Schmerz noch dadurch vermehrte, daß er ihrem Herzen den Kummer über seinen vermeintlichen Tod aufbürdete. O, es war unverzeihlich! Es kann kaum Verzeihung oder Rettung für eine solche Seele geben – Gott erbarme sich seiner!« rief Etoile, die in Thränen ausbrach und das Gesicht in die Hände sinken ließ.

»Ich habe gesagt, daß ich Ihnen Schmerz bereiten würde – bitte, verzeihen Sie mir!« bat Willful.

»Ich habe Ihnen Nichts zu verzeihen, sondern Ihnen für Vieles zu danken,« sagte Etoile, indem sie ihre Augen trocknete und ihm die Hand reichte.

Der Jüngling drückte ehrerbietig ihr Händchen und ließ es wieder los. Beide schwiegen einige Minuten, während deren Etoile sehr nachdenklich aussah. Endlich sagte das Mädchen:

»Mr. Brande, Sie sind älter, wie ich, und wissen so viel mehr von der Welt, daß Sie mir in dieser Noth rathen können.«

»Miß L'Orient, wollte der Himmel, daß ich die Erfahrung und Klugheit besäße, um Ihnen rathen zu können, da Sie keinen weiseren Freund haben. Aber vielleicht wird Gott die redliche Absicht segnen und mir guten Rath in den Mund legen. Sprechen Sie, Fräulein.«

»Ich will Ihnen vor Allem Alles erzählen, was ich von meiner eigenen Geschichte weiß, und dies wird vielleicht dazu beitragen, daß Sie beurtheilen können, was am besten ist.«

»Sprechen Sie, Miß L'Orient, ich höre.«

Nach einer Pause, während deren sich Etoile gesammelt hatte, erzählte sie mit gewissenhafter Genauigkeit die kurze Geschichte ihres jungen Lebens.

Willful hörte ihr mit der tiefsten Theilnahme zu, und wurde während Ihrer Erzählung vollständig in seiner Ansicht bestätigt, daß dieses junge Mädchen wirklich das verlorene Kind der schönen Estelle sei. Die Vorsicht ließ ihn jedoch in dieser Beziehung schweigen, weil diese lebenswürdige Dame vielleicht jetzt nicht mehr am Leben war, und er um Nichts in der Welt in der Brust der Tochter

Hoffnungen wecken wollte, die eine Enttäuschung werden konnten. Er beschloß daher, mit Barbara zu beraten, ehe er Etwas, von der Entdeckung gegen Etoile sagen wollte.

»Sie sprechen nicht, Mr. Brande!« sagte sie.

»Dies geschieht, weil mich Ihre Geschichte so tief interessirt hat. Aber sprechen Sie, in welcher Beziehung Sie meinen bescheidenen Rath zu hören wünschen, Miß L'Orient.«

»Hören Sie – und o! selbst jetzt schaudert mein Herz vor Furcht, daß vielleicht keine Zeit übrig bleibt, meinen Plan auszuführen! – Ich kann Mr. Luxmore nicht heiraten – ich will es nicht! Hören Sie es? Sehen Sie aber! Der Wind hat angefangen, aus Norden zu wehen, und wir können jetzt jede Stunde erwarten, sein Schiff, auf die Insel zukommen zu sehen. Er wird mit dem Advocaten, dem Geistlichen und dem Erlaubnißscheine kommen, um meine Hand zu fordern und mich fortzuführen!«

»Fürchten Sie Nichts, Miß L'Orient. Keine Macht der Erde kann Sie zwingen, ihm Ihre Hand zu geben.«

»O, das weiß ich,« antwortete Etoile stolz, weil ich mich, wenn auch alle Macht der Erde gegen mich angewendet werden sollte, weigern und die Folgen tragen würde.«

»Es soll Ihnen nichts Schlimmes geschehen, theuere Miß L'Orient! Ich stehe an Ihrer Seite!« rief Willful voll Begeisterung, die ihm die Kraft eines Löwen, oder vielmehr die eines Heeres zu geben schien.

»Ich zweifle nicht, daß Sie wacker und treu sind. Aber mein Vormund, mit gesetzlicher Macht über meine Person und mein Schicksal bewaffnet, und ich bin überzeugt, daß er sich nicht bedenken würde, sie in der äußersten Ausdehnung zur Erreichung seines Zieles zu gebrauchen.«

»Allerdings – gütiger Himmel!«

»Sie sehen daher, daß ich von der Insel entfliehen muß. Mein Entschluß gefaßt,« sagte das Mädchen, das nach Frauenart zuerst entschieden und dann um Rath gefragt hatte.

Willful sah, daß sie, ohne es zu wissen, dieses Verfahren eingeschlagen habe, und wünschte ihre Gedanken zu kennen.

»Entfliehen! Aber wie, wohin und unter welchem Schutz? Sprechen Sie, Miß L'Orient, denn ich stehe Ihnen vollständig zu Diensten.«

»Ich habe Geld, Boote und Diener. Ich beabsichtige ein Boot zu beladen und mit zwei Dienern und unter Ihrem Schutze, wenn Sie die Güte haben wollen, nach Eastville zu gehen. In Eastville können wir ein Fuhrwerk nach der Hauptstadt nehmen und dort können Sie mich meiner treuen Maman, Madeleine, übergeben.«

Ihr Rlan verrieth so viel Unbekanntschaft mit dem Leben, daß ihr Willful erstaunt zuhörte. Es hätte nichts Leichteres für ihn geben können, wie mit dieser schönen reichen Ebin, die er mit der ganzen Gluth der ersten leidenschaftlichen Liebe eines jungen Herzens anbetete, davon zu laufen und sie zu heirathen. Und neun Männer

unter zehn würden unter diesen Umständen der Versuchung unterlegen sein, deren Gewalt er jedenfalls fühlte. Aber Willful Brande war, wie bereits gesagt, im höchsten Grade ehrenhaft, er würde nicht für ein Königreich, nicht einmal für seine Geliebte, seine Mannhaftigkeit durch eine einzige unwürdige Handlung befleckt haben. Er blieb stumm und nachdenklich, da er nicht wußte, wie er ihr mit genügender Zartheit die Ueberzeugung beibringen sollte, daß ihr Plan unausführbar sei.

»Sie antworten mir nicht, Mr. Brande,« sagte sie.

»Weil ich nicht weiß, wie ich einer so unerfahrenen Dame, wie Sie sind, Miß L'Orient, erklären soll, daß der vorgeschlagene Plan, wenn Sie ihn ausführten, Ihnen vielen Tadel zuziehen würde.«

»Aber warum?« fragte das Mädchen höchst erstaunt.

»Weil ein junger Mann, wenn er nicht ein naher Verwandter ist, nicht für einen passenden Begleiter einer jungen Dame auf einer langen Reise gehalten wird. Ueberdies würde es in der Wildniß der Hauptstadt fast unmöglich sein, Ihre Pflegerin Madeleine ausfindig zu machen, und selbst wenn sie gefunden wäre, würde sie als dienende Mulattin, wenn sie auch noch so gut und treu ist, für keine geeignete Schützerin einer jungen Dame gelten,« antwortete Willful mit einem tiefen Seufzer, denn die Versuchung war überwunden, aber die Beute verloren.

»Was soll dann thun, um dieser drohenden Gefahr zu entgehen? Sie sehen jetzt ein, wie nothwendig mir Ihr Rath ist.«

»Der Himmel rette das arme Mädchen, das keinen besseren Berather hat, wie den Jüngling, der sie liebt,« dachte Willful bei sich.

»Nun, Mr. Brande, können Sie mir rathen, was ich thun soll?«

»Haben Sie keinen Freund, oder Bekannten auf dem Festlande, dem Sie Vertrauen schenken könnten?«

»O nein, Niemand, wie den alten Doctor Cramton, der in Eastville mit seinen beiden alten, unverheiratheten Schwestern lebt.«

»Das ist gerade der geeignete Mann, wenn er freundlich gegen Sie sein wollte. Er sieht ehrlich und muthvoll aus.«

»O, er ist ehrlich und wacker. Ich kenne ihn schon lange – zweifle durchaus nicht an ihm,« sagte Etoile warm.

»Und glauben Sie, daß er Sie gegen Ihren Vormund schützen würde?«

»Ja, wenn sein Gewissen beruhigt wäre, denn er liebt mich wie sein eigenes Kind.«

»Und wie weit ist Eastville von hier?«

»Bei diesem Winde ist es ungefähr eine Fahrt von zwei Stunden.«

»Dann ist Ihr Verhalten klar, Miß L'Orient. Wollen Sie Ihr Boot zurecht machen lassen? Während es in Bereitschaft gesetzt wird, packen Sie die nothwendigsten Gegenstände oder Kostbarkeiten, welche Sie mitzubringen wünschen, ein, nehmen Ihre Diener, Moll und Timon, zu Ihrer Begleitung mit, und ich werde Sie selbst sicher und wohlbehalten nach dem Hause Ihres alten Freundes, des

Arztes, bringen, dem Sie Ihre Geschichte erzählen können, und unter dessen Schutze Sie vor der Autorität Ihres Vormundes an ein gesetzmäßiges Tribunal appelliren können.«

»Darin wird doch wohl keine Unschicklichkeit liegen?«

»Nicht die mindeste, denn sonst würde ich es nicht vorgeschlagen haben.«

»Und Sie, was wollen Sie thun?« fragte das Mädchen voll Theilnahme.

»Nachdem ich Sie dem Schutze Ihrer Freunde übergeben habe, werde ich meine Reise fortsetzen,« antwortete der junge Mann, die Seufzer, welche in seiner Brust aufquollen, unterdrückend.

»Würden Sie nach Hause zurückkehren, Willful?« fragte Etoile mit bebender Stimme; »wann werde ich Sie wiedersehen?«

»Wünschen Sie mich jemals wieder zu sehen?« fragte Willful mit tiefer Rührung.

»Bald! Und ehe wir uns trennen, wünsche zu wissen, wann ich Sie wiedersehen werde, so daß ich die Freude habe, jener Zeit entgegenblicken zu dürfen.«

»Wenn der Herr und Sie selbst es wollen,« antwortete Willful innig.

»Wenn es von meinem Willen abhinge, sollte es sehr bald geschehen,« sagte sie sanft.

»Aber inzwischen würde ich gern an Sie schreiben, wenn es Ihre Freunde erlauben, Miß L'Orient.«

»Ei, meine Freunde werden es natürlicher Weise gestatten! Warum sollten sie das nicht?« fragte sie arglos.

Willful lächelte trübe, schüttelte den Kopf, und sagte, anstatt direct auf die Frage zu antworten:

»Das Zögern ist gefährlich, Miß Orient.«

»O, das weiß ich – besonders in diesem Falle, wo jede Stunde das Schiff meines Vormundes herbeiführen kann. Ich will jetzt fortgehen und einpacken. Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, zu befehlen, daß das Boot in Bereitschaft gesetzt wird?«

Willful nickte bejahend und Etoile eilte fort.

Wie groß war das Erstaunen der Neger auf der Insel, als sie erfuhren, daß ihre junge Dame, welche die einsame Heimath noch nie verlassen hatte, eine Reise nach Eastville machen wolle, um den alten Doctor Cramton und seine Schwestern zu besuchen, denn der geheime Zweck des Besuches wurde ihnen natürlicher Weise verschwiegen. Sie machten unter sich aus, daß der alte Arzt, als er das letzte Mal auf der Insel war, die Einladung gegeben haben müsse, und nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, erklärten sie, daß es nur natürlich und recht für ihre junge Herrin sei, daß sie ihr diese Erholung gönnten.

»Aber was sollen wir zu Mr. Luxmore sagen, wenn er zurückkommen sollte, ehe Sie wieder da sind, Miß Etoile?« fragte einer von den alten Leuten.

»Sagt ihm, wohin ich gegangen bin – das ist Alles,« antwortete das Mädchen. »Wenn ich erst nur einmal dort geborgen bin, so habe ich keinen Grund weiter, ihn zu fürchten,« setzte sie im Geiste hinzu.

Etoile schlug mit tief erregtem Geiste und wild klopfendem Herzen in Begleitung Willful Brande's und ihrer beiden treuen Diener den Weg nach dem Boote ein, das sie von der einzigen Heimath, die sie jemals gekannt hatte, nach den unbekannten Ufern bringen sollte, die eine solche Sehnsucht in ihr weckten.

Als sie ungefähr in der Mitte der untersten Allee angekommen waren, die von dem Hause nach dem Landungsplatze führte, begegneten sie einem Negerknaben, der mit der freudigen Miene eines Menschen auf sie zuge laufen kam, welcher glaubt, daß er gute Nachrichten bringe.

»O, Miß Etoile,« sagte der Bursche, »das Schiff ist eben dort draußen vor Anker gegangen, und Mr. Julius und ein paar Männer rudern im großen Boote nach dem Ufer.«

»O Himmel!« rief Etoile, die Hände faltend.

»Fürchten Sie Nichts, junge Dame,« sagte Willful.

FÜNFUNDVIERZIGSTES KAPITEL. DIE NEBENBUHLER.

Das Boot landete. Eine Gesellschaft, die aus Julius Luxmore und zwei Männern bestand, stieg aus und ging auf den Ort in der Allee zu, wo Etoile und Willful sie erwartete. Mr. Luxmore erschrak und runzelte die Stirn, als er den fremden Jüngling neben seiner vorsichtig bewachten Mündel stehen sah, fand aber augenblicklich seine Fassung wieder und verbarg seinen Verdruß. Als er zu dem jungen Paare kam, verbeugte er sich gegen Beide, begrüßte dann seine junge Schutzbefohlene mit ihrem

Namen und stellte sie dem Pfarrer, Doctor Goode, und dem Advocaten, Mr. Bonde, vor.

Das Mädchen, welches dieses Zusammentreffen mit bleichem Gesicht, aber fest erwartet hatte, erwiderte diese Vorstellungen nur durch kalte Verbeugungen.

Dann sagte Mr. Luxmore mit leiser höflicher Stimme, in welcher sich keine Spur des Aergers erkennen ließ, den er wirklich fühlte, und als ob er seine Mündel an die Schicklichkeit mahne:

»Stellen Sie Ihren Gast vor, meine theuere Etoile.«

Aber noch ehe die junge Dame diesem Verlangen nachkommen konnte, trat Willful Brande etwas keck vor und sagte:

»Es scheint, daß Sie den Sohn Ihres alten Capitains vergessen haben, Mr. Luxmore.«

Mr. Luxmore erschrak und erblaßte, fand aber sogleich seine Geistesgegenwart wieder und rief:

»Ich hatte Sie allerdings zuerst nicht erkannt, mein junger Freund, aber es sind auch so viele Jahre verflossen, seitdem wir einander gesehen haben. Wie befinden Sie sich, Mr. Brande?« und er reichte ihm die Hand.

Aber Willful richtete seine hohe Gestalt auf, verschränkte die Arme und richtete einen Blick voll Verachtung auf das Gesicht des Treuloren.

»Warum wollen Sie meine dargebotene Hand nicht annehmen, Willful?« fragte Luxmore mit erzwungenem Lächeln.

»Ich nehme die Hand eines Verräthers nicht an.«

»Was meinen Sie damit, Sir?« rief Luxmore erbleichend.

»Soll ich Ihnen eine Erklärung geben? Ich bin ganz bereit dazu!« antwortete Willful.

»O, zweifle nicht, daß Sie mir in Gegenwart einer Dame und eines Geistlichen, einen Streit aufdringen möchten. Aber *ich* habe größere Achtung vor solcher Gesellschaft – ein anderes Mal, Sir, ein anderes Mal,« antwortete der entlarvte Schurke, der den einzigen Vorwand ergriff, der sich für den Aufschub seiner Blossstellung darbot.

»Wie Sie wollen,« sagte Willful Brande mit verächtlich aufgeworfenen Lippen.

»Meine Herren, gehen Sie gefälligst nach dem Hause. Etoile, Liebe, nehmen Sie meinen Arm. Guten Nachmittag, Mr. Brande, sagte Mr. Luxmore, als ob er Willful entließe.

Aber Etoile bebte vor dem angebotenen Arm des Veräthers zurück, vertauschte die Schüchternheit es Mädchens mit der Würde der Herrin vom Hause, ging zu ihrem Gaste und sagte mit stattlicher Höflichkeit:

»Mr. Brande, wollen Sie gefälligst nach dem Hause zurückkehren?«

Willful fuhr zusammen, verbeugte sich und nahm ihre Einladung lächelnd an.

»Dann bot er ihr mit der Miene der tiefsten Ehrerbietigkeit den Arm an. Aber Etoile lehnte, mit zartem Schicklichkeitsgefühl graciös lächelnd den angebotenen Beistand ab und ging allein weiter.

Mr. Luxmore kam zu ihr und fragte in tiefem, ernstem, für Andere unhörbarem Tone:

»Miß L'Orient, was hat dieses Betragen zu bedeuten?«

»Es bedeutet, daß wir Beide, ehe diese Sache einen weiteren Fortgang nimmt, eine ernstliche Unterredung mit einander, haben müssen,« antwortete das junge Mädchen. Durch das Stirnrunzeln des entlarvten Verräthers durchaus nicht, eingeschüchtert aber doch mit dem Wunsche, den Anstand vor Fremden zu bewahren.

»Aha! ich sehe, wie es steht, aber glauben Sie nicht, daß Sie mir entgehen können! In einer Stunde wird unser Schicksal entschieden sein,« murmelte Luxmore, als er sie verließ und zu dem Geistlichen und dem Advocaten ging.

Jetzt erreichten sie bald das Haus. Julius Luxmore und seine Freunde gingen in den Salon.

Etoile begab sich in ihr Boudoir und setzte sich, um ihre Gedanken zu sammeln und sich für den bevorstehenden Kampf mit ihrem Vormunde zu stählen. Sie war noch nicht lange allein, so öffnete sich die Thüre und die alte Moll kam mit einer großen, aber leichten Pappschatel, welche sie auf einen Tisch stellte, aufmachte und ein prächtiges Hochzeitskleid und Schleier herausnahm.

»Nun, Miß Etoile, Herzchen beeilen Sie sich und ziehen Sie sich an, denn Mr. Luxmore hat mir zugeflüstert, daß der Pfarrer und der Advocat warteten und auch heute Abend mit der Ebbe wieder abreisem wollten.«

»Geh' und sage Mr. Luxmore, daß ich ihn sofort hier zu sehen wünsche und komme Du gleichfalls wieder und bleibe hier, daß Du mich hören kannst.«

Die Frau gehorchte und fast unmittelbar darauf trat Mr. Luxmore mit bleichem Gesichte und vor Aufregung funkelnden Augen ein. Er erkannte sofort an den zusammengepreßten Lippen, den starren Augen und der ernsten Stirn Etoile's, daß seine Macht über sie bedeutend verringert sei – daß er durch die Liebe nie wieder Einfluß auf sie ausüben könne, wenn es auch vielleicht möglich war, dies durch die Furcht zu thun. Er bearik nicht, daß dieses junge Wesen nur allein durch ihre Liebe oder ihr Gewissen geleitet werden konnte.

Er verschloß diese düsteren Ahnungen jedoch in der Tiefe seines schuldvollen Herzens und beschloß, ein jedes Verfahren einzuschlagen, jede Veränderung ignoriren und mit ihr zu sprechen, als ob Nichts geschehen sei, was ihre Freundschaft gefährden könne. Er reichte ihr sie die Hand und sagte mit erheucheltem, freudigem Vertrauen:

»Nun, meine schöne Braut, was verlangt Ihr lieber, launischer Wille von mir?«

»Zurück, Sir!« rief Etoile, die sich einen Schritt von ihm entfernte und die Hand erhob, um sein Näherkommen zu verhindern.

»Was zum Henker meinen Sie hiermit Miß L'Orient?« rief er mit erheucheltem Erstaunen und ehrlicher Entrüstung.

»Es wundert mich, Sir, daß Ihnen die Anwesenheit Willful Brande's auf dieser Insel nicht von selbst meine Meinung erklärt,« sagte Etoile voll Würde.

»Das ist wahr, bei allen Amoretten!« rief Luxmore mit sardonischem Lächeln. »Während meiner Abwesenheit zur Anordnung aller, Vorbereitungen zu unserer Traung läßt sich ein unbärtiger Junge auf die Insel werfen, und dieser Umstand genügt, um Sie zu veranlassen, einem Manne mit Verachtung begegnen, welcher der Verabredung gemäß kommt, um Ihre versprochene Hand zu fordern.«

»Ja, Mr. Luxmore, und warum? – weil es sich bei dem Gespräch zufällig zeigt, daß Sie, ehe Sie mir ein treuloses Herz boten, einem der edelsten Geschöpfe, das jemals auf dieser Erde gelebt hat, die Treue gebrochen haben – einer Person, an welche Sie nicht allein die Bande der Liebe, sondern auch der versprochenen Treue und Dankbarkeit lebenslänglich bis zum Tode hätte knüpfen sollen – die Tochter Ihres Wohlthäters, Barbara Brande. Sie haben ihr die Treue unter Umständen gebrochen, welche die Abscheulichkeit Ihres Verrath's so schwarz machen, daß er unerhört wird! Und mit einem Worte, Mr. Luxmore, ehe ich meine Hand einem solchen Verräther, zur Ehe reichte, würde sie in das Feuer stecken und dort halten, bis sie zu Asche verbrannt wäre!«

Das Unerwartete und die Schärfe dieser Antwort setzten Julius Luxmore so in Erstaunen, daß er sie einen Augenblick lang, als das Bild der Bestürzung, anstarrte. Als er die Fassung wieder fand, wurde er von satanischer

Wuth erfüllt. Er erbleichte, seine Augen traten hervor, seine Lippen schäumten, seine Gestalt zuckte krampfhaft, er ging mit ausgestrecktem Arme und geballter Hand auf sie zu, und rief in dem leisen, dumpfen, mörderischen Tone eines unbezwinglichen Willens und unerschütterlicher Schlechtigkeit:

»Junges Mädchen! Wissen Sie, daß sie mit Seele, Körper und Besitzthum mein, nur mein, ganz mein gehören – meine Sclavin, mein Eigenthum, mein Besitzthum sind? Wissen Sie, daß ich als Ihr einziger Vormund, und zur Verfügung über Ihre Person und Eigenthum berechtigt, die Macht habe, Sie einzukerkern, zu züchtigen oder auf andere Weise zu meinem Willen zu zwingen? Antworten Sie – wissen Sie dies?«

Das junge Mädchen richtete sich voll königlicher Würde auf und sah den Mann vor sich mit einem Blicke voll so unauslöschlicher Verachtung an, daß er trotz seines Grimmes davon erbleichte. Dann – nachdem er gebebt hatte, antwortete sie langsam:

»Mr. Luxmore, ich weiß nicht, wie weit Ihnen Ihre Macht als gesetzlicher Vormund zu gehen erlaubt, oder wie gewissenlos Sie dieselbe gebrauchen, oder ueber ihre gesetzmäßige Grenze ausdehnen werden. Aber so viel weiß ich,« sagte sie, ihre schlanke Gestalt richtete sich auf und ihre Augen flammten, »daß weder Mensch noch Dämon die Macht hat, mich zu zwingen, daß ich Ihre Gattin werde! Und warum? Weil ich eher meinen Körper dem Scheiterhaufen weihen würde!«

»Oho! Mädchen! ich kann Ihren Stolz bändigen!« rief er und kam mit erhobener Hand auf sie zu, als ob er sie packen wollte.

»Zurück! meine Diener warten in der Nähe!« sagte sie, indem sie zurückwich und die Hand erhob.

»Oho! das kleine Mädchen muß sich wahrlich für eine Prinzessin halten!« rief Julius Luxmore mit boshaftem Spotte.

Allerdings habe ich so lange in dieser Einbildung gelebt, daß ich deren Einfluß nicht sogleich verbannen kann! Und wenigstens ist mir so viel von meinem Königthum geblieben, daß im Nothfall meine Diener ihre rechtmäßige Herrin gegen ihren treulosen, habgierigen Vormund schützen würden!« sagte Etoile voll kalter Würde.

»Ha! ha! ha!« lachte der Verräther voll boshaftem Spott. »Lassen Sie sich sagen, junges. Fräulein, daß meine Stellung eine gesetzmäßige ist, und daß jeder Widerstand von Ihrer Seite oder der Ihrer Diener Sie der Strafe aussetzen würde, die zu verhängen für gut fände, und jene den strengsten Züchtigungen des Gesetzes – selbst dem Tode!«

Bei dieser Drohung des Verderbens für ihre Diener erbleichte Etoile, antwortete aber nach einem Augenblicke ruhig:

»Dann will ich meine treuen Diener Ihrer unbarmherzigen Rache nicht blossstellen, Julius Luxmore, aber was mich selbst anbetrifft, so sind ihre Drohungen nutzlos;

thun Sie Ihr Aergstes, so werden Sie mich doch unerschütterlich finden. Nein, Sir, die Beute, zu deren Erlangung Sie Ihre Seele verderbt und ein Herz gebrochen haben, ist Ihnen entgangen!«

Er starrte sie mit einem Gesichte an, das seine Farbe noch nicht wiedergefunden hatte und ohne die Wuth in den glühenden braunen Augen das eines Todten gewesen sein würde, drehete sich dann um und ging mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab. Er hätte den schnell erwachten Zorn verfluchen können, der ihm seine Geistesgegenwart geraubt und ihn verleitet hatte, die schlimmste Seite seines schlechten Charakters zu zeigen.

»Warum konnte ich meine Wuth nicht bändigen! Ich hätte durch die Gewohnheit, durch Darlegung der Dankbarkeit des Mitleids auf ihre Gefühle einwirken können. Ich würde vielleicht sogar im Stande gewesen sein, das Zeugniß dieses jungen Mannes umzustoßen und sie mir zu sichern! Und dann! und dann! aber – jetzt« dachte er und knirschte vor Wuth mit den Zähnen – »und doch ist vielleicht noch nicht zu spät! Ich kann ihr möglicher Weise noch den Glauben beibringen, daß mein Zorn nur eine Folge der getäuschten Liebe zu ihr gewesen sei, und wenn sie ein Weib ist, so wird sie verzeihen!« dachte er. Er veränderte daher schnell vermöge seiner Geschicklichkeit in der Verstellung, den Ausdruck seines Gesichtes aus Wuth und Haß in glühende Liebe und Verzweiflung, bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte in herzbrechendem Tone, während er auf- und abging:

»Etoile! – o, Etoile!«

Aber das junge Mädchen beachtete diese Veränderung nicht. Da sie bei aller ihrer Betrübniß Ihre Pflicht als Wirthin nicht vergaß, so klingelte sie, und als ihre alte Dienerin die Thüre aufmachte, sagte sie:

»Moll, geh' und befehl in der Küche, daß das Abendessen für diese Fremden zubereitet wird, und dann sieh' nach dem Gastzimmer, im Fall sie etwa über Nacht da bleiben sollten.«

Und als sich die Alte entfernte, um zu gehorchen, nahm Etoile ihre Nätherei und setzte sich an ihren schattigen Lieblingsplatz am Fenster, um in ihrer Arbeit fortzufahren.

»O Etoile! meibe Etoile!« stöhnte Luxmore mit den Händen vor dem Gesichte, während er hin und her ging.

Sie schenkte seinem Rasen nicht die geringste Beachtung, sondern fuhr ruhig fort zu nähen. Plötzlich unterbrach er sein Auf- und Abgehen, warf sich neben ihr nieder und versuchte ihre Hand zu ergreifen. Sie bebte voll Abscheu vor ihm zurück. Er beharrte nicht in einer Absicht, sondern heuchelte eine gewaltige Leidenschaft und rief:

»O, Etoile, Sie sind zornig, beleidigt und es ist ganz natürlich, daß Sie solche Gefühle gegen mich haben! Ich war wahnsinnig, toll, daß ich eine solche Sprache gegen meine Geliebte, meine Braut, meine Königin gebrauchte! Aber, o, Kind! Kind! Sie begreifen das leidenschaftliche Herz des Mannes nicht! Wie seine verrathene, verletzte und zurückgestoßene Liebe zum Wahnsinn wird und ihn

antreibt, Dinge zu sagen und zu thun, die zu jeder andern Zeit ein Abscheu für seine Seele sind! Er kann zum Thiere werden und wüthen, wie ich es gegen Sie gethan habe, oder ein Wahnsinniger, wie sie die Irrenanstalten füllen, oder ein Mörder, der seine treulose Geliebte erschlägt! Ich würde keine von den goldenen Locken auf Ihrem schönen Haupte verletzen – und dennoch sehen Sie, wie Sie mich wahnsinnig gemacht haben!«

Etoile fädelte wieder ein, und fuhr ruhig in ihrer Arbeit fort.

»O Etoile! Etoile! Wie können Sie sich so ruhig mit solchen Kleinigkeiten beschäftigen, während Sie meine Qual sehen?«

»Wie können Sie so ruhig mit ihrer Falschheit fortfahren und jenes verlassene Mädchen mit dem gebrochenen Herzen allein durch das traurige Leben gehen lassen?« erwiderte das Mädchen, deren Wangen auf einen Augenblick rötheten.

»O, Etoile, mein Kind! Seien Sie nicht grausam! Sehen Sie mir in das Gesicht!«

»Ich kann es vor dem Gesicht Barbara Brande's nicht sehen, das in ihren langen Jahren schmerzlicher, jungfräulicher Verwittung vor mir steht.«

»Etoile! Etoile! Sie werden mich wahnsinnig machen – mich zur Verzweiflung bringen – meine Hand waffnen – nicht gegen Sie, Geliebte und Schönste; verzeihen Sie, daß ich jemals in meiner höchsten Gereiztheit etwas so Abscheuliches gesagt habe – sondern gegen mein eigenes unglückliches Leben.«

Selbst dieses Rasen brachte nicht die geringste Wirkung auf die junge Dame hervor, die ungestört in ihrer Arbeit fortfuhr.

»Sehen Sie, wie Sie mich behandeln! Ich, der ich Sie von Ihrer Kindheit an über alles Irdische geliebt habe! Ich, der über Ihre Bildung gewacht –«

»Nur meine *geistige* Bildung. Der Herr müßte mir gnädig sein, wenn Sie meine *moralische* Bildung zu leiten gehabt hätten. Für alles dies, Mr. Luxmore, bin ich Ihnen sehr dankbar, wie ich es gegen einen Vormund sein würde, der seine Mündel zu seinem eigenen Stolze, Vergnügen und Nutzen und mit der Absicht erzogen hat, sie später zu seiner Frau zu machen,« sagte Etoile mit kaltblütiger Verachtung.

»Das geschah, weil ich Sie liebte! Ich liebe Sie mehr, wie alles Erschaffene, meine Etoile!«

»Ja, Sie haben mich so sehr geliebt, daß Sie mich sorgfältig an diese Insel gefesselt haben, wo ich mich wie ein Vogel im Kerker nach der Freiheit sehnte, und wo Sie meine Verheirathung mit Ihnen zu der einzigen Bedingung für meine Befreiung gemacht haben.«

»Nun ja! so wenig Sie dies auch begreifen, Kind, war das, was Sie ironisch gesprochen haben, doch wirklich die Wahrheit! Ich liebe Sie, mein unschätzbares Kleinod, so ausschließlich, daß ich es nicht ertragen kann, wie die gierigen Augen eines Anderen auf Ihnen ruhen sollten. Aber wenn Sie erst unwiderruflich mein sind, so werde ich Sie durch die ganze Welt führen, mein ganzes Leben der süßen Aufgabe widmen, Sie glücklich zu

machen! Aber wie vergelten Sie meine Liebe? Etoile, wie vergelten Sie sie? Ich gehe fort, um die Vorbereitungen zu unserer Heirath zu treffen, besorge alle nöthigen Anordnungen, ich nehme die ganze Stadt für Ihr Vergnügen in Anspruch, ich fülle mein Schiff mit ihren kostbarsten Schätzen für meine Etoile, ich segle nach Hause, die Stürme gefährden mein Fahrzeug und die Windstille hält es auf, aber endlich erreiche ich die Heimath meiner Liebe, eile ihr entzückt entgegen und wie werde ich empfangen? Mit Kälte, düsteren Mienen und Verachtung! Dies Alles, weil ein fremder Jüngling an unserer Küste Schiffbruch leidet und Ihre Ohren mit einer Verleumdung füllt, der Sie bereitwillig Glauben schenken und auf welche hin Sie mich ohne Beweis von seiner Seite, oder Vertheidigung von der meinigen verurtheilen!«

»Darauf muß ich antworten! Er hat meine Ohren nicht mit Verleumdungen gefüllt! Selbst wenn er das gethan hätte, so würde ich es nicht haben glauben können! Die Wahrheit kam zu natürlich, zu sehr als Schickung der Vorsehung heraus, als daß man es hätte für eine Lüge halten können! Wir sprachen Beide zufällig von Ihnen – er, als von seinem theueren auf dem Mercur umgekommenen Schwager, ich, als von meinem bei dem Schiffbruch des Mercur geretteten geehrten Vormund. Aber als wir auf diese Sache kamen, blitzte die Wahrheit hell und strahlend hervor. Sie ließ sich nicht verkennen. Und diese Wahrheit blieb auch nicht ohne Beweise – eine Menge Umstände, die einzeln unbedeutend, aber vereint überwältigend sind, stiegen zur Bestätigung des Zeugnisses in

meinem Gedächtniß auf, und mein eigener ernster, tiefster Instinkt. – den ich schon lange gefühlt und stets unterdrückt hatte – erhob sich, um sie zu bestätigen. Und wenn mir auch Ihr Fall als keiner Vertheidigung fähig erscheint, so bin ich doch bereit, zu hören, was Sie dafür zu sagen haben.«

Julius Luxmore war schlau: er richtete die Augen auf ihr Gesicht und sagte mit salbungsvollem Ernste:

»Meine Etoile, der Inhalt meiner Vertheidigung ist kaum für Ihre zarten Ohren geeignet. Meine Leidenschaft für die schöne Barbara war Nichts, wie eine knabenhafte Flamme, die bald von selbst hätte verlöschen müssen. Aber es gab gewisse wichtige Gründe, warum die Familie der Miß Brande ihre baldige Verheirathung wünschte. Sie benutzten daher meine kindische Zuneigung, mißbrauchten meine Unerfahrenheit, mit einem Worte, sie verleiteten mich zu einer Verlobung mit dieser gefallenen Göttin, und, ich würde unzweifelhaft schließlich das unglückliche Opfer geworden sein, wenn ich nicht so *glücklich* gewesen wäre, mit dem Schiffe ihres Vaters, dem Mercur, Schiffbruch zu leiden, mich gerettet und mit der alleinigen Vormundschaft einer verwaisten Erbin betraut zu sehen, zu deren Aufsuchung und Pflege ich verpflichtet war. Etoile, ich suchte und fand Sie, den einzigen Engel meines Lebens, welchen ich mit fortwährender wachsender Kraft vom ersten Augenblick unseres Zusammentreffens an bis auf den heutigen Tag geliebt habe. Etoile, das ist meine Vertheidigung.«

Auf Alles dies antwortete Etoile nur:

»Wenn es möglich wäre, Mr. Luxmore, daß ich noch schlechter von Ihnen denken könnte, wie vor einer Stunde, so möchte Ihre Vertheidigung dies herbeigeführt haben. Während ich Sie anhöre, fühle ich mich versucht, zu glauben, das ein böses Herz den Verstand, eines Menschen so trüben müsse, daß er keine genügende Geisteskraft mehr besitzt, um irgend Jemand zu täuschen, außer diejenigen, deren Beobachtungsvermögen aus dem gleichen Grunde verdüstert wird. Ueberdies ist Ihre Maske vollständig während des ›kurzen Wahnsinns‹ gefallen, dem Sie vor kurzer Zeit unterlagen, Mr. Luxmore.«

Die Einfachheit ihres Charakters, welche Julius Luxmore so lange mißbraucht, auf welche er sich zur Erreichung seiner Zwecke verlassen hatte, wurde jetzt gegen ihn gewendet, und das ehrliche Urtheil ihres offenen Geistes wurde mit einer Deutlichkeit und Klarheit gegeben, deren nur ein so unerfahrenes Wesen unter solchen Umständen fähig sein konnte.

Julius Luxmore, der jetzt größere Gewalt über sich hatte, wie vorher, schwieg eine Zeit lang, um nachzudenken, wie er handeln sollte. Dann begann er den Angriff wieder. Ueberredungen, und Drohungen wurden abwechselnd benutzt, aber immer vergebens.

Ihre Neigungen, ihr Verstand und ihre Befürchtungen wurden nacheinander und fruchtlos in Anspruch genommen, und sie verbrachten zwei Stunden mit einer Discussion, deren Mittheilung langweilig sein würde, da sie doch nur immer eine Wiederholung desjenigen war, was schon seinen Ausdruck gefunden hatte.

Als endlich Luxmore alle seine Bemühungen, sie zu seinen Wünschen zu bewegen, nutzlos fand, verlor er wieder die Geistesgegenwart, trat dicht an sie und rief in dem tiefen Tone der höchsten Wuth:

»Ganz wohl, Mädchen! Da Du meine Liche verachtest, so sollst Du meine Macht fühlen!«

»Ich bemitleide Sie fast, daß Sie so schwach sind, zu glauben, daß Sie mich einschüchtern können,« antwortete das wackere Mädchen ruhig.

»Leugnest Du meine Macht?« fragte er in grimmigem Tone.

»Ich beabsichtige, von Ihnen, da Sie das in Sie gesetzte Vertrauen mißbraucht haben, an das Vormundschaftsgericht zu appelliren,« antwortete sie ruhig.

»Wirklich! – Ha! ha! ha! Ei, Kind, Du bist eine Gefangene! Du sollst dieses Zimmer nicht verlassen, wenn Du nicht als meine Gattin über dessen Schwelle schreitest.«

»In diesem Falle werde ich hier bleiben, bis meine sterbliche Gestalt in Asche fällt. Aber Sie irren sich, Mr. Luxmore, ich werde durch einen Freund, der mit dem ganzen gegen mich ausgeübten Unrecht bekannt gemacht worden ist, um Gehör vor dem Vormundschaftsgericht bitten.«

»Aha! der – der – Schurke Willful Brande!« rief Luxmore mit vor Wuth gebrochener fast tonloser Stimme.

»Nein, Sir, aber durch einen alten Herrn, zu welchem Mr. Brande gehen soll,« antwortete Etoile, indem sie den Faden abschnitt und ruhig die vollendete Arbeit einpackte.

»Das soll er! Aber das wird einen Aufschub gewähren, während dessen Du in meiner Macht sein wirst – und dann – während dieser Zeit! –«

»– will ich Gott vertrauen, gewissenloser Sünder! Und es soll mir nichts Böses zustoßen!« sagte Etoile und erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

Aber Julius Luxmore kam ihr mit Blitzesschnelle zuvor, ging an ihr vorüber, hinaus und verschloß die Thüre vor seiner Gefangenen.

SECHSUNDVIERZIGSTES KAPITEL. PLÄNE UND GEGENPLÄNE.

Willful ging inzwischen vor dem Hause auf und ab und kann über die seltsame Lage des schönen freundlosen Mädchens nach. Jemehr er über dem Charakter und die Lage ihres Vormundes nachdachte, um so fester wurde er von der dringenden Nothwendigkeit überzeugt, daß sie schleunigst aus seiner Macht befreit werden müsse. Er war überzeugt, daß sich Julius Luxmore nicht bedenken werde, sich jedes Mittels zur Erreichung seines Zweckes zu bedienen. Die Frage, womit sich sein Geist beschäftigte, war, wie er ihre Befreiung bewerkstelligen solle. Während er diese Aufgabe zu lösen suchte, fiel sein Blick auf den alten Timon, der allein durch den Garten schlenderte. Er hatte während der Zeit, daß er sich auf der Insel befand, die innige Hingebung dieses bejahrten Dieners bemerkt. Er ging schnell die Stufen hinunter, über den Rasenplatz und in den Garten, wo sich der Alte befand.

Timon nahm den Hut mit seinem gewöhnlichen »Ihr Diener, Master,« ab.

»Timon, komm tiefer in den Schatten. Ich wünsche wegen Deiner jungen Herrin mit Dir zu sprechen. Sage mir, wen Du mehr liebst, Miß L'Orient oder Mr. Luxmore?«

Timon blickte mit schlaudem, verständigem Lächeln auf und sagte:

»Junger Herr, ich sehe, wie es geht! Ich habe bemerkt, wie Mr. Luxmore heute aus dem Boote kam und auch Miß Etoile beobachtet. Ich sehe, daß ihn jetzt nicht leiden kann, und was mich anbetrifft, junger Master, so bin ich bereit, Alles auf dieser Welt zu thun, um das Glück Miß Etoile's zu befördern.«

Willful erröthete über eine mögliche Mißdeutung seiner Beweggründe, selbst durch diesen niedrigsten aller Beurtheiler, und beeilte sich, zu antworten:

»Die Veränderung der Ansicht Deiner jungen Herrin über ihren Vormund hat die allerbesten Gründe, und es ist Nichts weiter zur Beförderung ihres Glückes nöthig, wie sie seiner Gewalt zu entreißen und sie unter den Schutz ihres alten Freundes Doctor Cramton zu stellen, von dessen Hause aus sie sich an das Vormundschaftsgericht wenden kann.«

Während Willful Brande diese vertrauliche Mittheilung machte, beobachtete er sorgfältig das Gesicht des Greises, dessen ehrliches Auge keinen Moment zuckte und der jetzt antwortete:

»Sie können mir bis zum Tode in Bezug auf Alles vertrauen, was das Beste Miß Etoile's betrifft.«

»Ich glaube Dir. Aber giebt es unter den Frauen eine, für deren Treue in dieser Hinsicht Du einstehen könntest – Denn Miß L'Orient muß bei ihrer Flucht weibliche Begleitung haben.«

»Ich kann für meine Alte einstehen, – weiter Nichts. Allerdings sind die Anderen ehrlich genug und lieben Miß Etoile auch genug, aber dann fürchten sie auch Mr. Julius und ich würde ihnen daher nicht gern trauen.«

»Kannst Du mir ein Boot verschaffen – warte einmal – zwischen Mitternacht und Tagesanbruch?«

»Wer, ich? Das glaube ich wohl, junger Master. Ich habe die Oberaufsicht über die Boote.«

»Dann wähle ein gutes, gesundes, sicheres Boot, das Du und ich führen können. Kannst Du nun um diese Stunde das Boot an der Krystallbucht in Bereitschaft halten, Timon?«

»Allerdings, Master.«

»Wie wirst Du die Zeit wissen können?«

»Ich werde bis Mitternacht wachen. Ich weiß an dem Krähen der Hähne immer, wenn es Mitternacht ist, und kann doch gewiß eine Stunde oder zwei darüber hinaus rathen. Jedenfalls können Sie sich darauf verlassen, wenn ich auch ein paar Minuten vor zwei Uhr komme, so werde ich doch sicher keine Secunde später da sein!«

»Ganz wohl. Sei wachsam und treu, so sollst Du gut belohnt werden,« antwortete Willful. Und nach einer weiteren unwesentlichen Besprechung über die Einzelheiten des Planes trennten sich die Beiden – der Alte, um vorsichtig die nöthigen weiteren Vorbereitungen zur Flucht

zu treffen, und der Jüngling, um sich in das Haus zu begeben und wo möglich ein Mittel zu finden, um Etoile seine Absicht mitzutheilen. Als er den Ort verließ, drangen schnell sich entfernende Schritte zu seinen Ohren. Er lauschte und sah sich um, aber da er weder Jemanden sah noch hörte, so glaubte er, daß die fliehenden Schritte diejenigen eines Kalbes seien, das er in geringer Entfernung uneherspringen sah, und eilte daher mit wiedererwachtem Vertrauen weiter.

Er hatte die Baumgruppe kaum verlassen, so kam ein Mann aus derselben und schlug mit der Miene des Hasses und gehofften Triumphes einen näheren Weg nach dem Hause ein, das er unbemerkt vor der Ankunft des Midshipman erreichte.

Als Willful Brande eintrat, begegnete ihm ein Bedienter, der ihn einlud, in das Speisezimmer zu kommen, wo er den Tisch gedeckt und den Geistlichen und den Advocaten, sowie Mr. Luxmore fand, die augenscheinlich auf ihn warteten.

»Meine Herren, ich bringe Ihnen die Entschuldigungen Ihrer jungen Wirthin, die ein plötzliches, leichtes Unwohlsein an ihr Bette fesselt. Bitte, setzen Sie sich,« sagte Mr. Luxmore und nahm am oberen Ende des Tisches Platz. Das Mahl bestand aus allen Leckerbissen der Jahreszeit. Ein Bedienter trug von dem Buffet Thee und Kaffee auf.

»Etoile ist also eine Gefangene,« dachte Willful, der sich durch den Vorwand keinen Augenblick ließ – »aber

es müßte schlimm gehen, wenn ich nicht ein Mittel fände, sie vor morgen zu befreien.«

Das Unwohlsein der jungen Dame sollte später unzweifelhaft als Erklärung für die Verzögerung der Trauung angegeben werden.

Als sie Alle das Speisezimmer verließen, ging Willful Brande in seine Stube, schrieb ein paar Zeilen auf ein Stückchen Papier, rollte es zu einem kleinen Packet zusammen, kehrte nach der Halle zurück, und ging zwischen dem Vorsaale und der Thüre hin und her, bis er Gelegenheit fand, die Rolle Moll zu übergeben und ihr zuzuflüstern:

»Gieb dies Deiner jungen Herrin sobald als möglich.«

Moll verbarg das Papier mit einem Nicken des Einverständnisses.

Die in ihrem Zimmer eingeschlossene Etoile faßte sich inzwischen in Geduld. Ihre Hoffnung beruhete auf der Vorsehung und auf Willful Brande Obgleich seit der Unterbrechung ihrer Flucht zwischen ihr und dem Jüngling kein vertrautes Wort gewechselt ward, hatte sie doch die Ueberzeugung, daß er sie nicht verlassen, sondern bei der ersten Gelegenheit von der Insel abfahren und die Sache ihrem alten Freunde Doctor Cramton mit der Bitte melden werde, daß er sich ihretwegen an das Vormundschaftsgericht wende. Sie kannte aber auch die Gefahr, welcher sie bis dahin fortwährend durch die Gewissenlosigkeit ihres Vormundes ausgesetzt war. Sie zweifelte sogar, ob er jetzt ihrer täglichen Dienerin erlauben werde, zu ihr zu kommen.

Die Nacht brach herein und sie hörte aus der Ferne das Klirren von Silberzeug und Porzellan, die Töne der Vorbereitung zu der Abendmahlzeit. Nach einigen Minuten ging sie an ein Seitenfenster, blickte hinaus und sah ihren Vormund mit hastigen Schritten auf das Haus zukommen. Sie schrak mit wachsendem Widerwillen gegen seine Nähe zurück und verließ das Fenster. Bald darauf hörte sie Willful Brande durch die Vorderthüre hereinkommen und dann Alle nach dem Speisezimmer gehen. Sie schloß ihr Fenster, um die Feuchtigkeit des Abends fern zu halten, welche sich bemerklich machte. Man hatte ihr keine Lichter gebracht, und sie setzte sich in der Dunkelheit nieder, um über ihre Lage nachzudenken.

Nach einiger Zeit hörte sie, wie die Gäste das Speisezimmer verließen, sich nach der Wohnstube begaben und daß Luxmore mit den beiden Herren sprach. Dann erkannte sie den einsamen Schritt Willful Brande's, der auf dem Gange hin und her wandelte, aber endlich schien er gleichfalls den Ort verlassen zu haben und Alles war still. Es verfloß eine halbe Stunde, dann wurde der Schlüssel in der Thüre umgedreht und ihr Vormund trat mit der alten Moll, die einen Präaentirteller mit Erfrischungen und einem Lichte trug, ein.

Als Etoile ihn eintreten sah, drehte sie ihm den Rücken zu und ging nach dem anderen Ende des Zimmers. Während die alte Moll eifrig damit beschäftigt war. Die Erfrischungen auf einen Tische aufzustellen, versuchte sie vorsichtig, dem Auge ihrer jungen Herrin zu begegnen,

und es gelang ihr endlich, einen bedeutungsvollen Blick mit ihr zu wechseln.

Mr. Luxmore ging im Zimmer auf und ab und beobachtete sie zuweilen, aber ohne daß er versucht hätte, sie anzureden.

Etoile ertrug dies eine kurze Zeit geduldiger Würde und sagte dann:

»Da Sie Ihre Macht dazu benutzen, mich hier gefangen zu halten, so sollten Sie wenigstens so viel gewöhnliches Zartgefühl zeigen, daß Sie sich enthielten, sich zu dieser unschicklichen Zeit bei mir einzudrängen.«

»Ich gebrauchte das Doppelte Recht Ihres Vormundes und Ihres zukünftigen Gatte, junge Dame. Und, Etoile, ich wünsche heute Abend wieder mit Ihnen zu sprechen,« antwortete er, dann wendete er sich an die Dienerin und setzte hinzu: »Moll, verlaß das Zimmer.«

Die Alte verbeugte sich, machte sich dann mit dem Löffel und der Gabel für ihre junge Herrin zu schaffen, und sobald Mr. Luxmore bei seinem Auf- und Abgehen ihnen den Rücken zudrehte, ließ sie schnell das zusammenge-rollte Billet Willful Brande's in ihre Hand gleiten und verließ dann das Zimmer.

Jetzt rückte Mr. Luxmore einen Stuhl neben Etoile und fing mit der ganzen Beredtsamkeit, die ihm zu Gebote frand, seine Bewerbung aufs Neue an. Das junge Mädchen hörte ihm mit aufgeworfenen Lippen zu, antwortete nur, wenn er eine directe Fragen an sie stellte, und dann,

auf eine Art und Weise, die jeden Anderen, wie den frechen Abenteurer, vor ihr hätte den Muth nehmen müssen und ihn fast um den Verstand brachte.

»Mr. Luxmore, es ist zehn Uhr – eine Stunde über meine gewöhnliche Schlafenszeit. Sie müssen einsehen, daß es nothwendig ist, daß Sie mich verlassen,« sagte sie endlich in einem Tone, der selbst den gewissenlosen Menschen vor ihr zwang, ihren Worten zu gehorchen.

»Ganz wohl! Ich habe Ihnen diese letzte Gelegenheit gegeben. Sie sind trotzig und mein Entschluß ist gefaßt.«

Als er das Zimmer verlassen hatte, rollte Etoile das Papier auf und las:

»Miß L'Orient, ich rathe Ihnen, sich zeitig niederzulegen und zu versuchen, von jetzt an bis zwei Uhr morgen früh so viel wie möglich zu schlafen. Um diese Stunde wird Jemand, der wacht, Sie wecken und ein Boot in der Kristallbucht warten, um Sie zu Ihren Freunden auf dem Festlande zu bringen.

W. B.«

Als Etoile dieses Billet las und die Aussicht auf ein baldiges Entkommen erhielt, klopfte ihr Herz freudig.

Willful Brande, dem der Anblick Julius Luxmore's und seiner vielleicht ergebenen Gäste ein Abscheu war, zog sich inzwischen auf sein eigenes Zimmer zurück, verschloß die Thüre und setzte sich an das Fenster, um die Zeit, so gut es ging, mit Sinnen oder mit der Betrachtung der dunklen nur von den Sternen beleuchteten Wasserfläche zu verbringen.

Bald nach zehn Uhr hörte er die von Mr. Luxmore geleiteten Gäste herankommen und sich in das Schlafzimmer begeben, die in demselben Stockwerke, wie das seinige, lagen. Er hörte ihren anmaßlichen Wirth voll Höflichkeit Abschied von Ihnen und hinunter gehen, und dann die gedämpften Bewegungen der Gäste, während sie sich zu Bette begaben. Dann wurde Alles still, bis es elf schlug.

»Zwölf – eins – zwei! Noch drei Stunden! Wie soll ich sie in dieser Finsterniß und Einsamkeit durchleben!« rief Willful im Geiste.

Er zog die Schuhe aus und ging leise eine Zeit lang im Zimmer auf und ab. Als er dann dessen überdrüssig wurde, legte er sich auf sein Bette. Aber da er fand, daß absolute körperliche Ruhe für seine geistige Aufgeregtheit nur noch unangenehmer war, so sprang er wieder auf und ging nochmals hin und her.

Wie unerträglich lang wurde ihm die Zeit!

Es schlug zwölf Uhr! Noch zwei Stunden! Wann sollten sie endlich vorüber sein? Jedenfalls mußte die gewöhnliche Zeitrechnung ganz falsch sein! Er hatte Jahre verlebt, die ihm kürzer erschienen, wie diese Ewigkeit von Stunden. Er warf sich wieder auf das Bette und zwang sich eine Zeitlang, still zu liegen.

Er hatte so ein paar Minuten gelegen, als er in dem tiefen Schweigen zu hören glaubte, wie ein Schlüssel im Schlosse umgedreht wurde und sich Schritte nach der Treppe zu bewegten. Er lauschte, Alles war still.

»Es ist vielleicht einer von den Gästen gewesen,« sagte er bei sich und beschloß vollkommen ruhig zu bleiben, damit seine Bewegungen nicht gleichfalls Aufmerksamkeit erregten. Aber seine Besorgniß wuchs, es schlug eins! »Nur noch eine Stunde! Aber o! diese Stunden scheinen Ewigkeiten zu sein!« sagte er, als er sein Lager verließ, an das Fenster ging und dort niedersetzte.

Er blickte hinaus, aber Alles war so finster, daß selbst für seine geübten Augen die Häuser und Bäume am Lande, das Wasser und die Erde und der Himmel nur einen kaum bemerkbaren Unterschied in dem dunklen Schatten darboten.

Dann warf er sich wieder auf sein Lager, wurde nochmals ungeduldig und sprang auf, um im Zimmer hin und her zu gehen, und setzte sich dann wieder an das Fenster.

Endlich flößte ihm sein guter Engel den Gedanken ein, daß er einen Theil der langsam verfließenden Zeit mit Gebeten für den Erfolg seines Unternehmens nützlich verbringen könne. Er sank auf die Kniee und betete, daß er von jeder eigennützigen Absicht befreit werden und der freundlosen Waise nur aus Rücksicht auf deren Interesse dienen und daß »der Vater der Vaterlosen« seine Bemühungen für sie mit Erfolg krönen möge. Als er sich von den Knieen erhob, schlug es *zwei*!

Er nahm den Hut, schlich sich leise an die Thüre und wollte sie öffnen.

Die Thüre war fest verschlossen! Er war ein Gefangener!

Die Entdeckung und der Gedanke an die möglichen Folgen derselben lähmte auf einen Augenblick fast seine Energie! Aber im folgenden Augenblicke fand er seine Geistesgegenwart und Gewandtheit wieder. Er erinnerte sich plötzlich eines Meisels, der lange auf dem Kaminsims gelegen hatte. Er brauchte nur wenige Minuten dazu, um das Instrument zu nehmen und mit Hilfe desselben den Riegel des Schlosses zurückzuschieben und sich zu befreien. Dann eilte er leise durch die stille dunkle Halle und die Treppe hinab.

Unten war Alles so still und finster, wie der Tod und die Unterwelt.

Er öffnete vorsichtig die Thüre, ging langsam um das Haus, bis er sich unter dem Fenster des Boudoirs Etoile's befand. Dort lehnte eine Leiter an der Mauer.

»So weit gut! Timon ist pünktlich in der Herbeibringung dieses Mittels zur Flucht gewesen,« dachte er, stieg ein paar Sprossen hinauf und rief mit leiser Stimme:

»Miß L'Orient!« Er lauschte. Aber es antwortete keine Stimme.

Er stieg weiter hinauf und rief lauter, aber ohne Erfolg.

Da er im höchsten Grade ängstlich wurde, so stieg er bis auf die oberste Sprosse, steckte den Kopf durch das Fenster und rief dringend:

»Miß L'Orient! Miß L'Orient!« aber Alles war dunkel, kalt und still.

»Jetzt ist keine Zeit für falsche Delicatesse. Sie muß mir verzeihen, da ich gute Absichten habe,« sagte Willful im höchsten Grade beunruhigt, während er sich durch

das Fenster drängte, durch das Boudoir und das anstoßende Zimmer tappte und dabei fortwährend den Namen Etoile rief. Aber kein Laut und keine Bewegung antwortete ihm: Alles war dunkel und still, wie der Tod und das Grab.

Etoile war fort!

Willful eilte fast außer sich vor Schrecken durch das Fenster, die Leiter hinab und lief mit rasender Hast geradewegs nach der Hütte Timon's, an deren Thüre er gebieterisch klopfte und rief:

»Timon! Timon! Bist Du da? Was hat das zu bedeuten?«

»Gott behüte Sie, Mr. Willful, Herzchen! Kommen Sie selbst herein! Ich kann mich nicht rühren! Ich bin auch Händen und Füßen gebunden,« antwortete die Stimme des Alten.

Willful schieß die Thüre auf und trat in die Hütte, die ebenso dunkel war, wie alle anderen Orte in dieser finsternen Nacht.

»Suchen Sie dort auf dem Brete die Zündhölzer und das Licht, Herzchen, und zünden Sie es an und dann will ich Ihnen Alles erzählen,« sagte Timon aus der Dunkelheit.

Willful fand ein Zündhölzchen und machte Licht, welches ihm die Gestalt des armen alten Timon mit starken Stricken an Händen und Füßen gebunden und am Boden seiner Hütte ausgestreckt zeigte. Er ergriff, ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, ein scharfes Messer, durchschnitt die Stricke und half dem alten Manne aufstehen.

»Nun, was hat dies Alles zu bedeuten?« fragte Willful.

»Ich kann es Ihnen nicht sagen und wenn es mein Leben kostete, Master, aber ich denke, Master Julius hat uns belauscht und überlistet! Denn ungefähr vor einer Stunde kam er hierher, warf mich nieder, band mich und ließ mich hier zurück, ohne ein Wort zu sagen.«

Ein furchtbarer Gedanke stieg in Willful auf.

»Komm, folge mir schnell nach dem Boote!« sagte er und eilte in die Nacht hinaus.

Der Alte eilte ihm nach, so schnell das Alter und die Gebrechlichkeit erlaubte.

Sie erreichten die Krystallbucht gerade noch, um deutlich zu erkennen, wie ein Boot das Ufer verlassen habe, und jetzt ungefähr eine Viertelmeile weit draußen auf dem Meere sei.

»Er hat sie fortgeführt! Er kann es nicht gewaltsam gethan haben, da das Lärm gemacht haben müßte, der zu anderen Ohren gedrungen wäre! Er hat sie listiger Weise fortgeschafft. Er wird sie auf sein Schiff schaffen! Schnell, mache ein Boot zurecht und laß uns eilig rudern; ich will dorthin folgen – ich will jedes Schiff entern – ich will sie retten oder sterben!« rief Willful energisch.

»Dann wird es sterben heißen, Master, aber Niemand soll den alten Timon in seinen alten Tagen einen Feigling nennen,« sagte das arme Geschöpf, das mit der Miene eines Märtyrers fortging, um ein Boot in Bereitschaft zu setzen.

Aber Willful wollte den alten Mann sein Leben nicht dadurch auf das Spiel setzen lassen, daß er ihm erlaubte, ihn zu begleiten, und er stieg allein in das kleine Boot, brauchte beide Ruder und führte es schnell über das Wasser dahin. Er konnte das andere Boot nicht mehr sehen, ruderte aber geradewegs auf das ferne Schiff zu, das er an dem Lichte an der Mastspitze desselben erkannte, und natürlicher Weise für das von Julius Luxmore gemiethete hielt.

Sein leichtes Boot flog wie ein Seevogel über die Fläche der Bay und gelangte bald an dem Schiffe an.

Er kletterte, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, die Leiter hinauf, und fand sich auf dem Verdeck seiner Schwester Barbara Brande gegenüber, deren Schiff dort vor einer Stunde vor Anker gegangen war!

»Willful!«

»Barbara!«

Sie blickten einander erstaunt einen Augenblick an und umarmten sich dann herzlich.

Und während sie mit hastigen Erklärungen beschäftigten, müssen wir zurückkehren, um zu sehen, was aus Etoile geworden ist.

Wir haben gesagt, daß ihr Herz freudig klopfte, als sie das Billet Willful Brande's las und die Hoffnung auf schnelle Befreiung erhielt. Aber es war ihr unmöglich, dem Rathe desselben zu folgen und sich schlafen zu legen. Es gab für ihren aufgeregten Geist diese Nacht keine Ruhe. Aber das Mädchen war jung und sehr kräftig, und der Verlust einer einzigen Nacht konnte sich ihrer guten

Constitution kaum fühlbar machen. Sie löschte daher das Licht aus, verriegelte die Thüre, schloß die Läden und setzte sich an das Fenster, um bis zwei Uhr zu wachen und zu warten. Um elf schien Jedermann Hause zu Bette gegangen zu sein. Um zwölf ließ sich voraussetzen, daß Alle in Schlaf versunken seien. Noch blieben zwei Stunden der langen Nacht übrig – Stunden, wo die ganze Natur in todtenähnliche Ruhe versunken zu sein schien. Dann hörte sie, da jeder Nerv durch das Lauschen angespannt war, unter ihrem Fenster leise ihren Namen rufen. Sie öffnete schweigend den Laden und murmelte leise:

»Sprechen Sie nicht wieder. Ich bin da.«

Dann zog sie den Kopf wieder zurück, nahm schnell Hut und Mantel, und erschien wieder am Fenster, an welchem eine kurze Leiter lehnte.

Eine Gestalt, die sich in einen weiten Mantel gehüllt hatte, obgleich es Juli war, wartete am Fuße derselben. Etoile stieg leicht die Sprossen hinab und wurde von dem Manne empfangen, der sich verbeugte, ihr ein Zeichen des Schweigens gab und vorausging. Etoile folgte ihm mit lebhaft klopfendem Herzen. Sie schlugen Beide die Richtung nach der Krystallbucht ein. Der Pfad war schmal, da er für gewöhnlich nur von einem Paar kleiner Füße betreten wurde. Er führte durch den dichtesten Theil des Gehölzes, welches die Insel umgürtete.

Der Führer ging schweigend voraus. Etoile folgte – das Klopfen ihres Herzens, das Beben ihrer ganzen Gestalt verbannte den Wunsch zu sprechen.

Es war noch immer sehr dunkel, so daß selbst, als sie aus dem Gehölz kamen, der Rand des Ufers und die Wasserfläche nur einen geringen Unterschied im Schatten darboten. Das Boot in der kleinen Bucht sah nur wie ein schwarzer Flecken auf dem dunklen Wasser aus. Das Boot war allein.

»Wo sind meine Diener? Sollen Moll und Timon mich nicht begleiten?« fragte Etoile, die jetzt zum ersten Male sprach, in leisem Tone.

Aber ihr Führer erhob den Finger um ihr vollständiges Schweigen zu empfehlen und ergriff ihre Hand, um ihr beim Einsteigen zu helfen.

Eine seltsame Ahnung in Bezug auf die Abwesenheit ihrer Diener erfaßte das Herz Etoile's. Aber da sich kein Verdacht eines Verrathes mit ihren Gefühlen mischte, und da ihr Vertrauen auf Willful Brande unerschüttert blieb, trat sie fest in das Boot und setzte sich in das Heck. Ihr Begleiter folgte, setzte sich in die Mitte, nahm die Riemen und fing an, sie zu gebrauchen. Das Boot glitt schnell über die dunkle Oberfläche der Bucht hinaus auf das Meer. Der Ruderer richtete schweigend den Lauf desselben nach der westlich gelegenen Seite von Northumberland. Der Führer blieb stumm, als ob er nicht sprechen könne, und als sich jetzt Etoile mit diesem zurückhaltenden Begleiter allein auf dem Wasser sah, blieb sie in Folge eines Gefühles der Schamhaftigkeit gleichfalls still. Ihre Befürchtungen wuchsen. Es schien jetzt, wo sie sich so weit vom Lande befanden, keine Nothwendigkeit für die Fortsetzung dieses Schweigens zu geben. Etoile

wurde unruhiger, sie gerieth in Aufregung und konnte es nicht länger ertragen, sondern sagte in leisem, bewegtem Tone, so daß selbst der Klang ihrer eigenen Stimme inmitten der tiefen Stille sie nur noch um so mehr erschreckte:

»Mr. Brande, entschuldigen Sie, aber wo sind meine Diener? Warum sind sie nicht gekommen?«

Ein leises verächtliches Lachen antwortete Ihr.

»Mein Gott! Ich bin verrathen!« rief Etoile mit einem erstickten Schrei.

»Sie sind in eine Falle gelockt, schöne Verschwörerin!« antwortete die Stimme Julius Luxmore's.

»O Jammer! O Gott, hilf mir in meiner bitteren Noth,« rief sie im Tone ergreifenden Schmerzes und verbarg das Gesicht in den Händen und ließ den Kopf auf den Busen sinken.

Die Verzweiflung betäubte Etoile fast – Luxmore der durch ihre Zurückweisung und ihre Verachtung zur Wuth gebracht worden war, freute sich jetzt mit der Bosheit eines Satans über den Anblick ihrer Schmerzen. Aber schon bestrebte sich der heldenmüthige junge Geist, sich wieder von dem Schlage zu sammeln und die betäubende Last der Verzweiflung abzuschütteln.

»Was hat dies zu bedeuten, Erbärmlicher?« fragte sie endlich mit wachsender Entrüstung, indem sie den schönen Kopf erhob.

»Das will ich Dir sagen, meine Schöne!« antwortete Luxmore im Tone triumphirender Bosheit. »Dies hat zu bedeuten, daß ich Deinen hoffnungsvollen Gast, Willful

Brande, beargwöhnte, ihn beobachtete und ihn bei einer Berathung mit Deinem anderen Freunde und Leiter, dem alten Timon, ertappte, ihre Pläne zu Deiner Befreiung entdeckte und beschloß, es nicht allein zu verhindern, sondern sie auch dazu zu benutzen, Dich vollständiger in meine Macht zu bekommen. Ich ließ daher den alten Timon fesseln, schloß Master Willful sorgsam in sein Zimmer ein und erschien an seiner Stelle unter dem Fenster.«

»Bösewicht! Warum haben Sie das gethan?« rief das junge Mädchen entrüstet.

»Schimpfen Sie mich nicht so, so will ich Ihnen Alles erzählen, Liebe,« antwortete Luxmore mit einer bedächtigen Milde des Tones, welche die Süßigkeit der Rache zu verkünden schien – »ich will es Ihnen sagen, Geliebte! So lange Sie auf der Insel blieben, waren Sie gewissermaßen nicht in meiner Gewalt, denn es befanden sich ein Geistlicher und ein Advocat dort, um Nichts von Ihrem Liebhaber zu sagen, die Sie im Nothfalle hätten schicken können. Aber, als ich Sie bei dem Plane ertappte, die Insel zu verlassen, benutzte ich die Gelegenheit, Sie in die Falle zu locken! Ihr Leben und Ihre Ehre stehen jetzt ganz in meiner Macht.«

Etoile faltete krampfhaft die Hände und warf die Blicke verzweiflungsvoll, wie in dem hoffnungslosen Flehen um Beistand, auf die einsame Fläche des Meeres und des Himmels. In späteren Jahren erinnerte sie sich des düsteren, stillen Schauspieles als ob es ihrem Geiste eingeprägt worden wäre. In geringer Entfernung lag ein undeutlich zu erkennendes Schiff vor Anker. Eine an dessen

Spitze brennende Laterne warf ein langen Lichtstrahl gerade auf ihren Weg.

Sie wendete den Blick von dieser traurigen Aussicht ab, und richtete ihn auf die dunkle Gestalt ihres Führers.

»Verräther! Wohin führen Sie mich?«

»Das will Ihnen sagen, Liebchen! Nach der Küste von Northumberland, in eine einsame Hütte, deren Schlüssel ich habe, die das Boudoir meiner Braut werden soll, und aus welcher sie nur zu gern hervorgehen wird, um unsere Verbindung durch den Staat und die Kirche weihen und bestätigen zu lassen,« antwortete er mit dämonischer Bosheit.

Etoile, die den Sinn dieser Worte nicht verstand, wohl aber begriff, daß sie etwas Entsetzliches enthielten, fuhr auf und wich zurück, so weit sie konnte. Sie näherten sich jetzt jenem langen Lichtstreifen, von der Laterne an dem auf ihrem Wege vor Anker liegenden Schiffe. Sie warf einen erschrockenen Blick auf das Wasser darunter, und schaute dann verzweifelnd nach dem Schiffe jenseits desselben. O, jenes Schiff das so nahe und doch zur Hilfe so weit entfernt war! Julius Luxmore sah sowohl den Blick, wie die Geberde, lachte laut auf und rief verächtlich:

»Aha, Schönste! Selbst Sie sehen endlich ein, daß Sie mir nicht entgehen können –,« zog die Ruder ein, sprang ohne Rücksicht auf die Gefahr, das Boot umzuwerfen, auf sie zu, und würde sie erfaßt und umarmt haben, wenn sich nicht Etoile mit einem furchtbaren Schrei in

das Meer gestürzt hätte, dessen Wogen sich sofort über ihrer Gestalt schlossen.

Diese Handlung war so plötzlich, so erschreckend gekommen, daß Julius Luxmore einen Augenblick, vom Schrecken gelähmt, unbeweglich blieb, aber im folgenden Augenblicke warf er schnell den Rock ab und hielt sich bereit für ihr Wiederauftauchen.

Sie kam in einiger Entfernung und etwas näher bei dem Schiffe wieder an die Oberfläche, und versuchte nach Letzterem zu schwimmen, aber da sie durch ihre Kleidung gehindert und niedergezogen wurde, so kam sie nicht vorwärts, und bemühte sich sogar vergebens, sich oben zu erhalten. Als Julius Luxmore aus seiner ersten Bestürzung wieder zu sich kam und ihre Gefahr sah, trieb er mit einem Rufe triumphirender Rachgier auf sie zu. Er hätte sie bei diesem ungleichen Wettkampfe bald erreichen und sich seiner Beute wieder bemächtigen müssen, wenn sich nicht im folgenden Augenblicke ein kräftiger Schwimmer von dem Schiffe herabgelassen hätte und wacker auf das sinkende Mädchen zugeschwommen wäre, dessen Gestalt er ergriff, die Leiter hinauf und auf das Verdeck der Meerkönigin trug – denn es war das Schiff Barbara Brande's, das erst vor einer Stunde hier vor Anker gegangen war.

Die halb erschöpfte, halb erstickte Etoile stieß einen krampfhaften Seufzer aus, als sie wieder zu sich kam, um ihrem wackeren Retter zu danken, und erkannte Willful Brande!

»O, der Himmel möge es Ihnen belohnen! Aber wie sind Sie hierhergekommen, den ich auf der Insel gefangen glaubte?« rief sie mit tief bewegter Stimme.

»Das will ich Ihnen sogleich sagen, junge Dame, aber jetzt erlauben Sie, daß ich Sie meiner Schwester vorstelle,« sagte er als Barbara von der hinteren Kajüte her zu ihnen kam.

Aber noch ehe sie sich trafen, und während Willful sprach, stieß ein Boot an das Schiff, und Julius Luxmore sprang die Leiter herauf und auf das Verdeck.

»Wo ist das Mädchen, das Sie aufgefischt haben, Bursche? Uebergeben Sie es mir! Es ist mein entflohenes Kind!« rief er, während er auf die Gruppe zukam.

»Retten Sie mich! Retten Sie mich!« rief Etoile, und warf sich schuttsuchend an die Brust Barbara's.

»Beruhigen Sie sich, Sie sind gerettet!« antwortete die tiefe, leise Stimme des edlen Mädchens, das den einen Arm um die schlanke Gestalt des bebenden Mädchens schlang, und den anderen mit ausgestreckter Hand erhob, um den Andringenden zurückzuweisen.

»Uebergeben Sie dieses Kind augenblicklich seinem natürlichen Beschützer!« rief er in gebieterischem Tone. Es war jetzt an diesem Theile des Schiffes noch so dunkel, daß er, da er sich noch einige Schritte entfernt von ihnen befand, Diejenige, mit welcher er sprach, nicht erkannt hatte.

»Zündet die Laternen an!« befahl Barbara mit der klaren, schallenden Stimme, die ihm als ein bekannter, aber lange nicht gehörter Ton erschien.

Und im Augenblicke darauf flammten auf allen Theilen des Schiffes Lichter und ließen sämmtliche auf dem Verdeck Versammelte deutlich erkennen.

Und Barbara Brande und Julius Luxmore standen einander gegenüber! Der Verräther bebte eine Secunde vor ihrem ruhigen, klaren, gebieterischen Blicke zurück, aber im folgenden Augenblicke faßte er wieder Muth und sagte mit verzweiflungsvoller Zuversicht:

»Geben Sie meine Mündel heraus! Ich bestehe darauf!«

»Nun, dann bestehen Sie darauf, wenn es Ihnen Spaß macht!« antwortete Barbara mit kalter Verachtung.

»Wollen Sie meine Mündel herausgeben?« fragte er voll Wuth.

»O, gewiß, wie können Sie daran zweifeln?« spottete Barbara.

»Antworten Sie ernstlich, Weib!«

»Es würde thöricht sein, Ihnen ernstlich zu antworten; als ob Sie ein Recht zum Fordern hätten!«

»Lassen Sie das Kind los, ich befehle Ihnen, Mädchen!« rief er wüthend.

»Wie gern würde ich Ihrem Befehle gehorchen, besonders da die Tyrannen *anbete!*« höhnte Barbara.

Er trat, vor Wuth außer sich, näher, um das Mädchen zu packen.

»Zurück, Sir, auf Ihre Gefahr!« donnerte Barbara mit drohend blitzenden Augen und gebieterisch ausgestrecktem Arme.

Luxmore bebte vor dem Sturme zurück, den er heraufbeschworen hatte.

Willful war zu seiner Schwester geeilt, um sie und ihren Schützling zu vertheidigen.

»Zurück, Willful, mein Sohn! Edwy, rufe alle Mann herauf!« befahl sie.

Und im folgenden Augenblicke erschienen sämmtliche Leute auf dem Verdeck.

»Jetzt hören Sie mich an, Julius Luxmore. Sie können die Macht über dieses Mädchen weder durch das Gesetz, noch durch Gewalt, noch durch List wieder erlangen! Es steht Ihnen frei, sich ruhig zu entfernen, und wenn Sie binnen zwei Minuten nicht das Schiff verlassen haben, so lasse ich Sie in Eisen legen und an das nächste Gericht abliefern.«

»Mit welchem Rechte wagen Sie dies zu thun, gewissenloses Weib?« rief Luxmore im Tone der tiefsten Wuth.

»Das eine Frage, die ich vor dem geeigneten Tribunale zu beantworten wissen werde. Sie haben die Bedingungen gehört, unter welchen Ihnen gestattet werden soll, sich in Frieden zu entfernen. Eine Minute ist verflossen. Ich habe mit Ihnen weiter Nichts zu sprechen. Edwy, bringe die Handschellen her,« sagte sie mit ruhiger Entschlossenheit.

»Wölfin! Das sollst Du büßen!« rief Luxmore, der todtenbleich wurde, drohte ihr mit der krampfhaft geballten Faust und knirschte vor Grimm mit den Zähnen, während er die Leiter hinabstieg, um wieder in sein Boot zu steigen.

»Schiffbrüchig! schiffbrüchig! Schlimmer wie durch den Mercur! Verloren! verloren! Der Traum eines Mädchens und die Seele eines Mannes!« murmelte Barbara unwillkürlich im Tone tiefen Schmerzes, während sie seinem sich entfernenden Boote nachsah. Dann begrub sie ihre Verzweiflung tief in ihrem Herzen, blickte auf ihren bebenden Schützling, der sich noch immer an ihren Busen schmiegte, und sagte:

»Blicken Sie auf, armes Kind! Ihr Peiniger ist fort! Sie sind jetzt vollständig sicher. Kommen Sie hinunter und wechseln Sie den Anzug, um sich niederzulegen und zu ruhen.«

Es ging jetzt an zu dämmern.

Barbara nahm Ihren Schützling mit in die Kajüte hinunter, zog ihr das triefende Kleid aus, gab ihr dafür einen bequemen Anzug, ließ sie ein Glas einer Herzensstärkung trinken und führte sie in ihr eigenes Schlafzimmer, damit sie sich niederlegen und schlafen sollte. Aber ehe Etoile Ruhe suchte, knieete sie neben der Kojenieder und brachte dem Himmel für die Rettung ihres Lebens ihren stummen Dank. Barbara verweilte, bis das kleine Mädchen den Kopf auf das Kissen gelegt hatte, küßte sie dann, zog die Decke über ihre Schultern, schloß die Läden und schlich sich leise aus dem Zimmer.

Sie ging nach einer anderen Thüre und lauschte, ob sich dort Jemand rege. Das Schallen leichter Schritte und leiser Stimmen drang zu ihren Ohren; sie klopfte sanft, und die Thüre wurde ihr von Susanne Copsewood geöffnet.

»Ist Ihre Herrin wach, Susanne?«

»Ja, Miß Brande, kommen Sie herein.«

»Ja, kommen Sie herein, liebe Freundin. Ich bin seit einer Stunde wach,« sagte die liebliche Stimme Estelle's.

Barbara ging hinein und setzte sich neben die Koje, in welcher die Dame lag.

»Vermuthlich sind Sie durch den Lärm auf dem Verdecke geweckt worden, Madame?«

»Ja.«

»Wir ließen den Anker fallen und refften die Segel. Wir sind in der Nähe der Insel,« sagte Barbara, die ihren Gast auf die guten Nachrichten vorbereiten wollte.

»Endlich bei der Insel! Es ist jetzt fast Sonnenaufgang! Wie bald werden wir landen?« fragte Estelle, indem sie sich hastig auf dem Ellnbogen erhob und die langen, schwarzen Locken zurückstrich, die unter ihrer Haube hervorgedrungen waren.

»Sie können Ihre Tochter in einer Stunde sehen,« antwortete Barbara.

Das Gesicht Estelle's strahlte vor Freude.

»Sie können sie sogar noch früher sehen, wenn Sie im Stande sind, sich schnell anzukleiden!« fuhr Miß Brande fort.

»Susanne, mein Hauskleid! Gieb mir meine Schuhe! Bringe mir die Haare in Ordnung. Theuerste Barbara, ich werde bereit sein sobald Sie das Boot fertig haben,« sagte Estelle und verließ ihre Koje.

»Es ist nicht nöthig, daß wir das Boot in Bereitschaft setzen,« sagte Miß Barbara bedeutungsvoll.

»O! Barbara, was meinen Sie?« rief die Dame, welche in ihrer Toilette inne hielt und ihre Freundin ängstlich ansah.

»Etoile ist Ihnen sehr nahe!«

»Wo? wo?« rief Estelle, indem sie aufsprang und nach der Thüre zu ging.

»Beruhigen Sie sich, so werde ich Sie bald zufrieden stellen,« antwortete Barbara, ergriff ihre Hand und ließ sie sanft, aber fest wieder niedersetzen.

»Nur ein Wort – ist sie in Sicherheit?«

»In Sicherheit, unverheirathet, unverletzt, ja, bis jetzt auch noch unvorbereitet, ihre Mutter zu sehen. Hören Sie mich, Estelle. Ich will Ihnen Alles sagen – in einer halben Stunde werde ich Sie zu Ihrer Tochter führen.«

»O, ist es möglich! Wache ich und bin ich bei Verstand? Soll ich Etoile sehen?«

»In weniger wie einer halben Stunde! Beruhigen Sie sich und hören Sie mich an,« sagte Barbara, und erzählte ihr dann alle Umstände, den Schiffbruch, die Rettung Willful's, die darauf folgende Aufklärung zwischen Etoile und ihm in Bezug auf ihren Vormund, die Ankunft Luxmore's, den Fluchtversuch Etoile's, den gegen sie ausgeübten Verrath, ihre Entführung durch Luxmore, ihren verzweiflungsvollen Versuch, nach dem Schiffe zu schwimmen, und ihre Rettung durch Willful Brande, die Erscheinung Luxmore's auf dem Verdeck, und schließlich dessen schmachvolle Vertreibung von dem Schiffe. Dann schloß sie mit den Worten:

»Und da ich es nun für nothwendig hielt, daß sie ausruhete, ehe sie wieder in Aufregung versetzt wurde, so habe ich es unterlassen, von ihrer Mutter zu sprechen, und sie dem Schlafe überlassen.«

»O, erlauben Sie mir, sie im Schlafe betrachten!« bat die Dame mit gefalteten Händen.

»Zuerst will ich sehen, ob sie schläft, Madame,« antwortete Barbara und verließ das Zimmer.

Sie kehrte nach wenigen Minuten zurück und sagte: »Sie schläft den Schlummer tiefer Erschöpfung – Sie können leise eintreten.«

Estelle ging mit wild klopfendem Herzen und angehaltenem Athem in das gegenüberliegende Staatszimmer, setzte sich neben die Koje und blickte auf ihre Tochter. Es war ein schönes Bild. Der eine schneeweiße Arm lag zusammengebogen auf dem Kissen und stützte ihr blühendes Gesicht; ihre weißen Augenlider waren leicht über die veilchenblauen Augen gesenkt, die Wimpern lagen zart gezeichnet auf ihren frischen, rosigen Wangen. Das goldene Haar strömte in blitzender Unordnung über ihre Stirn, die eine Seite des Gesichtes und des Busens, und ihr anderer Arm hing graciös über die weiße Decke herab.

Estelle blickte in einer Art stillen Entzückens auf ihr liebliches Kind, voll Sehnsucht, aber doch auch voll Furcht, sie auch nur leicht zu berühren. Endlich wurde die Versuchung, die Lippen auf dieses Engelsantlitz zu drücken, unwiderstehlich, und der erste Kuß der Mutter fiel leise, wie ein Rosenblatt auf den Winterschnee,

auf die reine Stirn des Mädchens. So sanft die Berührung auch war, fühlte sie Etoile doch in ihrem Schlafe; ihre Rubinlippen öffneten sich lächelnd und ihre Lider theilten sich zur Hälfte.

Estelle, die fürchtete, sie zu erschrecken, stand auf und entfernte sich aus dem Schlafzimmer.

Eine halbe Stunde später kam Barbara herein. Etoile lag vollständig wach, mit halbgeöffneten Lippen und träumerisch verschleierten Augen da.

»Wie befinden Sie sich, Theuere?« fragte Barbara.

»Ach, Miß Brande, welchen lieblichen Traum habe ich gehabt! Er war so lebendig, daß ich kaum die Illusion verscheuchen kann! Ich träumte von meiner Mutter; ich glaubte, sie lebe und habe mich gefunden. Es war mir, als ob sie an meinem Bette sitze, und o! sie war so schön! so schön! Ganz, wie ich sie mir gedacht habe! Genau, wie das Bild, das ich von ihr gemalt habe, und nur viel himmlischer! Ich träumte, sie beuge sich herab und drücke den sanftesten Kuß auf meine Stirn, und während ihre Lippen noch auf meiner Stirn ruheten und ihre weichen schwarzen Locken meine Wangen berührten, wachte ich auf und fand, daß es nur ein Traum war! Und doch erscheint es mir trotzdem immer noch so wirklich, daß ich kaum glauben kann, daß ich geträumt habe,« sagte Etoile, indem sie die Augen schloß und lächelte, wie um das Bild wieder heraufzubeschwören.

»Aber wenn es nun kein Traum, gewesen wäre, liebes Mädchen?« fragte Barbara mit bewegter Stimme.

Die Augen Etoile leuchteten vor Erstaunen und Freude, und sie erbleichte und erröthete abwechselnd.

»Wenn es nun Wahrheit gewesen wäre – wenn Ihre Mutter in Ihrem Schlummer neben Ihnen gesessen und sich entfernt hätte, als Sie erwachten?«

Ein wildes Gewühl von Empfindungen ließ ihr Gesicht erröthen und erbleichen, und raubte ihr den Athem, während sie eifrig lauschte.

»Wie, wenn Ihre Mutter in Newyork Madeleine getroffen, von Ihrem Dasein und Ihrem Wohnorte gehört und sich auf dieses nämliche Schiff begeben hätte, um Sie auf der Insel zu suchen?«

»O, so ist es! So ist es! Ich habe meine Mutter gesehen! Ich habe ihren Kuß gefühlt!« rief Etoile, die wie eine vom Sturme geschüttelte Rose bebte – »wo, wo ist sie jetzt, Miß Brande?«

»Hier, mein geliebtes Kind. Hier, mein lange verloren gewesener Liebling!« rief die Stimme der Dame, als sie die Thüre öffnete und eintrat.

Etoile richtete sich auf, wurde von den geöffneten Armen der Dame umschlossen, und sank, nur das Wort »Mutter« murmelnd, ohnmächtig an deren Busen. Keine Vorsicht hätte Etoile auf ein solches Zusammentreffen vorbereiten können. Es mußte sie nothwendiger Weise überwältigen.

»Die Freude tödtet nie – beunruhigen Sie sich nicht,« sagte Barbara mit Thränen in den Augen, und ließ die Mutter und das Kind allein.

Wer kann diese aus vielen Gründen unbeschreibliche erste Zusammenkunft beschreiben? Wer kann sich die erste gewaltige Bewegung, die seltsame, träumerische Freude, die unzusammenhängenden Worte, die schnellen Fragen nach der früheren Geschichte einer Jeden, die athemlose Spannung und die unverständlichen Antworten, die warmen Umarmungen, die langen Pausen, während deren die Gestalt des Mädchens von den Armen der Mutter umschlungen wurde, und endlich die ruhigere Stunde, wo sich diese gewaltige Bewegung gelegt hatte und Beide ruhig neben einander lagen, die Geschichte ihres Lebens verglichen, oder vielmehr Etoile die ihrige auf die lebhaften Fragen ihrer Mutter ausführlich erzählte, *nicht* vorstellen?

Sie sahen wie zwei liebliche Schwestern aus – die eine so dunkel, die andere so weiß, aber Beide einander-an Zügen, Gestalt und Miene doch sehr ähnlich, und Beide so wunderbar schön!

Die Prophezeiung beider Herzen war jetzt erzählt, die Mutter hatte ihr Kind gefunden – das Kind seine Mutter! Und sie vergaßen für den Augenblick die ganze Welt.

Barbara zögerte lange mit dem Frühstück, aber als es neun geschlagen hatte, glaubte sie, daß sie die beiden eifrig beschäftigten Wesen ihrer eigenen Gesundheit willen rufen müsse. Sie ging daher an die Thüre des Staatszimmers, klopfte und sagte:

»Das Frühstück wartet, Mylady.«

»Ich danke Ihnen, Miß Brande,« sagte Estelle, die sofort die Thüre öffnete und ihre Tochter in ihr eigenes

Staatszimmer führte, wo sie Susanne Copsewood erwartete.

»Kleines schiffbrüchiges Mädchen, Du mußt die Kleider Deiner Mutter tragen,« sagte die Dame, als sie das Mädchen neben die Koje setzen ließ. Als sie dann Susanne sah, setzte sie hinzu:

»Etoile, dieses junge Mädchen ist die treue Freundin, von welcher ich Dir gesagt habe. Susanne, sprich mit meinem Kinde.«

Aber die arme gute Susanne war zu tief gerührt zum Sprechen, und nahm nur die Hand des Mädchens, führte sie an die Lippen und brach in Thränen aus. Etoile drückte ihr die Hand und blickte ihr dankbar in das Gesicht. Dann kleidete Susanne voll zärtlichen Eifers ihre »junge Herrin«, wie sie die Tochter ihrer Gebieterin nannte, an, und bald darauf gingen sie zum Frühstück hinaus. Der Tisch war in der Kajüte gedeckt und Barbara führte den Vorsitz.

»Ich vermisse Jemand hier – meinen Liebling Willful, der mir jetzt als der Retter des Lebens meiner Tochter doppelt theuer ist. Wo ist er, Miß Brande?« fragte die Dame, als sie sich niederließen.

»Willful will sich nicht aufdrängen, aber ich weiß, daß er Ihnen doch gern seine Achtung erweisen würde, Madame,« antwortete Barbara.

»Dann lassen Sie ihn gefälligst rufen.«

Barbara stand auf und rief Ihren Bruder.

Willful trat mit einer Verbeugung in die Kajüte. Die Dame blickte auf und reichte ihm die Hand.

»Mr. Brande, alle menschlichen Worte und Danksagungen sind zu arm und zu schwach, als daß sie ausdrücken könnten, wie viel ich Ihnen für den Schutz meines Kindes schulde. Gott gebe, daß ich künftig im Stande bin, Ihnen zu beweisen, Willful, was jetzt fühle,« sagte die Mutter, deren Busen wogte und deren Augen überströmten.

Willful führte die Hand der Dame ehrfurchtsvoll und graciös an seine Lippen und sagte:

»Madame, es hat mich glücklicher gemacht, wie ich es je zu sein verdiente, daß ich, wenn auch in so geringem Grade, im Stande gewesen bin, Ihnen zu dienen, und –« er hielt plötzlich inne und warf einen flüchtigen, schüchternen Blick auf Etoile. Die Dame folgte diesem Blicke und sah das Erröthen des Jünglings und des Mädchens, als sich ihre Augen begegneten. Sie sah es, begriff es und dachte:

»Steht es so? Nun, er hat ihr das Leben und die Ehre gerettet! Er möge nur die schönen Verheißungen seiner Jugend erfüllen! Wenn er ihrer würdig und die richtige Zeit kommt, so soll er sie haben.«

»Setze Dich, Willful, und trinke eine Tasse Kaffee,« sagte die Schwester, um die lästige Pause zu unterbrechen. Er nahm Platz, und das Frühstück ging weiter. Nachdem es vorüber war, fand in der Kajüte eine Berathung statt. »Es wird für Sie nothwendig sein, Mylady, daß Sie nach der Grafschaftsstadt gehen und die gesetzlichen Schritte thun, durch welche Sie in den Stand gesetzt werden, die Vormundschaft über Ihre Tochter und deren Erbtheil zu übernehmen. Die Grafschaftsstadt ist Eastville, die, wie

Sie wissen, hinter meiner alten Heimath auf der Landspitze liegt. Wenn Sie es daher wünschen, werden wir sofort nach der Landspitze fahren,« sagte Barbara.

Die Dame willigte schnell ein, und eine halbe Stunde später wurde der Anker aufgewunden und das Schiff segelte nach dem neuen Bestimmungsorte ab.

SIEBENUNDVIERZIGSTES KAPITEL. DIE WIEDERVEREINIGUNG.

Um elf Uhr ging die Meerkönigin bei der Landspitze vor Anker; das große Boot wurde ausgesetzt, und die Mutter und die Tochter stiegen mit Barbara und deren beiden Brüdern in dasselbe und ließen sich nach dem Lande bringen. Sie landeten und stiegen die Anhöhe hinauf. Oben holten sie den alten Neptun mit einem Korbe Krabben in der Hand ein. Seine Herrin nahm ihn auf die Seite und fragte ihn:

»Ist Jemand gekommen, Neptun?«

»Ja wohl, Kind, heute früh – vier, fünf feine Leute und der feine, englische Lord, der vor ein paar Jahren hier war. Amphy ist hinaufgegangen, um das Mittagessen zu kochen. Ich will jetzt die Fische hinauftragen.«

»Ganz gut, geh' vorwärts,« sagte Barbara, und kehrte dann zu Estelle zurück. Sie näherten sich dem Hause.

»Es scheint, als ob das Haus bewohnt wäre,« sagte Estelle.

»Madame – ja! Es ist für jetzt bewohnt!«

Sie stiegen die Stufen hinauf und blieben einen Augenblick an der Thüre stehen.

»Mylady!« sagte Barbara, »Sie haben gute Nerven, und die große Selbstbeherrschung, welche sie geben – üben Sie dieselbe jetzt aus!«

»Miß Brande, was meinen Sie?« fragte Estelle etwas unruhig.

»Ich habe Ihnen gesagt, daß Ihre Eltern Sie aufsuchten!«

»Ja; nun?«

»Sie sind nicht weit entfernt, kommen Sie in Ihr altes Schlafzimmer, nehmen Sie den Hut ab und ruhen Sie ein paar Minuten aus,« sagte Barbara, indem sie die Thüre öffnete und Estelle und ihre Tochter in ein Hinterzimmer führte. Während sie dann ihren Anzug ordneten, ging sie in die Wohnstube und schloß die Thüre hinter sich. Und obgleich sich eine vornehme Dame und drei Herren dort befanden, führte sie doch den Finger als Warnung zum Schweigen an die Lippen und ging gerade auf den jüngsten dieser Herren zu. Er stand auf, um sie zu empfangen, und sagte in leisem Tone:

»Miß Brande, Ihr Brief hat nicht allein mich, sondern, wie Sie wissen, unsere ganze Gesellschaft – Sir Parke, Lady Morelle und Lord Dazzleright hergebracht. O, Barbara! Sie können uns doch nur eine begründete Hoffnung gegeben haben?«

»Sprechen Sie leise, Lord Eagletower! Sie ist nicht weit. Sie weiß Nichts von Ihrer Anwesenheit.«

Sir Parke, der auf den Ort zugekommen war, wo sie standen, hörte diese Nachricht und taumelte, als ob er hätte fallen wollen. Lady Morelle eilte an seine Seite und

führte ihn nach dem nächsten Stuhle, trocknete die Tropfen auf seiner Stirn und hielt ihm das Riechfläschchen vor. Mylady besaß jedenfalls von der ganzen Gesellschaft die größte Gefaßtheit. Sobald der alte Vater feste Fassung wiederfand, führte Barbara Lord Montessor auf die Seite und sagte ihm:

»Ich will sie jetzt hereinführen. Es wird das Beste sein, wenn Sie und Lord Dazzleright sich auf ein paar Minuten entfernen.«

Er nickte – er konnte kaum sprechen – denn er war gleichfalls in hohem Grade erschüttert.

Barbara eilte hinaus und stand Estelle gegenüber, welche sie dort so statr und weiß, wie Marmor, mit fest auf das Wohnzimmer gerichteten Augen, traf.

Barbara schloß die Thüre, ergriff ihre Hand und führte sie ein paar Schritte in das Zimmer zurück.

»Mylady – theuere Freundin, was fehlt Ihnen?«

»Montessor! Montessor! Wenn ich jemals die Stimme Montessors gehört habe, so hörte ich Sie jetzt eben! O, sie war so leise, aber ich habe sie doch gehört!«

»Ja, Sie haben sie gehört! Fassen Sie sich, theuere Freundin, raffen Sie Ihre Kraft zusammen und gehen Sie hinein! Lassen Sie Miß Etoile einen Augenblick hier bei mir,« und sie machte die Thüre auf.

Estelle ging hindurch und trat in das halbdunkle Wohnzimmer – das Gewühl in ihrem Geiste ließ sie Nichts deutlich erkennen – sie unterschied daher Anfangs keinen von den Anwesenden.

Aber eine bejahrte Gestalt schwankte auf sie zu, sank an ihre Brust und sagte:

»O, Estelle – mein Kind! mein Kind! Kannst Du Deinem alten Vater verzeihen?«

Sie sank zu seinen Füßen, küßte seine Hände, und sagte:

»Verzeihen Sie und segnen Sie *mich*, mein Vater.«

Aber Sir Parke, der gedemüthigte und gebrochene alte Autokrat, konnte nur weinen, sie aufheben und zu ihrer Mutter führen, die sie unter Thränen in ihre Arme schloß. Estelle setzte sich zwischen sie auf das Sopha und weinte, während sie ihrer Mutter die Hände drückte, oder die Wange ihres Vaters streichelte, und ihnen von dem verlorenen Kinde erzählte, das sie auch wieder gefunden habe. Dann wurde Etoile hereingebracht und ihren Großeltern vorgestellt, die ihre Schönheit voll Stolz und Freude betrachteten.

Aber endlich sagte Lady Morelle:

»Es wartet noch Jemand darauf, daß er unsere Estelle sehen darf. Kommen Sie, Sir Parke, nehmen Sie Ihre Enkelin an die Hand, lassen Sie uns in das andere Zimmer gehen und geben Sie Diesem treuen Freunde Gelegenheit, seine Sache zu führen.«

Der Baronet stand auf, ergriff die Hand Etoile's und ging in Begleitung seiner Frau in das Hinterzimmer.

Estelle sank auf das Sopha – das Klopfen ihres Herzens war fast hörbar.

Es verfloß ein Augenblick und Lord Eagletower befand sich im Zimmer und an ihrer Seite.

Was von irgend einer Seite zuerst gesprochen wurde, hätten sie nicht sagen können! – Wie sollte es ein Anderer im Stande sein? Es war eine bewegte Zusammenkunft, bei welcher jedes zuerst nur erfuhr, daß keines seine Gesinnung gegen das andere geändert habe. Lord Eagletower erfuhr die Bedeutung des Opfers, welches sie gebracht habe. Und sie erkannte, daß ihre lange Selbstaufopferung unnöthig gewesen war.

Und endlich sagte er:

»Meine Estelle! Meine Geliebte! Meine Gattin! Du glaubtest, daß ich Dich jemals vergessen und eine Andere heirathen könnte? Nie! O, meine Theuerste! Du bist während dieser Jahre der Abwesenheit nur immer fester mit meinem Herzen verwachsen, nur immer inniger an meine Seele gefesselt worden! Meine Gattin! Meine bessere Hälfte, nicht jetzt, nicht nur heute, sondern immer und stets von Ewigkeit zu Ewigkeit die Meinige! O, Schwergeprüfte! Glaubtest Du, daß die Zeit oder die Abwesenheit die Macht hätten, Dich aus meinem Herzen zu verbannen, oder daß eine Andere jemals Deinen Platz dort ausfüllen könnte? Das ist unmöglich und der Gedanke eine Lästerung. Nein, Estelle, – theuerste Gattin! Kostbarster Schatz meines Herzens! Nein. Ich habe unter vielleicht eben so schönen und anziehenden, liebenswürdigen Frauen gelebt, wie meine Estelle ist. Aber keine Einzige von ihnen ist mein gewesen, oder konnte es jemals werden, weil mein Herz vollständig gefüllt war. Ich habe mich unter ihnen bewegt und meine Augen haben sich, wie andere, an dem Anblicke ihrer Schönheit und

Gracie erfreut, aber ohne das geringste Verlangen nach einer von ihnen. Ich habe mich unter den Schönen bewegt, als ob ich ein glücklicher Gatte sei, dessen ganzes Herz von dem Weibe seiner Wahl erfüllt ist. Denn mein Herz war voll von der Liebe zu meiner einzigen möglichen Gattin, obgleich sie eine andere Hemisphäre durch ihre Gegenwart beglückte!«

Wir wollen den Schleier fallen lassen. Das Zusammenreffen zwischen so schmerzlich geprüften, so lange getrennten, so unerwartet wieder vereinigten Herzen ist fast zu heilig für eine Beschreibung.

Es bleibt uns nur noch wenig zu berichten übrig.

Am nämlichen Nachmittage brachte ein nach Eastville geschickter Bote den würdigen Doctor Goodloe mit einer Trauungslicenz zurück, und noch ehe die Sonne unterging, war Estelle Lady Eagletower.

Sie blieben noch einige Tage auf der Landspitze, während deren sich Lady Eagletower um die Vollmacht einer Vormünderin, über die Person und das Besitzthum ihres Kindes bewarb, und sie erhielt. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß dieses Kind von Lord Eagletower mit väterlicher Liebe aufgenommen wurde.

Ein paar Tage darauf segelten sie nach Washington ab, wo Lord Eagletower Depeschen erhielt, welche ihm befahlen, sich sofort in wichtigen diplomatischen Geschäften an den – Hof zu begeben. Er gehorchte sofort und reis'te in Begleitung seiner Gemahlin und ihrer ganzen Familie ab.

Willful Brande sollte sie dort besuchen, so bald es ihm seine Berufspflichten erlaubten. Lord Dazzleright wiederholte seinen Antrag gegen die schöne Amazone, aber Barbara lehnte den Mann und seine Adelskrone dankbar und fest ab.

Susanne Copsewood heirathete Mr. Gridley, »Gentleman« Lord Eagletower's, und Beide stehen noch im Dienste ihrer früheren Gebieter. Susanne ist vollständig von ihrer kurzen Gespensterfurcht geheilt, und sogar in Bezug auf das Wiedererscheinen der Gestorbenen noch ungläubiger, wie früher, denn sie hat bei wiederholten vertrauten Unterhaltungen mit ihrer Herrin entdeckt, daß die angebliche Erscheinung des Geistes Blanche Brande's, welcher den alten Familienkirchhof heimsuchte und zu ihrem Fenster hereinblickte, Niemand anders gewesen ist, wie ihre theuere Herrin Estelle, die, durch den Schmerz ruhelos gemacht, jede Nacht ihr schlafloses Lager verlassen hatte, um ein paar Stunden zwischen den einsamen Gräbern umherzuwandern.

Es sind Jahre verflossen. Lord und Lady Eagletower leben in hohem Glanze, von der interessanten Familie umringt, am dem Hofe im Orient, wo er Gesandter ist.

Das Schicksal Luxmore's ist unbekannt.

Barbara Brande beschifft noch immer den Ocean, und will ihn nur verlassen, wenn ihr Bruder Willful, der jetzt Marinecapitain ist, mit seiner Braut vereinigt sein wird

– und dies ist Niemand anders, wie Etoile L'Orient, die liebliche Inselprinzessin.